E 70122

I/TE

Der evangeliſche Proteſtantismus

in

ſeiner geſchichtlichen Entwicklung

in

einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt

von

Dr. K. R. Hagenbach,

Prof. der Theol. in Baſel, der hiſtor. theol. Geſellſchaft in Leipzig ord. Mitglied.

Zweiter Theil:

Vom dreißigjährigen Kriege bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts.

Leipzig,

Weidmann'ſche Buchhandlung

1839.

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
Professor in Basel.

Vierter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1839.

Digitized by Google

BR301
H3
v.4

Vorwort.

Nur Weniges habe ich dieſem Bande vorauszuſchicken, da das, was ſonſt die Vorrede zu ſagen pflegt, in der Einleitung zur erſten Vorleſung ſelbſt geſagt iſt. Vor allem eine zwiefache Entſchuldigung: einmal in Beziehung auf die Verſpätung und dann auf den Umfang dieſes Bandes. Wenn ich nämlich (Vorw. zu Bd. III. S. VI.) die Hoffnung ausgeſprochen hatte, in Jahresfriſt den vierten Band als den Schluß des Ganzen erſcheinen zu laſſen, ſo ſind aus einem Jahre zwei geworden und ſtatt des Schluſſes erſcheint nur ein Fortſchritt nach dem Schluſſe hin. Ueber beides giebt indeſſen die einleitende Vorleſung gleichfalls die nöthige Auskunft. Was die Sache ſelbſt betrifft, ſo kann ich nur für das Wohlwollen danken, mit dem die bisherige Arbeit von dem hörenden und leſenden Publikum, wie von den ſachkundigen Richtern iſt aufgenommen worden. Die ſchonende Beurtheilung, die mir von verſchiednen Seiten widerfahren iſt, auch da wo ſie von gegründeten und eben darum ſehr dankenswerthen Ausſtellungen begleitet war, konnte mir nur ein Sporn werden, auf die Bearbeitung dieſes Bandes noch größere Sorgfalt zu verwenden, als auf die frühern. Auch hat einiges von dem, was die Recenſenten in dem vorigen Bande vermißten, hier erſt ſeine Stelle gefunden. Wenn ich nun zwar auch dießmal, in Beziehung auf die äußere und politiſche Geſchichte des Proteſtantismus (namentlich bei der Dar-

ſtellung des 30jährigen Krieges), genöthigt war, mehr ſchon Bekanntes wieder zu erzählen, als neue Forſchungen ans Licht zu fördern (obwohl doch auch in der franzöſiſchen und Veltliner Verfolgungsgeſchichte einige bisher minder bekannte Züge herausgehoben worden ſind), ſo hoffe ich dagegen, daß die innere Entwicklungsgeſchichte, auf die es mir beſonders ankam, die Spuren eigner Forſchung und wo dieſe aus Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln nicht immer in vollem Umfange geſtattet war, doch des eignen Nachdenkens und der ſelbſtſtändigen Combination an ſich tragen werde. Uebrigens iſt auch eben dieſes Nachdenken ſelbſt wieder durch treffliche Vorarbeiten auf dieſem Gebiete, ſo wie durch die belehrenden Winke, die mir von kritiſcher Seite her zu Theil wurden *), vielfach geweckt, geleitet und erleichtert worden, ſo daß ich auch hier mit keinen eigenliebigen Anſprüchen, ſondern nur mit neuem Dank für das, was ich ſelbſt über der Arbeit gelernt und genoſſen habe, und mit dem Wunſche vor meine Leſer trete, daß ſie darin einiges zu ihrer Erbauung und Belehrung Dienliches finden mögen.

Durch die dankenswerthe Vorſorge der Verlagshandlung iſt es trotz der Entfernung des Druckortes möglich geworden, dieſem Bande eine größere Correctheit als den frühern zu geben. Bloß S. 108. Z. 8. v. u. beliebe der Leſer nach „alle" das Wort „Unthaten" einzuſchalten. S. 116 in der Ueberſchrift iſt „Vilmergerſchlacht" zu leſen. S. 368. Z. 13. v. u. iſt das Wort „uns" zu tilgen.

Baſel, in den Sommerferien 1839.

Der Verfaſſer.

*) Namentlich verdanke ich in dieſer Hinſicht manches den Beurtheilungen in Rheinwalds Repertorium, in der Jenaiſchen Literaturzeitung und den Heidelberger Jahrbüchern.

Inhalt.

Seite

Erste Vorlesung. Einleitung. Plan. Zustand des Protestantismus in den nichtdeutschen Habsburgischen Ländern vor Ausbruch des 30jährigen Krieges. Der böhmische Krieg und seine Folgen. 1

Zweite Vorlesung. Der deutsche Krieg. Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig. Herzog Georg Friedrich von Baden. Tillys Siege bei Wimpfen, Höchst und Lutter am Barrenberge. Sein Charakter und der Wallensteins. Belagerung Stralsunds. Das Restitutionsedict und dessen Folgen. Gustav Adolf. Rückblick auf Schwedens Reformationsgeschichte. Sein Erscheinen in Deutschland und sein Verhältniß zu den deutschprotestantischen Fürsten. Convent zu Leipzig. Schwedens Bündniß mit Frankreich. Magdeburgs tragisches Schicksal. . 23

Dritte Vorlesung. Thodänus über die Zerstörung von Magdeburg. Weiterer Fortgang des Krieges. Schlacht bei Leipzig. Ueber Gustav Adolfs Absichten. Wiederauftreten Wallensteins. Gustav Adolf im Herzen Deutschlands. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod. Sein Bild, von Chemnitz und Andern gezeichnet. Christina. Paul Flemmings Siegesgesang. 45

Vierte Vorlesung. Der dreißigjährige Krieg nach Gustav Adolfs Tod. Der Heilbronnische Bund. Wallensteins Ende. Schlacht bei Nördlingen. Bernhard von Weimar. Greuel des Krieges. Ueber Ferdinand II. Der westphälische Friede unter Ferdinand III. Protestantismus in Frankreich. Belagerung von La Rochelle. Gnadenedict von Nismes. Richelieu und Pater Joseph. Politisches Verhalten der Protestanten. Neue Verfolgungen und Bedrückungen. Ludwigs XIV. Bekehrungsversuche und Schicksale der Protestanten bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes. 68

Fünfte Vorlesung. Betrachtungen über die Verfolgungen unter Ludwig XIV. Die Aufhebung des Edicts von Nantes und

Seite

seine Folgen. Beispiele von Standhaftigkeit. Ambrosius Borely, der alte Sevenole. Aufnahme der Refugianten im Brandenburgischen und anderwärts. Stimmen in der katholischen Kirche über Ludwigs Verfahren. Allgemeine Betrachtungen. . 92

Sechste Vorlesung. Ueber den Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die verschiednen Confessionen. Zustand des Protestantismus im übrigen Europa. Der Norden. Christinas Uebertritt zur katholischen Kirche. England und Schottland. Uebertritt deutscher Fürsten zum Katholicismus. Straßburg und die Pfalz. Protestantismus in Ungarn. Schicksale desselben in der Schweiz. Der Veltliner Mord und die Bündner Unruhen. Die erste Vilmergerschlacht. Eine Stimme aus jener Zeit über protestantisches Märtyrthum. 116

Siebente Vorlesung. Innere Geschichte des Protestantismus. Plumpe Polemik und Intoleranz. Unionsversuche. Der Leipziger Convent. Das Thorner Gespräch. Georg Calixt. Synkretistischer Streit. Casseler Religionsgespräch. Duräus. Maßnahmen des Churfürsten von Brandenburg. Paul Gerhardt und sein Schicksal. Vermächtniß an seinen Sohn und Tod. . 140

Achte Vorlesung. Paul Gerhardt und die deutschen Liederdichter. Einige Bemerkungen über die Veränderungen in den Gesangbüchern. Die Erbauungsschriftsteller: Heinrich Müller, Christian Scriver. Dessen Seelenschatz und Gottholds zufällige Andachten. 163

Neunte Vorlesung. Fortgesetzte Polemik. Ende der synkretistischen Streitigkeiten. Philipp Jakob Spener. Vergleichung mit Calixt. Seine Jugend. Sein Aufenthalt in Straßburg und Frankfurt. Seine Verdienste um den religiösen Jugendunterricht. Collegia Pietatis. Pia desideria. Seine Gegner und Freunde. Gerüchte über ihn. Sein Ruf nach Dresden. . . . 185

Zehnte Vorlesung. Die pietistischen Händel. Leipziger Pietisten. Speners Ruf nach Berlin. Die Universität Halle. Streit über die Mitteldinge. Spener über Tanz und Schauspiel. Speners Tod. Sein Bild und Charakter. August Hermann Francke. 206

Eilfte Vorlesung. Die Franckeschen Stiftungen. Ueber das Wesen des Pietismus. Geschichte der reformirten Theologie. Akademie von Saumur. Streit über die hebräischen Vokalzeichen. Formula consensus. Verfolgungen von Johann Keller und Michael Zingg. Samuel Werenfels. 228

Zwölfte Vorlesung. Das tiefere Glaubensleben und die geistliche Poesie in der reformirten Kirche. Joachim Neander. Louise

Seite

Henriette, Churfürſtin von Brandenburg. Die anglikaniſche Kirche von Karls I. Tod bis auf Wilhelm von Oranien. Cromwells Charakter. Der Puritanismus. John Milton. Georg Fox und die Quäker. 252

Dreizehnte Vorleſung. Das Weſen des Quäkerthums. Einzelne Schwärmereien. William Penn und die Niederlaſſung in Pennſylvanien. Robert Barclay und die Lehre der Quäker. Vergleichung der Quäkerſchen Lehre mit dem Pietismus. . . . 278

Vierzehnte Vorleſung. Ueber Geiſt und Buchſtaben. Einfluß der katholiſchen Myſtik auf die reformirte. Johann Labadie und Anna Maria Schurmann. Grundſätze der Labadiſten über die Kirche, die Sakramente und die heilige Schrift. Antoinette Bourignon und Peter Poiret. 302

Funfzehnte Vorleſung. Der Myſticismus und die Sectirerei in der deutſchlutheriſchen Kirche. Quirinus Kuhlmann und die Propheten. Johann Gichtel. Friedrich Breckling. De Raadt. Ueberfeldt. Die Engelsbrüderſchaft. Johanna Leade und die Philadelphier in England. Pordage, Bromley u. ſ. w. Johann Gottfried Arnold, der Advokat der Myſtiker. Ueber Schwärmerei. 328

Sechszehnte Vorleſung. Die katholiſche Kirche, beſonders in Frankreich. Jacques Bénigne Boſſuet. Seine idealiſtiſche Erklärung des Katholicismus. Sein Verhältniß zu Leibnitz. Unionsverſuche. Chriſtoph Rojas de Spinola. Innocenz XI. und die gallikaniſche Kirche. Cornelius Janſen und der Janſenismus. St. Cyran. Arnauld. Pascal. 355

Siebzehnte Vorleſung. Luther und Pascal. Die Provinzialbriefe. Moral der Jeſuiten. Fortſetzung des Janſeniſtenſtreites. Port-Royal. Vergleichung des Janſenismus mit dem Pietismus. Der Quietismus. Michael Molinos. Die Guyon und la Combe. Fénélon. 381

Achtzehnte Vorleſung. Verſtandes- und Gefühlsrichtung in der Religion. Boſſuet und Fénélon. Fénélons Unterwürfigkeit unter die Autorität des Papſtes. Seine Liebenswürdigkeit. Parallele zwiſchen Fénélon und Spener. Fénélons Tod. Seine Biographen: Ramſay und Bauſſet. Die Väter des Oratoriums. Bouthillier de Rancé und der Trappiſtenorden. Die deutſch-katholiſche Kirche. Abraham a Sancta Clara. Angelus Sileſius. Ueber Pantheismus. Die griechiſche Kirche. Cyrillus Lucaris. Die ruſſiſche Kirche. Nicon und die Raskolniken. Die Waldenſer. 404

Seite

Neunzehnte Vorlesung. Einfluß des Protestantismus auf das Staatsleben. Veit Ludwig von Seckendorf und der Christenstaat. Pufendorf. Thomasius und die moderne Aufklärung. Die protestantische Kirchenverfassung und das Kirchenrecht. Territorialsystem. Die Hexenprocesse. 430

Zwanzigste Vorlesung. Ueber Trennung der Politik von der Theologie. Aehnliches Verhältniß zwischen der Theologie und Philosophie. Neuere Geschichte der Philosophie: des Cartes, Spinoza, Locke, Leibnitz. Die Freigeister und Deisten: Herbert von Cherbury, Thomas Hobbes, Karl Blount, Shaftesbury, Toland, Collins, Woolston u. s. w. Matthias Knutsen und die Gewissener in Deutschland. Peter Bayle. 454

Einundzwanzigste Vorlesung. Ueber Denkfreiheit. Die Apologetik des Christenthums. Boyleſches Institut. Fortschritte der Naturwissenschaften und ihr Verhältniß zur Religion und Theologie. Isaak de la Peyrere und die Präadamiten. Deistische und pantheistische Naturansicht. Dämonische Wirkungen. Bekkers bezauberte Welt. Fortschritte in der Philologie und Geschichte. Rückwirkung auf die Schriftforschung. Biblische Philologie, Kritik und Exegese. Richard Simon. Coccejus und seine Schule. Wissenschaftlichkeit im Allgemeinen. Akademien und Journale. Geschichte der deutschen Sprache. Der verdorbene Geschmack im Predigen. Schuppius. Tillotson. Verfall der kirchlichen Kunst im Allgemeinen. 480

Zweiundzwanzigste Vorlesung. Das christliche Leben der Zeit überhaupt. Unterschied der frühern und spätern Zeit. Schuppius über Sabbathfeier der Alten. Traurige Zeiten nach dem 30jährigen Kriege. Ruchlosigkeiten. Der Luxus. Perrücken und Taback. Wucher. Wohlthätigkeit. Volkserziehung. Schuppius über das Schulwesen. Amos Comenius. Das Missionswesen. Katholische Propaganda. Jesuiten und Dominikaner in China. Protestantische Missionen. Peter Heyling in Abyssinien. Johann Eliot in Amerika. Englische Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern. Schlußbetrachtung. 508

Erſte Vorleſung.

Einleitung. Plan. Zuſtand des Proteſtantismus in den nichtdeutſchen Habsburgiſchen Ländern vor Ausbruch des 30jährigen Krieges. Der böhmiſche Krieg und ſeine Folgen.

Nach einer Unterbrechung von 2 Jahren trete ich wieder an der gewohnten Stätte und in dem gewohnten mir ſo theuer gewordenen Kreiſe auf, um eine Aufgabe, die ich bereits vor 5 Jahren mir geſtellt und deren Löſung ich in zwei Winterkurſen verſucht habe, in dieſem dritten um Einiges ihrer Vollendung entgegen zu führen.

Vorleſungen über Reformationsgeſchichte waren es zunächſt geweſen, durch die ich im Winter 1833 auf 34 zuerſt glaubte, die Theilnahme des größern Publikums für die Geſchichte unſrer Kirche und Religion erwecken zu ſollen, in einer Zeit, in der die Blicke vorzüglich auf die politiſchen Reformen unſres Vaterlandes geſpannt, und die Gemüther durch die bittern Erfahrungen, die wir unſres Ortes gemacht hatten, darniedergedrückt waren. Ich hatte damals allerdings nächſt dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen und erbaulichen Zweck noch einen beſondern, in den Verhältniſſen gegründeten; indem ich es darauf abſah, einer unklaren, meiſt aus eigenſüchtigen Bewegungen hervorgehenden Freiheitsſchwindelei gegenüber das Bild der ächten evangeliſchen Freiheit aufzuſtellen und an Beiſpielen zu zeigen, wie die ächt reformatoriſche Geſinnung ſowohl in dem Zweck, den ſie ſich vorſetzt, als in den Mitteln, die ſie gebraucht, ſich unterſcheide von jener ſtürmenden, wühlenden, alles auflöſenden Richtung, wie ſie ſich ſchon im 16ten Jahrhundert in gewiſſen, der Reformation fremdartigen, ja ihr ſogar feindlich entgegen tretenden Erſcheinungen darbot. Indem ich vor dieſer Ausartung auf der einen Seite warnen wollte, war es mir eben ſo ernſt damit, auf der andern Seite auf die Nothwendig-

keit eines gesetzmäßigen, auf vernünftiger Einsicht ruhenden Fortschrittes in allen Dingen aufmerksam zu machen und die Gefahr einer falschen Sicherheit aufzudecken, der es nur bei dem Alten wohl ist und die sich eigensinnig gegen alle Verbesserungen abschließt.

Ueber diesem besondern Zweck hatte ich jedoch den allgemeinern Geschichtszweck, der für alle Zeiten derselbe bleibt, nicht aus den Augen gelassen, und konnte es auch nicht, da ja die besondere Anwendung auf die damaligen Zeiten und Umstände nur aus dem Allgemeinen hervorgehen mußte. Ja, ich überzeugte mich bald, daß die rechte Anwendung der geschichtlichen Vergangenheit auf die Gegenwart nur da stattfinden könne, wo auch die Uebergänge aus der einen in die andere bekannt geworden sind. Und so entschloß ich mich denn vor 2 Jahren, an die eigentliche Reformationsgeschichte die weitere Entwickelungsgeschichte des evangelischen Protestantismus anzuschließen, und wenn ich mich nicht täusche, so schien mir sogar die Theilnahme meiner Zuhörer durch die ausführlichere Behandlung, die ich meinem Gegenstand angedeihen ließ, eher erhöht, als vermindert worden zu sein. —

Die Zeiten hatten sich unterdessen geändert; es galt weniger mehr, der politischen Revolution einen Spiegel vorzuhalten; jedoch an Anwendungen auf die Gegenwart konnte es auch da nicht fehlen. Trat auch der politische Gesichtspunkt zurück, so trat ein anderer hervor, der einem großen Theil von Ihnen und namentlich mir selbst noch weit näher liegt, als der politische; nämlich der sittlich-religiöse, der praktisch-theologische Gesichtspunkt. Hatten wir uns nämlich durch die Vorträge über die Reformationsgeschichte überzeugt, daß nur die wohlverstandene evangelische Freiheit die rechte sei, so galt es nun auch in das Wesen derselben tiefer einzudringen. Wir durften uns nicht dabei begnügen blos zu wissen, daß die evangelische Freiheit etwas anderes sei, als jene sogenannte Freiheit; sondern wir mußten auch wissen, was sie an sich selbst sei. Und hier wurden wir auf ein neues Gebiet von Gegensätzen geführt. Unter sehr verschiednen Formen zeigte sich uns das, was wir geschichtlich den evangelischen Protestantismus nannten. Hier ein starres Festhalten an dem Buchstaben des Lutherthums oder des Calvinismus dort ein

ſich Verſenken in die Tiefen des Myſticismus, dort wieder eine Verdünnung und Verflachung des urſprünglichen Lehrgehaltes der evangeliſchen Kirche in dem Socinianismus; nur wenige ausgezeichnete Männer, die zu Trägern des beſſern Geiſtes berufen ſchienen, machten eine Ausnahme. Und alle dieſe Erſcheinungen mitten in einer Zeit, in welcher der Proteſtantismus noch vielfach um ſeine äußere Exiſtenz zu kämpfen, in der er noch die Feuerprobe der Bartholomäusnächte, der ſchauderhafteſten Religionskriege, der Inquiſition zu beſtehen hatte. Auch da zeigten ſich wieder der wahre proteſtantiſche Heldenmuth, das Märtyrthum auf der einen, der falſche Trotz, die Schwärmerei, die rachſüchtige Leidenſchaft, oder auch wieder die falſche Nachgiebigkeit, die Verzagtheit, die Menſchenfurcht auf der andern Seite. Dieſe Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die nur bei einiger Ausführlichkeit der Behandlung ins Licht treten konnte, machte mir damals eine Theilung der Aufgabe nöthig. Ich hatte mir vorgenommen, die Geſchichte des evangeliſchen Proteſtantismus von der Reformation an in 3 Perioden zu behandeln, deren erſte bis auf den weſtphäliſchen Frieden, die 2te bis auf den Anfang des 18ten Jahrhunderts, die 3te bis auf unſere Zeit gehen ſollte. Nur die 1te Periode wurde vollendet und auch dieſe nicht ganz, indem ich die Geſchichte des 30jährigen Krieges, die dem weſtphäliſchen Frieden vorangeht, auf eine neue Reihe von Vorträgen verſpart habe, um dieſe damit zu eröffnen. Und ſo bleibt uns alſo jetzt noch ein Zeitraum von ungefähr 200 Jahren zu betrachten übrig, folglich ein mehr als doppelt ſo großer Zeitraum, als der war, den wir im vorletzten Winter betrachtet haben. — Sie erwarten vielleicht zum Voraus ein Verſprechen von mir, das Ganze in dieſem Winter zu vollenden; allein ich nehme Bedenken, dieſes Verſprechen zu geben. — Der akademiſche Lehrer, der einen Kreis von Zuhörern hat, die in einer beſtimmten Zeit eine beſtimmte Wiſſenſchaft ſich dem allgemeinen Umriß nach aneignen ſollen, iſt freilich an ſolche Grenzen gebunden, und er empfindet es oft ſchmerzlich genug, da karg ſein zu müſſen, wo er gern eine reichere Fülle von Thatſachen und Ideen in den Schooß der Zuhörer ausſchütten möchte. Aber hier gilt es ja nicht, ein Collegium zu leſen, nicht ein Penſum zu abſolviren oder wie man ſonſt das nennen mag. Hier gilt es, wenn ich an-

ders den Zweck ſolcher Vorträge richtig begriffen habe, lebendige Anſchauungen zu geben von Zuſtänden, die auch, von einem engern Zeitraum begrenzt, doch zu einem in ſich mehr oder weniger abgeſchloſſenen geſchichtlichen Bilde ſich vereinigen; hier gilt es, einen lebendigen Samen auszuſtreuen, der auf dem einen Acker des geſchichtlichen Bodens wie auf dem andern, gleiche Frucht bringen kann und ſoll, wenn ihm die rechte Pflege gegeben wird; und weniger kommt es auf den Stoff an ſich, als auf die praktiſche Benutzung deſſelben an. Eine ſolche Behandlungsweiſe der Geſchichte, wie ſie hier gefordert wird, bildet, wie mich dünkt, in dem Amte des Univerſitätslehrers eine ſchöne Ergänzung zu der gewohnten akademiſchen Wirkſamkeit, die erhebend und ſtärkend auf ihn zurückwirkt und die auch den Studierenden, die an ſolchen Vorträgen Theil nehmen, einigermaßen die Lücke ausfüllt, die der akademiſche Vortrag zurückläßt. Hier tritt ſeine Thätigkeit gewiſſermaßen hinüber aus der rein wiſſenſchaftlichen Lehrthätigkeit in das Amt eines Predigers. Ja, Prediger will er ſein der Wiſſenſchaft, Prediger der Geſchichte durch das lebendige Wort der Vergangenheit an die Mitwelt. So wenig nun der Prediger, wenn er die chriſtliche Gemeinde um ſich ſammelt, darauf ausgehen kann, ein ganzes Lehrſyſtem zu entwickeln; ſondern vielmehr jede einzelne Wahrheit dieſes Syſtems ſo darzuſtellen ſucht, daß ihre Beziehung zum Ganzen klar wird und der Geſammtinhalt des Evangeliums ſich in jeder einzelnen Predigt wieder abſpiegelt, ſo wenig dürfen wir hier ängſtlich die hiſtoriſche Vollſtändigkeit nach Zeit und Raum hin verfolgen, ſondern müſſen uns auf wenige Hauptzüge beſchränken, aber dieſe wo möglich zu einem lebendigen Bilde ausführen. Nicht extenſiv, ſondern intenſiv zu wirken, muß unſer Augenmerk ſein.

Eine ſolche mehr den Inhalt als die Ausdehnung der Geſchichte berückſichtigende Behandlung gebietet mir übrigens auch ſchon der Umſtand, daß der Kreis von Zuhörern, an den ich mich wende, auch nicht mehr ganz derſelbe iſt, wie vor 5 und wie vor 2 Jahren. Ich muß ihn zwar in ſeiner Geſammtheit als denſelben Kreis betrachten; und dieſe Betrachtungsweiſe hat in ſich etwas Wohlthätiges und Befriedigendes: es gilt ja nicht, ein durchaus neues Band anzuknüpfen, ſondern eins, das bereits geſchlungen

iſt, wieder aufzunehmen, und auf dieſes alte Verhältniß geſtützt, werde ich es in der Folge auch wagen dürfen, Vorausſetzungen zu machen, die ſich auf meine frühern Vorleſungen beziehn, ich werde hie und da auf dieſelben verweiſen müſſen; aber bei dem allen werde ich trachten, auch den verehrten Freunden und Freundinnen dieſe Vorträge genießbar und fruchtbringend zu machen, welche das erſtemal durch Ihre Gegenwart mich mit Ihrem Zutrauen beehren. Und ſo heiße ich denn die alten wie die neuen Freunde in dieſem Kreiſe willkommen!

Wir nähern uns alſo einſtweilen unſrer 2ten Periode, welche von dem dreißigjährigen Kriege bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts geht. Aeußeres und Inneres wird auch hier nothwendig ſich gegenſeitig bedingen müſſen. Ohne Kenntniß des Bodens, auf welchem die geiſtigen Erſcheinungen gewachſen und gediehen ſind, ſcheinen ſie uns in der Luft zu hängen und verlieren wenigſtens die Hälfte ihrer Bedeutung für uns. Ohne die äußere Stellung des Proteſtantismus zur katholiſchen Kirche und zu den damaligen Staaten zu kennen, ohne zu wiſſen, wie er jeden Fuß breit Boden, den er gewann, ſich auch jetzt noch mit Blut und Angſtſchweiß erkämpfen mußte, läßt ſich ſeine innere Entwickelung nicht beurtheilen; und wenn wir daher ſchon in den frühern Vorleſungen den Weg zu der theologiſchen Betrachtung uns bahnen mußten durch die Religionskriege in Frankreich, in den Niederlanden, in England, ſo ſind wir auch jetzt wieder genöthigt, dieſelbe blutige Bahn zu betreten. Ehe wir uns alſo zu den Füßen der Lehrer ſetzen, aus deren Munde wir die evangeliſche Wahrheit bald in größerer, bald in geringerer Reinheit vernehmen werden, müſſen wir vor allem die Feldlager des 30jährigen Krieges beziehen, müſſen ſehen, wie die eiſerne Pflugſchaar des Schwertes den Boden lockert, das Blut der Gefallenen ihn tränkt, die Thränen des Elends und der Verzweiflung ihn erweichen, ehe wir den Samen können aufgehen ſehen, den Gott indeſſen in die Furchen der Herzen geſät hatte. Eben ſo müſſen wir, nachdem wir den Schauplatz dieſes Krieges verlaſſen haben, auf andere Länder unſern Blick richten, wo abermals offene Schwerter uns entgegenblitzen, Kerker und Bande uns ſchrecken, und Bilder des mannigfachſten Elendes uns anjammern. Glauben Sie indeſſen nicht, daß ich, von meinem

theologiſchen Berufe abgehend, Sie mit politiſcher und Kriegsgeſchichte aufhalten wolle. Ich möchte ſelbſt lieber über dieſe Kapitel hinwegeilen. Aber es geht nicht. Ueber Schutt und Graus, über Leichen und Trümmer, über verödete Felder und Städte führt der Weg und wir müſſen dieſem Wege nachgehen in den Gedanken, wie ihn Gott die Väter hat gehen laſſen in der That und in der Wahrheit. Aber erwarten Sie deßwegen nicht eine ausführliche Geſchichte des 30jährigen Krieges, wie ſie der Lehrer der Weltgeſchichte giebt, und wie ſie Jeder in guten Büchern nachleſen kann. Ich werde, die Grenzen meines Berufes kennend, mich beſcheiden, nur an die allgemeinſten Vorgänge zu erinnern und nur das Material aus der politiſchen Geſchichte herbeibringen, was zur Aufführung unſres Gerüſtes nothwendig iſt. Und ſo hoffe ich, daß es uns gelingen ſoll, auch jetzt ſchon durch die Spalten und Fugen dieſes Gerüſtes hindurch einen vorläufigen Blick auf das reiche Gemälde des innern Lebens zu werfen, das ſo Gott will, in den nachfolgenden Stunden ſich uns aufthun ſoll.

Wenn ich Sie in Beziehung auf die weitläufigere Geſchichte des 30jährigen Krieges auf Bücher verweiſe, ſo bin ich Ihnen indeſſen ſchuldig, dieſe Bücher anzugeben. Oder vielleicht halten Sie dieß für überflüſſig, da Schillers Geſchichte in Aller Händen iſt? Grade darum aber glaube ich ein kurzes Wort ſagen zu müſſen. Ich knüpfe ſomit gleich an Schiller an; indem ich die Angabe der eigentlichen Quellenſchriftſteller und Chroniſten, eines Khevenhüller, Chemnitz, des Theatrum europaeum u. ſ. w. hier für überflüſſig halte*). Daß Schiller die Zeit des dreißigjährigen Krieges mit lebendigem Geiſte zu faſſen und tiefe Blicke in die Zeit deſſelben zu thun wußte, davon würde ſchon ſein Drama über Wallenſtein Zeugniß ablegen, wenn wir auch kein geſchichtliches Werk von ihm hätten. Allein grade das letztere genügt als Geſchichtswerk nicht. Vieles iſt ſeit Schiller dem deutſchen Forſcherfleiße gelungen in ein wahreres und getreueres Licht zu ſtellen; manche ſeiner Angaben und ſeiner Urtheile haben ſich ſeit dieſen gediegenern Forſchungen entweder als ungegründet dargegeben oder

*) Von dieſen Quellen habe ich leider! Khevenhüller nicht ſelbſt benutzen können. — Galletti's Geſchichte habe ich benutzt, obwohl ich ſie als Lectüre kaum empfehlen möchte.

doch gewaltig modificirt, und so wird denn doch bei aller Achtung vor dem großen Genius des Mannes nöthig sein, sich auch mit dem vertraut zu machen, was vielleicht weniger in Aller Händen ist und doch gekannt und beachtet zu werden verdient. Eine vollständige Geschichte des 30jährigen Krieges haben wir bis dahin zwar noch nicht; die Vorarbeiten dazu von Jahn hat das Feuer verzehrt; indessen behandelt der 6te und der 7te Band von Adolf Menzels Geschichte der Deutschen diesen Zeitabschnitt wenn auch nicht auf eine künstlerisch lebendige, doch auf eine sehr gründliche Weise, so daß sich manche Schillersche Irrthümer in diesem Buche berichtigt finden. Auch bei Raumer nimmt die Geschichte des 30jährigen Krieges fast die 2te Hälfte des 3ten Bandes seiner neuern Geschichte ein und dazu kommen dann mehrere Arbeiten über einzelne Männer, die diesem Zeitraum angehören, worunter ich nur an Wolfs Geschichte Maximilians I. von Baiern (4 Bde. München 1811.), an Förſters gründliche, wenn auch vielleicht nicht ganz unparteiische Schrift über Wallenstein*), in der sich ebenfalls viele Berichtigungen zu Schiller finden, an die kürzlich erschienene Lebensbeschreibung Gustav Adolfs von Gfrörer (Stuttgart 836. 37) und an die Biographie Bernhards von Weimar, von Röſe (Weimar 829. 2 Bde.), zu erinnern brauche.

Ehe wir nun der Geschichte des 30jährigen Krieges selbst näher treten, müssen wir auf den Zustand des Protestantismus in Deutschland und den kaiserlichen Erbstaaten vor Ausbruch desselben zurückkommen, wobei wir uns an das anschließen, was in den frühern Vorträgen bereits gesagt worden ist. Aus diesen frühern Vorträgen wird man sich erinnern, daß der im Jahre 1555 auf der Grundlage des Passauer Vertrages geschlossene Religionsfriede von Augsburg an sich schon ein sehr beschränkter Friede und in seinen einzelnen Artikeln nichts weniger als scharf bestimmt war. Einmal galt er nur den Lutheranern, die sich strenge an die Augsburgische Confession hielten, nicht auch den Reformirten, die im Abendmahl abweichenden Ansichten folgten. Dazu kam noch, daß die Bestimmungen über die Kirchengüter der Art waren, daß der fernere Uebertritt ka-

*) F. Förſter, Wallenstein, Herzog von Mecklenburg, Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst in seinem öffentlichen und Privatleben. Potsdam 834.

tholiſcher, namentlich geiſtlicher Reichsfürſten zum Proteſtantismus auf alle Weiſe erſchwert war; denn der ſogenannte geiſtliche Vorbehalt (über den ſich jedoch die Streitenden nicht verſtändigen konnten) verlangte, daß die katholiſchen Kirchengüter, über die ein ſolcher Fürſt geſetzt war, auch nach ſeinem Uebertritt der katholiſchen Kirche verblieben, während die Proteſtanten beſtändig dieſem Vorbehalt ſich widerſetzten. Schon dieß gab viel Anlaß zu Reibungen. Die Jeſuiten, die auch in Deutſchland immer mehr um ſich griffen, beſonders in Baiern und Oeſtreich ſtreuten den Samen der Zwietracht mit vollen Händen aus, und durch ihre Hülfe ward in den genannten Ländern der Katholicismus mit Gewalt wiederhergeſtellt. Das Einzelne zu verfolgen, würde zu weit führen. Nur von Oeſtreich einige Beiſpiele. So wurden unter Kaiſer Rudolf II. die evangeliſchen Prediger und Schullehrer aus Wien verbannt, wo ſie unter ſeinem mildern Vorfahren Maximilian II. waren geduldet worden *). Beſonders hart waren ferner die Bedrückungen in Steiermark, Kärnthen und Crain, den Ländern, welche dem Erzherzog Karl, dem Bruder Maximilians II., gehorchten. Es kam bis zur aufrühriſchen Zuſammenrottung der Landleute, welche ſich den Gottesdienſt nicht wollten rauben laſſen. Um ſo gerechter und nothwendiger erſchien dann die vermehrte Strenge. Als der vorzüglichſte Leiter dieſer Gegenreformation aber erſchien der Cardinal Melchior Cleſel, Biſchof von Wien; derſelbe Mann, der ſpäter ſogar von den noch eifrigern Jeſuiten als ein Beſchützer der Proteſtanten verdächtigt ward.

Wenn nun Baiern und Oeſtreich ſchon von Staatswegen ein mächtiges Gegengewicht gegen den deutſchen Proteſtantismus bildeten, ſo waren es außerdem noch die verſchiedenen geiſtlichen Fürſten, welche ihn gleichfalls von den ihnen zuſtehenden Territorien zu verdrängen ſuchten. So hatte ſich in Aachen eine große Zahl der Bürgerſchaft, beſonders ſeit den niederländiſchen Unruhen, dem Proteſtantismus zugewandt; ihre Zahl vermehrte ſich ſo, daß einige derſelben in den Stadtrath aufgenommen werden mußten. Der Biſchof von Lüttich aber, ein bairiſcher Prinz, in deſſen Sprengel Aachen gehörte, ruhte nicht, bis die Stadt wieder rein

*) Galletti Bd. I. S. XIV.

katholiſch wurde, was nur nach gewaltſamen Verſuchen geſchah. — Zu noch ärgerlichern Auftritten kam es in der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Donauwörth*). Auch hier hatte ſich die Zahl der Proteſtanten bedeutend gemehrt. Zugleich ſtand aber auf dieſem proteſtantiſchen Boden ein Kloſter, das Kloſter zum heiligen Kreuz, welches auf die freie Ausübung des katholiſchen Gottesdienſtes nicht Verzicht leiſten wollte. Als daher der Abt des Kloſters im Jahre 1607 trotz der Einſprache der proteſtantiſch geſinnten Bürgerſchaft eine feierliche Proceſſion vornehmen ließ, ſuchten die lutheriſchen Einwohner dieſelbe mit Gewalt zu hindern. Dieſen falſchen Eifer büßten ſie damit, daß Donauwörth in die Acht erklärt, von Herzog Maximilian von Baiern mit Krieg überzogen und ſowohl um ſeine reichsſtädtiſche Freiheit gebracht, als auch ſeiner bisherigen kirchlichen Rechte beraubt wurde.

Beſondere Verwickelungen mußten auch da entſtehen, wo ein geiſtlicher Fürſt freiwillig zum Proteſtantismus übertrat, weil grade darüber die Augsburger Friedensbeſtimmungen die Parteien im Zweifel ließen. Dieß war ſchon vor dem Ausbruche der Donauwörther Unruhen der Fall geweſen bei dem Uebertritt des Churfürſten Gebhard von Cöln, im Jahre 1582. Gebhard liebte die Gräfin Agnes von Mansfeld. Als katholiſcher Prälat konnte er ſie nicht heirathen. Er wurde reformirt und verehlichte ſich mit ihr. Nun aber wollte er auch als Proteſtant ſein Erzſtift beibehalten. Dagegen erhoben ſich der Papſt, ein großer Theil des Capitels und des Volkes. Es kam zu einem Kriege; das Stift kam in die Hände des Biſchofs von Lüttich und der Katholicismus ſiegte aufs Neue.

Solche Beiſpiele mögen hinreichen zu zeigen, wie wenig an einen dauernden Frieden zu denken war. Die Klagen über Verletzung deſſelben häuften ſich von beiden Seiten. Auch an Beiſpielen des Rücktrittes proteſtantiſcher Fürſten in die katholiſche Kirche fehlte es nicht. So trat der Markgraf von Baden 1590 wieder zum römiſchen Glauben über, und eine Ohrfeige, welche der Pfalzgraf Wilhelm von Neuburg von ſeinem zukünftigen Schwiegervater dem Churfürſten von Brandenburg erhielt, ſoll bekanntlich jenen

*) Siehe Galletti a. a. O. XVI. Schiller S. 60. Raumer III. S. 341 — 45.

bewogen haben, der protestantischen Religion sowie seiner Braut den Rücken zu wenden; (im Jahre 1614.)

Das Schlimmste bei allem diesem war, daß die Uneinigkeit der Protestanten selbst fortdauerte. Lutheraner und Calvinisten haßten sich mindestens ebensosehr, als Protestanten und Katholiken. Wo also die Reformirten verfolgt wurden, da fehlte das Mitleiden und die Theilnahme von Seiten der Lutheraner. Dieß hatte sich schon in dem Hugenottenkriege und in dem Aufstand der Niederländer gezeigt. In diesen mächtigen Religionskriegen sahen ja die steifen Lutheraner jener Zeit nichts als strafbare Empörungskriege fanatischer Unterthanen gegen ihre rechtmäßigen Herrscher. Seit nun die calvinische Lehre auch in Deutschland Eingang gefunden hatte, war auch an keine Einheit des deutschprotestantischen Fürstenbundes mehr zu denken. Churſachsen, das seiner Stellung nach am ersten berufen schien, die Rechte der protestantischen Kirche in Deutschland aufrecht zu erhalten und gegen Willkür sie zu schützen, zog sich scheu zurück und schloß sich als treuer Bundesgenosse an den Kaiser an. Luthers richtiger Grundsatz, daß man nicht durch wildes Auflehnen gegen die weltliche Macht dem Evangelium Nachdruck verschaffen, sondern der Obrigkeit in allen Dingen unterthan sein solle, wurde auch hier ohne Berücksichtigung der Umstände zu einem starren Dogma, das bis zur Ungerechtigkeit gegen die eignen Glaubensgenossen sich verhärtete. Bei diesem passiven Zustande der Lutheraner gewann natürlich der Katholicismus immer mehr Land, und es war daher den Reformirten fast ausschließlich vorbehalten, eine Schutzwehr gegen den um sich wuchernden Strom der katholischen Reaction aufzurichten. Der reformirte Churfürst von der Pfalz Friedrich V. stellte sich sonach an die Spitze der protestantischen Union im Jahre 1608, der indeß nur wenige reformirte und lutherische Fürsten und Städte beitraten*). Alsobald erhob sich als Gegendamm gegen diese Union im Jahre 1609 die katholische Liga, an deren Spitze Baiern stand. Diese Verbündungen im Reiche deuteten auf nichts Gutes. Auf dem Reichs-

*) Der bald darauf übergetretne Pfalzgraf von Neuburg, zwei Markgrafen von Brandenburg, der Markgraf von Baden und Johann Friedrich von Würtemberg. Dazu traten noch die Reichsstädte Straßburg, Nürnberg und Ulm.

tage zu Regensburg 1613 geriethen bereits die Parteien hart aneinander, und es bedurfte nur eines weitern Anlasses, um die unter der Asche glimmende Kriegesflamme wieder anzufachen."

Dieser Anlaß bot sich dar in einem Lande, in welchem die Religionsunruhen schon früher der Zunder zu einem verderblichen Kriege geworden waren. Die Anhänger Hussens in Böhmen (die Calixtiner oder Utraquisten) hatten seit den Reformationsstreitigkeiten in Deutschland wieder neuen Athem geschöpft und weniger um Nebendinge, als um die Hauptsache des freien Religionsbekenntnisses sich bekümmernd, hatten sie mit Lutheranern und Calvinisten gemeinsame Sache gemacht und gemeinsame Schicksale mit ihnen getheilt. Diese Schicksale des Protestantismus in den nichtdeutschen habsburgischen Ländern, namentlich in Böhmen und Ungarn, welche vielfach mit in die politische Geschichte dieser Länder verflochten sind, müssen wir zuerst etwas genauer betrachten.

Kaiser Rudolph II. besaß weder die Mäßigung, noch die Einsicht seines Vaters und Vorgängers in der Kaiserwürde, Maximilians II. Von den Jesuiten bearbeitet, ließ er sich zu ähnlichen Bedrückungen der Protestanten in seinen Staaten verleiten, wie sein Oheim Karl und dessen Sohn Ferdinand (der nachmalige Kaiser) im Steiermärkischen sie übten. Im Jahre 1603 begannen sich die Wirkungen davon in Ungarn zu zeigen*). Der neue Statthalter daselbst**) nahm den Evangelischen ihre Kirchen weg und ließ ihre Pfarrer durch Wallonen verjagen. Vergebens beschwerten sich die Ungarn bei dem Kaiser durch eine an ihn abgeordnete Gesandtschaft. Diese wurde mit Hohn zurückgewiesen, und als auf dem darauf folgenden Reichstag zu Preßburg im Jahre 1604 sie ihre Beschwerden aufs Neue ohne Erfolg geltend zu machen versucht hatten, da trieb die Verzweiflung sie so weit, daß sie, die bei den Christen keine Hülfe fanden, bei den Türken Schutz suchten. Der Fürst von Siebenbürgen, Stephan Bozkai warf sich zum Vermittler dieses Bündnisses und zum Rächer der Unterdrückten auf. Mit Heeresmacht erschien er vor Wien und nöthigte dem Kaiser einen Religionsfrieden für

*) Schröckh II. S. 748 — 49., und Schicksale der evangelischen Kirche in Ungarn. Leipz. 828. S. 269 ff.

**) Johann Jacob Barbiano, Graf von Belgiojoso.

Ungarn ab; im Sommer 1606. Dieß war jedoch nicht die einzige Demüthigung, welche dem Kaiſer Rudolf widerfuhr. Er wurde in einen Krieg mit ſeinem eignen Hauſe verwickelt. Immer unzufriedner zeigten ſich die Brüder mit ſeiner Regierung, und der älteſte unter ihnen Matthias ſchloß ſich mehr aus Politik als aus Neigung an die Proteſtanten im Reiche an. Die Bedrückungen, die ſie zu erdulden hatten, ſollten ihm zum Vorwande ſeiner feindſeligen Stimmung gegen den Kaiſer dienen und die kriegeriſchen Unternehmungen gegen ihn rechtfertigen. Nachdem er den ſchwachen Kaiſer dahin gebracht hatte, Oeſtreich und Ungarn noch bei Lebzeiten ihm abzutreten und ihn bereits als ſeinen Nachfolger in Böhmen zu bezeichnen, nöthigte er ihn im Julius des Jahres 1609 zu dem ſogenannten Majeſtätsbrief. In dieſer kaiſerlichen Urkunde wurde den Proteſtanten und Utraquiſten in Böhmen eine freie Religionsübung zugeſichert, und ihnen geſtattet zu Führung ihrer kirchlichen Angelegenheiten ein beſonderes Conſiſtorium niederzuſetzen. Ueber die Aufrechterhaltung des Briefes wachten ſogenannte Defenſoren (Beſchützer) des Glaubens.

Aber nur gezwungen hatte Rudolf dieſen Schritt gethan; mit nächſter Gelegenheit ſuchte er ſowohl ſeine Verbindlichkeit gegen den Bruder, als die gegen die Böhmen wieder abzuſchütteln. Die dem Matthias bereits zugeſicherte böhmiſche Krone ſuchte er mit Hülfe des Prager Reichstags ſeinem Vetter, dem Erzherzog Leopold, zuzuwenden. Dieſe Treuloſigkeit aber empörte die Gemüther. Mit Gewalt wurde Rudolf zur Abtretung genöthigt; von allen ſeinen Würden blieb ihm nur noch die Kaiſerwürde, und auch dieſe nicht mehr lange. Er ſtarb mit Anfang des Jahres 1612 und im Juni drauf ward Matthias in Frankfurt einſtimmig zum deutſchen Kaiſer erwählt. Das Schickſal des neuen Kaiſers und Königs ſchien ſomit an das der Proteſtanten aufs Engſte gebunden. Sie hatte er ja gegen Rudolf beſchützt; durch ſie ward auch er gehoben. Aber Matthias täuſchte die Erwartungen der Proteſtanten. Auch er beſchwor zwar den Majeſtätsbrief feierlich in Gegenwart der böhmiſchen Landſtände, und wirklich erfreuten ſich Anfangs die Proteſtanten des ungeſtörten Genuſſes der ihnen zugeſicherten Freiheiten. Zwei neue Kirchen erhoben ſich in Prag, nirgends wurde der Ausübung des evangeliſchen Gottesdienſtes ein

Hinderniß in den Weg gelegt*). Aber bald änderten ſich die Verhältniſſe. Schon der Umſtand, daß Matthias im Jahre 1616 ſeinem Vetter Ferdinand, dem Erzherzog von Steiermark und Kärnthen die Krone von Böhmen beſtimmte, erregte mancherlei Beſorgniſſe; denn Ferdinand war als ein entſchiedner Feind des evangeliſchen Glaubens bekannt; doch auch Ferdinand ſchwor denſelben theuern Eid, die Böhmen bei ihren Freiheiten zu ſchützen. Nachdem er im Juni 1617 von den Ständen als König der Böhmen war anerkannt worden, verließ er zwar Prag, weil er verſprochen hatte, bei Lebzeiten des Kaiſers Matthias ſich der Regierung in Böhmen zu enthalten. Aber ſchon jetzt übte er ſeinen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten durch die ihm anhangende Prieſterpartei, und Matthias ſelbſt zeigte ſich ſchlaff in der Handhabung der zugeſicherten Rechte. So gelang es allmählig den Gegnern des Proteſtantismus, den Artikeln des Majeſtätsbriefes ihre Auslegung unterzuſchieben, bis ſie es endlich wagten im offenen Widerſpruch mit denſelben zu handeln.

In dem Majeſtätsbriefe war den Bekennern des evangeliſchen Glaubens ausdrücklich das Recht zugeſtanden, „ohne irgend eine Verhinderung in den Städten und auf dem Lande neue Kirchen und Schulen zu erbauen"**), und von dieſem Rechte hatte auch die Bürgerſchaft von Prag unangefochten Gebrauch gemacht. Als aber nun die evangeliſchen Gemeinden zu Braunau und zu Kloſtergrab ſich deſſelben Rechtes bedienten, da wehrte ſolches die geiſtliche Macht. Die Kirche zu Braunau wurde auf Befehl des dortigen Abtes geſperrt; die zu Kloſtergrab ließ der Erzbiſchof von Prag, in deſſen Sprengel ſie ſtand, ſofort niederreißen. Darüber erhoben die Böhmen laute Klage. An der Spitze der Unzufriednen ſtand Graf Matthias von Thurn, kein geborner Böhme zwar, aber entſchiedner Proteſtant bis zur Leidenſchaft, und durch dieſen Eifer den Böhmen aufs Innigſte verbunden. Ein Landtag nach Prag wurde ausgeſchrieben und eine Klageſchrift an den Kaiſer erlaſſen. Der übermüthige Hofbeſcheid, es ſei die Niederreißung der Kirchen allerdings mit des Kaiſers ausdrücklichem Willen ge-

*) Förſters Wallenſtein S. 16.

**) Förſter a. a. O. S. 17.

ſchehen, goß Oel ins Feuer. Die Flamme der Empörung ſchlug aus dem Schutte der zerſtörten Kirchen empor. Es war den 23. Mai 1618 als eine Anzahl Bewaffneter auf dem Prager Schloß erſchien, an ihrer Spitze der kecke Wortführer, Paul von Titſchin *). Sie traten vor die verſammelten Statthalter und forderten ſie zur Rechenſchaft. Der Oberſt Burggraf Adam von Sternberg, der den Vorſitz führte, antwortete mit ruhiger Faſſung; trotziger zeigten ſich die dem Volke ohnedieß verhaßten Beiſitzer, der Kammerpräſident Slawata und der Burggraf Martinitz. Dieſe ſollten das erſte Opfer der Rache werden. Was einſt die Huſſiten an einigen Rathsherrn, das übten jetzt gleichſam als landesrechtlichen Gebrauch Wilhelm von Lobkowitz und einige von den andern an den verhaßten Statthaltern Martinitz und Slawata. Sie ſchleppten ſie ſo wie auch den Schreiber Fabricius Plater an die Brüſtung des Fenſters und ſtürzten ſie an 60 Fuß hoch in den Schloßgraben hinab. Keiner fiel zu Tode **) und auch die nachgeſchoſſenen Kugeln trafen nur die Mäntel. Das Benehmen rechtfertigten die Thäter nachgehends mit dem Schickſal der Königin Jeſabel und mit dem Verfahren der Römer, die ihre Verräther vom tarpeiiſchen Felſen ſtürzten ***).

Dieſer Fenſterſturz war die Loſung zum Aufruhr, der bald im ganzen Böhmerland erfolgte. Allgemeine Waffenerhebung, Einziehung der königlichen Gefälle, die Errichtung eines eignen Directoriums und die Vertreibung mehrerer Prälaten und vor allem der Jeſuiten, die als „ſcheinheilige Secte" und „giftiger Orden" in dem Manifeſt bezeichnet wurden †), waren die erſten Schritte deſſelben. Noch wäre vielleicht eine friedliche Beilegung der Mißhelligkeiten möglich geweſen, hätte Matthias den milder und klüger geſinnten Rathgebern, unter die ſogar jetzt der Cardinal Cleſel gehörte, mehr nachgegeben als der Partei ſeines Vetters Ferdinand und der Jeſuiten. Allein dieſe entſpannen gegen Cleſel, der ſelbſt ein Zögling ihres Ordens war, eine ſchändliche Intrigue und ließen

*) So ſchreibt Raumer III. 362. ſonſt gewöhnlich Rziczan. So Galletti, Förſter, u. a. Gfrörer ſchreibt Rciczan.

**) Ein Miſthaufen ſoll ſie geſchützt haben.

***) Raumer a. a. O. S. 364.

†) Förſter S. 21. 22. Galletti 7.

ihn gefangen nach Tyrol bringen. Durch Waffengewalt ſollten die Aufrührer gezähmt werden. Die kaiſerlichen Feldherrn Dampierre und Boucquoi rückten in Böhmen ein, während Graf Ernſt von Mansfeld*) mit viertauſend Streitern den Aufgewiegelten zu Hülfe eilte. So war alſo der Krieg ausgebrochen, als Kaiſer Matthias den 20. März 1619 ohne Leibeserben zu hinterlaſſen die müden Augen ſchloß. Ferdinand, auf den die böhmiſche Krone wartete, befand ſich in Wien. Die proteſtantiſche Partei ſchlug ſich bis dahin durch, und ſchon drang ein bewaffneter Haufe in die Burg ein, um Ferdinand zum Unterſchreiben der Friedensbedingungen zu nöthigen, in welchen die Religionsfreiheit gewährleiſtet war; — der Keckſte von ihnen ſoll ihn beim Knopf ſeines Wamſes gefaßt haben mit den Worten: „Nandel, ergieb dich**)!" — als eben noch zu rechter Zeit der General Dampierre erſchien und die Böhmen zum Abzug nöthigte. Ferdinand begab ſich auf den verſammelten Fürſtentag nach Frankfurt, wo er den 28. Auguſt 1619 zum deutſchen Kaiſer gewählt ward. Kaum aber war dieß geſchehn, ſo traf auch die Nachricht ein, daß die Böhmen ihn als König verworfen und ihm wegen des vielfach verletzten Majeſtätsbriefes den Gehorſam aufgekündigt hätten. An ſeine Stelle wählten die Böhmen nach längerm Schwanken das Haupt der proteſtantiſchen Union in Deutſchland, den Churfürſten Friedrich V. von der Pfalz. Friedrich, noch ein unerfahrener Jüngling von 20 Jahren, wußte nicht was er thun ſollte. Auf der einen Seite der Rathgeber ſtand ſeine erfahrene Mutter, Luiſe Juliane, die Tochter Wilhelms I. von Oranien, eine würdige Enkelin jener frommen Juliane von Stollberg, die wir früher als eine ausgezeichnete chriſtliche Fürſtin kennen gelernt haben***). Mit thränenden Augen erinnerte ſie ihren Sohn an die Unbeſtändigkeit des Glücks und den Wechſel menſchlicher Geſinnungen und rieth ihm von der Uebernahme der Krone ab. Aber der Glanz derſelben verblendete die Augen ſeiner Gattin Eliſabeth, einer Tochter Jacobs I. von England. Dieſe, ſelbſt

*) Ein natürlicher, aber kaiſerlich legitimirter Sohn des Grafen Peter von Mansfeld.

**) Die Anekdote iſt von Andern bezweifelt worden; doch giebt ſie der beſonnene Förſter wieder S. 24. vgl. Raumer a. a. O.

***) Vergl. Vorl. Bd. III. S. 178. u. 79.

eine Königstochter, glaubte auch ihren Gatten eines Thrones würdig. Lieber, so äußerte sie sich, wolle sie mit einem Könige Sauerkraut, als mit einem Churfürsten Gebratenes essen. Und diesem Rathe seiner Gattin folgte Friedrich, wiewohl mit schwerem Herzen. Am 1. November 1619 hielt er seinen feierlichen Einzug in Prag und den 4. ging die Krönung vor sich.

Aber bald legten die versammelten Churfürsten gegen die Wahl Friedrichs Protest ein, und beschworen ihn, von der Krone abzustehen. — Friedrich war, wie schon bemerkt, dem reformirten Bekenntniß zugethan, und schon darum mußten außer den Katholiken auch noch die Lutheraner Anstoß an seiner Erhebung nehmen. „Es sei Jammerschade, meinte der sächsische Oberhofprediger Matthias Hoë von Hoënegg, ein leidenschaftlicher Mann und gefährlicher Rathgeber in gefährlicher Zeit*), daß solche herrliche Länder (wie das böhmische) dem Calvin in den Rachen sollten gesteckt werden;" denn die katholische Religion an die reformirte zu vertauschen, erschien ihm, dem strengen Lutheraner, wie der Tausch eines Antichrists an den andern.

Schon dieses religiöse Vorurtheil war also dem neuen Böhmenkönig nichts weniger als günstig. Friedrich aber, statt demselben durch kluges Benehmen entgegen zu arbeiten, gab ihm durch seinen unzeitigen Reformationseifer Nahrung. In dem Aeußerlichen das Wesen des Protestantismus suchend, begann er sogleich mit dem, womit die Reformation überall enden sollte, mit der Umgestaltung des äußern Gottesdienstes und der kirchlichen Gebräuche, und dabei verfuhr er so schonungslos und gewaltsam, daß er nicht nur viele Katholiken, sondern auch manche besonnene Anhänger des Protestantismus, wie einen Matthias von Thurn damit ärgerte. Indessen war auch an diesem Unheil nicht sowohl Friedrich selbst, als wieder seine unverständige Gattin schuld, die als Puritanerin auch hier zum Aeußersten rieth. Und ihr stimmte leider! auch ein Mann bei, der sonst mancherlei Verdienste um die reformirte Kirche hatte, der pfälzische Hofprediger und Professor

*) Eine Biographie von ihm findet sich in Schröckhs Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrter. Lpzg. 790.

Abraham Scultetus*), der aber wenigſtens in dieſem Punkte mit eben ſo vieler Hartnäckigkeit und Leidenſchaft die reformirte Lehre vertheidigte, als Hoë von Hoënegg die lutheriſche und als der Pater Lämmermann, der Beichtvater Ferdinands, die katholiſche. Genug, es ſiegte dießmal der puritaniſch-reformirte Fanatismus. Scenen, wie ſie die Bilderſtürme in der Schweiz, in Antwerpen, in Perth und anderwärts uns gezeigt haben**), wiederholten ſich nun in der Domkirche zu Prag. Gegen die Zuſicherung, daß in Religionsſachen nichts geändert werden ſollte, wurden die Bilder und Crucifixe mit Ungeſtüm und zwar nur wenige Tage vor Weihnachten (im Jahre 1619) aus den Kirchen entfernt. Die Gräber der Heiligen wurden ihres Schmuckes beraubt und ſelbſt die bisher als Reliquien verehrten Gebeine herausgegraben und verbrannt. Bis zur Gotteslästerung machte ſich der Eifer der Stürmenden in höhniſchen Worten Luft. „Hilf dir ſelbſt, ſo du Gottes Sohn biſt," riefen ſie den von ihnen mißhandelten Chriſtusbildern zu. Ein ſchönes Altarbild von Kranach ging auf dieſe Weiſe zu Grunde. Scultetus aber beſtieg die Kanzel und ſuchte dieſes Benehmen aus dem Worte Gottes zu rechtfertigen, da dieſes auf alle Weiſe den Götzendienſt unterſage. Nicht allein aber die Bilder, die man allenfalls noch den Götzen hätte vergleichen mögen, ſondern auch die unſchuldigen Symbole des Heiligen, die Altäre, die Taufſteine wurden entfernt und der Gottesdienſt bis auf jene äußerſte Nacktheit und Kahlheit heruntergebracht, bei der ſogar keine Glocke mehr läuten durfte! Auch das heilige Abendmahl wurde ohne alle Feierlichkeit und Würde ausgetheilt und manches Gemüth dadurch aufs Aeußerſte gekränkt und verletzt***).

Wenn nun ſchon ſo die Lutheraner es nur ungern ſahen, daß ein Reformirter die Krone Böhmens trage, ſo mußte ihnen vollends dieſes Betragen (und hier wohl mit allem Recht) wi-

*) Sein Charakter ſcheint ſonſt nicht ſo ſtreitſüchtig geweſen zu ſein, als der des Hoë von Hoënegg, vgl. Iſelins hiſtoriſches Lexicon, Bouginé Litterargeſchichte II. S. 495. nebſt der eigenen Apologie ſeines Lebenslaufs. Berühmt ſind ſeine Medulla Patrum und einige exegetiſche Schriften.

**) Vergl. die frühern Bände.

***) Galletti S. 24. Raumer S. 391. Erhart, Echo aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Mannheim 826. S. 185.

derwärtige Gefühle erregen. Der Churfürſt von Sachſen, Johann Georg, zeigte daher keine Luſt, die Sache des Proteſtantismus in Gemeinſchaft mit einem König zu verfechten, den er ſelbſt für einen Ketzer, für einen Feind und Verwüſter der Kirche hielt. Den Anſchluß an das katholiſche Kaiſerhaus ſchien ihm wenigſtens das politiſche Gewiſſen zur Pflicht zu machen, und um auch das religiöſe Gewiſſen zu beſchwichtigen, dazu brauchte er nur den Kaiſer dahin zu bringen, daß dieſer ihm die Rechte der Lutheraner ungekränkt zu laſſen verhieß; dann hatte er ſeinem Proteſtantismus genug gethan. Er ſah nun nichts Naturwidriges darin, ſogar mit dem Kaiſer ſich zu verbinden, um den unrechtmäßigen und irrgläubigen König der Böhmen wieder zu verdrängen. Und ſo geſchah es denn auch wirklich. Sachſen ſchloß ſich an Oeſtreich an und beſetzte die Lauſitz. Faſt um dieſelbe Zeit ſchloß auch die proteſtantiſche Union, an deren Spitze Friedrich geſtanden hatte, zu Ulm einen Neutralitätsvertrag mit dem Kaiſer und überließ ihr früheres Oberhaupt ſeinem Schickſal. So ſah ſich der Böhmen König auf ſich und ſeines Volkes Schutz allein beſchränkt, da auch ſein Bundesgenoſſe der ſiebenbürgiſche Fürſt Bethlen Gabor einen Stillſtand mit dem Kaiſer ſchloß und ſein Schwiegervater Jakob I. von England gleichfalls ſaumſelig und lau in der Unterſtützung des neugekrönten Eidams ſich bewies. Unglücklicherweiſe verdarb es aber Friedrich auch noch mit ſeinen eignen Leuten. Graf Matthias von Thurn, die Seele der böhmiſchen Bewegungen, glaubte ſich zurückgeſetzt, indem der Oberbefehl des Heeres ſtatt ihm dem Fürſten Chriſtian von Anhalt übertragen ward. Noth und Mangel riſſen immer mehr in dem Heere ein und die Zucht und Ordnung wich in demſelben Maaße. Der König benahm ſich mit beiſpielloſer Sorgloſigkeit. Er ſchwelgte an der Tafel, als ihn die Nachricht ſeines Sturzes überraſchte. Die Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag den 8. Nov. 1620, ſie hatte ſein Schickſal für immer entſchieden. Sein Heer war geſchlagen, er rettete ſich durch ſchimpfliche Flucht und überließ das Land der Rache des Siegers. Dieſe trat nun auch in vollem Maaße ein. Eine kaiſerliche Unterſuchungscommiſſion ward niedergeſetzt. Fürſt Karl von Lichtenſtein an ihrer Spitze, ein in die katholiſche Kirche zurückgekehrter Proteſtant und darum doppelt ſtreng gegen die ehemaligen Glau-

bensgenoſſen. Achtundvierzig Perſonen wurden an demſelben Tage, ja zu derſelben Stunde gefangen genommen, und außer dieſen noch 28 andere vor das Tribunal geladen, und als ſie nicht erſchienen, geächtet und ihre Güter eingezogen. Noch andere Confiscationen fanden in der Folge als „beſondere Gnade" ſtatt; denn glücklich mußten ſich alle ſchätzen, die mit dem Leben davonkamen. Vierundzwanzig büßten durchs Schwert, drei wurden gehangen. Mit grauſamer Feierlichkeit, wie ſie jenen Zeiten eigen war, wurden die Hinrichtungen vollzogen*). Nicht weit von dem Altſtädter Rathhauſe wurde eine Blutbühne aufgerichtet. Der Erſte, der als Opfer fiel, war der Graf Andreas Schlick, Oberſtlandrichter in Böhmen. Mit einem Gebetbuch in der Hand, ohne Begleitung eines Geiſtlichen, beſtieg er das Gerüſte. Erſt ward ihm die rechte Hand abgehauen und dann erſt das Haupt. Ihm folgten noch andere angeſehene Männer aus dem Adel- und Bürgerſtande. Zwei Regenbogen, die ſich in der Stunde der Hinrichtung am Himmel durchkreuzten, erſchienen den Verurtheilten als Zeichen der göttlichen Gnade. Ihre Häupter, darunter graue Häupter von 80 Jahren, wurden über dem Brückenthurm von Prag zur Warnung aufgeſteckt. Andere der Mitſchuldigen wurden auf die ausgeſuchteſte Weiſe gemartert**), wieder andere mit Gefängniß oder Verbannung beſtraft.

Die gänzliche Unterdrückung des Proteſtantismus folgte auf dem Fuße nach. Erſt wurden die proteſtantiſchen Prediger aus dem Lande gewieſen, dann die Jeſuiten wieder eingeführt und eine Reformationscommiſſion niedergeſetzt unter dem Vorſitz des Erzbiſchofs von Prag, welche den Auftrag erhielt, im ganzen Königreiche umherzureiſen, an allen Orten gut katholiſche Seelſorger zu beſtellen und alle Proteſtanten zur Rückkehr in die katholiſche Kirche binnen einer gewiſſen Zeitfriſt aufzufordern. Wer nicht

*) Siehe das Theatr. europ. 480 ff. Galletti S. 34 ff. Erhart a. a. O. S. 201. Förſter S. 28. 29.

**) So der altſtädter Bürgermeiſtersdiener Nielas Dibis, der (aus beſonderer Gnade!) eine ganze Stunde hindurch, mit der Zunge an den Galgen genagelt, ſtehen mußte, ſo daß er Tags darauf ſtarb. Dem Rector der Univerſität, Johann Heſſen, wurde die Zunge ausgeſchnitten, und dann erſt folgte die Hinrichtung.

gehorchte, mußte das Land verlaſſen. Ueber 30,000 Familien*) verließen damals Böhmen, unter ihnen auch viele adlige Geſchlechte, viele angeſehene Gelehrte und Staatsmänner. Viele begaben ſich nach Preußen, nach Brandenburg und Sachſen oder nach Holland und der Schweiz, oder auch in das benachbarte Siebenbürgen. Auch ließ man es nicht an gewaltſamen Mitteln der Bekehrung fehlen. Im Gefolge der Capuziner erſchienen Kroaten mit bloßen Säbeln in den Häuſern der Bürger und den Hütten der Landleute, trieben die Bewohner zur Meſſe und übten ſo lange Druck und Unfug, bis die Mißhandelten entweder ſich zum Uebertritt bereit zeigten, oder, aufs Aeußerſte gereizt, einen gewaltſamen Widerſtand wagten. Wehe aber, wo dieſer eintrat! Da ging es wie in der Gegend der böhmiſchen Stadt Kaurzim. Die Landleute dieſer Gegend fanden den Religionszwang ſo unerträglich, daß ſie ſich endlich zuſammenrotteten, und einige tauſend Mann ſtark die Stadt Kaurzim überfielen, als eben Jahrmarkt war. Das Haus des katholiſchen Pfarrers ward erſtürmt und geplündert, viele Bürger mißhandelt und ermordet. Auch gegen die Schlöſſer im Königgrätzerkreiſe und ihre adligen Bewohner wurde gewüthet wie einſt im deutſchen Bauernkriege. Der Ausgang war gleich traurig wie dort. Die Aufrührer wurden bald zu Paaren getrieben und grauſame Rache an ihnen genommen. Aber auch ohne vorangegangene Schuld reichte ſchon das proteſtantiſche Bekenntniß hin, um ſich grauſamer Behandlung auszuſetzen. Ein Freiherr von Oppersdorf rühmte ſich, der Apoſtel Petrus habe durch ſeine Predigt 3,000 Mann bekehrt; er aber habe ohne Predigt (durch den Zwang) weit mehrere bekehrt**). Der ſpaniſche Feldherr Don Martin von Huerda zeichnete ſich beſonders durch ſeinen Bekehrungseifer aus. In einem Städtchen (Bidczow) ließ er ſämmtliche Bürger aufs Rathhaus rufen und fragte ſie, ob ſie katholiſch werden wollten? Als nun einer der Anweſenden im Namen der Uebrigen antwortete, „es ſei ſchwer, eine Religion, in der man geboren und erzogen worden wäre, ſo geſchwind abzulegen," ſchlug Huerda mit ſeinem ſpaniſchen Rohre ſo lange auf den Redner los, bis die Andern, von Schrecken ergriffen, verſprachen katholiſch

*) Galletti S. 41.
**) Erhart a. a. O. S. 220.

zu werden. Den Mißhandelten ließ er zur Stadt hinausführen, die aber freiwillig entfliehen wollten, wurden dahin zurückgetrieben.

Ich will nicht alle Grausamkeiten hererzählen, an denen auch dieser Theil der böhmischen Religionsgeschichte reich ist. Das Ende davon war, daß Ferdinand den Majestätsbrief, den er dem Inhalte nach schon längst mit Füßen getreten, nun auch äußerlich zernichtete, indem er ihn mit eigner Hand durchschnitt und das Siegel verbrannte. Mit der Unterdrückung des böhmischen Aufstandes schließt sich gleichsam der erste Akt des dreißigjährigen Krieges. Bis dahin war der Schauplatz das unglückliche Böhmen gewesen. Aber die Rache war nicht vollendet. In seinem eignen Lande sollte der Pfalzgraf gezüchtigt werden, und so ward der Krieg zuerst von Böhmen nach Deutschland getragen, und von da aus erweiterte sich der Schauplatz allmählig zu dem eines gemeinsamen europäischen Krieges. — Ehe wir jedoch der Betrachtung dieser weitern Entwickelung uns hingeben, verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Eindruck der heutigen Stunde.

Offenbar hat dieser erste Abschnitt des 30jährigen Krieges noch am meisten den Charakter eines Religionskrieges an sich, während in den folgenden Perioden desselben das religiöse Interesse immer mehr zurückgesetzt wird und das politische sich vordrängt.

Ein Volk sahen wir um seinen Glauben streiten, das zwei Jahrhunderte zuvor schon für dieselben Grundsätze, dieselben Freiheiten die Waffen erhoben hatte. Durch Huß und seine Anhänger war die Reformation in Deutschland vorbereitet worden. Diese aber wirkte wieder auf Böhmen zurück. Aus Hussens Asche war Luther emporgestiegen; aber auf Luthers und Zwinglis Sieg gründete sich auch wieder der Böhmen Hoffnung und aus dem von jenen eröffneten Quell floß ihnen neue Stärkung zu.

Aber wie schon damals Unreines dem Reinen sich beimischte, so geschah es auch hier. Menschliche Leidenschaft und menschliche Berechnung hatten von Anfang an die Hand mit im Spiel. Ausschweifungen und Grausamkeiten wurden auch hier von beiden Seiten begangen, und was die Thorheit und Eitelkeit Einzelner gesündigt, dafür büßten ganze Völker und Familien. Auch war der Glaubenskampf dieser Zeit ein viel verwickelterer als zur Zeit des ersten Hussitenkrieges. Die unselige Spaltung der Lutheraner und

Calviniſten war an vielem Unheil ſchuld und lud der Schuld noch mehr auf ſich, auch in der Folge. Hätten ſämmtliche Proteſtanten zuſammen gehalten, hätte namentlich Sachſen ſeine Stellung zu behaupten gewußt als die Vertreterin der geſammten proteſtantiſchen Rechte, nie würde Oeſtreichs Macht es zu dieſem Aeußerſten haben kommen laſſen. So aber verdarben die Proteſtanten durch dieſe Uneinigkeit ihre eigene Sache und leider! waren es auch hier die befangenen und leidenſchaftlichen Urtheile der damaligen Theologen und Gewiſſensräthe, welche die Fürſten irre leiteten; ſo daß Raumer wohl mit Recht bemerkt, es ſei uns dieß ein Beweis, „wie man innerhalb eines jeden der drei chriſtlichen Hauptbekenntniſſe das wahrhaft Chriſtliche vergeſſen, und ſich in einen übertriebnen, heilloſen Eifer verſtricken könne" *). Leider wird auch noch die weitere Geſchichte des dreißigjährigen Krieges uns den Beweis zu dieſem Satze liefern. Ja nicht nur den blinden Parteieifer, der doch wenigſtens noch immer dem Göttlichen zu dienen meint, ſondern auch die berechnende Selbſtſucht, die noch ſchlimmer iſt, wenn ſie gleich das Blendende eines aufgeklärtern Verſtandes für ſich hat, werden wir eingreifen ſehen in den Gang der Verhältniſſe. Aber an wahrhaft großen und erhebenden Geſtalten wird es auch hier nicht fehlen, und was uns ſchon öfter zum Troſt wurde, auch bei den geſchichtlichen Betrachtungen, die wir früher anſtellten, daß die Fäden, welche die Menſchen anſpinnen, von einer höhern Hand geſammelt und verknüpft werden, das ſoll uns, wie ich hoffe, auch in dieſer und den folgenden Betrachtungen ſtärken und erheben. Es gehört freilich ein gewiſſer Muth dazu, immer wieder von Neuem in den Abgrund zu ſchauen, aus welchem das Verderben der Menſchen und der Völker wie eine qualmende Rauchſäule aufſteigt; aber dieſer Muth wird auch wieder gehoben durch einen einzigen Blick auf die Feuerſäule, die der ſchützende Engel der Menſchheit ihr durch die Wüſte voranträgt und die an den Stätten des Elends, des Haders und der Entzweiung vorbei in das Land der Verheißung führt.

*) A. a. O. S. 393.

Zweite Vorleſung.

Der deutſche Krieg. Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig. Herzog Georg Friedrich von Baden. Tillys Siege bei Wimpfen, Höchſt und Lutter am Barrenberge. Sein Charakter und der Wallenſteins. Belagerung Stralſunds. Das Reſtitutionsedict und deſſen Folgen. Guſtav Adolf. Rückblick auf Schwedens Reformationsgeſchichte. Sein Erſcheinen in Deutſchland und ſein Verhältniß zu den deutſchproteſtantiſchen Fürſten. Convent zu Leipzig. Schwedens Bündniß mit Frankreich. Magdeburgs tragiſches Schickſal.

Aus dem Lande Böhmen, in welchem wir den Religionskrieg haben beginnen ſehen, ſehen wir ihn jetzt in die Gauen Deutſchlands ſich hineinwühlen und eine lange, vielverſchlungene Kette des Elends nach ſich ſchleppen; doch in dem Maaß als dieſer Krieg äußerlich an Erdreich gewinnt, ſehen wir ihn auch immer mehr in die irdiſchen Angelegenheiten ſich verflechten, und aus dem Religionskriege wird ein Tummelplatz politiſcher Kräfte und Beſtrebungen. Nicht zwar als ob die erſte Periode dieſes Krieges, die wir in der vorigen Stunde betrachtet haben, einen rein religiöſen Eindruck gewährte; als ob nicht ſchon hier die Weltlichkeit und die Selbſtſucht ihren Antheil am Kampfe gehabt hätten; aber es war doch bei dem Ausbruch der böhmiſchen Unruhen wenigſtens noch der alte religiöſe Stamm vorhanden, der in den heiligen Ueberzeugungen eines vielfach geprüften Volkes wurzelte und auf dieſem Stamme wucherte dann freilich auch das Unkraut des Ehrgeizes und der Leidenſchaft, wie dieß namentlich uns das Beiſpiel des unglücklichen Churfürſten von der Pfalz gezeigt hat. Aber jetzt ſehen wir auch dieſen Reſt der Glaubensbegeiſterung allmählig verkommen und es begegnet uns hier unter dem Scheine religiöſer Freiheit ein wildes Treiben losgebundner Kräfte, dort unter dem Scheine der Mäßigung eine ſchlaue zweideutige Politik, bis endlich vom Norden her eine neue geiſtig religiöſe Bewegung in die proteſtantiſchen Heerſchaaren kommt, die, wenn auch nicht frei von irdiſcher Beimiſchung, doch wenigſtens wieder den Namen einer Begeiſterung verdient, für die man ſich auch wieder begeiſtern kann an ſeinem

Orte. Das böhmiſche Blut auf der einen, das ſchwediſche auf der andern Seite ſind es am Ende, in welchen die religiöſen Lebenselemente des dreißigjährigen Krieges pulſiren, während Deutſchland (mit Ausnahme weniger ſeiner Helden) bereits in den Sumpf der Gemeinheit verſunken erſcheint, unfähig, das Kleinod der Reformation zu retten, das Luther zu ſeiner Zeit errungen hatte.

Die Zeiten des dreißigjährigen Krieges bilden gewiſſermaßen den Uebergang aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Zwar hatte ſchon die Reformation eine Stufe in der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes betreten, die über das Mittelalter hinausführte und es als ein bereits der Vergangenheit Verfallenes hinter ſich zu laſſen ſchien. Aber wie in der Geſchichte ſelten ein Fortſchritt ohne Schwanken ſtattfindet, ſo ſahen wir auch ſchon früher wieder um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts die mittelalterlichen Formen zurückkehren und einen neuen Einfluß auf die Denk- und Handlungsweiſe gewinnen. Wenn nun jede Erſcheinung in der Geſchichte nur da erfreulich iſt, wo ſie als ein natürliches Glied in der Kette der Entwickelungen erſcheint, da hingegen uns ſtört, wo ſie dieſe Reihe gewaltſam unterbricht und mitten im Tode wie eine Lebende ſich gebährdet; ſo zeigt ſich uns dieß hier auf eine auffallende Weiſe. Wen ſollten nicht die ritterlichen Geſtalten des Mittelalters, wie ſie uns in den Kreuzzügen begegnen, anſprechen? Wer ſollte nicht das jugendlich Kräftige, das grade in manchen phantaſtiſchen Formen uns begegnet, als eine ſchöne lebenskräftige Erſcheinung begrüßen? Nicht ſo iſt es mit den Rittergeſtalten, die uns hier gleich im Vorgrunde des Gemäldes begegnen. Der Zauber des Poetiſchen iſt abgeſtreift und die Rohheit und Derbheit allein geblieben. Ich rede nicht von den ritterlichen Geſtalten Tilly und Wallenſtein, die bei allem Schauerlichen, das ihrem Namen und ihrer Geſchichte anhaftet, doch immer noch etwas Großes, Impoſantes haben, nein! ich meine grade jene proteſtantiſchen Glücksritter, die im ſchroffen Gegenſatz gegen das, was das gereinigte Evangelium von ſeinen Bekennern forderte, die bloß zerſtörende Seite des Proteſtantismus herauskehrten und am Ende die Religionsfreiheit nur zum Deckmantel ihres frevelhaften Beginnens machten. Es war wohl ein Unglück für Deutſchland, daß während erſt Sachſen ruhig der Verwüſtung zuſah, zwei Abentheurer

ſich zu Vertheidigern ſeiner proteſtantiſchen Intereſſen aufwarfen, Ernſt von Mansfeld und Chriſtian von Braunſchweig. Alle die furchtbaren Soldatengreuel, die eben da geübt werden, wo ein zuſammengeleſener Haufe von Kriegern ſich mit dem Schwerte ſein Brot erſchneiden muß, alle die ſchauderhaften Auswüchſe einer in Raub- und Mordgierde untergegangenen Kriegszucht, ſie kommen nicht allein auf Rechnung des kaiſerlichen oder des ligiſtiſchen Heeres, ſondern eben dieſe proteſtantiſchen Fürſten, ein Mansfeld und Braunſchweig gingen mit dem nichtswürdigen Beiſpiel voran. — Ohne eine Spanne Landes zu beſitzen, einzig ſeinem Degen vertrauend, hatte ſich Mansfeld zum Vertheidiger des von Gott und der Welt verlaſſenen Pfälzers aufgeworfen. Sold konnte er ſeinen Truppen keinen bieten, aber um ſo reichere Beute wurde den Tapfern verheißen. Ein ähnliches Verfahren war das des Chriſtian von Braunſchweig, eines nachgebornen Prinzen, der in Ermanglung eines andern Erbtheils zum Adminiſtrator des geiſtlichen Stiftes von Halberſtadt war erhoben worden. — Chriſtian affectirte die alte Ritterlichkeit auf eine Weiſe, die das poetiſche Urbild in ein lächerliches Zerrbild verwandelte. Seine Dame, für die er kämpfte, war keine andere, als die Gemahlin des unglücklichen Böhmenkönigs, die ſtolze Eliſabeth. Indem er ihren Handſchuh als Feldzeichen auf den Hut ſteckte, ſchwur er, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis er Friedrich, ihren Gemahl, wieder auf den Thron geſetzt habe. Mit der roheſten Gewaltthätigkeit vergriff ſich dieſer kühne Ritter an den Heiligthümern der katholiſchen Kirche, die wohlfeilſte Art, den guten Proteſtanten zu ſpielen! In Paderborn, wo er Winterquartier hielt, fand er die goldne Standſäule des heiligen Liborius. Er ließ ſie einſchmelzen und Dukaten draus prägen. Nicht beſſer machte er es in Münſter, wo er die ſilbernen Apoſtel gleichfalls zu Geld umſchmelzen ließ und ſich dabei des bekannten Witzwortes bediente: „gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!“ Die Thaler, die er aus den geraubten Heiligthümern ſchlagen ließ, trugen die Inſchrift: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind,“ wovon die letzte Hälfte wahrer ſein mochte, als die erſte. In ſeinem Heere hielt er eigne Brandmeiſter, die das Anzünden der Dörfer und Städte kunſtgemäß betrieben. Guter

Luther! wie übel ſtand es jetzt um die Freunde deiner Sache in Deutſchland!

Von edlern Beweggründen, als Mansfeld und Braunſchweig ſcheint indeſſen der dritte der deutſchproteſtantiſchen Heerführer geleitet worden zu ſein, der Herzog Georg Friedrich von Baden-Durlach, der an der Spitze ſeiner 400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen den 6. Mai 1622 der Kriegsliſt Tillys unterlag und den die nachfolgenden Redner und Geſchichtſchreiber als einen zweiten Leonidas gefeiert haben *).

Dem Gange der Schlachten ins Einzelne zu folgen, kann hier unſres Ortes nicht ſein. Wir begnügen uns mit dem Ergebniß. Dieſes fiel ungünſtig genug für die Proteſtanten aus. Nachdem Tilly, wie eben bemerkt, bei Wimpfen als Sieger triumphirt hatte, ſchlug er auch 6 Wochen ſpäter bei Höchſt den Chriſtian von Braunſchweig aufs Haupt, und bald war die Pfalz in ſeinen Händen, deren ehemaliger Herr und Fürſt als ein flüchtiger Bettler nach Holland ſich zurückgezogen hatte. Nun hatten es auch die Proteſtanten in der Pfalz zu empfinden, daß ſie in die Hände des katholiſchen Siegers gefallen. Nicht nur in der Pfalz und Zweibrücken, ſondern auch in den benachbarten kleinern Reichsſtädten wurden die evangeliſchen Prediger vertrieben und der katholiſche Gottesdienſt wiederhergeſtellt. Die ſchöne Bibliothek von Heidelberg wanderte als ein Geſchenk Herzog Maximilians von Baiern an den Papſt Gregor XV. nach Rom. An eben dieſen Herzog ging die pfälziſche Churwürde über, die Friedrich ſammt der Krone Böhmens verloren hatte. Dieß geſchah auf dem Reichstag zu Regensburg 1623.

Nicht beſſer als in der Pfalz ging es in Niederdeutſchland, nachdem Chriſtian IV. König von Dänemark ſich auf dem Kreistag zu Lauenburg an die Spitze der niederdeutſchen Fürſten geſtellt hatte. Auch hier ward Tilly nach der Schlacht bei Lutter am Barrenberge (im Braunſchweigiſchen) 1626 als Sieger gekrönt**).

---

*) Die Gedächtnißrede von Poſſelt habe ich mir vergebens zu verſchaffen geſucht.

**) Daß die Proteſtanten eben bei dem Orte „Lutter" geſchlagen wurden, betrachteten die Katholiken als eine günſtige Vorbedeutung. Raumer III. S. 449.

So ſchien ſich alſo, wie auch in frühern Religionskriegen geſchehen, das Kriegsglück von den Proteſtanten gänzlich abgewandt zu haben, und wenn wir nun vollends uns nach den Häuptern umſehn, die aus dieſen Kämpfen hervorragen, ſo finden wir zwar auch unter den proteſtantiſchen Streitern Männer wie den ſächſiſchen Herzog Ernſt den Frommen, die ſich durch ihre perſönliche Tapferkeit auszeichneten. Aber mächtig überragt finden wir denn doch die proteſtantiſchen Heerführer von zwei großen Geſtalten der katholiſchen Partei, welche, ſo verſchieden ſie unter ſich ſelbſt waren, doch als eine rieſenhafte Doppelmacht gegen den Proteſtantismus ſich aufwarfen, Tilly und Wallenſtein. Es iſt nöthig, die Perſönlichkeit dieſer beiden Männer etwas genauer zu betrachten.

Johann Tzerklas, Graf von Tilly (geb. 1559) ſtammte aus einer herrſchaftlichen Familie aus dem walloniſchen Brabant in der Nähe von Gembloux. Von den Jeſuiten erzogen, ward er erſt zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und auch dann, als er durch die Verhältniſſe bewogen, den Kriegerſtand dem prieſterlichen vorzog, bewahrte er unter dem Waffenrocke eine ſtrenge Mönchsnatur. Er hatte unter Alba gedient und nach ſeinem Muſter ſich gebildet. Wie dieſer war er aus voller Ueberzeugung fanatiſcher Katholik. Kein Tag verging ohne daß Tilly ſein Brevier richtig gebetet hätte, und wo der Tag nicht ausreichte, nahm er die Nacht dazu. Er war ſtreng in ſeinen Sitten, ſchroff in ſeinem Ketzerhaſſe. Er blieb unverehlicht; Keuſchheit, Mäßigkeit, Tapferkeit waren ſeine Cardinaltugenden*). Seine Krieger ehrten in ihm den Helden und den ſtrengen Gottesdiener zugleich. Sie nannten ihn den deutſchen Joſua, und die katholiſche Geiſtlichkeit verehrte ihn als einen der Ihrigen. In Tilly haben wir alſo einen Mann, der für einen Religionskrieg ganz geſchaffen ſchien, weil er ihn mit Ueberzeugung führte. Nicht alſo Wallenſtein, Herzog von Friedland. Dieſer: Albrecht Wenzel Euſebius von Waldſtein (geb. 1583), 24 Jahre jünger als Tilly war in der proteſtantiſchen Kirche geboren und erzogen; denn er ſtammte aus einer der adligen Familien Böhmens, die zur evangeliſchen Lehre

*) Er rühmte ſich, daß er nie betrunken geweſen, nie ein Weib berührt und nie eine Schlacht verloren habe (vor der bei Leipzig).

ſich bekannten; aber ſchon in frühen Jahren trat er von äußern Verhältniſſen beſtimmt, zur katholiſchen Kirche über, und ward wie einſt Tilly ein Schüler der Jeſuiten. Aber in ihm ſchienen die katholiſchen Dogmen nicht ſo tiefe Wurzeln gefaßt zu haben, wie in der Seele ſeines ältern Nebenbuhlers. Zu verſchiednen Malen gab Wallenſtein ſeinen Haß gegen die Umtriebe der Jeſuiten zu erkennen*); er widerſetzte ſich manchen Mißbräuchen in der katholiſchen Kirche und gab ſogar durch mehrere duldſame Aeußerungen in Beziehung auf die Proteſtanten vielfaches Aergerniß**). Gleich beim Ausbruch des Krieges hatte ſich Wallenſtein mit vielen Aufopferungen der Sache des Kaiſers hingegeben; hatte auf eigne Koſten Truppen geworben und ſich durch Freigebigkeit und Tapferkeit bei denſelben beliebt gemacht. Ward Tilly von ſeinen Leuten als ein Heiliger verehrt, ſo war Wallenſtein der Abgott der ſeinigen. Jener imponirte durch ſeinen innern Werth, dieſer durch den Glanz, den er nach außen verbreitete. Von dem Kaiſer mit der Herrſchaft Friedland beſchenkt und dem Herzogtitel geſchmückt, griff er von da an nur um ſo bedeutſamer in den Gang des Krieges ein. Unter der Bedingung als Oberfeldherr das Ganze leiten zu dürfen, ſtellte er ein Heer von 25000 Mann ins Feld, wobei er ſich anheiſchig machte, nöthigenfalls auch das Doppelte zu ſtellen. — Das Auge auf Dänemark gerichtet, finden wir ihn an der Oſtſee im Mecklenburgiſchen und Holſteiniſchen. Erſt aber mußte er ſich Pommerns verſichern. Der damalige Herzog Bogislas beugte ſich der Gewalt des Stärkern. Nicht aber ſo die Bürger der Stadt Stralſund, die von einem ähnlichen Glaubensmuthe beſeelt waren wie dort die Einwohner von Rochelle und Sancerre im franzöſiſchen und wie die von Leyden in dem niederländiſchen Religionskriege. Entſchloſſen das Aeußerſte zu beſtehen mit Gottes Hilfe, ehe ſie ihre Thore dem Bedränger ihres Glaubens öffneten, ſchwuren den 22. April 1628 der Rath von Stralſund,

*) Siehe Schottky, Wallenſteins Privatleben S. 36 ff.

**) Wallenſtein war ſo wenig frei von Aberglauben, als Tilly. Aber ſein Aberglaube war ein andrer. Sein Aberglaube war nicht ängſtlich an die Satzungen der Kirche gebunden, er ſchweifte frei hinaus in das weite Gebiet der Aſtrologie; — ein Aberglaube, den damals auch viele Proteſtanten mit den Katholiken theilten, und der ihn alſo nicht zum entſchiednen Gegner der Proteſtanten machte.

die Kriegsoberſten, Aelteſten, die Zünfte und das ganze Volk im Namen der heiligen Dreifaltigkeit folgenden feierlichen Eid, den wir als einen charakteriſtiſchen Zug unſres Gemäldes hier mittheilen wollen*): 1) „in der obſchwebenden Kriegsgefahr bei der wahren Religion augsburgiſchen Bekenntniſſes beharrlich bis ans Ende zu verbleiben und dafür, wie auch für gemeine Freiheit, Rechte und Wohlfahrt der Stadt bis auf den letzten Blutstropfen zu ſtreiten und allein des Vaterlands und gemeiner Stadt Beſtes ohne Scheu, Eigennutz und Erſparung Leibes, Guts und Bluts zu wahren; 2) bei dem heiligen römiſchen Reiche getreulich zu verharren, aber auch zugleich 3) nicht zu dulden, daß irgend eine fremde Beſatzung oder Einquartirung in die Ringmauern der Stadt aufgenommen werde, möge dieß auch fordern wer da wolle; 4) einem ehrbaren Rathe, als der von Gott eingeſetzten Obrigkeit, die ſchuldige Ehre zu geben, ſeinen Schlüſſen ſich nicht zu widerſetzen und alle Widerſpenſtigen zu gebürender Strafe auszuliefern; 5) den Befehlen der beſtallten Obriſten und Hauptleute in Schimpf und Ernſt Folge zu leiſten, bei dem Fähnlein, unter welches jeder geſtellt ſei, bis an den Tod männlich und getreu zu ſtehen und zu fechten, auch den angewieſenen Ort ohne Commando nie zu verlaſſen; 6) die Poſten in eigner Perſon oder im geſetzlichen Verhinderungsfalle durch einen der Stadt vereideten Stellvertreter zu verſehen, auch ſich des unnöthigen Schießens und überflüſſigen Saufens auf der Wache gänzlich zu enthalten; 7) gegen die Mitbürger ſich friedlich und nachbarlich zu bezeigen, alle Parteiung, Zank, Schmähung, wie auch muthwilliges Niederreißen, Anzünden oder Verderben der Wälle, Gebäude, Gärten zu meiden; endlich im Falle, daß irgend Jemand guten Grund zu Klagen gegen einen ſeiner Mitbürger hätte, keine Händel darüber auf der Wache oder bei verſammelten Corporalſchaften oder Compagnien anzufangen, ſondern ſein Recht vor dem ordentlichen Richter zu ſuchen.“ Jeder, der wider dieſen Eid handelte, ſollte ohne Anſehen der Perſon, ja nach Erfund ſeines Vergehens, an Ehre, Gut und Blut geſtraft werden. — Hier begegnet uns denn wieder einmal ein Bild von ächt-proteſtantiſcher Tapferkeit einer ganzen

*) ſ. Gfrörers Guſt. Adolf S. 553 ff.

Bürgerſchaft, die zugleich von einem ehrenwerthen ſittlichen Geiſte getragen wurde, wie wir ihn in den meiſten Feldlagern jener Zeit ſo ſchmerzlich vermiſſen. Es blieb auch nicht bei leeren Worten und Verſprechungen. Die Bürger von Stralſund bewährten ihren Sinn durch die That. Nächſt Gott, der ihre feſte Burg war, trauten ſie auf die Befeſtigung ihrer Wälle, auf die freie Zufuhr von der See, und auf däniſche und ſchwediſche Unterſtützung, die nicht ausblieb. Jede Aufforderung zur Uebergabe ward zurückgewieſen. Aber auch Wallenſtein ſeines Orts gab nicht nach, ſelbſt als der Kaiſer ihm den Wink gab, es nicht aufs Aeußerſte kommen zu laſſen. In ſeinem Sinne ſtand geſchrieben: „Wenn Stralſund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre," ſo müſſe es herunter; man müſſe die Gelegenheit beim Schopfe faſſen; denn hinten ſei ſie kahl. Ja in ſeinem Grimme ſchwur er, kein Alter, kein Geſchlecht zu verſchonen. Und ſo ſollte es denn zum Aeußerſten kommen. Die Bürger von Stralſund ſchifften ihre Weiber und Kinder nach Schweden hinüber, ſie ſelbſt ſetzten ſich Tag und Nacht dem Feuer des Geſchützes, der Näſſe, dem Hunger, der Blöße, dem Schwert aus. Mit denſelben feindlichen Gewalten hatte auch das Heer der Belagerer zu kämpfen. Wallenſtein verlor den beſten Theil ſeiner Leute und unter ihnen auch treffliche Officiere, und ſchwur er auch in der erſten Aufregung ſeines Zornes, nicht von der Stadt zu weichen, bis er ſie erobert habe, „und ſollte er auch ſelbſt vor ihren Mauern geſchunden werden" — ſo brach ſich am Ende doch ſein ſtarrer Sinn an dem ungebrochnen Muthe der Bürger. Die Belagerung wurde aufgehoben, und groß war der Jubel und der Dank der befreieten Stadt. Ein Unglück jedoch verbitterte die Freude. Dreihundert der Frauen, die ſich nach Schweden geflüchtet hatten, ertranken ſämmtlich auf der Rückfahrt*). Der Sieg Stralſunds über den gewaltigen Trotz des Feindes war nun wieder einmal ein Sieg im Geiſte des Proteſtantismus; hier zeigte ſich der Heldenmuth am rechten Orte in treuer Erfüllung chriſtlicher Bürgerpflicht und im Bewußtſein der guten Sache. Von der Belagerung Stralſunds an gewinnt auch in der That die Geſchichte des

*) Raumer III. S. 462.

30jährigen Krieges wieder ein höheres Intereſſe für den, der ſie vorzugsweiſe, wie wir es thun ſollen und wollen, aus dem religiöſen Geſichtspunkte betrachtet. Geht doch auch um dieſelbe Zeit im Norden der Stern auf, der wenn auch von dem Nebelſtreif menſchlicher Eroberungsſucht getrübt, dennoch als ein Stern erſter Größe am proteſtantiſchen Himmel leuchtet, der nordiſche Held, Guſtav Adolf.

Ehe wir ihn jedoch das baltiſche Meer überſchreiten ſehn, über deſſen Fluthen hin er bereits von ſeinem Lande aus in den Gang des Krieges mächtiger als der däniſche Nachbar eingegriffen hatte, der durch den Lübecker Frieden (Juni 1629) gänzlich beſeitigt war, müſſen wir noch einmal die Stellung ins Auge faſſen, welche die proteſtantiſche Kirche in Deutſchland nach Verlauf der erſten zehn Jahre des Krieges erhielt.

Daß bereits in einzelnen Ländern, wie in der Pfalz, der Sieg der verbündeten katholiſchen Mächte benützt wurde, um das Alte wo möglich wiederherzuſtellen, iſt zuvor ſchon erwähnt worden. Nun aber ſollte eine durchgreifende Veränderung eintreten. Die Zeiten ſchienen dazu günſtig und der katholiſche Clerus, die Jeſuiten inſonderheit, unterließen nicht, den Kaiſer an dieſe Gunſt der Zeiten zu erinnern und von ihm eine Wiederherſtellung der frühern Ordnung zu fordern. Beſonders waren es die beiden kaiſerlichen Beichtväter Pater Lamormain (Lämmermann) und Pater Weingärtner, die ihr Möglichſtes thaten das Gewiſſen des Kaiſers zu bearbeiten. — Den Glauben der Proteſtanten ſelbſt wieder mit Feuer und Schwert aus dem geſammten Deutſchland auszurotten, das freilich durften weder der Kaiſer noch die Jeſuiten wagen. Aber es waren ja auch nicht mehr die reinen Glaubensintereſſen, welche dem Kriege Nahrung gaben. Es handelte ſich vor allem um den Beſitz der Kirchengüter, der Stiftungen u. ſ. w. und dieſe wieder der katholiſchen Kirche zuzuwenden, wo ſie an die proteſtantiſche übergegangen waren, das war die erſte und Hauptabſicht der Reſtitutionsmänner. War aber dieß gethan, ſo knüpfte ſich an den äußern Beſitz des Landes auch das Recht, die Unterthanen zum Glauben des Gebieters zu nöthigen, und ſo konnte doch wenigſtens ein großer Theil der deutſchen Proteſtanten wieder mit Gewalt der alten Kirche zurückgegeben werden.

Den 6. März 1629 unterzeichnete Kaiser Ferdinand II. das berüchtigte Restitutionsedict, wonach alle seit dem Passauer Vertrag eingezogenen Kirchengüter wieder an die katholische Kirche zurückgegeben und in den betreffenden Gebieten der katholische Glaube wieder gewaltsam eingeführt werden sollte. Unter den genannten geistlichen Stiftern befanden sich Städte, die schon längst eine entschiedne protestantische Richtung genommen hatten und sich also den im Kampf bewährten Glauben nicht durch einen Federstrich wollten entreißen lassen. Dahin gehörten die Erzstifter Magdeburg und Bremen, die niedersächsischen Hochstifter Minden, Verden, Halberstadt, Lübeck, Ratzeburg, die obersächsischen Meißen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg u. s. f. Von diesen sollten die zuerst genannten Magdeburg und Bremen dem Sohne des Kaisers, dem Erzherzog Leopold zufallen, dem sie der Papst mit einer Freigebigkeit, die ihm nichts kostete, geschenkt hatte. Aber der Kaiser mußte dieses Geschenk erst seinem Sohne mit den Waffen erobern, und Wallenstein war auch hier das gefürchtete Werkzeug. So wurde denn Magdeburg belagert, kam aber dießmal wohlfeilern Kaufes davon, als Stralsund, weil es dem Friedländer (aus Gründen, die wir nicht untersuchen wollen) nicht ernstlich um dessen Sturz zu thun schien. Es wurde nur einer um so traurigern Katastrophe aufbehalten, wie wir gleich nachher sehen werden. Um so fürchterlicher hausten die Friedländischen Truppen im Halberstädtischen, wo Erpressungen und Gewaltthaten geübt wurden, die alles menschliche Gefühl empören. Aber nicht die ehemaligen Stifter allein hatten durch das Restitutionsedict zu leiden. Es wurde ihm auch eine Ausdehnung auf solche Städte gegeben, die schon vor dem Passauer Vertrag dem protestantischen Bündniß beigetreten waren. Eben die Stadt, in welcher das öffentliche Bekenntniß der Protestanten zuerst den mächtigen Sieg des Wortes über alle äußere Gewalt verkündet hatte, eben die Stadt, in welcher nach langem Kampfe der Religionsfriede war geschlossen worden, die Stadt Augsburg wurde von den kaiserlichen Commissarien, denen die Vollstreckung des Edicts oblag, aufs Grausamste mitgenommen *). Die evangelischen Prediger wurden vertrieben und vor dem Rathhause ein Galgen errich-

*) Vgl. Gfrörer a. a. O. S. 616.

tet, der jedem Widerſetzlichen drohte, was er zu erwarten habe. Auch in andern oberdeutſchen Städten ging es nicht viel beſſer, und wer weiß, wohin es mit dem Proteſtantismus in Deutſchland wieder gekommen wäre, wenn die Jeſuiten, die auch hier das Feuer anſchürten, unbedingt die Oberhand erhalten hätten? Zum Glücke waren aber die feindlichen Elemente ſelbſt verſchiedenartig unter ſich gemiſcht, ſo daß ſie nicht alle auf ein und denſelben Punkt hinwirkten, ſondern auch wieder unter ſich in Kampf geriethen, wodurch ihre Geſammtkraft, die nur in der Einheit beſtand, gebrochen wurde.

Auch die katholiſchen Stände beklagten ſich nämlich immer mehr über die Bedrückungen der Wallenſteiniſchen Truppen. Eine klägliche Schilderung machte beſonders der Erzherzog Leopold *) ſeinem Bruder dem Kaiſer Ferdinand von den räuberiſchen Erpreſſungen, den barbariſchen Grauſamkeiten und den abſcheulichen Gelüſten dieſer Friedländiſchen Soldateska. Der in Regensburg verſammelte Reichstag ſah ſich daher genöthigt, ſich eines Mannes zu entledigen, vor dem Kaiſer und Reich am Ende eben ſo ſehr zu zittern hatten, als der Haufe von Proteſtanten, gegen den ja noch andere Mittel zu Gebote ſtanden. So wurde denn das Abſetzungsurtheil über Wallenſtein in dem verſammelten Fürſtenrathe ausgeſprochen, beſonders auf Anregung Maximilians von Baiern, des entſchiedenſten Gegners der Proteſtanten. Wallenſtein zog ſich ruhig auf ſeine Güter nach Böhmen zurück, indem er ſich damit tröſtete, daß ſein Schickſal alſo in den Sternen geſchrieben ſei.

Während wir aber hier einen der beiden Hauptführer der katholiſchen Partei abtreten ſehen, ſehen wir nun auch über dem proteſtantiſchen Körper ein Haupt ſich erheben, um welches die Geſchichte einen ſiegreichen Lorbeer, ja die proteſtantiſche Begeiſterung eine Art von Märtyrkrone gewoben hat. Guſtav Adolf, König von Schweden, der Enkel jenes Guſtav Waſa, der die Reformation in Schweden eingeführt hatte, erſcheint von nun an als der Held des 30jährigen Krieges, als der Verfechter des evangeliſchen Glaubens auf deutſchem Boden. Wir müſſen, um dieſe Erſcheinung zu begreifen, ſowohl auf die frühere Religionsgeſchichte des Landes, dem

*) Nicht zu verwechſeln mit dem vorhin erwähnten jüngern Erzherzog Leopold (Wilhelm) dem Sohne des Kaiſers.

er entſtammte, als auf die Geſchichte ſeines Hauſes und ſeiner frühern Jugend zurückgehn.

Zehn Jahre nachdem Luther ſeine Theſen in Wittenberg angeſchlagen, im Jahre 1527 bereits, hatte Guſtav Waſa auf dem Reichstage zu Weſteräs ſich für Luthers Lehre erklärt *). Die Verfaſſung der ſchwediſchen Kirche ſchloß ſich zwar enger an die biſchöfliche an, als in Deutſchland; aber damit ſollte keinerlei Art von hierarchiſcher Anmaßung begründet werden. Denn alſo ſchrieb Guſtav Waſa ſelbſt an den erſten lutheriſchen Biſchof in Schweden, Laurentius Petri: „Glaubet ja nicht, wir möchten es dahin kommen laſſen, daß die Biſchöffe das Schwert wieder bekommen; Prediger ſollt ihr ſein und keine Herrn **).“ Auch für Schweden ſollte indeſſen noch eine Zeit des Kampfes eintreten, indem der Sohn Guſtav Waſa's König Johann III. (nach der Vertreibung ſeines Bruders Erich) durch eine katholiſirende Liturgie, die er dem Lande aufdringen wollte (das rothe Buch), große Unzufriedenheit erregte. Johann hatte nämlich die Abſicht, ſeinem Sohne Siegmund, den er auch in der katholiſchen Religion erziehen ließ, die Krone Polens zuzuwenden, was ihm leichter zu erreichen ſchien, wenn auch Schweden wieder katholiſch würde. Allein ſein Bruder der Herzog Karl (der nachmalige König Karl IX.) hatte den größern Anhang im Lande, und ſo wurde denn auch unter ſeiner Regierung auf einer Verſammlung der Stände zu Upſala 1593 das Kirchenweſen wieder vollſtändig auf den proteſtantiſchen Fuß geſtellt. Die heilige Schrift ward als der einzige Grund der evangeliſchen Lehre angenommen. Alle erklärten ſich bereit für dieſe Lehre alles zu wagen, Gut und Leben. „Wohlan denn,“ ſagte der lutheriſche Biſchof, Petrus Jonä, der dabei das Wort führte: „ſo iſt Schweden ein Mann geworden und wir Alle haben einen Gott!“ ***) So wurden alſo die Beſchlüſſe von Weſteräs durch die ſpätern von Upſala beſtätigt und Schweden blieb von nun an ein ſtreng proteſtantiſches Land. Das Jahr nach

*) Der Theologe, deſſen er ſich bei der Einführung der Reformation als Werkzeug bediente, hieß Olaus Petri und war ein Schüler der Wittenberger Theologen. Die Lehre war ſonach dieſelbe, wie ſie ſich bald darauf in der Augsburgiſchen Confeſſion darſtellte.

**) Gfrörer a. a. O. S. 46.

***) Gfrörer S. 75.

dieſer entſcheidenden Verſammlung wurde Karls erſter Sohn aus 2ter Ehe, Guſtav Adolf, auf dem Schloſſe zu Stockholm geboren den 9. Dec. 1594, Morgens um 8 Uhr. Länger als 10 Jahre vor ſeiner Geburt ſoll der berühmte Aſtrolog Tycho Brahe am Himmel einen Stern entdeckt haben, der auf die Geburt dieſes Prinzen und auf die Befreiung der evangeliſchen Kirche hindeutete, welche Gott durch ihn zu bewerkſtelligen beſchloſſen habe. So hatten alſo auch die Proteſtanten ihren Sterndienſt, wie Wallenſtein den ſeinigen. Schon in ſeiner frühen Jugend zeigte der Knabe erfreuliche Spuren von Muth und Entſchloſſenheit. Das Lernen koſtete ihn wenig Mühe. In ſeinem 12. Jahre ſprach er bereits außer der Mutterſprache das Lateiniſche, das Deutſche, das Niederländiſche, das Franzöſiſche und Italieniſche mit großer Fertigkeit *). Bald erhielt auch der junge Held Gelegenheit ſich in den Waffen und in der Kunſt des Befehlshabers zu üben, und nach Karls IX. Tode ward Guſtav Adolf bereits in ſeinem 18. Jahre von den verſammelten Ständen zu Nyköping für volljährig erklärt, und ihm die Krone Schwedens übertragen. Es war keine leichte Aufgabe dieſe Krone zu behaupten. Der Weltgeſchichte bleibe es vorbehalten, ſeine Kämpfe nach innen und außen, namentlich in den däniſchen, ruſſiſchen und polniſchen Kriegen des Weitern zu verfolgen. Wir ſehen in ihm nur den Helden der evangeliſchen Kirche und führen ihn ſogleich auf dem Schauplatz des 30jährigen Krieges ein.

Nachdem der König durch das Vorrücken der kaiſerlichen Truppen nach dem Norden Deutſchlands die Grenzen ſeines eignen Reiches und die Sache des Proteſtantismus hinlänglich gefährdet ſah, berieth er ſich mit ſeinem Reichskanzler Oxenſtierna und den Ständen, ob er ſich auf bloße Vertheidigung des eignen Landes beſchränken oder einen Angriff jenſeits der See wagen ſollte? Das Letztere erhielt endlich die Oberhand. Im Mai 1630 waren die Reichsſtände in Stockholm verſammelt, um den Zug des Königs zu billigen und ſeine letzten Verfügungen zu vernehmen. Sie dankten ihm für ſeine Entſchloſſenheit und erklärten ſich zu allem bereit, was

*) Sein Lehrer in den Wiſſenſchaften war Johann Skytte, ein geborner Schwede; in der Kriegskunſt unterrichtete ihn Jacob de la Gardie, der Sohn des berühmten Pontus de la Gardie, eines Franzoſen, der ſchon unter Johann III. in ſchwediſche Dienſte getreten war.

er auch für die Zukunft anzuordnen für gut finden würde. Am 19. Mai alten (29. neuen) Stils nahm der König feierlichen Abschied von seinem Haus und seinem Reich. Es war als ob eine Ahnung ihm sagte, daß er beide nicht wieder sehen würde. Zuerst ließ er die versammelten Stände seiner Tochter Christina den Eid der Treue leisten. Diese Tochter war ihm von seiner Gemahlin, Marie Eleonore, Prinzessin von Brandenburg, am $\frac{8}{18}$. Dec. 1626 geboren worden und war jetzt noch nicht vier Jahre alt. Einen Sohn hatte Gustav nicht, aber auf diese Tochter setzte er die Hoffnung, sie werde für ihn den Werth eines Knaben haben und bat Gott inständigst um ihre Erhaltung *). Das Kind stammelte ihm einen Abschiedsgruß zu, er aber nahm es auf die Arme und küßte es unter Thränen. Drei Tage nach des Königs Abreise soll das Kind ohne Unterlaß geweint haben, was man für ein böses Vorzeichen ansah, da sie sonst wenig zu weinen pflegte. Auch bei seiner letzten Rede an die Stände konnte Gustav Adolf eines heftigen Andranges von Rührung sich nicht erwehren, so daß oft die Thränen seine Worte erstickten. Er empfahl Alle dem Schutze des Allmächtigen, die Diener der Kirche ermahnte er zur Eintracht, zu frommem, tugendhaftem Wandel, zur Beständigkeit in der reinen Lehre; auch die weltlichen Stände erinnerte er nachdrücklich an ihre Pflichten, legte ihnen den Gehorsam gegen die Gesetze ans Herz und endete mit den Worten: „Ich schicke für alle abwesenden, wie für alle gegenwärtigen Unterthanen dieses Reichs die aufrichtigsten Wünsche zu Gott empor. Ich rufe euch mein herzliches Lebewohl zu; vielleicht auf immer — vielleicht sehen wir uns jetzt zum letztenmal!" **) Die Rührung des Königs theilte sich der Versammlung mit. Ein allgemeines Schluchzen erfolgte. Dann betete der König laut, wie er immer bei wichtigen Unternehmungen zu thun pflegte, den 90. Psalm: „Herr, kehre dich wieder zu uns und sei deinen Knechten gnädig. Ueberschütte uns frühe mit deiner Gnade, so wollen wir dich rühmen und fröhlich sein unser Lebenlang. Zeige deinen Knechten deine Werke und deine Ehre ihren Kindern.

*) s. Grauert, Christina, Königin von Schweden, und ihr Hof. Bonn 837. Bd. I. S. 8.

**) So nach Gfrörer S. 689; doch wahrscheinlich etwas modernisirt. Bei Chemnitz wenigstens finde ich dieselben Worte nicht.

Der Herr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unsrer Hände, ja, das Werk unsrer Hände wolle er fördern. Amen.“

Auch während der Abwesenheit des Königs sollte das gesammte Land ihn mit seinem Gebet unterstützen. Je am ersten Freitag der Monate Julius, August und September sollte ein allgemeiner Fast-, Buß- und Bettag gehalten werden, und noch lange nach des Königs Tode dauerte dieser fromme Gebrauch in Schweden fort *).

Nachdem der König so als ein christlicher Mann sein Haus bestellt und sich noch bei einem fröhlichen Mahl unter heitern Gesprächen mit seinen Getreuen gelabt hatte **), schiffte er sich mit 15000 streitbaren Genossen zu Elfsnaben ein, wo die Flotte vor Anker lag. Eine unzählige Volksmenge sendete ihm ihre Glückwünsche nach. Am Tage Johannis des Täufers, demselben Tage, an welchem 100 Jahre zuvor die Protestanten ihr Bekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg dem Kaiser überantwortet hatten, landete Gustav Adolf auf der Höhe der Insel Usedom vor der Peenemündung (nicht wie Andere fälschlich angeben auf der Insel Rügen) ***). Der König war der Erste, der den Fuß auf die deutsche Erde setzte. Er kniete nieder und betete also: „O Gott, der du über Himmel und Erde, Wind und Meer herrschest, wie soll ich danken, daß du mich auf dieser gefahrvollen Reise so gnädig beschützet hast. Ja, ich danke dir vom innersten Grunde meines Herzens und bitte dich, da du weißt, daß dieser Zug nicht zu meiner, sondern allein zu deiner Ehre und deiner armen bedrängten Kirche Trost und Hülfe abgesehen ist, du wollest mir auch fernerhin Gnade und Segen verleihen †).“ Als seine Begleiter, darüber gerührt, in Thränen ausbrachen, sprach er: „Weinet nicht, sondern betet von Grund eures Herzens; denn — das war sein Wahlspruch — jemehr Betens, desto mehr Sieg; fleißig

*) Chemnitz S. 49. und Gfrörer S. 690.

**) Chemnitz a. a. O.

***) Vgl. Gfrörer S. 691. nach Chemnitz u. a., wonach Schiller's und Becker's Angabe in der Weltgeschichte VIII. 50. u. s. w. zu berichtigen. Rügen war indessen von Stralsund aus in Besitz genommen, s. Raumer S. 497.

†) Raumer S. 498. nach Khevenhüller.

gebetet iſt halb gefochten*). Dieſem ſchönen Grundſatz gemäß hielt Guſtav in ſeinem Heer nicht nur auf ſtrenge Mannszucht, ſondern namentlich auch auf eine gewiſſenhafte Ausübung des Gottesdienſtes. Jedes ſchwediſche Regiment führte ſeinen Feldprediger bei ſich, und regelmäßig ward zweimal des Tages Betſtunde gehalten. Vergleicht man das Auftreten des ſchwediſchen Heeres mit dem, was man bisher an den Kriegern beider Religionsparteien zu ſehen gewohnt war, ſo mußte die ſittliche Macht, die mit der Gewalt der ſiegreichen Waffen Hand in Hand ging, einen außerordentlichen Eindruck auf die Gemüther machen. Und wirklich erſchien Guſtav Adolf den auf Hülfe harrenden Proteſtanten als rettender Engel.

Nachdem der König den unſchlüſſigen Herzog von Pommern, Bogislav, zu einem Vertrage genöthigt hatte, drang er weiter in Pommern und ins Mecklenburgiſche vor. Ferdinand II. richtete vergebens an ihn eine ſchriftliche Abmahnung. Das Glück der Waffen ſollte entſcheiden. Die kaiſerlichen Beſatzungen in Pommern leiſteten heftigen Widerſtand und übten, wo es ihnen gelang die eingedrungenen Schweden zu vertreiben, unmenſchliche Rache. Ein Opfer derſelben ward unter andern die arme Stadt Paſewalk, die eine Unzahl von Greueln erlitt, wie wir ſie kaum alle nacherzählen können. Die Bürger wurden in den Straßen niedergehauen, Weiber aufs Schändlichſte mißhandelt, Jungfrauen an die Sattelknöpfe gebunden und mit fortgeſchleppt und Kinder in die Flammen geworfen, welche die Wohnungen der Mißhandelten verzehrten. Dem König blutete das Herz beim Anblick dieſer und andrer Verheerungen, die ſich überall, ſo weit er vordrang, ſeinen Augen darſtellten. Aber der Würfel war einmal geworfen. Nicht er trug die Schuld, wenn dieſe Greuel ungeſtraft überhand nahmen. Nächſt denen, die ſie veranſtalteten, trugen auch die die Schuld mit, die ihnen unthätig zuſahen, ohne die Mittel zu deren Abwehr zu gebrauchen, die ihnen Gott und ihr gutes Recht an die Hand gab. Und dieß waren nach ſeiner Anſicht die deutſchen proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt. Dieſe hatten ſich unter der Zeit auf einem Fürſtentag zu Leipzig verſammelt im Frühling 1631

*) Chemnitz S. 55.

und trugen ſich mit Bedenklichkeiten, die ihnen weniger faſt ihre treue Anhänglichkeit an das Kaiſerhaus, als das übrigens wohl zu begreifende Mißtrauen gegen den nordiſchen Eroberer erregt zu haben ſchien. Sie ſchlugen beharrlich jede Verbindung mit Schweden aus, und beſchränkten ſich darauf, dem Kaiſer Vorſtellungen wegen der Bedrückung der Proteſtanten zu machen, und erſt wenn dieſe nichts fruchten ſollten, den Krieg auf eigne Hand zu führen, ohne fremden Beiſtand. An der Spitze dieſes Fürſtenrathes ſtand der Churfürſt Georg von Sachſen, ein Mann, deſſen Perſönlichkeit eben nicht geeignet war, den Glanz des alten Churhauſes in der Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus auf eine würdige Weiſe zu erhalten und zu bewahren. Erzogen in der ſtrengſten lutheriſchen Rechtgläubigkeit, die bei ihm jede weitere Fürſtentugend, jede weitere Bildung zur Humanität erſetzen ſollte, gab er ſich faſt ausſchließlich den Vergnügungen der Jagd, den Genüſſen der Tafel und einem unmäßigen Hange zum Trunk hin; weßhalb er den Ehrennamen des Bierkönigs oder Biergörgeleins erhielt, wie er in Spottliedern genannt wurde*). — Zum Glück waren nicht alle Fürſten auf dem Tage zu Leipzig dieſem Georg gleich. Schon jetzt ließen ſich die Erneſtiner, Herzog Bernhard von Weimar und ſein Bruder Wilhelm auf eine Weiſe vernehmen, die wieder an die Zeiten erinnerte, da die Väter zu Schmalkalden ſich auf Gut und Blut verbunden hatten die unterdrückte Glaubensfreiheit zu retten. Aber dieſe Stimmen blieben in der Minderheit, alſo daß Bernhard, noch ehe der Leipziger Schluß gefaßt wurde, den Convent im Aerger verließ.

Noch ehe die Verhandlungen zu Leipzig ihren Anfang genommen, hatte indeſſen der König von Schweden einen andern Bundesgenoſſen erhalten, den er nicht in der proteſtantiſchen Kirche, ſondern in der katholiſchen fand. Es gehört dieß mit zu den Eigenthümlichkeiten des 30jährigen Krieges, daß die Parteien ſich nicht rein als religiöſe Parteien gegenüberſtanden, ſondern daß die Politik immer mehr das religiöſe Intereſſe verdrängte und ſomit auch die Bündniſſe nach ihrem Ermeſſen abſchloß. In Frankreichs Politik lag es nun unzweifelhaft, einen mächtigen Bundesgenoſ-

*) Gfrörer S. 778 und Raumer S. 511.

sen zu Unterdrückung der östreichischen Macht zu erhalten und so wurde denn durch den gewandten Richelieu und seinen Bevollmächtigten Charnacé zwischen der Krone Schweden und Frankreich der berühmte Bärwalder Vertrag abgeschlossen zu Anfang des Jahres 1631, wonach das katholische Frankreich den Helden der protestantischen Kirche mit hinlänglichen Geldmitteln versorgte, um ihm die Führung des Krieges gegen den Kaiser möglich zu machen *).

Siegreich drang nun Gustav Adolf bis Frankfurt a. d. O. vor, das er mit Sturm nahm. Tilly, um die Elbe zu decken, hatte sich vor Magdeburg geworfen und zwar mit ernstern Absichten auf diese wichtige Veste, als einst Wallenstein vor ihm. Ihn zu vertreiben und die Stadt vor dem Unglück zu retten, das ihr unausweichlich bevorstand, dazu bedurfte es vereinter Kräfte. Gustav Adolf machte noch einmal den Versuch, eine Verbindung mit Churſachsen und Brandenburg zu Stande zu bringen; ja, wo gütliche Vorschläge nichts mehr nützten, schritt er sogar gewaltsam ein mit den Mitteln, die er in Händen hatte. Also marschirte er auf Berlin zu und nöthigte den Churfürsten Georg Wilhelm, der noch immer Ausflüchte suchte, ihm die Festung Spandau und Küstrin zu überlassen. Auf der Heide zwischen Köpenik und Berlin hatte Gustav Adolf mit dem Churfürsten eine Unterredung, wobei sich jener also äußerte: „Ich kann dem Churfürsten seine Traurigkeit nicht verdenken, denn daß ich gefährliche Sachen verlange, ist wohl gewiß. Allein was ich begehre, begehre ich nicht in meinem Interesse, sondern zum Besten des Churfürsten, seiner Lande und Leute, ja zum Besten der ganzen Christenheit." Zum Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der den König nach Berlin begleitet hatte, sprach er ferner die merkwürdigen Worte: „Mein Marsch geht auf Magdeburg, um diese Stadt zu entsetzen. Will mir niemand beistehen, so trete ich sogleich den Rückzug an, biete dem Kaiser den Frieden und gehe heim nach Stockholm. Ich weiß, der Kaiser soll einen Vergleich eingehen, wie ich begehre. Aber am jüngsten Tage werdet ihr Evan-

*) 5 Jahre lang sollte Schweden 1,200,000 Livres von Frankreich erhalten.

geliſchen dann angeklagt werden, daß ihr nichts für Gottes Sache habt thun wollen, und auch hier ſchon wird es euch vergolten werden; denn geht Magdeburg verloren und ziehe ich mich zurück, ſo ſehet zu, wie es euch gehen wird." — Nach langem Zaudern willigte endlich der Churfürſt ein, daß die Schweden Spandau ſo lange beſetzt halten ſollten, bis Magdeburg entſetzt ſei. —

Aus den kräftigen Worten des Königs leuchtet doch wohl ein hoher Ernſt hervor gegenüber der Unentſchloſſenheit der deutſchen Fürſten. Wie? ſollte wirklich der König ſich nur hinter dieſen Ernſt für Gottes Sache verſteckt, ihn als eine Maske gebraucht haben, um ſeine ſelbſtſüchtigen politiſchen Abſichten dahinter zu verbergen? Sollte er mit dem jüngſten Gericht nur wie mit einer Kraftformel geſpielt haben, um die eigne Verantwortlichkeit einem Andern ins Gewiſſen zu ſchieben? Kaum können wir dieß mit der Geſinnung eines Mannes reimen, deſſen Bild uns bisher mit Ehrfurcht und Zutrauen erfüllt hat. Und dennoch iſt es von ältern und neuern Geſchichtſchreibern behauptet worden*), Guſtav Adolf habe abſichtlich Magdeburg im Stich gelaſſen, um die weitern Kriegsplane zu verfolgen, welche die Rückſicht auf den eignen Vortheil erheiſchte. Wahr iſt es, der König zog nicht gleich auf Magdeburg zu. Er wollte, nachdem er Churbrandenburg an ſich gezogen, auch noch Churſachſens ſich verſichern. Hier ſcheiterten aber ſeine Verſuche an dem Eigenſinne Johann Georgs, und während noch die Unterhandlungen gepflogen wurden, kam die Nachricht, die wie ein Donnerſchlag wirkte, Magdeburg ſei in Tillys Händen. Guſtav Adolf wuſch ſeine Hände in Unſchuld. Der Zögerung des Brandenburgers, der Weigerung des Sachſenfürſten ſchlug er die ſchreckliche Verantwortung anheim vor dem Urtheile der Mitwelt, der proteſtantiſchen Chriſtenheit und dem Richterſtuhle Gottes. Wir wollen nicht urtheilen, ob und in wie weit eine Mitſchuld des Königs hier anzunehmen ſei. Die Lauheit der deutſchen Proteſtanten wird dadurch nicht entſchuldigt, und das traurige Schickſal der Stadt nicht gebeſſert. Dieſes laſſen Sie uns jetzt noch zum Schluſſe dieſer Betrachtung in die Augen faſſen als eine

*) So auch von Gfrörer S. 797.

[illegible] am Krökerthor. Die Wache [illegible]. Die Sturmglocken ertönten, [illegible] Falkenberg fand im Gefechte [illegible] Der Administrator ward verwundet. Zu [illegible], dem schrecklich durch die Straßen [illegible], den Greueln der Plünderung schlug [illegible] 11 Uhr Morgens der Schrecken einer Feuersbrunst. [illegible] aller der Grausamkeiten, womit sich die [illegible] Gefahr schadlos zu halten [illegible] Genug, daß ein katholischer [illegible] Folgendes ehrlich berichtet*): [illegible] Elend und Noth gewesen, kann nicht [illegible] 53 Personen, meist Wei- [illegible] geflüchtet hatten, wurden die [illegible] suchten ihre Aeltern, deren [illegible] viele saßen neben und [illegible] in kläglicher Verzweiflung [illegible] an den Brüsten ihrer erschlag- [illegible] mit den Armen fest umschlun- [illegible] daß es einen Stein hätte [illegible] wurden in die Elbe geworfen; [illegible] überhaupt belief sich auf 20 bis 30000; [illegible] sehr verschieden. Selbst eines frei- [illegible] um den Unmenschen nicht [illegible] Zwanzig edle Jungfrauen von Magde- [illegible] durch einen gemeinschaftli- [illegible] Elbe ihren Verfolgern zu entgehen. [illegible] oder suchten im Feuer ihr Heil. [illegible] Einzug in der eroberten Stadt. [illegible] Sieg verherrlichen. In dem [illegible] rühmte sich der Feldmarschall, daß [illegible] Zerstörung nichts Aehnliches sich er- [illegible]

Magdeburgs Fall erschien als ein ernstes Gericht Gottes in den Augen der Protestanten. Tief erschüttert vernahm Gustav Adolf die

*) Bei Raumer III. S. 516.

das Herz des edeln Mannes zugänglich. Und ſo vermochte nun auch Tillys verſtärkte Macht, die im März 1631 anrückte, ihn nicht zu beugen. Gegen ein Heer von 33000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferd*) ſuchte er ſich allein mit 2000 waffenfähigen Bürgern, ſammt 250 Reitern zu halten**); wozu noch eine Verſtärkung von 3000 in der Eile bewaffneten Bürgerſöhnen, Handwerksgeſellen und Knechten kam***). An Mundvorrath gebrach es anfänglich weniger als an Munition; doch ward auch jener ungleich vertheilt, und der Genuß des ſchlechten Bieres brachte Vielen die Ruhr und den Tod†). Dazu kam die fortdauernde Uneinigkeit in der Stadt und die Widerſpenſtigkeit mancher gegen die getroffenen Anordnungen††), während freilich wieder andre durch den muſterhafteſten Gehorſam und durch heldenmüthige Anſtrengung ſich auszeichneten, wie früherhin die Bürger zu Stralſund. Immer hoffte man auf den nahenden Retter Guſtav Adolf. Mehrere Angriffe wurden zurückgetrieben; doch erhielt Tilly die Vorwerke in ſeine Gewalt. Nun galt es ſich zu entſcheiden, ob mans aufs Aeußerſte wollte ankommen laſſen. Schon ſtand der Magiſtrat im Begriff ſich in eine Capitulation einzulaſſen; aber theils die Einſprache der Geiſtlichen†††), die darin einen Verrath an der Sache Gottes erblickten, theils Falkenbergs Entſchloſſenheit gaben den Ausſchlag. Es ſollte zum Sturm kommen. Dieſer brach an, als man es am wenigſten erwartete. Schon hatte es das Anſehn gewonnen, als ob auch Tilly, aus Furcht von Guſtav Adolf überraſcht zu werden, den Rückzug antrete, als plötzlich den $\frac{1}{2}\frac{9}{0}$. Mai ein von Pappenheim geordneter geheimer Angriff geſchah, eben da als der größte Theil der Bürger nach einer unruhigen Nacht ſich der Ruhe hingegeben hatte. Mit der Loſung „Jeſus Maria" erſtürmten um 7 Uhr Morgens die Pappenheimer den

*) Nach Reſe, die Zerſtörung Magdeburgs, Magd. 809. S. 55.
**) Reſe S. 64. Gfrörer S. 801.
***) Reſe S. 77.

†) Nach Khevenhüller bei Gfrörer S. 802.

††) Mit Eigenſinn beharrten unter andern die Bürger darauf, daß jeder nur in ſeinem Viertel zum Kriegsdienſt verwendet wurde. So geſchah es, daß die Einen beſtändig dem Feinde ausgeſetzt waren, während Andere der Ruhe pflegen konnten.

†††) Unter ihnen zeichnete ſich beſonders aus der Paſtor an der Ulrichskirche, Dr. Chriſtian Gilbert de Spaignart. Reſe S. 91.

obern Wall über dem Stadtgraben am Krökerthor. Die Wache ward überrumpelt und niedergemacht. Die Sturmglocken ertönten, ein allgemeines Gemetzel begann. Falkenberg fand im Gefechte einen rühmlichen Tod. Der Administrator ward verwundet. Zu der allgemeinen Verwirrung, dem schrecklich durch die Straßen sich fortwälzenden Blutbade, den Greueln der Plünderung schlug sich noch gegen 10 Uhr Morgens der Schrecken einer Feuersbrunst. Die weitere Ausmalung aller der Grausamkeiten, womit sich die wilden Erobrer gegen die ausgestandne Gefahr schadlos zu halten suchten, werden Sie mir erlassen. Genug, daß ein katholischer Schriftsteller, Khevenhüller, uns Folgendes ehrlich berichtet*): „Was für ein Jammer, Elend und Noth gewesen, kann nicht beschrieben oder ausgesprochen werden. 53 Personen, meist Weiber, die sich in die Kathedralkirche geflüchtet hatten, wurden die Köpfe abgehauen. Verlassene Kinder suchten ihre Aeltern, deren Namen sie nicht einmal angeben konnten; viele saßen neben und auf den Leichnamen derselben und riefen in kläglicher Verzweiflung o Vater! o Mutter! Andre sogen an den Brüsten ihrer erschlagnen Mütter, die sie im Tode noch mit den Armen fest umschlungen hielten oder schrien fast verhungert, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen." — 6440 Leichen wurden in die Elbe geworfen; die Zahl der Umgekommnen überhaupt belief sich auf 20 bis 30000; doch sind auch hier die Angaben sehr verschieden. Selbst eines freiwilligen Todes waren einige gestorben, um den Unmenschen nicht in die Hände zu fallen. Zwanzig edle Jungfrauen von Magdeburg reichten sich die Hände dar, um durch einen gemeinschaftlichen Tod in den Fluthen der Elbe ihren Verfolgern zu entgehen. Andre stürzten sich in Brunnen oder suchten im Feuer ihr Heil. Am 25. geschah Tillys feierlicher Einzug in der eroberten Stadt. Ein Tedeum sollte den blutigen Sieg verherrlichen. In dem nach Wien gesandten Bericht rühmte sich der Feldmarschall, daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung nichts Aehnliches sich ereignet habe.

Magdeburgs Fall erschien als ein ernstes Gericht Gottes in den Augen der Protestanten. Tief erschüttert vernahm Gustav Adolf die

*) Bei Raumer III. S. 516.

Nachricht. Was in seinen Kräften stand, suchte er aufzubieten, das Schicksal der Unglücklichen zu mildern. Den Schaden wieder gut machen konnte er nicht; — bald drauf hinderte ihn sein frühzeitiger Tod, ein Weiteres zu thun, und nur unter vielen Drangsalen und Kämpfen stieg die versunkene Stadt allmählig wieder aus ihrer Asche empor. Ein halbes Jahrhundert bedurfte es dazu; denn erst 48 Jahre nach dem schrecklichen Ereigniß sammelte die neu erbaute Kathrinenkirche, in welcher noch während des Sturmes der letzte Gottesdienst war gehalten worden, die Söhne und Töchter der erschlagnen Väter wieder in ihren friedlichen Mauern.

Dritte Vorlesung.

Thodänus über die Zerstörung von Magdeburg. Weiterer Fortgang des Krieges. Schlacht bei Leipzig. Ueber Gustav Adolfs Absichten. Wiederauftreten Wallensteins. Gustav Adolf im Herzen Deutschlands. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod. Sein Bild, von Chemnitz und Andern gezeichnet. Christina. Paul Flemmings Siegesgesang.

Die Schrecken des 30jährigen Krieges sind uns in den beiden letzten Vorträgen in verschiednen Bildern vor die Seele getreten und noch ist der Eindruck, welchen die grausenhafte Zerstörung Magdeburgs auf unsre Gemüther machte, nicht erloschen. Es ist eine traurige Aufgabe, solche Greuel zu schildern; aber sie ist nothwendig. Statt indessen die Bilder der Zerstörung und Verwüstung ins Unendliche zu häufen und wo möglich noch durch die Zuthat der Phantasie zu vergrößern — was so leicht ist, wenn man sich dem Gesammteindruck solcher Scenen ins Unbestimmte hingiebt — wird es belehrender und gewissermaßen auch beruhigender und erbaulicher sein, aus dem großen Gewühl heraus ein einzelnes Bild ins Auge zu fassen und dieses durch die schauerlichen Gänge zu verfolgen mitten durch die Leichen und Trümmer hindurch. Die Theilnahme, die wir dem Einzelnen in seinen Leiden bezeugen, ist jedenfalls lebendiger, und die Anschauung, die wir in dem Einzelnen vom Ganzen gewinnen, treuer und wahrhafter, als wenn wir vor

lauter Heulen und Jammern um uns herum weder zum Hören noch zum Sehen kommen.

Es wird Ihnen daher, verehrte Zuhörer, zur Vervollständigung des Bildes, das wir in der vorigen Stunde nur in den roheſten Umriſſen geſchaut haben, willkommen ſein, einen einzelnen Augenzeugen der Greuel und einen, der auch mit gelitten hat, ſeine Schickſale erzählen zu hören. Wir gewinnen dadurch zugleich einen Blick in die Verhältniſſe, in das Kriegsleben der Zeit überhaupt, und können uns aller weitern Schilderungen überheben.

Der Mann, der uns ſeine Leiden und Prüfungen am Tage der Einäſcherung Magdeburgs erzählen ſoll, iſt der damalige 2te Prediger an der Kathrinenkirche, Chriſtoph Thodänus, nachmals Prediger zu Renzburg (im Holſteiniſchen). Er erzählt Folgendes*): „Nachdem ich Dienſtags den 10. Mai 1631 meine gewöhnliche Wochenpredigt gehalten und mich nach Hauſe begeben hatte, brachten mir einige Leute aus der Jacobspfarrei die Nachricht, der Feind ſei ſchon auf dem Wall und in der Stadt. Wir erſchraken darüber heftig und wollten es anfänglich nicht glauben; allein es war leider! nur allzuwahr. Voll Angſt ließ ich mein Haus offen ſtehen und ging mit meiner Frau und der Magd zu meinem Collegen, dem Herrn Senior und Pfarrer zu Catharinen, Malſius. Wir trafen hier ſchon mehrere Perſonen an. Wir beteten mit einander, empfahlen unſre Seelen dem treuen Gott und erwarteten mit Furcht und Zittern, wie es uns nach dem göttlichen Willen ergehen werde. Wie viel bittere und heiße Thränen, beſonders von den wehmüthigen Frauen damals vergoſſen und wie viel Seufzer gen Himmel geſchickt wurden, weiß der barmherzige Gott am allerbeſten. — Ich konnte hier nicht lange bleiben, weil ich zu einem Oberſten von den Unſrigen, der ſehr gefährlich verwundet worden war, in den Gaſthof zum „langen Hals" gerufen wurde. So ſehr mich auch meine Frau bat, ſie nicht zu verlaſſen; ſo war mir doch nicht möglich die Pflichten meines Amtes hintanzuſetzen. Ich ging mit dem betrübteſten Herzen und mit der Vorſtellung, daß

*) Der Bericht findet ſich bei Gfrörer S. 807. und bei Reſe S. 180 ff. (mit einigen Abweichungen). Der letztere hat auch noch die Berichte zweier andrer Augenzeugen, des kaiſerl. Capitains Ackermann und des Oberſtadtſekretairs Daniel Frieſe.

wir uns in dieſem Leben nicht wieder ſehen würden, von ihr. Auf dem breiten Wege umringten mich viele Frauen und Jungfrauen, die mich ängſtlich fragten, was ſie thun ſollten. Ich konnte ihnen keinen andern Rath geben, als im Gebet zu Gott ihre Zuflucht zu nehmen. Ich erreichte endlich den Gaſthof und traf in der vorderſten Stube den Verwundeten auf der Erde liegend in der äußerſten Schwachheit an. Ich ſprach ihm Troſt zu, ſo gut als ich es damals in dem allgemeinen Schrecken konnte; denn der Feind trieb ſchon das arme Volk wie eine Heerde Vieh auf dem breiten Wege vor ſich her und feuerte auf ſie. Wer getroffen wurde, der lag: wer laufen konnte, der that es. Mitten unter dieſer Verwirrung kam meine Frau mit der Magd zu mir in die Stube hereingetreten. Sie zog mich mit Gewalt aus dieſem Zimmer, das voller Gewehre hing und vor deſſen Fenſtern die Feinde ſchon ſo heftig feuerten, daß daſſelbe ganz mit Rauch angefüllt war. Wir gingen in die nach dem Hofe zuliegende untere Stube. Kaum waren wir daſelbſt angelangt, als die feindlichen Soldaten an der verriegelten Thür mit aller Gewalt anſchlugen. Auf Befehl des Wirthes mußte ſie geöffnet werden und die Feinde drangen nunmehr mit Macht herein. Sie verlangten ſogleich Geld von mir. Ich hatte ein Schächtelchen, worin ſich ungefähr 6 oder 7 Thaler befanden, bei mir und ich gabs dem einen; weil aber kein Gold dabei war, ſo drang er in mich, ihm ſolches zu verſchaffen. Doch er hörte meine Entſchuldigung an, nahm das Silbergeld und ging davon. Unterdeſſen wurde in der Stube und Kammer alles aufgeſchlagen und fortgeſchleppt. Unter dieſen Soldaten war ein junger Menſch, der nicht fühllos zu ſein ſchien, und den meine Frau um Gottes willen bat, uns zu ſchützen; allein er gab ihr zur Antwort: Liebe junge Frau, das können wir nicht thun, wir müſſen unſre Feinde verfolgen. — Die erſte Angſt war alſo glücklich überſtanden und wir ſchmeichelten uns mit der Hoffnung, daß nun alles vorbei ſein würde. Wie ſehr betrogen wir uns! Es dauerte nicht lange, ſo kam aufs Neue eine Rotte, die Geld von uns verlangte und die wir mit 2 Thalern und 2 ſilbernen Löffeln, die unſre Magd eingeſteckt hatte, befriedigten. Dieſer folgten ſogleich einige andere nach, worunter ſich beſonders einer befand, der fürchterlich ausſah, zwei Musketen trug, im Maul 2 Kugeln hatte und mit

schrecklicher Stimme zu mir sagte: „Pfaffe! gib Geld!" Ich stellte ihm mein Unvermögen vor, und daß ich nicht in dieses Haus gehöre. Meine Entschuldigungen rührten ihn nicht; er richtete vielmehr eine seiner Musketen auf mich, blies die Lunte an und schoß los. Zum Glück für mich hatte meine Frau so viel Muth und Gegenwart des Geistes, daß sie die Muskete in die Höhe schlug, wodurch die Kugel mir über dem Kopf weg in die Wand flog. Er bestand noch immer drauf, Geld oder Silberwerk von uns zu haben. Meine Frau schnitt endlich die silbernen Haken von ihrem Brustleibchen ab und gab sie ihm. Ein anderer forderte auch Geld von mir, und da ich noch 3 alte böhmische Groschen in meiner Tasche fand, so legte ich sie ihm auf den Tisch und versicherte ihm, daß ich weiter nichts besäße. Er schien meinen Worten zu glauben, nahm das Geld und verließ uns. Endlich kamen noch 4 oder 5 Soldaten mit Partisanen, die aber, weil sie mich in einer priesterlichen Kleidung stehen sahen und die Ursache meines Hierseins hörten, von uns nichts begehrten, sondern zu mir sagten: „wir wollen sehen, ob du Pfaffe wirst Fuß halten!" Um nicht noch mehreren Anfällen und Plackereien ausgesetzt zu sein, beschlossen wir aus der Stube zu gehen und auf dem obersten Boden Sicherheit zu suchen. Hier blieben wir auch einige Zeit verschont; aber, o Gott! wie groß war unsere Furcht und welche Todesangst mußten wir ausstehen, da wir auf der Straße den schrecklichen Lärm der feindlichen Soldaten, das Geschrei und Wehklagen der Bürger und im Hause unter uns die größten Gewaltthätigkeiten verüben hörten. Zu einigem Troste gereichte es uns doch, daß noch lauter Deutsch gesprochen wurde. — Nachdem im Hause und auf dem mittlern Boden alles aufgebrochen war, kamen die feindlichen Soldaten auch zu uns herauf. Wir stellten uns dicht an die Treppe hin, damit sie uns gleich sehen sollten. Unter der ersten Rotte war einer, der mich mit einer großen spitzigen Keule zu Boden schlagen wollte; sein Kamerad verhinderte ihn aber daran und sagte zu ihm: „was willst du machen? du siehst ja, daß es ein Prediger ist." Diese Vorstellung that bei ihm eine so gute Wirkung, daß er von seinem Vorhaben abließ und von uns ging. Kaum hatte uns dieser verlassen, so kam ein anderer, mit bloßem Degen in der Hand, die Treppe heraufge-

rannt, brachte mir einige gefährliche Wunden am Kopfe bei und forderte mit Ungestüm und unter den entsetzlichsten Drohungen Geld, und weil meine Frau über die mir angethane harte Beleidigung äußerst wehklagte, so wollte er auch sie seine Wuth empfinden lassen und würde sie gewiß durchstochen haben, wenn nicht der Degen abgeglitten wäre. Ich blutete unterdessen sehr heftig, und mein weißer Priesterkragen wie auch mein Rock war voll Blut. Dieß sowohl als unsre Geduld schien ihn zu rühren. Ich benutzte diese Gelegenheit, ihm die Veranlassung, wie ich in dieses Haus gekommen sei, zu sagen und ihn zu bitten, mit uns in unsre Wohnung zu gehn, wo wir ihm alles, was wir noch besäßen, geben wollten. Er nahm unsern Vorschlag an und sagte in gebrochenem Deutsch, — denn er konnte diese Sprache nicht recht — zu mir: Nun, so komm Pfaff! gib mir dein Geld, will dir's Wort sagen. „Jesus Maria" ist das Wort; wenn du das sagst, thut dir der Soldat nichts mehr. Meine Frau hielt sich an seinem Mantel, und so wanderten wir mit einander fort. — Auf dem breiten Wege, der voll Leichname lag, wurde uns ein vornehmer Officier gewahr. (Der sagte zum Soldaten:) „Kerl, machs so mit den Leuten, daß es zu verantworten ist." Gleich darauf aber sprach er zu meiner Frau: „fasset meinen Steigbügel, nehmt euern Herrn bei der Hand und führt mich in euer Haus, ihr sollt Quartier haben." Zu mir sagte er mit etwas leiserer Stimme und mit der Hand winkend: „Ihr Herren, ihr Herren, ihr hättet es auch wohl anders machen können." Ich wußte aber nicht, was er darunter verstand. Wie wir vor unserm Hause ankamen, fanden wir es mit Soldaten angefüllt, die sich mit Plündern beschäftigten. Auf Befehl des Officiers mußten sie sogleich dasselbe räumen, und um uns vor fernern Anfällen in Sicherheit zu setzen, gab er uns zwei von seinen Leibschützen zur Wache, und befahl meiner Frau, für mich Sorge zu tragen, daß ich verbunden würde. Er verließ uns, jedoch mit dem Versprechen bald wieder zu kommen. Unsre Wache hatte genug zu thun, die Soldaten, die mit aller Gewalt in unser Haus dringen wollten, abzuhalten, und ließen sie sich endlich gleich durch die Nachricht, daß der Obristwachtmeister vom Savelli'schen Regimente hier sein Quartier habe, abweisen, so bezeugten sie sich doch darüber sehr unwillig, und fragten, ob das auch recht sei?

Tilly hätte gesagt, 3 Tage plündern, rauben und todtmachen*). Indessen blieben wir doch verschont, und weil uns unsre Wache zu verstehen gab, daß ihre Kameraden eine ansehnliche Beute machen würden, während sie hier müßig stehen müßten, verehrten wir einem jeden 2 Rosenobel, womit sie auch vollkommen zufrieden waren. Unser Oberster kam seinem Versprechen gemäß bald zu uns zurück, hielt sich aber nicht lange auf, sondern eilte wieder fort, um zu sehen, ob nicht zu Löschung des Feuers einige Anstalten gemacht werden könnten. Kaum war er bis auf den breiten Weg geritten, als er schleunigst wieder bei uns eintraf und zu meiner Frau sprach: „Frau, nehmt mein Pferd beim Zaum und euern Herrn bei der Hand, und führt mich zur Stadt hinaus oder wir müssen alle verbrennen;" denn das Feuer hatte schon gewaltig überhand genommen und hinter unsrer Kirche auf dem breiten Wege sahen wir einen starken schwarzen Rauch aufsteigen. Wir warfen alles, was noch vorhanden war, in den Keller, beschütteten die Thüre mit Erde, und ich, meine Frau mit einem Priesterrocke auf der Achsel und unsre Magd mit des Nachbar Krügers Kindern auf dem Arme, traten nunmehr unsre traurige Wanderschaft an. Meine Frau mußte des Obersten Pferd beim Zaume führen, und weil alle Thore in vollem Feuer standen, so nahmen wir unsern Weg nach dem Fischerufer zu. Es war dieß für uns ein schrecklicher Gang. In der Peters- und Johannis-Pfarrei wütheten die Flammen, die Straßen waren mit todten Körpern besät; durch viel tausend Soldaten mußten wir uns hindurchdrängen und die Kroaten wollten immer auf mich hauen, schießen und stechen. Ich würde gewiß, wie so viele andere, ein Opfer ihrer Grausamkeit geworden sein, wenn mich nicht unser Oberster beschützt und seine Bedienten uns umgeben hätten. Wir langten endlich bei der hohen Schanze an, wo wir hinunter mußten, ob uns gleich bei dem Anblick der Tiefe schwindelte; aber es half nichts, wir mußten hinunter und so kamen wir endlich im feindlichen Lager bei Rothensee an. Indem wir durch das Lager gingen, mußten wir viele Lästerung, Hohn und Spott

*) Daß jedoch Tilly nicht so planmäßig grausam war, wie ihn manche protestantische Berichte darstellen, ist von unbefangenen Geschichtschreibern neuerer Zeit bemerkt worden.

von den Soldaten anhören. Nur ein Officier ſagte zu mir in lateiniſcher Sprache: „Ego tibi condoleo, nam et ego addictus sum Augustanae Confessioni, ich habe Mitleiden mit dem Herrn, denn ich bin auch ein Augsburgiſcher Confeſſionsverwandter.“ Ich trug Bedenken, ihm zu antworten. — Sobald wir in das Zelt unſeres Oberſten getreten waren, fragte er uns, was für eine Vergeltung er erhalten würde, nachdem er uns unſer Leben gerettet habe? Wir antworteten ihm, daß wir ihm jetzt nichts geben könnten, wir verſprachen ihm aber alles das Unſrige, was wir an Gold und Silber vergraben hätten, getreulich zu überliefern. Den folgenden Morgen ſchickte er einige ſeiner Bedienten mit der Magd in die Stadt, um unſer Hab und Gut abholen zu laſſen; allein ſie brachten nichts mit, weil es ihnen wegen des noch anhaltenden Feuers unmöglich geweſen war, in den Keller zu kommen. Indeſſen wurden wir von dem Oberſten ungemein liebreich behandelt und ſehr gut verpflegt. Deſſenungeachtet ſehnten wir uns nach einem ruhigern Leben. Meine Krankheit vergrößerte dieſe Sehnſucht bei meiner Frau und ſie bat daher den Oberſten inſtändigſt um einen Paß und um die Erlaubniß zu unſrer Abreiſe. Er ſchlug dieſe Bitte ab, weil er noch kein Löſegeld von uns erhalten hatte. Endlich überbrachte unſre Magd alle unſre Koſtbarkeiten, die dem Oberſten ſogleich zugeſtellt wurden. Er ſchüttete alles auf den Tiſch und es waren manche ſchöne alte Thaler darunter, die ich ſelbſt lange Zeit nicht geſehen hatte. Er gab meiner Frau ihre neuen ſilbernen Haken und einen Thaler als Zehrgeld zurück und behielt alles Andere an baarem Geld und etliche ſilberne Becher. So ſauer es uns auch geworden war, ſolches zu erwerben, ſo gönnten wir's ihm doch gern, weil wir ihm nächſt Gott unſer Leben zu danken hatten. Auf unſer nochmaliges Anſuchen ließ er nunmehr den Paß ausfertigen, in welchem er ſich unterſchrieb: K. K. M. des löblichen fürſtlichen Savelli'ſchen Regiments beſtallter Oberſtwachtmeiſter und Hauptmann Joſeph de Aynſa. Wir traten ſogleich auf Anrathen des Herrn von Potthauſen unſre Reiſe nach Olvenſtädt an, wo wir von dem lutheriſchen Feldprediger des Holkiſchen Regiments, Herrn Jakob Schwanenberg aufs liebreichſte empfangen wurden. Dieſer würdige Mann erzeigte uns und vielen andern Magdeburgern, beſonders aber mir, der ich noch immer

ſehr krank war, viele und große Wohlthäten, und wir blieben bis zum Sonnabend bei ihm, an welchem Tage uns der Herr von Potthauſen nach Garleben ſchaffte. Von da gingen wir nach Salzwedel und kamen endlich nach vielem ausgeſtandenem Ungemach in Hamburg an. Hier wollte ich einige Wochen bleiben und den Ausgang der Sache erwarten; allein Gott fügte es, daß ich bald darauf von dem Rath der ganzen Gemeinde zu Rendsburg im Hollſteiniſchen zu dem damals erledigten Diaconat berufen wurde, welchen Ruf ich auch annahm." So weit der Bericht des Predigers Thodänus.

Wir verfolgen nun noch die fernere Geſchichte des traurigen Krieges, aus der wir jedoch nur die wichtigſten Momente herausheben werden. —

Noch immer hatte Guſtav Adolf mit der Uneinigkeit und Unſchlüſſigkeit der deutſchen Reichsfürſten zu kämpfen. Während auf der einen Seite der Landgraf Wilhelm von Heſſen und der Herzog Wilhelm von Weimar (mit ſeinem Bruder Bernhard) ſich als ſeine treuen Bundsgenoſſen erklärten, ſuchte ſich der Churfürſt Georg Wilhelm von Brandenburg wieder ſeiner Verbindlichkeit zu entziehen, die er vor dem Sturze Magdeburgs gegen den König eingegangen hatte. Er forderte Spandau zurück, das er nur auf die Bedingung des Entſatzes von Magdeburg hin den Schweden überlaſſen habe. Es entſtanden neue Unterhandlungen und nur mit Gewalt konnte Georg Wilhelm zu fernerer Willfährigkeit gegen den König genöthigt werden. Auch der Churfürſt von Sachſen trat erſt dann dem ſchwediſchen Bündniß bei, als ihm (wie man zu ſagen pflegt) das Waſſer an die Kehle ging. Es iſt ordentlich rührend-komiſch, mitten in den tragiſchen Umgebungen, den durch ſein Zaudern ohnmächtig gewordnen Fürſten mit einer Art von Verzweiflung dem mächtigen Beſchützer in die Arme fallen zu ſehen, den er zuvor immer nur mit Mißtrauen betrachtet hatte. Tilly nämlich, der eben ſo wenig vermocht hatte, den Churfürſten ganz auf die kaiſerliche Seite zu ziehn, als es Guſtav gelungen war, ihn für ſich zu gewinnen, hatte ſich allmählig der bedeutendſten ſächſiſchen Städte bemächtigt und ſie gebrandſchatzt, trotz der Mahnungen Maximilians von Baiern, ſäuberlich mit dem Churfürſten zu verfahren. Jetzt mußte ein Ent-

ſcheid gefaßt werden, und dieſer fiel endlich für die Verbindung mit Schweden aus. Als der König in den Unterhandlungen darüber blos die Einräumung von Wittenberg verlangte, brach der Churfürſt in die Worte aus: „nicht nur Wittenberg, ganz Sachſen ſoll dem Schwedenkönig offen ſtehen, ich will meine ganze Familie als Geißel ſtellen, ja mich ſelbſt, wenn dieß nicht genügt. Ich will die Vorräthe ausliefern, den verlangten Sold bezahlen, Gut und Blut der guten Sache opfern.“ Sogleich ward ein Traktat abgeſchloſſen und die ſächſiſchen Fahnen ordneten ſich unter das ſiegreiche Banner Schwedens. Nun war alſo auch die Wiege der Reformation unter den Schutz des nordiſchen Königs geſtellt. Deſſen war ſich Guſtav Adolf in edelm Stolz bewußt; denn alſo ſprach er zu den Studenten, die ihm entgegenkamen, als er in Wittenberg, der alten Lutherveſte, einzog: „Ihr Herren, von euch iſt aus dieſem Ort das Licht des Evangeliums zu uns gekommen; weil es aber durch die Feinde bei euch will verdunkelt werden, müſſen wir zu euch kommen, um daſſelbige Licht nächſt Gott wieder anzuzünden *).“ Es war die höchſte Zeit. Schon ſtand Tilly vor Leipzig und beſchoß die Stadt. Nach verſchiednen Berathungen der Heerführer auf beiden Seiten, kam es zur Schlacht auf dem breiten Felde (bei Leipzig) den $\frac{7}{17}$. Sept. 1631. Hatte Tilly bei der Berathung unter anderm auch ſeine Hoffnung auf die Beobachtung der Väter geſtützt, daß „Ketzer noch nie in einer Feldſchlacht geſiegt hätten **),“ ſo trügte ihn dießmal ſowohl die Beobachtung der Väter als ſeine eigne Hoffnung. Beſſer hatte dießmal Guſtav Adolf geſehen, als er vor der blutigen Schlacht alſo zu den Seinen redete: „Ich will unſre Gegner nicht gering ſchätzen oder verachten, noch die Sache leichter vorſtellen als ſie an ſich ſelbſt iſt.... offen ſei es geſagt, wir haben einen mächtigen und ſtarken Feind vor uns, einen wohlgeübten, ja einen ſiegreichen Feind, der bisher während ſeiner langen Kriege nichts als Triumphe erfochten hat. Aber je berühmter dieſer Feind iſt, deſto größern Ruhm werden wir durch ſeine Ueberwindung erlangen. Alle Ehre, Preis und Glorie, welche er ſeit ſo vielen

*) Raumer S. 520.
**) B. Raumer a. a. O. S. 524.

Jahren erworben, kann durch Gottes Hülfe innerhalb 24 Stunden unser eigen sein.... Vor allen Dingen ist auf unsrer Seite die gute Sache. Wir streiten nicht für Menschen und zeitliche Güter, sondern für Gottes Ehre und Lehre, für die wahre, allein seligmachende Religion.... Darum dürfen wir nicht zweifeln, der Allmächtige, der uns trotz alles feindlichen Widerstandes über so viele Pässe und Ströme wunderbarer Weise bis hieher geführet, werde mit seiner Hülfe uns auch jetzt kräftiglich beistehen, unsre Arme stärken und den Sieg über des Feindes Hochmuth uns in Gnaden verleihen." — Bisher, sagte der König weiter, habe es immer bei den Soldaten geheißen, unter einer Anführung würde man wohl selig, aber nicht reich; aber jetzt seien nächst den ewigen auch zeitliche Güter zu gewinnen; sie möchten sich durchschlagen durch die Pfaffengasse, die ihnen offen stehe, und ihre Mühe werde ihnen reichlich vergolten werden. — Also standen sich die Heere schlagfertig gegenüber. „Jesus Maria," das war, wie dort zu Magdeburg, das Feldgeschrei der Katholiken; „Gott mit uns," das der Protestanten. Um 12 Uhr begann die Schlacht und wogte hin und her, bis die Dunkelheit der Nacht einbrach. Tillys Heer gerieth in Unordnung, die Schweden behielten das Feld. Fahnen, Geschütz, Gepäcke des Feindes, das Lager und die Kriegskasse fielen in die Hände der Sieger. Von nun an war der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Kaiserlichen dahin; verblüfft war darüber vor allen der Wiener Hof und lange wollte man sich nicht überzeugen, daß, wie Einer sich dabei ausdrückte, Gott plötzlich ein Lutheraner geworden sei *). Es lag zu natürlich in der religiösen Stimmung der Zeit, nach den äußern Siegen die Gerechtigkeit einer Sache zu messen und das Wohlgefallen, das Gott an ihr habe. Leicht kann ein solcher Glaube, wenn er nur bei der äußern Erscheinung stehen bleibt, und die fleischliche Sicherheit an die Stelle des geistigen Vertrauens treten läßt, hier zu falschem Trotze, dort zu blinder Verzagtheit führen. Wie leicht hätte Gustav Adolf, durch den glücklichen Sieg verführt, einem blinden Aberglauben in sein Waffenglück anheimfallen können, der seinen ächten Glauben, seine Demuth und sein bisheriges kindliches Vertrauen getrübt ha-

*) Raumer S. 527. (nach Oxenstiernas Briefen.)

den würde und wahrlich an Verſuchung dazu fehlte es nicht. Von nun an war ja der Name Guſtav Adolfs in aller Munde; in dem Sieger von Leipzig verehrte man proteſtantiſcher Seits das auserwählte Rüſtzeug Gottes; wohin er kam, wurde er faſt wie ein höheres Weſen empfangen. In tauſend und tauſend Abdrücken verbreitete ſich ſein Bildniß bis in die niederſten Bauernhütten. Guſtav aber demüthigte ſich vor Gott und wie er noch auf dem Schlachtfelde ſelbſt auf den Knien dem Herrn der Heerſchaaren gedankt hatte, ſo begleitete ihn auch dieſe Geſinnung auf ſeinem weitern Siegeszuge.

Man kann freilich ſagen, die frommen Gebete und Redensarten des Königs ſeien am Ende eine bloße Form geweſen, mit der er ſich bei der Maſſe das Anſehn eines Heerführers in Iſrael habe geben wollen, während er ganz andere Plane im Herzen gehegt habe, als ſich blos zum Vertheidiger der Proteſtanten aufzuwerfen; er habe (ſo wird er beſchuldigt) nach der deutſchen Kaiſerkrone die Hände ausgeſtreckt, und wir vermögen es ſelbſt nicht zu läugnen, daß ſolche weit ausſehende politiſche Abſichten ihn auch mit mögen geleitet haben. Aber bei dem innigen Zuſammenhang, in welchem damals die politiſche Lage der Dinge mit der kirchlichen ſtand, konnte er wohl nicht anders, als auch auf einen politiſchen Zuſtand hinwirken, der der Religionsfreiheit hinlängliche Gewähr leiſtete. Denn wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Wenn daher ein neuerer Schriftſteller über ihn *) von einer zwiefachen Abſicht ſpricht, die Guſtav Adolf haben konnte, entweder Deutſchland zu erobern oder blos die proteſtantiſche Kirche zu retten, und wenn er dann, in der Vorausſetzung, daß das erſtere des Königs eigentliche Abſicht geweſen ſei, behauptet, „er habe die moraliſche Baſis, auf der er als Verfechter der proteſtantiſchen Kirche ſtand, erſt dann verlaſſen, als er hinreichende Eroberungen gemacht und ſeine Anhänger mit ſolidern Dingen, als mit theologiſchen Redensarten an ſich feſſeln konnte": ſo iſt dieß aus einer Geſinnung herausgeredet, wie wir ſie nach alledem was wir ſonſt von Guſtav Adolf wiſſen, ihm nicht zutrauen können, wenigſtens nicht in dieſer ſchneidenden Alternative,

*) Gfrörer S. 679.

die nur ein „Entweder" — „Oder" kennt; ſondern höchſtens können wir zugeben, daß allerdings auch menſchliche Triebfedern mögen mitgewirkt und daß der kriegeriſche Genius des großen nordiſchen Helden ihn auf eine weitere Bahn möge hinausgeführt haben, als die iſt, die das einfache apoſtoliſche Chriſtenthum ſeinen Bekennern, ſeinen Verfechtern, ſeinen Märtyrern vorſchreibt. Aber Guſtav Adolf konnte und wollte nicht ein Märtyrer ſein im Sinne der alten Kirche, obgleich er im Dienſte der Kirche zu ſterben bereit war und dieſe Geſinnung nachwärts wirklich mit ſeinem Märtyr-Blute beſiegelte. Sein Märtyrthum konnte kein anderes mehr ſein, als wie ſchon dort Zwingli auf dem Felde zu Kappel mit dem Schwert in der Hand zu ſterben. Den Sieg, den ihm Gott gegeben, zu verfolgen, mußte ihm unter dieſen Umſtänden im innerſten Gewiſſen als heilige Pflicht erſcheinen, und wenn ſich auch in unbewachter Stunde unlautere Regungen mit einmiſchen konnten, ſo wäre es doch höchſt gewagt, dieſe zur eigentlichen Richtſchnur ſeines Handelns machen zu wollen. Die unlautere Vermiſchung des Kirchlichen und Politiſchen, die wir bei dieſem ganzen Kriege bedauern, war nicht ſeine Schuld zunächſt; ſie muß betrachtet werden als eine tiefe Krankheit der Zeit, die Luther ſchon geweiſſagt und die er vergebens geſucht hatte aufzuhalten. Jetzt war die Stunde nicht, die Sachen plötzlich anders zu machen und ſie wieder dahin zurückzubringen, wo ſie bei Luthers Tode geſtanden. Nachdem einmal das Schwert gezogen war, mußte auch der Kampf durchgefochten werden und da war es denn doch wohl auch Pflicht, ihn ſo durchzufechten, daß fernere Kämpfe vermieden würden. — Geſetzt auch Guſtav Adolf habe wirklich den Plan gehegt, die Habsburgiſche Macht zu ſtürzen und ein nordiſchproteſtantiſches Kaiſerthum in Deutſchland zu gründen, konnte er dieſen kühnen Gedanken nicht eben ſo ſehr im wahren Intereſſe der proteſtantiſchen Kirche, als in ſeinem eignen faſſen? Ja, beide Intereſſen waren eins geworden. Wie vielen Antheil daran die Selbſtſucht gehabt, wollen wir, die ſchwachen Menſchen, nicht entſcheiden. Wir können uns aber gar wohl denken, daß die Abſicht eine vollkommen reine war; denn warum ſollte nicht Guſtav Adolf im Bewußtſein ſeiner perſönlichen Kraft — die er übrigens als ein Gnadengeſchenk Gottes betrachtete — ſich für den gehalten

haben, der von Gott berufen ſei, eine ſo großartige Idee zu verwirklichen? —

Wie entfernt übrigens Guſtav Adolf geweſen mit dem Siege von Leipzig ſich zu brüſten, das zeigt nicht nur ſeine Demüthigung vor Gott, ſondern auch ſeine Beſcheidenheit gegen Menſchen: das zeigt ſich namentlich in der humanen Weiſe, womit er den Churfürſten von Sachſen behandelte. Dieſer hatte auch in der Leipziger Schlacht nicht den größten Heldenmuth bewieſen. Er hatte, nachdem der Sieg ſich den Kaiſerlichen zuzuwenden ſchien, den Wahlplatz verlaſſen, und ſich nach Eilenburg geflüchtet, wo er bei einem Trunke Bier die überſtandne Angſt zu vergeſſen ſuchte. Erſt nach dem Siege fand er ſich wieder — nicht ohne Scham über das Vorgefallene — bei dem König ein. Dieſer empfing ihn freundlich, ohne Vorwürfe, ohne alle Bitterkeit und Spott, dankte ihm aufrichtig, daß er ihm mit zur Schlacht gerathen und bewirthete ihn aufs Beſte. Der Churfürſt ſelbſt mußte in dieſem Momente einſehn, daß die deutſche Kaiſerkrone Guſtavs Haupt beſſer zieren würde als das ſeinige.

Nur wie von Weitem können jetzt unſre Blicke den weitern Siegeslauf des Helden verfolgen, der immer tiefer in das Herz Deutſchlands eindringt und von da ſeine Macht weiter über den Rhein hin ausbreitet, während der Sachſenfürſt in Böhmen einfällt und Prag erobert, Bernhard von Weimar aber und der Landgraf von Heſſen-Kaſſel an verſchiednen Punkten ihr Waffenglück gegen den entmuthigten Tilly verſuchen. Wir eilen dem tragiſchen Ende unſeres Helden zu.

Den unaufhaltſamen Fortſchritten der ſchwediſchen Macht ein ſtärkeres Gegengewicht zu geben war die Sorge Oeſtreichs und ſeiner Verbündeten. Noch war Einer, mit dem ſich der Sieger nicht gemeſſen. Wer anders konnte (wenn es möglich war) dem geſunkenen Waffenglücke der katholiſchen Partei wieder aufhelfen, als der Mann, der bereits vom Schauplatz abgetreten, nicht ohne geheime Schadenfreude dem Kampfe zuſah, indeß er auf ſeinen Gütern in Böhmen in fürſtlicher Pracht ſchwelgte, Millionen verſchwendete und ſeine Pferde aus marmornen Krippen fütterte! Wallenſtein trat wieder auf den Schauplatz und ſchrieb dem Kaiſer die Bedingungen vor, unter denen er den Commandoſtab zu ergrei-

ſen bereit ſei. Plötzlich änderte ſich die Lage der Dinge. Eine allgemeine Begeiſterung trat wieder an die Stelle der Muthloſigkeit von Seiten der Katholiken. Nicht die Religion war es, die jetzt dieſe Begeiſterung bewirkte, es war die Ausſicht auf den guten Sold, daneben auf Beute und Gewinn; denn bei Wallenſtein hieß es nicht, wie bei Guſtav Adolf, man würde in ſeinem Dienſt nur ſelig, aber nicht reich. Nach der Seligkeit wurde wenig gefragt; deſto mehr nach dem, was Gfrörer die ſoliden Dinge nennt, nach der klingenden Münze, die er mit vollen Händen ausſpendete.

Guſtav Adolf war unterdeſſen, nachdem er in Nürnberg einen glänzenden Einzug gehalten, in Baiern eingedrungen. Die Stadt Donauwörth ward eingenommen, der Uebergang über den Lech erſtürmt, wobei Tilly ſeinen Tod fand, und den $\frac{1}{4}$. April 1632 zog Guſtav Adolf ſiegreich in Augsburg ein. Welch ein hoffnungsreicher Tag für die dortigen Proteſtanten! Jetzt ſiegte wieder das Bekenntniß, das ein Jahrhundert zuvor hier war abgelegt worden, und auf dem Grunde deſſelben erbaute ſich die neue Verfaſſung der Stadt. Der in den Zeiten der Bedrückung mit Gewalt eingeſetzte katholiſche Rath mußte abtreten und einem evangeliſchen Rathe die Sitze einräumen. In der St. Annenkirche hielt der königliche Hofprediger Dr. Fabricius eine ergreifende Predigt über die Worte des 12. Pſalms (v. 6.) „Weil denn die Elenden verſtöret werden und die Armen ſeufzen, will ich auf, ſpricht der Herr; ich will Hülfe ſchaffen, daß man getroſt lehren ſoll.“ Eine allgemeine Rührung herrſchte in der Verſammlung. Nach der Predigt wurde der Bürgerſchaft ein Eid abgenommen, der ſie, freilich mehr als es in den Wünſchen einer freien Reichsſtadt liegen konnte, von nun an an die Krone Schwedens band. Aber wer die hohe Bedeutung erwägt, die eben dieſe Stadt in der Geſchichte des Proteſtantismus und des deutſchen Reichs überhaupt einnimmt, der kann auch begreifen, wie ſehr es dem König dran liegen mußte, an ihr einen feſten Stützpunkt ſeiner Macht zu gewinnen. — Bald drauf hielt der König auch ſeinen Einzug in München, und hier zeigte er ſich denn auch geiſtig in ſeiner wahren Größe. Mit äußerſter Schonung wurden die Katholiken behandelt, keinerlei Schmähungen gegen ſie

geſtattet; der König ſelbſt wohnte mit vielem Anſtand einer Meſſe bei und unterhielt ſich gütig mit den Jeſuiten, die er beſuchte und mit denen er ſich ſogar (jedoch ohne alle Leidenſchaft) in theologiſche Diſputate über das heilige Abendmahl einließ. — Wie ſehr ſtach ein ſo edles, humanes Benehmen ab gegen den rohen Fanatismus der Baiern, namentlich auf dem platten Lande, welchen vor Allem die Geiſtlichen mit anſchüren halfen. Gift und Galle waren jetzt die einzigen Waffen der Ohnmächtigen. Guſtav Adolf wurde allgemein als der Antichriſt bezeichnet, und nach Vorſchrift ihrer Pfarrer beteten die Bauern öffentlich: „Herr, erlöſe uns von dem Erbfeind, dem ſchwediſchen Teufel*).“ Aber es blieb nicht allein bei Worten und Gebeten. In den gräßlichſten Thaten machte ſich dieſer Eifer Luft. Wo die Bauern über einen einzelnen Schweden oder über einen kleinen Haufen derſelben herfallen konnten, da übten ſie an den Unglücklichen die gräßlichſten Dinge. Sogar an den aufgeſtellten Schutzwachen vergriffen ſie ſich auf die barbariſchſte Weiſe. Dieß weckte dann freilich auch wieder die Wuth des ſchwediſchen Soldaten, ſo daß der König alle Mühe hatte, den Ausbrüchen derſelben zu ſteuern.

Während indeſſen Guſtav Adolf im ſüdlichen Deutſchland ſeine Macht begründete, war Wallenſtein nicht unthätig geblieben. In Böhmen entwickelte er zuerſt ſeine Thätigkeit; er verjagte die Sachſen wieder aus Prag und nöthigte durch die weitere Entwickelung ſeines Kriegsplanes den Schwedenkönig ſich von Baiern wieder nach Franken zurückzuziehn. In der Nähe von Nürnberg trafen beide Heere aufeinander; doch vermied Wallenſtein eine offene Feldſchlacht. Beide Heere lagen ſich in ihren Verſchanzungen gegenüber. Vergebens ſuchten die Schweden Wallenſteins feſtes Lager zu erſtürmen, ſie brachen auf und zogen unverrichteter Sache weiter. Erſt in den Ebenen Sachſens, bei Lützen kam es endlich zum entſcheidenden Treffen. 14 Monate nach der Schlacht bei Leipzig, Dienſtags den $\frac{6}{16}$. November 1632 als noch die Morgennebel die Ebene von Lützen bedeckten, lag das ſchwediſche Heer auf den Knien und verrichtete ſein Gebet. Die Trompeten bliesen die Weiſe: Eine veſte Burg iſt unſer Gott, und der König ſelbſt ſtimmte das

*) Gfrörer S. 975.

„Feldliedlein" an, das er nach Einigen ſelber ſoll verfaßt haben*).

Nachdem der König durch eine kurze Anrede ſein Volk ermuthigt und überdem die Herbſtſonne die Nebel zertheilt hatte (es war gegen 11 Uhr des Morgens), ertheilte er dem Herzog Bernhard von Weimar und ſeinen übrigen Führern die Tagesbefehle. Die Loſung war gegeben; ſie war dieſelbe, wie bei Leipzig, „Gott mit uns" (die der Katholiken Jeſus Maria). Ohne Panzer, in einem ledernen Koller und einfachen Tuchrocke, ritt der König durch die Reihen, die ihn mit lautem Freudenruf bewillkommten. „Nun wollen wir in Gottes Namen dran: Jeſu, Jeſu, Jeſu! laß uns heut zur Ehre deines heiligen Namens ſtreiten" — das waren ſeine letzten Worte an das Heer — nun ſchwang er ſein Schwert und „Vorwärts" erſcholl der Ruf, dem Alle begeiſtert folgten. Schon ſtand Lützen, von den Kaiſerlichen angezündet, in hellen Flammen. Ein Graben trennte das ſchwediſche Heer von dem der Feinde. Ein mörderiſches Feuer krachte aus dieſem Graben den Anſtürmenden entgegen. Die aber ſetzten glücklich über und verfolgten den Feind mehrere Stunden. Schon winkte der Sieg dem rechten Flügel des Heeres, den Guſtav führte, als der linke, den Bernhard von Weimar befehligte, in Unordnung gerieth. Guſtav

*) Nach Andern ſoll Michael Altenburg der Verfaſſer ſein:

Verzage nicht du Häuflein klein,
Obſchon die Feinde Willens ſein,
Dich gänzlich zu zerſtören;
Und ſuchen deinen Untergang,
Davor dir wird recht angſt und bang,
Es wird nicht lange währen.

Tröſte dich nur, daß deine Sach'
Iſt Gottes, dem befiehl die Rach',
Und laß es ihn nur walten,
Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen ſchon,
Dich und ſein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott iſt und ſein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was ihm thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott,
Gott iſt mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen.

Adolf wollte zu Hülfe eilen. Er that es mit geringer Bedeckung. Keine Furcht kennend, ſtürzte er ſich in einen Haufen feindlicher Küraſſiere. Sein Pferd ward durch den Hals geſchoſſen, ein zweiter Schuß zerſchmetterte des Königs linken Arm. Da bat er den Herzog Franz Albert von Sachſen-Lauenburg, der ihm der Nächſte war, ihn aus dem Gefechte weg auf die Seite zu bringen, als er einen zweiten Schuß in den Rücken erhielt und mit dem Schmerzensruf: „mein Gott! mein Gott!“ vom Pferde ſank, das ihn noch eine Strecke weit in den Steigbügeln fortſchleppte. Die Begleiter flohen, mit ihnen auch der Lauenburger, den man nachmals, obwohl mit Unrecht, als den geheimen Mörder des Königs bezeichnete. Der König verſchied in den Armen eines Edelknaben, Leubelfing, der ſich muthig für ihn der Gefahr ausgeſetzt hatte und ſelbſt bald drauf an ſeinen Wunden ſtarb. — Die edle Leiche ward, der Kleidung und des Waffenſchmuckes beraubt, unter einem Haufen anderer Leichen gefunden, die die Wahlſtatt bedeckten. Man brachte ſie erſt nach Weißenfels, wo man ſie ärztlich unterſuchte. Die Gemahlin des Königs, Maria Eleonore, benetzte ſie mit ihren Thränen. Drauf wurde ſie über Berlin nach Stockholm geführt und in der königlichen Kapelle beigeſetzt. Der Todestag Guſtav Adolfs war auch der Tag, der Pappenheim tödliche Wunden beibrachte, an denen er bald drauf ſtarb. War auch auf das dunkle Gerücht von des Königs Tode hin das ſchwediſche Heer in Unordnung gerathen, ſo that doch Bernhard von Weimar ſein Möglichſtes, die Kräfte zuſammenzuhalten. Nach langem mörderiſchen Kampfe blieb der Sieg in den Händen der Schweden, den ſie allzu theuer mit dem Tode ihres geliebten Königs erkauft hatten.

Weilen wir noch einen Augenblick bei der Perſönlichkeit dieſes Mannes, die ſich als proteſtantiſcher Hauptcharakter aus der Geſchichte des 30jährigen Krieges hervorhebt und für uns die meiſte Wichtigkeit hat. Wir geben das Bild, wie es ein Zeitgenoſſe, der ſchwediſche Hiſtoriograph und Lutheraner Chemnitz gezeichnet hat, mit ſeinen eignen Worten*): „Es war derſelbe, ſo viel ſeine äußerliche Geſtalt betrifft, einer ziemlichen wohlgewachſenen Statur, guten Complexion und ſtarken Leibes, faſt etwas zur Fet-

*) S. 472.

tigkeit geneigt; welche doch nicht ſo exceſſif, daß an der täglichen travaille ſie ihm einige ſondere Hinderung bringen mögen. Ferner einer anmuthigen Miene und lieblichen Gebehrden; doch mit ſonderbarer heroiſchen Gravität vermiſchet, die da genugſam an den Tag gab, daß in dieſem Körper nicht eine gemeine, ſondern vornehme heroiſche Seele ihre Wohnung haben müßte. Von der äußerlichen Kleiderpracht hielt er gar nichts und ging mehrentheils in einem ſchlechten Habit daher; dann er jederzeit mehr ſeine Seele mit Tugenden, und ſein Leben mit rühmlichen Thaten zu zieren, als den Leib mit Kleidern zu ſchmücken, ſich befliſſen. — Dem Studiren und freien Künſten, wiewohl die Natur ihn faſt zum Kriegsmann geſchaffen, war er nicht gehäſſig noch abhold, wie er dann ſeine Univerſität Upſal mit vielen neuen Intraden begabet und in merkliches Aufnehmen gebracht, auch zu Dörpte in Liefland eine neue Akademie fundiret und geſtiftet. Die Bücher hatte er, unangeſehen er von Jugend auf mit der Regierung und ſchweren Kriegen ohne Aufhören beladen geweſen, nicht gar auf eine Seite geworfen; denn in Hiſtorien war er ſehr wohl beleſen, woraus er ſein Leben und Regiment nach Imitation anderer löblicher Könige und Helden formirte. In der Fortification, Architektonik und dergleichen einem Kriegsmann wohl anſtehenden mathematiſchen Künſten konnte er vor einen Meiſter beſtehen. Der lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprache war er genugſam kündig: alſo daß er gegen fremde Nationen und Geſandten keines Dolmetſchen bedurfte. Hierüber hatte die Natur ihn mit ſo zierlicher, anmuthiger und zugleich dringender Beredtſamkeit begabet, daß wie er die Körper vieler Leute und Völker mit Stärke der Waffen gezähmet und bezwungen, alſo auch die Gemüther nicht weniger durch ſeine Eloquenz gewonnen und an ſich gezogen. Seine hohe königliche Tugenden, damit wir kürzlich anziehen, ließ er die Gottesfurcht, welche eine Grundfeſte aller andern Tugenden iſt, ſich überall unter Augen leuchten und hielt dieſelbe vor eine Richtſchnur aller ſeiner Conſilien und Actionen; (er) beförderte den wahren Gottesdienſt von allen Kräften und erwieß ſich in ſeinem Lande, einer frommen Obrigkeit Amte gemäß, als ein rechter Pfleger und Säugamme gegen Kirchen und Schulen. Was er auch außerhalb ſeines Reichs in Deutſchland bei dem gemeinen evangeliſchen We-

ſen gethan und wie viel tauſend armer, bedrängter evangeliſcher Seelen er vom Joch der päpſtlichen Superſtition entfreiet, davon iſt allhie unnoth weiter zu ſchreiben — es lieget ohne das jedermänniglich in offenen Augen. Sonderlich befliß er ſich, daß bei ſeiner Armee unter den Soldaten die gewöhnliche Ruchloſigkeit ausgerottet, die Gottesfurcht hingegen gepflanzet werden und einwurzeln möchte, welches er nicht allein in Perſon mit einem devoten untadelhaften Leben und gutem Exempel vorging, ſondern ſie auch durch die Feldprediger, ſo bei allen Regimentern, ja bei allen Squadronen unterhalten wurden, mit Predigen, Lehren, Vermahnen und täglich verrichtetem Morgen- und Abendgebet zur Devotion antrieb; imgleichen allen Sünden, Schand und Laſtern, die ſonſt beim Kriegsweſen in vollem Schwang zu gehen pflegen, durch Anrichtung eines geiſtlichen Feldconſiſtorii, welchem des Königs Oberhofprediger als Superintendens präſidirte, ſo viel möglich vorbauete. Keine Schlacht oder Namhaftes hat er jemals vorgenommen, daß er ſich mit dem Gebet nicht erſt zu Gott gewandt; keinen Sieg hat er jemals erhalten, daß er nicht dem gewaltigen Arm Gottes die Ehre gegeben. — Mit Anrufung Gottes hat er den Anfang ſeiner Exploiten jederzeit gemachet, mit Dankſagung gegen Gott hat er das Ende beſchloſſen. Darum weil er mit Gott ſeine Kriege geführt, er auch durch Gott und deſſen kräftige Aſſiſtenz, ſo große Heldenthaten verrichtet, ſeine Feinde untertreten und das Siegskränzlein ſo viel mal davon gebracht hat. — Im übrigen ſeinem Leben (damit wir andere gemeine Tugenden vorbei gehen) waren die Gerechtigkeit und Clemenz, als rechte Eigenſchaften eines hohen Potentaten, durch einen ſo ſtarken Band verknüpfet, daß in ſeinen Actionen ſie ſich niemalen von einander geſondert" u. ſ. w.

Auch der Fehler des Königs gedenkt ſein Lobredner dann weiter. Er ſei leicht zum Zorn gereizt worden, habe aber, wenn er jemand unrecht gethan, ſich nicht geſcheut, das Unrecht alſobald wieder gut zu machen. Seine Strenge habe eine allzugroße Vertraulichkeit fern gehalten, ſo gütig er ſich auch immer ſeinen Umgebungen gezeigt. Dann werden noch ſeine Regententugenden und namentlich die Verbeſſerungen gelobt, die er (wie auch Andere einſtimmig bekennen) in das damalige Kriegsweſen gebracht. Er theilte

mit den Soldaten nicht nur den Kampf, ſondern auch die Mühſale und Beſchwerden des Krieges; er nannte (wie nachmals Friedrich und Napoleon es thaten) die Soldaten „ſeine Kameraden, ſeine Spießgeſellen, ſeine Brüder," ließ ihnen aber gleichwohl den Zügel nicht ſchießen, weßhalb ſie ihn eben ſo ſehr fürchteten als liebten*).

Daß Guſtav Adolf große weit ausſehende Plane gehabt, daß ihm die Idee eines proteſtantiſchen Kaiſerthums möge vorgeſchwebt haben, das haben wir ſo eben vorhin zugeſtanden, und wenn der Trieb, dieſe Idee zu verwirklichen, Ehrgeiz genannt werden will, ſo werden wir freilich Guſtav Adolf ſo wenig von dieſem Ehrgeiz frei ſprechen können, als andre große Männer, die unter ähnlichen Umſtänden ein ähnliches Ziel verfolgten. Wir wollen auch nicht in Abrede ſtellen, daß bisweilen der Eroberer in ihm die Oberhand über den Chriſten gewinnen und die Verſuchung an ihn herantreten konnte, aus dem Sieg der guten Sache auch Nutzen für ſich zu ziehn. Wenn aber doch eigentlich nur die Leidenſchaft Ehrgeiz genannt werden darf, die mit Hintanſetzung der Ehre Gottes und der Ehre bei Gott mit Wiſſen und Willen und conſequent die eigne Ehre und die Ehre bei Menſchen ſucht, oder die in dieſer Ehre wohlgefällig ſich ſpiegelt in eitler Selbſtſucht — ſo hat uns die Geſchichte ein ſchönes Beiſpiel aufbewahrt, das uns zeigt, wie ernſtlich das königliche Gemüth gegen ſolchen Ehrgeiz ankämpfte und ihn in der Stunde der Verſuchung ſiegreich überwand.

Als er wenige Tage vor der Lützener Schlacht in Naumburg einzog, wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen, das Volk hing ſich ordentlich an ihn und drängte ſich herbei, ihm die Stiefeln zu küſſen. Dieß ſtimmte den großen König wehmüthig, und er ſprach zu ſeinem Oberhofprediger Fabricius**): „Unſre Sachen

*) Hier nur ein Beiſpiel ſeiner Strenge: — Der König hatte ſeinen Soldaten im Lager bei Nürnberg das Plündern ſtreng unterſagt. Als ihm drauf das Zelt eines Corporals gewieſen wurde, vor dem geſtohlenes Vieh weidete, ergriff er den Dieb eigenhändig beim Schopf und übergab ihn dem Profos mit den Worten: „Komm her, mein Sohn! es iſt beſſer, ich ſtrafe dich, als daß Gott deiner Vergehungen wegen nicht allein dich, ſondern auch dich und die ganze Armee ſtrafe." Der Dieb wurde auf der Stelle gehangen. —

**) Chemnitz S. 477. Becker Weltgeſch. VIII. S. 87. (wie es ſcheint nach einer andern Quelle.)

ſtehen auf einem guten Fuß, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volkes ſtrafen werde. Es vergißt das Volk, das mich verehrt, des Gebetes und trauet mehr auf Menſchen, als auf Gott. Großer Gott, du biſt mein Zeuge, wie ſehr mir dieſes mißfällt." —

Würden blos proteſtantiſche Geſchichtſchreiber, wie der angeführte Chemnitz, ihren König loben, ſo könnte dieſes Lob als ein einſeitiges verdächtigt werden; aber auch die verſchiednen katholiſchen Schriftſteller ſtimmen in der Anerkennung ſeiner Größe überein*), und was ſie beſonders an ihm hervorheben und was ihn ſelbſt über ſo viele ſeiner Zeit hinaushebt, iſt die Toleranz, die er andern Glaubensweiſen gegenüber bewies. Nicht nur in München, auch in andern katholiſchen Städten vermied er alles, was die Einwohner beleidigen oder ſtoßen konnte, und als ihn Andre zu Gewaltthaten auffordern wollten, erwiderte er, er ſei gekommen, der Freiheit die Feſſeln abzunehmen, nicht in neue Feſſeln ſie zu ſchlagen**).

Guſtav Adolf ſtarb, wie Alexander der Große, im 38. Jahre ſeines Lebens. Er hinterließ eine einzige Tochter, Chriſtina, als ſeine Erbin, damals ein Kind von 6 Jahren. Mit welcher zärtlichen Liebe er an dieſem Kinde gehangen, haben wir in der vorigen Stunde geſehen. Auch mitten im Getümmel des Krieges gedachte er ſeiner oft. Noch ſind uns 2 kleine Briefchen aufbehalten, welche die kleine Chriſtina an ihren Vater in das Feldlager ſchrieb***), ein ſchönes Gegenſtück zu dem Briefchen, das einſt

*) Siehe b. Menzel S. 241 ff. die Urtheile von Gualdo Priorato und von Khevenhüller und das von Riccius bei Raumer S. 548.

**) Menzel ebenda.

***) S. Grauert, Königin Chriſtina S. 18. Die beiden Briefchen lauten ziemlich gleich. Das erſte: Gnädigſter, herzvielgeliebter Herr Vater! Euer königlichen Majeſtäten ſei mein gehorſamer kindlicher Dienſt mit Wünſchen von Gott dem Allmächtigen vieler Geſundheit, mir als Eure getreue Tochter zum Troſt. Bitte E. M. wollen bald wieder kommen und mir auch was Hübſches ſchicken. Ich bin Gottlob geſund und befleiße mich im Beten viel, allzeit wacker lernen, und verbleib E. K. M. gehorſame Tochter, Chriſtina. — Das andere: Gnädigſter, herzlieber Herr Vater! Weil ich das Glück nicht hab jetzt bei E. K. M. zu ſein, ſo ſchick E. M. ich mein demüthige Conterfei. Bitte E. M. wolle meiner dabei gedenken und bald zu mir wiederkommen, mich unterweil was hübſch ſchicken. Ich

Luther aus seinem geistlichen Feldlager zu Coburg an sein Hänschen richtete. Christina, von trefflichen Lehrern unterrichtet, zeigte früher Spuren von großen Geistesgaben, und hätte die wissenschaftliche Bildung allein hingereicht, eine große Regentin zu bilden, sie wäre für Schweden geworden und für die protestantische Kirche ihrer Zeit, was Elisabeth für England und die Kirche ihrer Zeit geworden war. Allein hätte es Gustav Adolf ahnen können, daß diese Tochter, auf die er alle Hoffnung setzte, am Ende der Regierung entsagen, und mit Verläugnung der Grundsätze, die ihr von Jugend auf beigebracht worden, und für die ihr Vater das Leben gelassen, in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren werde? Doch wir wollen den Begebenheiten nicht vorgreifen. Indem wir das Ende des dreißigjährigen Krieges, der seit Gustav Adolfs Tod für uns nur noch wenige Momente darbietet, der nächsten Stunde vorbehalten, wollen wir für dießmal mit dem Gedichte schließen, womit ein Zeitgenosse, Paul Flemming, den Sieg der Lützener Schlacht und des großen Königs Tod besungen hat:

*) Billig ist's, daß wir uns freuen
Und mit lautem Jubel schreien:
Lob sei Gott und seiner Macht!
Der die stolzen Feinde beuget,
Und mit seiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Zweimal kamen sie gezogen,
Zweimal sind sie auch geflogen
Nicht ohn' mächtigen Verlust.
Ruft, ihr Jungen, schreit ihr Alten,
Zweimal hat das Feld behalten
Gott, und unser Held August**).

---

will allzeit fromm sein und fleißig beten lernen. Gott Lob ich bin gesund. Gott gebe uns allzeit gute Zeitung von E. M. Demselben befehle E. M. allzeit und ich werde verbleiben ꝛc.

*) Bei Gustav Schwab über Flemming. S. 55.

**) Die Umstellung von Gustav.

Held Auguſt, du kühner Krieger,
O du glückesvoller Sieger,
Vor und in und nach dem Fall,
Auf was Arten, auf was Weiſen
Soll man deine Thaten preiſen,
Hier und da und überall?

Held, du kameſt her von weiten,
Daß du für uns möchteſt ſtreiten,
Held, du kameſt, Held, du ſtrittſt,
Held, du ſiegteſt auch im Sterben;
Held, wir können nicht verderben,
Weil du itzt noch vor uns trittſt!

Deine Ruthe, deine Werke,
Deine ritterliche Stärke
Ruft uns was nur rufen kann.
Die bezwungnen Ströme brauſen,
Die verbundnen Lüfte ſauſen,
Was du, Helfer, haſt gethan.

Elbe! Fürſtinn unſrer Flüſſe!
Mach dich auf die feuchten Füſſe,
Eile, laufe Nacht und Tag;
Meld' es mit beredten Wellen,
Daß die Ufer wiederſchällen,
Wie der Feind vor dir erſchrack.

Die erblaſſeten Illyrer
Wichen mitſammt ihrem Führer
Hinter ſich, und fielen hin,
Wie vor Jovis Donnerkeilen,
Wie vor Herkuls heil'gen Säulen,
Die man nicht ſoll überziehn.

Schöne Stadt! der fromme Himmel,
Der verſchuf ein ſolch' Getümmel,
Ein ſolch Schrecken in den Feind,
Daß der ſchändlich mußte fliehen,
Der dich grimmig auszuziehen,
Und zu plündern war gemeint.

Seid nun froh, ihr frommen Bürger,
Er ist todt, der wilde Würger,
Er ist todt, und ihr seid frei.
Ihr, und wir, und alle sagen,
Daß sich Gott für uns geschlagen,
Daß die Ehre seine sei.

Ist schon unser Heiland*) blieben,
Gott hat einen schon verschrieben,
Der ihn rächen kann und soll,
Ihn, und uns, und alle Frommen.
Kömmt er? Ja, er ist schon kommen.
Gläubige! gehabt euch wohl!

Vierte Vorlesung.

Der dreißigjährige Krieg nach Gustav Adolfs Tod. Der Heilbronnische Bund. Wallensteins Ende. Schlacht bei Nördlingen. Bernhard von Weimar. Greuel des Krieges. Ueber Ferdinand II. Der westphälische Friede unter Ferdinand III. Protestantismus in Frankreich. Belagerung von La Rochelle. Gnadenedict von Nismes. Richelieu und Pater Joseph. Politisches Verhalten der Protestanten. Neue Verfolgungen und Bedrückungen. Ludwigs XIV. Bekehrungsversuche und Schicksale der Protestanten bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes.

Der Tod des großen Königs Gustav Adolf bildet eine wichtige Epoche in der Geschichte des 30jährigen Krieges. In dieser großen Persönlichkeit hatte sich der edlere Geist des Protestantismus gesammelt und von da aus seine erleuchtenden und erwärmenden Strahlen auf die vom Kriege zertretenen und verwüsteten Gefilde gesendet. In Gustav Adolf schauten wir wieder das Bild eines protestantischen Kriegshelden, wie die frühere Zeit uns solche ge-

*) In der alten Bedeutung Retter. Der auf den er hinweist, ist Bernhard von Weimar. — Ein zweites Gedicht von Flemming, desselben Inhalts: „O du zweimal wüstes Land" u. s. w., das uns zugleich eine anschauliche Schilderung von den Verheerungen des Krieges giebt, s. in Wackernagels Lesebuch II. Sp. 285. und bei Gustav Schwab a. a. O. (doch etwas verändert).

zeigt hat in Coligny, du Pleſſis Mornay, in Wilhelm von Oranien und ſeinen erlauchten Brüdern. Dieſes Geſtirn iſt nun erloſchen und es trübt ſich der Himmel wieder über den kämpfenden Parteien. Die Kriegsmaſchine, die ihre künſtliche Einrichtung dem Genius Guſtavs verdankte, ging freilich auch ohne ihn ihren Gang fort, durch treffliche Kräfte in Bewegung geſetzt; aber nur in getheilten Kräften und Gaben kam der Geiſt, den er hinterlaſſen, zur Erſcheinung. Im Cabinet war's der berühmte Kanzler Axel Oxenſtierna, im Felde die Kriegsmänner Guſtav Horn, Banner, Torſtenſon und Wrangel, welche in die große Perſönlichkeit des Königs ſich zu theilen ſchienen, während der Herzog Bernhard von Weimar auch dem deutſchen Namen wieder in der Geſchichte dieſes Krieges einen guten Klang zu verſchaffen wußte. Nie war ein feſtes Zuſammenhalten von Seiten der Proteſtanten nöthiger als jetzt, nachdem in ihre Mauer dieſe gewaltige Breſche war geſchoſſen worden. Dieß fühlte auch Oxenſtierna. Auf einem Tage in Ulm vereinigte er unmittelbar nach dem Tode des Königs die proteſtantiſchen Reichsfürſten. Aber auch hier ſcheiterten wieder Schwedens Plane an der Widerſetzlichkeit Sachſens auf der einen, Brandenburgs auf der andern Seite, dagegen ſchloſſen ſich auf dem Tage zu Heilbronn der ſchwäbiſche, fränkiſche, ober- und niederrheiniſche Kreis an und mehrere auswärtige Mächte nahmen theil an den Unterhandlungen. Oxenſtierna ward das Haupt des heilbronniſchen Bundes laut dem Vertrag, der den 13. April 1633 geſchloſſen ward.

Indeſſen ging auch auf der Seite der Gegner, bald nach Guſtavs Tode, eine bedeutende Veränderung vor. Das tragiſche Schickſal Wallenſteins iſt bekannt. Seinen Prozeß zu unterſuchen, über ſeine Schuld oder Unſchuld zu richten, iſt hier nicht unſeres Ortes. So viel iſt nur für uns wichtig, daß ſein Sturz der proteſtantiſchen Partei nicht die Vortheile brachte, die man hätte erwarten ſollen. An ſeinen Platz im Felde trat des Kaiſers älteſter Sohn, der Prinz Ferdinand, bereits gekrönter König von Ungarn. Ihm gelang es, ſich Regensburgs wieder zu bemächtigen, das Bernhard erobert hatte, die Schweden aus Baiern zu vertreiben und ſie bis nach Schwaben hin zu verfolgen. Hier, unweit der Grenze Baierns und Schwabens, entſchied die Schlacht bei Nördlingen

den 6. September 1634 zu Gunſten Oeſtreichs, ſo tapfer auch Bernhard von Weimar mit den Feinden ſich herumgeſchlagen*).

Von nun an nimmt der Krieg überhaupt eine Wendung, die den religiöſen Geſichtspunkt uns immer mehr aus den Augen rückt und den politiſchen immer klarer und beſtimmter hervortreten läßt. Es ſtehen ſich jetzt gar nicht mehr Katholiken und Proteſtanten gegenüber; ſondern es drängen ſich die großen europäiſchen Mächte, Frankreich und Schweden auf der einen, Oeſtreich und ſeine Verbündeten auf der andern Seite nach dem Schwerpunkte hin, der das Gleichgewicht Europa's halten und ſtützen ſoll. Und ſo ſehen wir denn durch den Prager Frieden das proteſtantiſche Churſachſen, dem es mit dem Kampfe gegen Oeſtreich nie recht ernſt geweſen zu ſein ſcheint, nach der Schlacht von Nördlingen wieder in ein Bündniß mit dem Kaiſer treten wider Schweden, während auf der andern Seite das katholiſche Frankreich es mit dem proteſtantiſchen Schweden hält. Die Weltgeſchichte mag die weitere Entwickelung dieſes Knotens verfolgen. Für die Kirchen- und Religionsgeſchichte hat hier der 30jährige Krieg ſo viel als ein Ende. Nur noch die letzten Anſtrengungen laſſen Sie uns betrachten, welche der Proteſtantismus in ſeinem urſprünglichen und eigentlichen Intereſſe verſuchte.

Die erneſtiniſche Linie des ſächſiſchen Hauſes war es geweſen, durch welche die Reformation Luthers in Deutſchland war gehoben worden, und ſo iſt es auch ein Sprößling dieſes Hauſes, bei deſſen Bild wir kürzlich noch verweilen müſſen, ehe wir das Ende des Krieges berichten.

Bernhard**), der 11te Sohn Johanns III. von Sachſen-Weimar und der Herzogin Dorothea Maria, war den 6. Auguſt 1604 zu Weimar geboren. Wie ein Stern Guſtavs Geburt verkündet haben ſoll, ſo ließ ſich bei Bernhards Geburt ein Adler in der Nähe des Ortes blicken, da des Prinzen Wiege ſtand. Bernhard war der jüngſte von ſeinen Brüdern, deren noch 7 am Leben waren.

---

*) Die Uneinigkeit der Führer hatte die meiſte Schuld, indem Horn und Bernhard in ihren Planen ſich nicht verſtändigen konnten.

**) S. über ihn Röſe, Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar. II. Weimar 828.

Seine Erziehung fiel der verſtändigen Mutter anheim, da der Vater ſchon ein Jahr nach Bernhards Geburt ſtarb; doch auch dieſe Mutter, die er zärtlich liebte, verlor er früh, ehe er das volle 13. Jahr erreicht hatte. Sein älteſter Bruder, Johann Ernſt, vertrat Vaterſtelle an ihm. Er ſchickte ihn auf die Univerſität Jena. Bernhards jugendlicher Geiſt ſchien ſich indeſſen mehr zum Waffendienſt, als zum Dienſt der Wiſſenſchaft hinzuneigen; der berühmteſte unter ſeinen Lehrern war der Weimariſche Staatsmann und Geſchichtſchreiber Friedrich Hortleder, von deſſen Strenge und übler Laune der Prinz in ſeinem Knabenalter vieles geduldet haben ſoll, dem er aber nachher nur um ſo treuer anhing. Seine erſte Kriegsſchule machte Bernhard unter ſeinem Bruder Wilhelm, wo er in der 1. Periode des 30jährigen Kriegs mehrern Schlachten, wie der Schlacht bei Wimpfen beiwohnte, trat dann in niederländiſche und in däniſche Dienſte, bis er unter Guſtav Adolf an die ſchwediſche Macht als ein treuer Verbündeter ſich anſchloß. Unter Guſtav Adolfs Fahnen haben wir ihn bei Lützen kämpfen ſehen. Die Verläumdungsſucht hat nicht unterlaſſen, ſogar Bernhard als den Meuchelmörder zu bezeichnen, von deſſen Hand der große König gefallen ſei, aber den Beweis iſt ſie ſchuldig geblieben*). Er ſo wenig, als der Herzog von Lauenburg, auf dem jedoch ein ſtärkerer Verdacht ruhte, waren, wie ſich aus ruhigen Nachforſchungen ergeben hat, an dem Tode des Königs Schuld. Ja, wenn auch einige Eiferſucht das Verhältniß zwiſchen Guſtav und Bernhard auf kürzere Zeit getrübt haben mochte, ſo erſchienen doch in der öffentlichen Meinung beide als unzertrennliche Freunde; hatte doch Guſtav ſelbſt vor der Schlacht im dunkeln Vorgefühl ſeines Todes die Feldherrn ermahnt, ſich unmittelbar unter Bernhards Befehl zu ſtellen, ſobald ihm etwas Menſchliches im Treffen begegnen ſollte, und wirklich war er es, der zuerſt den gelähmten Muth der Evangeliſchen wieder gehoben und die zerſprengten Schaaren geſammelt hatte. Im October 1635 ſchloß er einen Tractat mit Frankreich und warf ſich von da an in die Rheingegenden. Nachdem er Zabern im Elſaß erobert, breitete er ſich in Lothringen und Burgund aus. Und er war es denn auch, der in Folge dieſer Züge die

*) Siehe Röſe, S. 182. 83.

:rnhard war der letzte Deutsche gewesen,
Lorbeern errungen. Seine Persönlich=
n rein menschlichen Standpunkt aus be=
groß als die seines Vorbildes Gustav Adolf.
eschichte über seine Lebensweise, ja sogar
hat viel Aehnliches mit dem Leben des
sich aber zu diesem doch nur wie eine
verfehlte Copie zum Original. Auch
f die durch die Sitte geheiligten religiö=
it die Hofordnung, welche er im Jahre
ten***): „Alles Glück, Heil und Segen
llmächtigen, seinen Ursprung und ohne
menschliche Thun und Lassen vergeblich.
en wir, daß alle zu unserm Hofstaate
r wahren Gottesfurcht befleißigen, die
Wortes und die Betstunden nicht ver=
erlichen Fluchens und Schwörens, des üp=
:ns, auch aller andern Schande und La=
um Zorn und zur Ungnade gereizt wird,
istlichen Strafe enthalten, und sich eines

ıbach, Pratteln, Arisdorf, Hüningen u. s. w.
Basel VI. S. 650.

bei Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen gesehen, so rief auch er im Schlachtgedränge den Namen Jesus wiederholt aus, um die Wunderhülfe des Herrn auf die Schärfe des Schwertes herabzuflehn.

Man muß sich wohl hüten solche Züge von Religiosität, wie sie uns in dieser trüben Zeit als heitre Sonnenblicke begegnen, einerseits zu überschätzen, andrerseits sie als bloße Heuchelei oder dumpfes Gewohnheitschristenthum zu verwerfen. Die Wahrheit, die ihnen zum Grund liegt und die tief in dem Wesen der Religion und des Christenthums gegründet ist, darf nicht verkannt werden. Wenn wir alles, was wir thun, im Namen des Herrn thun sollen; nun so muß auch selbst der Kampf im offnen Felde, zumal wenn dieser ein gerechter, in dem christlichen Gesetz der Sittlichkeit gegründeter ist, mit Gott begonnen und mit Gott geführt werden. Der Herr, ohne den wir nichts vermögen, muß auch da unsre Stärke, unser Sieg sein. Darin liegt das Große, das Gewaltige solcher Erscheinungen, die unsrer Zeit nur zu fremd geworden sind. Aber freilich hat es dann wieder etwas Widerwärtiges und das Gemüth im Innersten Verletzendes, wenn neben diesen religiösen Formen

*) Röse a. a. O. S. 187.

Digitized by Google

ſen bereit ſei. Plötzlich änderte ſich die Lage der Dinge. Eine allgemeine Begeiſterung trat wieder an die Stelle der Muthloſigkeit von Seiten der Katholiken. Nicht die Religion war es, die jetzt dieſe Begeiſterung bewirkte, es war die Ausſicht auf den guten Sold, daneben auf Beute und Gewinn; denn bei Wallenſtein hieß es nicht, wie bei Guſtav Adolf, man würde in ſeinem Dienſt nur ſelig, aber nicht reich. Nach der Seligkeit wurde wenig gefragt; deſto mehr nach dem, was Gfrörer die ſoliden Dinge nennt, nach der klingenden Münze, die er mit vollen Händen ausſpendete.

Guſtav Adolf war unterdeſſen, nachdem er in Nürnberg einen glänzenden Einzug gehalten, in Baiern eingedrungen. Die Stadt Donauwörth ward eingenommen, der Uebergang über den Lech erſtürmt, wobei Tilly ſeinen Tod fand, und den $\frac{1}{2}\frac{4}{4}$. April 1632 zog Guſtav Adolf ſiegreich in Augsburg ein. Welch ein hoffnungsreicher Tag für die dortigen Proteſtanten! Jetzt ſiegte wieder das Bekenntniß, das ein Jahrhundert zuvor hier war abgelegt worden, und auf dem Grunde deſſelben erbaute ſich die neue Verfaſſung der Stadt. Der in den Zeiten der Bedrückung mit Gewalt eingeſetzte katholiſche Rath mußte abtreten und einem evangeliſchen Rathe die Sitze einräumen. In der St. Annenkirche hielt der königliche Hofprediger Dr. Fabricius eine ergreifende Predigt über die Worte des 12. Pſalms (v. 6.) „Weil denn die Elenden verſtöret werden und die Armen ſeufzen, will ich auf, ſpricht der Herr; ich will Hülfe ſchaffen, daß man getroſt lehren ſoll.“ Eine allgemeine Rührung herrſchte in der Verſammlung. Nach der Predigt wurde der Bürgerſchaft ein Eid abgenommen, der ſie, freilich mehr als es in den Wünſchen einer freien Reichsſtadt liegen konnte, von nun an an die Krone Schwedens band. Aber wer die hohe Bedeutung erwägt, die eben dieſe Stadt in der Geſchichte des Proteſtantismus und des deutſchen Reichs überhaupt einnimmt, der kann auch begreifen, wie ſehr es dem König dran liegen mußte, an ihr einen feſten Stützpunkt ſeiner Macht zu gewinnen. — Bald drauf hielt der König auch ſeinen Einzug in München, und hier zeigte er ſich denn auch geiſtig in ſeiner wahren Größe. Mit äußerſter Schonung wurden die Katholiken behandelt, keinerlei Schmähungen gegen ſie

gestattet; der König selbst wohnte mit vielem Anstand einer Messe bei und unterhielt sich gütig mit den Jesuiten, die er besuchte und mit denen er sich sogar (jedoch ohne alle Leidenschaft) in theologische Disputate über das heilige Abendmahl einließ. — Wie sehr stach ein so edles, humanes Benehmen ab gegen den rohen Fanatismus der Baiern, namentlich auf dem platten Lande, welchen vor Allem die Geistlichen mit anschüren halfen. Gift und Galle waren jetzt die einzigen Waffen der Ohnmächtigen. Gustav Adolf wurde allgemein als der Antichrist bezeichnet, und nach Vorschrift ihrer Pfarrer beteten die Bauern öffentlich: „Herr, erlöse uns von dem Erbfeind, dem schwedischen Teufel*)." Aber es blieb nicht allein bei Worten und Gebeten. In den gräßlichsten Thaten machte sich dieser Eifer Luft. Wo die Bauern über einen einzelnen Schweden oder über einen kleinen Haufen derselben herfallen konnten, da übten sie an den Unglücklichen die gräßlichsten Dinge. Sogar an den aufgestellten Schutzwachen vergriffen sie sich auf die barbarischste Weise. Dieß weckte dann freilich auch wieder die Wuth des schwedischen Soldaten, so daß der König alle Mühe hatte, den Ausbrüchen derselben zu steuern.

Während indessen Gustav Adolf im südlichen Deutschland seine Macht begründete, war Wallenstein nicht unthätig geblieben. In Böhmen entwickelte er zuerst seine Thätigkeit; er verjagte die Sachsen wieder aus Prag und nöthigte durch die weitere Entwickelung seines Kriegsplanes den Schwedenkönig sich von Baiern wieder nach Franken zurückzuziehn. In der Nähe von Nürnberg trafen beide Heere aufeinander; doch vermied Wallenstein eine offene Feldschlacht. Beide Heere lagen sich in ihren Verschanzungen gegenüber. Vergebens suchten die Schweden Wallensteins festes Lager zu erstürmen, sie brachen auf und zogen unverrichteter Sache weiter. Erst in den Ebenen Sachsens, bei Lützen kam es endlich zum entscheidenden Treffen. 14 Monate nach der Schlacht bei Leipzig, Dienstags den $\frac{6}{16}$. November 1632 als noch die Morgennebel die Ebene von Lützen bedeckten, lag das schwedische Heer auf den Knien und verrichtete sein Gebet. Die Trompeten bliesen die Weise: Eine veste Burg ist unser Gott, und der König selbst stimmte das

*) Gfrörer S. 975.

„Feldliedlein" an, das er nach Einigen ſelber ſoll verfaßt haben*).

Nachdem der König durch eine kurze Anrede ſein Volk ermuthigt und überdem die Herbſtſonne die Nebel zertheilt hatte (es war gegen 11 Uhr des Morgens), ertheilte er dem Herzog Bernhard von Weimar und ſeinen übrigen Führern die Tagesbefehle. Die Loſung war gegeben; ſie war dieſelbe, wie bei Leipzig, „Gott mit uns" (die der Katholiken Jeſus Maria). Ohne Panzer, in einem ledernen Koller und einfachen Tuchrocke, ritt der König durch die Reihen, die ihn mit lautem Freudenruf bewillkommten. „Nun wollen wir in Gottes Namen dran: Jeſu, Jeſu, Jeſu! laß uns heut zur Ehre deines heiligen Namens ſtreiten" — das waren ſeine letzten Worte an das Heer — nun ſchwang er ſein Schwert und „Vorwärts" erſcholl der Ruf, dem Alle begeiſtert folgten. Schon ſtand Lützen, von den Kaiſerlichen angezündet, in hellen Flammen. Ein Graben trennte das ſchwediſche Heer von dem der Feinde. Ein mörderiſches Feuer krachte aus dieſem Graben den Anſtürmenden entgegen. Die aber ſetzten glücklich über und verfolgten den Feind mehrere Stunden. Schon winkte der Sieg dem rechten Flügel des Heeres, den Guſtav führte, als der linke, den Bernhard von Weimar befehligte, in Unordnung gerieth. Guſtav

*) Nach Andern ſoll Michael Altenburg der Verfaſſer ſein:

Verzage nicht du Häuflein klein,
Obſchon die Feinde Willens ſein,
Dich gänzlich zu zerſtören;
Und ſuchen deinen Untergang,
Davor dir wird recht angſt und bang,
Es wird nicht lange währen.

Tröſte dich nur, daß deine Sach'
Iſt Gottes, dem befiehl die Rach',
Und laß es ihn nur walten,
Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen ſchon,
Dich und ſein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott iſt und ſein Wort,
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was ihm thut anhangen,
Endlich werden zu Hohn und Spott,
Gott iſt mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen.

Frieden handeln und wandeln, die Ställe standen voller Vieh, die Bauerhöfe liefen voll Gänse, Hühner und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirthshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten; da war keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung, keine Angst sein Gut, Leib und Leben zu verlieren. Ein Jeder lebte sicher unter seinem Weinstock und Feigenbaum, und zwar gegen andere deutsche Länder zu nehmen in lauter Lust und Freude!" — So gnädig waltete Gott damals über unserm Vaterlande, und wer sollte nicht noch jetzt mit gerührtem Danke dieser Bewahrung gedenken? Wenn indessen die Gemeinschaft der Leiden ein Volk zusammenhält, so wurde dagegen eben dieses unser schweizerisches Vaterland nach dem 30jährigen Kriege vom deutschen Reichsverbande losgerissen. Wir wollen hier nicht entscheiden, wie weit die politische Selbstständigkeit, die ihm auf dem Westphälischen Frieden zu Theil ward, eine wahre oder eine scheinbare gewesen, wie weit sie ihm genützt oder geschadet hat. Wir haben ja den Inhalt dieses Friedens nur in Beziehung auf die Schicksale des Protestantismus zu würdigen.

---

*) Simpl. 454., bei Raumer 609.

Digitized by Google

tigkeit geneigt; welche doch nicht ſo exceſſif, daß an der täglichen travaille ſie ihm einige ſondere Hinderung bringen mögen. Ferner einer anmuthigen Miene und lieblichen Gebehrden; doch mit ſonderbarer heroiſchen Gravität vermiſchet, die da genugſam an den Tag gab, daß in dieſem Körper nicht eine gemeine, ſondern vornehme heroiſche Seele ihre Wohnung haben müßte. Von der äußerlichen Kleiderpracht hielt er gar nichts und ging mehrentheils in einem ſchlechten Habit daher; dann er jederzeit mehr ſeine Seele mit Tugenden, und ſein Leben mit rühmlichen Thaten zu zieren, als den Leib mit Kleidern zu ſchmücken, ſich befliſſen. — Dem Studiren und freien Künſten, wiewohl die Natur ihn faſt zum Kriegsmann geſchaffen, war er nicht gehäſſig noch abhold, wie er dann ſeine Univerſität Upſal mit vielen neuen Intraden begabet und in merkliches Aufnehmen gebracht, auch zu Dörpte in Liefland eine neue Akademie fundiret und geſtiftet. Die Bücher hatte er, unangeſehen er von Jugend auf mit der Regierung und ſchweren Kriegen ohne Aufhören beladen geweſen, nicht gar auf eine Seite geworfen; denn in Hiſtorien war er ſehr wohl beleſen, woraus er ſein Leben und Regiment nach Imitation anderer löblicher Könige und Helden formirte. In der Fortification, Architektonik und dergleichen einem Kriegsmann wohl anſtehenden mathematiſchen Künſten konnte er vor einen Meiſter beſtehen. Der lateiniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Sprache war er genugſam kündig: alſo daß er gegen fremde Nationen und Geſandten keines Dolmetſchen bedurfte. Hierüber hatte die Natur ihn mit ſo zierlicher, anmuthiger und zugleich dringender Beredtſamkeit begabet, daß wie er die Körper vieler Leute und Völker mit Stärke der Waffen gezähmet und bezwungen, alſo auch die Gemüther nicht weniger durch ſeine Eloquenz gewonnen und an ſich gezogen. Seine hohe königliche Tugenden, damit wir kürzlich anziehen, ließ er die Gottesfurcht, welche eine Grundfeſte aller andern Tugenden iſt, ſich überall unter Augen leuchten und hielt dieſelbe vor eine Richtſchnur aller ſeiner Conſilien und Actionen; (er) beförderte den wahren Gottesdienſt von allen Kräften und erwieß ſich in ſeinem Lande, einer frommen Obrigkeit Amte gemäß, als ein rechter Pfleger und Säugamme gegen Kirchen und Schulen. Was er auch außerhalb ſeines Reichs in Deutſchland bei dem gemeinen evangeliſchen We-

ſen gethan und wie viel tauſend armer, bedrängter evangeliſcher Seelen er vom Joch der päpſtlichen Superſtition entfreiet, davon iſt allhie unnoth weiter zu ſchreiben — es lieget ohne das jedermänniglich in offenen Augen. Sonderlich befliß er ſich, daß bei ſeiner Armee unter den Soldaten die gewöhnliche Ruchloſigkeit ausgerottet, die Gottesfurcht hingegen gepflanzet werden und einwurzeln möchte, welches er nicht allein in Perſon mit einem devoten untadelhaften Leben und gutem Exempel vorging, ſondern ſie auch durch die Feldprediger, ſo bei allen Regimentern, ja bei allen Squadronen unterhalten wurden, mit Predigen, Lehren, Vermahnen und täglich verrichtetem Morgen- und Abendgebet zur Devotion antrieb; imgleichen allen Sünden, Schand und Laſtern, die ſonſt beim Kriegsweſen in vollem Schwang zu gehen pflegen, durch Anrichtung eines geiſtlichen Feldconſiſtorii, welchem des Königs Oberhofprediger als Superintendens präſidirte, ſo viel möglich vorbauete. Keine Schlacht oder Namhaftes hat er jemals vorgenommen, daß er ſich mit dem Gebet nicht erſt zu Gott gewandt; keinen Sieg hat er jemals erhalten, daß er nicht dem gewaltigen Arm Gottes die Ehre gegeben. — Mit Anrufung Gottes hat er den Anfang ſeiner Exploiten jederzeit gemachet, mit Dankſagung gegen Gott hat er das Ende beſchloſſen. Darum weil er mit Gott ſeine Kriege geführt, er auch durch Gott und deſſen kräftige Aſſiſtenz, ſo große Heldenthaten verrichtet, ſeine Feinde untertreten und das Siegskränzlein ſo viel mal davon gebracht hat. — Im übrigen ſeinem Leben (damit wir andere gemeine Tugenden vorbei gehen) waren die Gerechtigkeit und Clemenz, als rechte Eigenſchaften eines hohen Potentaten, durch einen ſo ſtarken Band verknüpfet, daß in ſeinen Actionen ſie ſich niemalen von einander geſondert" u. ſ. w.

Auch der Fehler des Königs gedenkt ſein Lobredner dann weiter. Er ſei leicht zum Zorn gereizt worden, habe aber, wenn er jemand unrecht gethan, ſich nicht geſcheut, das Unrecht alſobald wieder gut zu machen. Seine Strenge habe eine allzugroße Vertraulichkeit fern gehalten, ſo gütig er ſich auch immer ſeinen Umgebungen gezeigt. Dann werden noch ſeine Regententugenden und namentlich die Verbeſſerungen gelobt, die er (wie auch Andere einſtimmig bekennen) in das damalige Kriegsweſen gebracht. Er theilte

mit den Soldaten nicht nur den Kampf, ſondern auch die Mühſale und Beſchwerden des Krieges; er nannte (wie nachmals Friedrich und Napoleon es thaten) die Soldaten „ſeine Kameraden, ſeine Spießgeſellen, ſeine Brüder," ließ ihnen aber gleichwohl den Zügel nicht ſchießen, weßhalb ſie ihn eben ſo ſehr fürchteten als liebten*).

Daß Guſtav Adolf große weit ausſehende Plane gehabt, daß ihm die Idee eines proteſtantiſchen Kaiſerthums möge vorgeſchwebt haben, das haben wir ſo eben vorhin zugeſtanden, und wenn der Trieb, dieſe Idee zu verwirklichen, Ehrgeiz genannt werden will, ſo werden wir freilich Guſtav Adolf ſo wenig von dieſem Ehrgeiz frei ſprechen können, als andre große Männer, die unter ähnlichen Umſtänden ein ähnliches Ziel verfolgten. Wir wollen auch nicht in Abrede ſtellen, daß bisweilen der Eroberer in ihm die Oberhand über den Chriſten gewinnen und die Verſuchung an ihn herantreten konnte, aus dem Sieg der guten Sache auch Nutzen für ſich zu ziehn. Wenn aber doch eigentlich nur die Leidenſchaft Ehrgeiz genannt werden darf, die mit Hintanſetzung der Ehre Gottes und der Ehre bei Gott mit Wiſſen und Willen und conſequent die eigne Ehre und die Ehre bei Menſchen ſucht, oder die in dieſer Ehre wohlgefällig ſich ſpiegelt in eitler Selbſtſucht — ſo hat uns die Geſchichte ein ſchönes Beiſpiel aufbewahrt, das uns zeigt, wie ernſtlich das königliche Gemüth gegen ſolchen Ehrgeiz ankämpfte und ihn in der Stunde der Verſuchung ſiegreich überwand.

Als er wenige Tage vor der Lützener Schlacht in Naumburg einzog, wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen, das Volk hing ſich ordentlich an ihn und drängte ſich herbei, ihm die Stiefeln zu küſſen. Dieß ſtimmte den großen König wehmüthig, und er ſprach zu ſeinem Oberhofprediger Fabricius**): „Unſre Sachen

*) Hier nur ein Beiſpiel ſeiner Strenge: — Der König hatte ſeinen Soldaten im Lager bei Nürnberg das Plündern ſtreng unterſagt. Als ihm drauf das Zelt eines Corporals gewieſen wurde, vor dem geſtohlenes Vieh weidete, ergriff er den Dieb eigenhändig beim Schopf und übergab ihn dem Profos mit den Worten: „Komm her, mein Sohn! es iſt beſſer, ich ſtrafe dich, als daß Gott deiner Vergehungen wegen nicht allein dich, ſondern auch dich und die ganze Armee ſtrafe." Der Dieb wurde auf der Stelle gehangen. —

**) Chemnitz S. 477. Becker Weltgeſch. VIII. S. 87. (wie es ſcheint nach einer andern Quelle.)

ſtehen auf einem guten Fuß, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit des Volkes ſtrafen werde. Es vergißt das Volk, das mich verehrt, des Gebetes und trauet mehr auf Menſchen, als auf Gott. Großer Gott, du biſt mein Zeuge, wie ſehr mir dieſes mißfällt.“ —

Würden blos proteſtantiſche Geſchichtſchreiber, wie der angeführte Chemnitz, ihren König loben, ſo könnte dieſes Lob als ein einſeitiges verdächtigt werden; aber auch die verſchiednen katholiſchen Schriftſteller ſtimmen in der Anerkennung ſeiner Größe überein*), und was ſie beſonders an ihm hervorheben und was ihn ſelbſt über ſo viele ſeiner Zeit hinaushebt, iſt die Toleranz, die er andern Glaubensweiſen gegenüber bewies. Nicht nur in München, auch in andern katholiſchen Städten vermied er alles, was die Einwohner beleidigen oder ſtoßen konnte, und als ihn Andre zu Gewaltthaten auffordern wollten, erwiderte er, er ſei gekommen, der Freiheit die Feſſeln abzunehmen, nicht in neue Feſſeln ſie zu ſchlagen**).

Guſtav Adolf ſtarb, wie Alexander der Große, im 38. Jahre ſeines Lebens. Er hinterließ eine einzige Tochter, Chriſtina, als ſeine Erbin, damals ein Kind von 6 Jahren. Mit welcher zärtlichen Liebe er an dieſem Kinde gehangen, haben wir in der vorigen Stunde geſehen. Auch mitten im Getümmel des Krieges gedachte er ſeiner oft. Noch ſind uns 2 kleine Briefchen aufbehalten, welche die kleine Chriſtina an ihren Vater in das Feldlager ſchrieb***), ein ſchönes Gegenſtück zu dem Briefchen, das einſt

*) Siehe b. Menzel S. 241 ff. die Urtheile von Gualdo Priorato und von Khevenhüller und das von Riccius bei Raumer S. 548.

**) Menzel ebenda.

***) S. Grauert, Königin Chriſtina S. 18. Die beiden Briefchen lauten ziemlich gleich. Das erſte: Gnädigſter, herzvielgeliebter Herr Vater! Euer königlichen Majeſtäten ſei mein gehorſamer kindlicher Dienſt mit Wünſchen von Gott dem Allmächtigen vieler Geſundheit, mir als Eure getreue Tochter zum Troſt. Bitte E. M. wollen bald wieder kommen und mir auch was Hübſches ſchicken. Ich bin Gottlob geſund und befleiße mich im Beten viel, allzeit wacker lernen, und verbleib E. K. M. gehorſame Tochter, Chriſtina. — Das andere: Gnädigſter, herzlieber Herr Vater! Weil ich das Glück nicht hab jetzt bei E. K. M. zu ſein, ſo ſchick E. M. ich mein demüthige Conterfei. Bitte E. M. wolle meiner dabei gedenken und bald zu mir wiederkommen, mich unterweil was hübſch ſchicken. Ich

...mpfung der Nichtkatholiken bediente, war der Capuziner Franz
Clerc von Tremblay, bekannt unter dem Namen des
ter Joseph. Pater Joseph machte die umgekehrte Laufbahn
Tilly. Wenn dieser aus der Mönchsschule ins Kriegslager
ging, so vertauschte Pater Joseph, wie einst Loyola, den Kriegs-
er mit der Kutte. Er blieb aber auch unter der Kutte Soldat,
Tilly unter dem Panzer ein Mönch. Nachdem er sich in der
agerung von Amiens rühmlich hervorgethan, trat er, als seine
vandten ganz andere Dinge von ihm hofften, in den Capu-
orden. Er zeichnete sich bald durch Bekehrungseifer gegen die
enotten und durch seine Geschicklichkeit in diesem Geschäfte aus,
aß er der Aufmerksamkeit des Bischofs von Luçon (des nachma-
Cardinals Richelieu) nicht entgehen konnte, und von nun an
n beide unzertrennliche Freunde. Richelieu benützte ihn, als
Staatssecretär geworden, zu wichtigen Gesandtschaften und
te ihn unter andern auch nach Rom an Paul V., der ihm das
niß gab, in ihm den gewandtesten Mann gefunden zu haben,
m je vorgekommen. Bei allen den Aussichten auf Beförde-
blieb übrigens Joseph fortwährend in der demüthigen Stel-
des Bettelmönches und setzte seinen Stolz darein, daß der
mal und erste Staatsdiener Frankreichs mit allem Gepränge
französischen Hofes vor der Pforte seines Klosters abstieg,

Digitized by Google

Rochelle erlitten, diente dazu, sie in sittlicher Hinsicht zu reinigen und ihren Protestantismus von der falschen politischen Beimischung zu reinigen. Von nun an bis zur Aufhebung des Edicts von Nantes, die eben deßhalb nur um so ungerechter erschien, bewiesen sich die Protestanten fortwährend als gute Bürger und treue Anhänger des Königthums und der gesetzlichen Verfassung und widerlegten so durch ihr besonnenes Betragen am besten die Beschuldigung, die sich noch immer im Munde der Gegner fortschleppte, sie seien es, welche das Reich verwirrten. Einige Beispiele mögen dieß erhärten **). Als der Herzog von Orleans, des Königs Bruder, die Fahne der Empörung aufpflanzte, als in der Normandie aufrührische Bewegungen wegen der Steuern den Thron beunruhigten, als selbst mehrere Große Frankreichs, unter ihnen der Herzog von Bouillon und Cinq-Mars eine Verschwörung gegen den Cardinal Richelieu anzettelten, verhielten sich die Protestanten ruhig. Es fehlte zwar nicht in einzelnen Gegenden an neuen Reibungen zwischen Katholiken und Protestanten, aber sie nahmen durchaus keine politische Gestalt an. Dieß wußte Richelieu

---

*) S. Rulhière, éclaircissements sur les causes de la révocation de l'édit de Nantes, p. 62.

**) Nach Webers oben angeführter Darstellung.

Digitized by Google

na von Oestreich und Mazarins Ministerium eintraten und berühmten Krieg der Fronde herbeiführten, hätten leicht die otestanten mit in den Strudel der Revolution hineinreißen kön-

Der Prinz von Condé versuchte alles die Protestanten in unruhiges Treiben zu verflechten. Obschon Katholik, stammte doch aus protestantischem Blute und der Name Condé hatte protestantischen Ohren einen mächtigen Klang. Um dieselbe herrschte Cromwell in England. Welche mächtige Verbindung sich hier zu Gunsten des Protestantismus schließen! Aber e! die Hugenotten standen wie eine feste Mauer da um den gen König Ludwig XIV. her. — Städte, die sein Vorfahr ihres Glaubens oder um ihrer politischen Freisinnigkeit willen tört hatte, warfen sich jetzt zu Bollwerken der königlichen cht auf, an denen alle Versuche der Rebellion abprallten. Mon- ban zeichnete sich besonders durch seine Treue aus. Und was der Lohn, den sie für diese Treue erndteten! Anfänglich freilich o die Anerkennung nicht aus. Mazarin selbst gestand, daß nur Hülfe der Hugenotten das Reich vom Untergang gerettet wor- sei. Zum Danke wurden ihnen mancherlei Vortheile bewil- und die Edicte, die zu ihren Gunsten lauteten, erneuert. Selbst die unglücklichen Waldenser wirkte die augenblickliche günstige

*) Rulhière p. 23.

Digitized by Google

sondern um der Religion selbst willen.

Eben die Stadt, die sich im Kriege der Fronde so treu an die Sache des Königs angeschlossen, die Stadt Montauban sollte zuerst gedemüthigt werden. Ein Streit, in welchen die dortigen Studierenden, die Protestanten nämlich, mit den ebendaselbst wohnenden Jesuitenschülern verwickelt wurden, führte ihren Sturz herbei. Die protestantischen Jünglinge haeten vor dem Universitätsgebäude einen Spielplatz, den sie in ihren Erholungsstunden zu körperlichen Uebungen benützten. Die Jesuitenschüler, die in demselben Gebäude ihr Wesen trieben, wollten den Platz zu einem ihrer Schauspiele benützen, die sie jährlich aufführten und schlugen ohne weiters ihre Bühne daselbst auf. Das wollten die Protestanten nicht leiden. Es kam zu Thätlichkeiten, die Bühne wurde erstürmt und mit Gewalt zerstört, wobei es auch nicht an gegenseitigen Schlägen fehlte. Die Fehlerhaften unter den Protestanten wurden eingezogen; die Bürger aber befreiten die Gefangnen gewaltsam. Die Sache wurde vergrößert, man sah darin Gefahr für Staat und Religion. Die bewaffnete Macht wurde aufgeboten, Montauban mit königlichen Truppen besetzt und die Soldaten in die Wohnungen der Protestanten so lange verlegt, bis diese sich bereit erklärten, katholisch zu werden. Um die Akademie war es geschehen, sie wurde nach Puylaurens

Digitized by Google

den 6. September 1634 zu Gunſten Oeſtreichs, ſo tapfer auch Bernhard von Weimar mit den Feinden ſich herumgeſchlagen*).

Von nun an nimmt der Krieg überhaupt eine Wendung, die den religiöſen Geſichtspunkt uns immer mehr aus den Augen rückt und den politiſchen immer klarer und beſtimmter hervortreten läßt. Es ſtehen ſich jetzt gar nicht mehr Katholiken und Proteſtanten gegenüber; ſondern es drängen ſich die großen europäiſchen Mächte, Frankreich und Schweden auf der einen, Oeſtreich und ſeine Verbündeten auf der andern Seite nach dem Schwerpunkte hin, der das Gleichgewicht Europa's halten und ſtützen ſoll. Und ſo ſehen wir denn durch den Prager Frieden das proteſtantiſche Churſachſen, dem es mit dem Kampfe gegen Oeſtreich nie recht ernſt geweſen zu ſein ſcheint, nach der Schlacht von Nördlingen wieder in ein Bündniß mit dem Kaiſer treten wider Schweden, während auf der andern Seite das katholiſche Frankreich es mit dem proteſtantiſchen Schweden hält. Die Weltgeſchichte mag die weitere Entwickelung dieſes Knotens verfolgen. Für die Kirchen- und Religionsgeſchichte hat hier der 30jährige Krieg ſo viel als ein Ende. Nur noch die letzten Anſtrengungen laſſen Sie uns betrachten, welche der Proteſtantismus in ſeinem urſprünglichen und eigentlichen Intereſſe verſuchte.

Die erneſtiniſche Linie des ſächſiſchen Hauſes war es geweſen, durch welche die Reformation Luthers in Deutſchland war gehoben worden, und ſo iſt es auch ein Sprößling dieſes Hauſes, bei deſſen Bild wir kürzlich noch verweilen müſſen, ehe wir das Ende des Krieges berichten.

Bernhard**), der 11te Sohn Johanns III. von Sachſen-Weimar und der Herzogin Dorothea Maria, war den 6. Auguſt 1604 zu Weimar geboren. Wie ein Stern Guſtavs Geburt verkündet haben ſoll, ſo ließ ſich bei Bernhards Geburt ein Adler in der Nähe des Ortes blicken, da des Prinzen Wiege ſtand. Bernhard war der jüngſte von ſeinen Brüdern, deren noch 7 am Leben waren.

---

*) Die Uneinigkeit der Führer hatte die meiſte Schuld, indem Horn und Bernhard in ihren Planen ſich nicht verſtändigen konnten.

**) S. über ihn Röſe, Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar. II. Weimar 828.

Seine Erziehung fiel der verständigen Mutter anheim, da der Vater schon ein Jahr nach Bernhards Geburt starb; doch auch diese Mutter, die er zärtlich liebte, verlor er früh, ehe er das volle 13. Jahr erreicht hatte. Sein ältester Bruder, Johann Ernst, vertrat Vaterstelle an ihm. Er schickte ihn auf die Universität Jena. Bernhards jugendlicher Geist schien sich indessen mehr zum Waffendienst, als zum Dienst der Wissenschaft hinzuneigen; der berühmteste unter seinen Lehrern war der Weimarische Staatsmann und Geschichtschreiber Friedrich Hortleder, von dessen Strenge und übler Laune der Prinz in seinem Knabenalter vieles geduldet haben soll, dem er aber nachher nur um so treuer anhing. Seine erste Kriegsschule machte Bernhard unter seinem Bruder Wilhelm, wo er in der 1. Periode des 30jährigen Kriegs mehrern Schlachten, wie der Schlacht bei Wimpfen beiwohnte, trat dann in niederländische und in dänische Dienste, bis er unter Gustav Adolf an die schwedische Macht als ein treuer Verbündeter sich anschloß. Unter Gustav Adolfs Fahnen haben wir ihn bei Lützen kämpfen sehen. Die Verläumdungssucht hat nicht unterlassen, sogar Bernhard als den Meuchelmörder zu bezeichnen, von dessen Hand der große König gefallen sei, aber den Beweis ist sie schuldig geblieben*). Er so wenig, als der Herzog von Lauenburg, auf dem jedoch ein stärkerer Verdacht ruhte, waren, wie sich aus ruhigen Nachforschungen ergeben hat, an dem Tode des Königs Schuld. Ja, wenn auch einige Eifersucht das Verhältniß zwischen Gustav und Bernhard auf kürzere Zeit getrübt haben mochte, so erschienen doch in der öffentlichen Meinung beide als unzertrennliche Freunde; hatte doch Gustav selbst vor der Schlacht im dunkeln Vorgefühl seines Todes die Feldherrn ermahnt, sich unmittelbar unter Bernhards Befehl zu stellen, sobald ihm etwas Menschliches im Treffen begegnen sollte, und wirklich war er es, der zuerst den gelähmten Muth der Evangelischen wieder gehoben und die zersprengten Schaaren gesammelt hatte. Im October 1635 schloß er einen Tractat mit Frankreich und warf sich von da an in die Rheingegenden. Nachdem er Zabern im Elsaß erobert, breitete er sich in Lothringen und Burgund aus. Und er war es denn auch, der in Folge dieser Züge die

*) Siehe Röse, S. 182. 83.

Schauer des Krieges im Jahre 1637 auch in unſre Gegenden brachte, indem er, aus dem Bisthum einfallend, Rheinfelden belagerte, das er den Oeſtreichern abrang. Zu den beiden Ufern des Rheins, den Schwarzwald und das Frickthal hinauf, und dann wieder hinunter in das Breisgau ſtand alles voll Kriegsvolk. Mehrere Treffen fielen ganz in unſrer Nähe vor*), und die von der Kriegesgeißel vertriebenen Landleute lagerten ſich ſchaarenweiſe auf den Plätzen und Straßen unſrer Stadt**). Auch Bernhard beſuchte dieſelbe kurz vor ſeinem Tode. Dieſer erreichte ihn bald nach der Eroberung von Breiſach, zu Neuburg am Rhein den $\frac{8}{18}$. Juli 1639 Morgens um 7 Uhr im 35. Jahr ſeines Alters und zwar nicht auf dem Schlachtfelde, ſondern auf eine Weiſe, die der Vermuthung Raum giebt, er ſei vergiftet worden, wenn man nicht lieber an die ſchnelle Wirkung eines peſtartigen Fiebers glauben will, das ihn befiel. Bernhard war der letzte Deutſche geweſen, der im 30jährigen Kriege Lorbeern errungen. Seine Perſönlichkeit erſcheint uns, von dem rein menſchlichen Standpunkt aus betrachtet, allerdings nicht ſo groß als die ſeines Vorbildes Guſtav Adolf. Faſt alles was uns die Geſchichte über ſeine Lebensweiſe, ja ſogar über ſein Ende berichtet, hat viel Aehnliches mit dem Leben des großen Königs, verhält ſich aber zu dieſem doch nur wie eine in verſchiednen Parthien verfehlte Copie zum Original. Auch Bernhard hielt ſtreng auf die durch die Sitte geheiligten religiöſen Formen. So beginnt die Hofordnung, welche er im Jahre 1636 erließ, mit den Worten***): „Alles Glück, Heil und Segen hat nur in Gott, dem Allmächtigen, ſeinen Urſprung und ohne deſſen Beiſtand iſt alles menſchliche Thun und Laſſen vergeblich. Darum ordnen und wollen wir, daß alle zu unſerm Hofſtaate gehörige Perſonen ſich der wahren Gottesfurcht befleißigen, die Predigten des göttlichen Wortes und die Betſtunden nicht verſäumen, ſich des gotteslästerlichen Fluchens und Schwörens, des üppigen Freſſens und Saufens, auch aller andern Schande und Laſter, wodurch der Höchſte zum Zorn und zur Ungnade gereizt wird, bei Vermeidung unſrer ernſtlichen Strafe enthalten, und ſich eines

*) Bei Beuggen, Warmbach, Pratteln, Arisdorf, Häningen u. ſ. w.
**) Ochs Geſchichte von Baſel VI. S. 650.
***) Röſe II. S. 185.

ehrbaren gottſeligen Wandels unterziehen." — Auch er hielt auf ſtrenge Beobachtung des Feldgottesdienſtes. Jeden Morgen und jeden Abend mußte der Hofprediger vor des Herzogs Zelt oder Gemach ein Gebet verrichten und zu gewiſſen Zeiten die heiligen Sacramente nach der wahren Einſetzung austheilen*). Der Hofprediger war überhaupt ſein beſtändiger Begleiter. Ihn nahm er ſogar nach Paris mit (wohin er der politiſchen Verhandlungen wegen gegangen war) und hielt dort öffentlich ſeinen Gottesdienſt. Mit der Bibel war Bernhard vollkommen vertraut. Sie war ſein tägliches Leſebuch, zu Haus und im Felde. Außerdem las er in Johann Arndts Schriften und in andern frommen Büchern der Zeit. „Iſt Gott für uns, wer mag wider uns ſein," war des Herzogs Wahlſpruch. Das heilige Abendmahl genoß er oft, klagte ſich aber auch öfter an, daß er es nicht würdig genug genieße. Den öffentlichen Gottesdienſt beſuchte er regelmäßig, und in ſeinem Zimmer hielt er täglich Betſtunde auf den Knien. Beſonders betete er ehe er ſich in den Kampf auf dem Schlachtfelde einließ, und wie wir es bei Guſtav Adolf in der Schlacht bei Lützen geſehen, ſo rief auch er im Schlachtgedränge den Namen Jeſus wiederholt aus, um die Wunderhülfe des Herrn auf die Schärfe des Schwertes herabzuflehn.

Man muß ſich wohl hüten ſolche Züge von Religioſität, wie ſie uns in dieſer trüben Zeit als heitre Sonnenblicke begegnen, einerſeits zu überſchätzen, andrerſeits ſie als bloße Heuchelei oder dumpfes Gewohnheitschriſtenthum zu verwerfen. Die Wahrheit, die ihnen zum Grund liegt und die tief in dem Weſen der Religion und des Chriſtenthums gegründet iſt, darf nicht verkannt werden. Wenn wir alles, was wir thun, im Namen des Herrn thun ſollen; nun ſo muß auch ſelbſt der Kampf im offnen Felde, zumal wenn dieſer ein gerechter, in dem chriſtlichen Geſetz der Sittlichkeit gegründeter iſt, mit Gott begonnen und mit Gott geführt werden. Der Herr, ohne den wir nichts vermögen, muß auch da unſre Stärke, unſer Sieg ſein. Darin liegt das Große, das Gewaltige ſolcher Erſcheinungen, die unſrer Zeit nur zu fremd geworden ſind. Aber freilich hat es dann wieder etwas Widerwärtiges und das Gemüth im Innerſten Verletzendes, wenn neben dieſen religiöſen Formen

*) Röſe a. a. O. S. 187.

eine Rohheit und Wildheit der Sitte, ja wir dürfen es wohl sagen, eine Ruchlosigkeit in den protestantischen wie katholischen Heerschaaren sich kundgiebt, die sich mit der gerühmten Frömmigkeit der Väter nicht wohl reimen läßt. Diese schneidenden Gegensätze zwischen einer frommen Anlage und Stimmung des Gemüths, wie sie in einzelnen Momenten ganz gesund und aufrichtig sein konnten, und zwischen der praktischen Geltendmachung dieser Grundsätze im Leben, begegnen uns im dreißigjährigen Krieg noch weit mehr als im eigentlichen Mittelalter und zeigen uns gar zu deutlich, wie die Strahlen des Christenthums, leider! nur die eine Seite des Lebens erwärmt, die andere aber kalt gelassen hatten, woraus eben nothwendigerweise halbe und unreife Früchte hervorgehn mußten.

Wenn auch Bernhard für seine Person die Rohheit seiner Soldaten nicht theilte, so scheint er ihr doch nicht in dem Maaß gewachsen gewesen zu sein, wie Gustav Adolf. Zwar erließ er von Zeit zu Zeit zweckmäßige Befehle gegen die Räubereien auf offner Straße und gegen die schändlichen Bubenstücke, welche die Krieger an den wehrlosen Landleuten verübten; aber diese Ermahnungen scheinen nicht viel gefruchtet zu haben, und Bernhard mußte sich begnügen, seinen Schmerz darüber Gott zu klagen, wobei er redlich genug war, auch einen Theil der Verantwortlichkeit auf sich selbst zu laden und in der Ungebundenheit, womit er zu kämpfen hatte, ein ernstes Gericht Gottes zu erkennen. „Mich verdreußt, so sprach er kurz vor seinem Tode, länger zu leben; denn ich kann bei solchem gottlosen Wesen mit gutem Gewissen nicht länger bleiben*).“ —

In Pfirt begegnete ihm (kurz vor seinem Tode) dasselbe, was Gustav in Naumburg begegnet war. Das Volk drängte sich in Masse an den Sieger heran. Da gedachte Bernhard jener Worte seines großen Vorbildes und sprach zu seinem Hofprediger: „ich befürchte das Schicksal des Schwedenkönigs theilen zu müssen; denn sobald das Volk mehr auf diesen, als auf Gott sah, mußte er sterben“**). — Die Ahnung traf wirklich ein. Auch auf dem Todbette behielt indessen Bernhard eine christliche Fassung. Nachdem er seinem Hofprediger gebeichtet und das heilige Sacrament

*) Röse II. S. 325.
**) Ebend. S. 326.

warf sich ihnen die Natur zum Bollwerk auf. Bis zur Verzweiflung wehrten sich die hinter Gräben und Mauern der Weinberge verschanzten Hugenotten. Um so furchtbarere Rache traf die Weiber und Kinder der Geächteten. Alle Greuel der Soldateska, wie wir sie im dreißigjährigen Kriege kennen lernten, wiederholten sich hier bei Louvois Dragonern. Auch an zahlreichen Hinrichtungen von Predigern und Laien fehlte es nicht. Der zweiundsiebenzigjährige Isac Homel, Prediger aus Vivarais, starb zu Tournon im October 1683 unter den grausamsten Martern des Henkers*). Mehrere Andere hatten ein gleiches Schicksal. Aus dem südlichen Frankreich drängte sich die Verfolgung nordwärts. Auch Paris sah die Zeiten Heinrichs II., der Katharina von Medicis und Karls IX., die Zeit der Inquisitionen und der Bartholomäusnächte wiederkehren. Glich doch ganz Frankreich (nach Voltaire's Ausdruck) einem großen Jagdreviere, worin man die eingeschüchterten Hugenotten, wie das Wild auf dem Felde jagte**). Was sollte jetzt noch das Edict? Es war eine bloße Form geworden, wie einst der Majestätsbrief in Böhmen.

---

*) Bénoit p. 667.
**) Voltaire, Siècle de Louis XIV. II. p. 326.

Digitized by Google

Belagerung Breiſachs, wo eine Ratte für einen Gulden, ein Ei für einen Thaler und das Viertel eines Hundes für 7 Fl. verkauft wurde, ja wo der Heißhunger bis zum Unnatürlichſten hintrieb — ſondern auch ſonſt war es nichts Ungewöhnliches ſtatt des Getreides Eicheln, Wurzeln, Hanfkörner u. ſ. w. zu Brot backen zu ſehen*); ja in vielen Gegenden waren die Leichname in den Gräbern, ſelbſt an den Hochgerichten nicht mehr ſicher! — Furchtbare Seuchen gingen mit dem Hunger Hand in Hand, ſo daß ganze Heere von dem Peſthauche weggerafft wurden, ehe ſie nur den Feind zu Geſichte bekamen. — Aber wie die Sünde und das Uebel in auffallender Wechſelwirkung mit einander ſtehen, ſo brachen auch während dieſes jammervollen Krieges die ſittlichen Gebrechen der Zeit nur um ſo ſcheuslicher hervor. Wir haben ſchon Einiges von den barbariſchen Rohheiten der Soldaten erzählt; anderes müſſen wir verſchweigen; denn es giebt Dinge, die man nicht nacherzählen kann ohne ſich ſelber der Rohheit ſchuldig zu machen. Aber das iſt das Betrübendſte daran, daß wir in dieſem Kriege, der doch zunächſt der Religion wegen unternommen worden war, am Ende gar keinen Unterſchied mehr machen können zwiſchen der Sittlichkeit derer, die ſich der reinern Lehre rühmten und zwiſchen der der Uebrigen, die man des Götzendienſtes und des Aberglaubens beſchuldigte. Im Gegentheil waren die Schweden, von denen einſt Guſtav Adolf rühmen konnte, daß bei ihrem erſten Eintritt in Deutſchland jede Traube im Weinberg vor ihren Händen ſicher geweſen, und deren ſtrenge Mannszucht auch die Feinde gerühmt hatten**), im Verlaufe des Krieges ſo ſehr verwildert, daß ſie und ihre Verbündeten, die Weimaraner, die Kroaten an Grauſamkeit und Ruchloſigkeit zu übertreffen ſuchten***). Was wir in der vorigen Stunde von den Leiden des Predigers Thodänus in Magdeburg erzählt haben, nimmt ſich dem gegenüber, was hier zu erzählen wäre, faſt nur wie eine freundliche Idylle aus, und mit Recht konnte der

*) So in Schleſien 1630, nach Raumer S. 598.

**) Menzel VII. S. 287 und 323.

***) Man denke nur an den ſogenannten ſchwediſchen Trank! — Der ſchwediſche General Adam Pfuhl rühmte ſich, allein gegen 800 böhmiſche Ortſchaften verbrannt zu haben.

Dichter Logau in Beziehung auf die verſchiednen Glaubensweiſen ſagen:

Luthriſch, päpſtiſch und calviniſch, dieſe Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch iſt Zweifel, wo das Chriſtenthum dann ſei?

Glücklich das Land, das von ſolchen Greueln verſchont blieb. Unſre Gegend wurde (wie bemerkt) nur von dem Saume des blutigen Mantels berührt, der über ganz Deutſchland von dem Rhein bis nach dem baltiſchen Meer ſich ausbreitete, und eben ſo wurden auch die öſtlichen Gegenden der Schweiz am Bodenſee mit Kriegsvolk überzogen. Das Innere des Landes aber blieb von dem Kriegstumulte verſchont. Wenigſtens läßt der Verfaſſer des Simpliciſſimus, eines Romanes jener Zeit, aus dem man übrigens beſſer als aus vielen neuern Geſchichtsbüchern den Zuſtand der Dinge kennen lernen kann, ſeinen Helden beim Eintritt in unſer Vaterland alſo ſprechen *): „Das Land kam mir gegen andere deutſche Länder ſo fremd vor als wenn ich in Braſilien oder China wäre! Da ſah ich Leute in Frieden handeln und wandeln, die Ställe ſtanden voller Vieh, die Bauerhöfe liefen voll Gänſe, Hühner und Enten, die Straßen wurden ſicher von den Reiſenden gebraucht, die Wirthshäuſer ſaßen voll Leute, die ſich luſtig machten; da war keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung, keine Angſt ſein Gut, Leib und Leben zu verlieren. Ein Jeder lebte ſicher unter ſeinem Weinſtock und Feigenbaum, und zwar gegen andere deutſche Länder zu nehmen in lauter Luſt und Freude!“ — So gnädig waltete Gott damals über unſerm Vaterlande, und wer ſollte nicht noch jetzt mit gerührtem Danke dieſer Bewahrung gedenken? Wenn indeſſen die Gemeinſchaft der Leiden ein Volk zuſammenhält, ſo wurde dagegen eben dieſes unſer ſchweizeriſches Vaterland nach dem 30jährigen Kriege vom deutſchen Reichsverbande losgeriſſen. Wir wollen hier nicht entſcheiden, wie weit die politiſche Selbſtſtändigkeit, die ihm auf dem Weſtphäliſchen Frieden zu Theil ward, eine wahre oder eine ſcheinbare geweſen, wie weit ſie ihm genützt oder geſchadet hat. Wir haben ja den Inhalt dieſes Friedens nur in Beziehung auf die Schickſale des Proteſtantismus zu würdigen.

*) Simpl. 454., bei Raumer 609.

Doch ehe wir zu deſſen Abſchluß gelangen, müſſen wir noch des Mannes gedenken, unter deſſen Zepter Deutſchland den größten Theil des Krieges durchlebt hatte, wenn auch er ſelbſt den endlichen Frieden nicht mehr erleben ſollte. Ferdinand II. war den 15. Febr. 1637 zu Wien geſtorben, im 59. Jahre ſeines Alters. Ferdinand gehörte ſo gut als Karl IX. von Frankreich, Philipp II. von Spanien, Maria von England zu den entſchiednen Gegnern der Proteſtanten, und wir ſind daher auch gewohnt, ſeinen Namen in dieſer Geſellſchaft nennen zu hören. Wenn wir uns indeſſen vorgeſetzt haben, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſo müſſen wir von Ferdinand bekennen, daß ihm die Verfolgung der Nichtkatholiſchen eine Gewiſſensſache war, die zugleich gegen ſein beſſeres Naturell ankämpfte. Ferdinand war ganz in den Händen der Prieſter. Bekannt iſt ſein Ausſpruch, den Schiller anführt, daß wenn ein Engel und ein Prieſter ihm zugleich begegneten, er zuerſt dem Prieſter und dann dem Engel ausweichen würde. „Er wollte lieber (ſo bezeugt ſein Beichtvater Lämmermann von ihm) *) Land und Leute verlieren, lieber den Bettelſtab in der einen und Weib und Kind in der andern Hand ins Elend wandern, ſein Brot von Thür zu Thür betteln, ja lieber den ſchmählichſten Tod leiden, als die Schmach länger anſehen, die der katholiſchen Kirche durch die Proteſtanten zugefügt wurde.“ Mit Recht bemerkt daher ein neuerer Schriftſteller über ihn**): „Wir Proteſtanten werden und wollen ihn ſtets als unſern Hauptfeind betrachten, und wir mögen das leitende Princip in ihm durchaus mißbilligen; wir dürfen jedoch nie vergeſſen, daß er vielleicht unter allen Feinden, die wir je gehabt, der offenſte und klarſte geweſen, deſſen Herzen wohl nichts weher that, als daß jenes unſelige Princip ihn zwang, unſer Feind zu ſein. Lieben können, wollen und ſollen wir ihn nicht, aber fern ſei es mit gemeinen Worten ſein Grab zu ſchmähen.“

Ihm war ſein Sohn Ferdinand III. gefolgt, und unter dieſem kam denn 11 Jahre nach des Vaters Tod durch Vermittlung

*) De virtutibus Ferdinandi b. Khevenhüller. Menzel VII. S. 148.

**) Franz Horn, Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. I. S. 162.

Schwedens und Frankreichs auf den Tagen zu Osnabrück und Münster der Friede zu Stande, der in politischer Hinsicht das Gleichgewicht Europa's bezwecken, in kirchlicher aber, wenn auch keine gründliche Versöhnung der Parteien, die unmöglich war, doch wenigstens wieder einen Rechtszustand herbeiführen sollte, der beide Theile ungekränkt neben einander bestehen ließ. Die einzelnen Bestimmungen dieses Westphälischen Friedens (1648) klingen zu juridisch, als daß wir sie hier nach ihrer Schärfe auffassen und darstellen könnten. Die Hauptsache war die, daß man wieder auf den alten, im Jahr 1555 geschlossenen Religionsfrieden von Augsburg zurückkam und daß dieser Friede (was immerhin als ein Fortschritt betrachtet werden muß,) von nun an auch den Reformirten zu gut kommen sollte, obwohl damit das streitige Verhältniß der Lutheraner und Reformirten unter sich keineswegs beseitigt ward*). Rücksichtlich der Kirchengüter, die so vielen Streit verursacht hatten, wurde das Jahr 1624 als Normaljahr angenommen; d. h. was am 1. Januar des genannten Jahres in den Händen der Katholiken gewesen, blieb katholisch und so umgekehrt und darnach wurden die Verhältnisse regulirt. Wo in einem Lande an irgend einem Tage dieses Jahres freie Religionsübung gewesen, da sollte sie auch fernerhin bleiben. Wo diese Freiheit damals nicht stattfand, da sollte sie auch jetzt nicht geboten sein. Den Andersgläubigen mag zwar für ihre Person Hausandacht und die Erziehung der Kinder in der Confession der Eltern gestattet werden; aber der Landesherr hat auch das Recht, sie fortzuweisen, wenn er es für gut findet. Dieß galt gegenseitig und führte auch später noch zu manchen Verletzungen. Das Schicksal der Protestanten in katholischen Ländern, wie z. B. in Baiern und Oestreich, blieb sonach immer ein höchst prekäres; freilich hatten auch die Katholiken in protestantischen Städten und Fürstenthümern eben so wenig sichere Duldung zu erwarten. — Die an Baiern übertragene Churwürde wurde an die Pfalz zurückgegeben, doch blieb auch Baiern im Besitz der seinigen. Auch die politische Ländervertheilung, die auf diesem Frieden unter dem Titel der

*) Bei etwa entstehenden Uneinigkeiten sollte nicht Mehrheit der Stimmen, sondern gütlicher Vergleich entscheiden.

Kriegsentſchädigung ſtattfand, konnte in ſpätern Zeiten leicht wieder ungünſtig auf die Schickſale der Proteſtanten zurückwirken, wie die Folge uns lehren wird.

Wir laſſen jetzt einſtweilen Deutſchland bei ſeinem äußern Frieden (deſſen Inhalt freilich der Papſt Innocenz X. in einer Bulle förmlich als nichtig erklärte) und wenden uns den Proteſtanten in Frankreich zu.

Wir haben in frühern Vorträgen geſehen, wie nach langem blutigen Kampfe die Hugenotten endlich durch das Edict von Nantes, das Heinrich IV. nach ſeiner Thronbeſteigung im Jahr 1598 erlaſſen, einen erträglichern Zuſtand in Frankreich erhielten, wie aber gleichwohl unter der Regierung der Maria von Medicis, ſo wie unter der drauf folgenden Ludwigs XIII., ihr Zuſtand höchſt ſchwankend, ja nicht ſelten drückend wurde*).

Während der 30jährige Krieg in Deutſchland wüthete, ſehen wir auch im ſüdlichen Frankreich die Proteſtanten unter dem Herzog von Rohan und ſeinem Bruder Soubiſe gegen die Heere ankämpfen, die der ſtaatskluge Richelieu gegen ſie ſandte, derſelbe Richelieu, der die Proteſtanten in Deutſchland erſt geheim und dann öffentlich unterſtützte. Uebrigens war es bei Richelieu, der überhaupt mehr Staatsmann als Theologe war, nicht ſowohl die Glaubensverſchiedenheit als die politiſch-republikaniſche Stellung, welche die Hugenotten in der Monarchie eingenommen hatten, die ihn zum Kriege wider ſie reizte, und in der That dürfen die damaligen Proteſtanten Frankreichs nicht freigeſprochen werden von dem Vorwurfe, eine politiſche Faction im Staate gebildet zu haben. Wir haben nun ſchon früherhin die Feſtung Rochelle als ein wichtiges Bollwerk der Proteſtanten, gleichſam als ihre Bundesfeſtung kennen gelernt. Dieſe Veſte war den Königlichen immer ein Dorn im Auge. Sie ſollte endlich gebrochen, und ſo der Bund der Proteſtanten auf immer vernichtet werden. Ludwig XIII., von Richelieu geleitet, ließ die wohl gelegene Hafenſtadt von allen Seiten einſchließen. Vergebens hofften die Eingeſperrten auf Rettung aus England, die ihnen trügeriſch durch Buckingham war vorgeſpiegelt worden. Vom Mai bis Ende Sept. des Jahres 1628 ertrugen die Bürger von Rochelle, an ihrer Spitze

*) Vgl. den vorigen Band.

der Maire Guiton, jede Art von Mangel und Entbehrung. Auch hier erreichten dieſe, wie dort bei den Belagerungen in Deutſchland, den höchſten Grad. Ein Ei wurde zu 3, ein Apfel zu 32, ein Schaf zu 300 Livres verkauft. Rohe Häute, Leder und Seife wurden gekocht, Knochen gemahlen, Wurzeln gebacken. Die 70jährige Mutter des Herzogs von Rohan, die ſammt ihrer Tochter das Loos ihrer Glaubensgenoſſen theilen wollte, lebte 3 Monate lang von dem Fleiſch ihrer Kutſchenpferde, die ſie ſchlachten und einpökeln ließ, und von 4 bis 5 Unzen Brot des Tages*). Endlich war die Noth aufs Höchſte geſtiegen, und nachdem auch hier wieder das Herannahen einer engliſchen Flotte vergebliche Hoffnungen erweckt hatte, verſtand ſich die hart bedrängte Bürgerſchaft zur Uebergabe, ſo ſtandhaft auch der Maire Guiton dieſem ſchimpflichen Schritte anfänglich ſich widerſetzt hatte. Er ſelbſt mußte ſich dazu bequemen, den König in einer demüthigen Anrede um Verzeihung zu bitten und eine harte Strafpredigt dagegen anzuhören. Schrecklich war der Anblick, den dieſe Stadt dem einziehenden Siegesheere gewährte. Die Leichen lagen auf den Straßen umher, und was noch lebte und ſich regte, ſah Todtengebeinen ähnlicher als menſchlichen Geſtalten. Flehend ſtreckten Viele ihre Hände nach dem Sieger aus und riefen ſein Erbarmen an. Richelieu ließ Lebensmittel unter die Unglücklichen austheilen. Aber die Lebensmittel wurden Vielen, bei der Gier und dem Heißhunger, womit ſie verſchlungen wurden, ein Beſchleunigungsmittel ihres Todes. Der katholiſche Gottesdienſt ward durch eine feierliche Meſſe, die Richelieu in der Kirche Sainte Marguerite hielt, wieder eingeſetzt, ein großes Crucifix mit einer Inſchrift, die den Sieg verherrlichte, ward auf dem Schloßplatze aufgerichtet, die bisherige Hugenottenregierung aufgehoben, die Feſtung geſchleift. — Bei dem Sturze von Rochelle blieb es nicht. Auch das ganze fruchtbare, ſchöne Land zwiſchen der Rhone und der Garonne ward um dieſelbe Zeit der Schauplatz eines verheerenden Krieges. Mehrere kleinere Ortſchaften

*) Vergl. außer den verſchiednen franzöſiſchen Werken die Schrift von Weber: Geſchichtliche Darſtellung des Calvinismus, Heidelberg 836; und beſonders über die Leiden der Proteſtanten den „gedruckten Palmbaum" von Conſtantin Alethophilus. Nürnberg 1690. 4., wo auch viel über die Verfolgung in andern Ländern zu finden iſt.

Pamiers, Privas, Caſtres, in welchen ſich die Hugenotten geſammelt hatten, gingen verloren. Endlich mußten auch Nismes und Montauban ſich ergeben. — Rohan ſelbſt, von ſeinen Feinden geächtet, den meiſten Freunden verlaſſen, mußte endlich (nachdem er eine unnatürliche Allianz mit Spanien verſucht hatte) ſich zu dem Frieden bequemen, der im Juni 1629 zu Alais am Fuße der Sevennen geſchloſſen ward und unter dem Namen des Gnadenedicts von Nismes bekannt iſt. Dieſes Edict ließ zwar die Proteſtanten ſoweit im Genuß ihrer kirchlichen Rechte, als ſie ihnen ſchon in dem Edict von Nantes zugeſichert waren, machte aber ihrem politiſchen Bunde auf immer ein Ende. — Rohan diente drauf unter den Fahnen Bernhards von Weimar und ward bei der Belagerung von Rheinfelden tödtlich verwundet. —

Das Werkzeug, deſſen ſich Richelieu bei ſo vielen Schritten ſeiner Staatsverwaltung, beſonders aber auch bei der Bearbeitung und Bekämpfung der Nichtkatholiken bediente, war der Capuziner Franz Le Clerc von Tremblay, bekannt unter dem Namen des Pater Joſeph. Pater Joſeph machte die umgekehrte Laufbahn von Tilly. Wenn dieſer aus der Mönchsſchule ins Kriegslager überging, ſo vertauſchte Pater Joſeph, wie einſt Loyola, den Kriegspanzer mit der Kutte. Er blieb aber auch unter der Kutte Soldat, wie Tilly unter dem Panzer ein Mönch. Nachdem er ſich in der Belagerung von Amiens rühmlich hervorgethan, trat er, als ſeine Verwandten ganz andere Dinge von ihm hofften, in den Capuzinerorden. Er zeichnete ſich bald durch Bekehrungseifer gegen die Hugenotten und durch ſeine Geſchicklichkeit in dieſem Geſchäfte aus, ſo daß er der Aufmerkſamkeit des Biſchofs von Luçon (des nachmaligen Cardinals Richelieu) nicht entgehen konnte, und von nun an waren beide unzertrennliche Freunde. Richelieu benützte ihn, als er Staatsſecretär geworden, zu wichtigen Geſandtſchaften und ſchickte ihn unter andern auch nach Rom an Paul V., der ihm das Zeugniß gab, in ihm den gewandteſten Mann gefunden zu haben, der ihm je vorgekommen. Bei allen den Ausſichten auf Beförderung blieb übrigens Joſeph fortwährend in der demüthigen Stellung des Bettelmönches und ſetzte ſeinen Stolz darein, daß der Cardinal und erſte Staatsdiener Frankreichs mit allem Gepränge des franzöſiſchen Hofes vor der Pforte ſeines Kloſters abſtieg,

durch die verschiednen Edicte jeder Zugang zu einem Gewerbe, zu einem Dienste, zur geringsten Anstellung oder Hanthierung versperrt war. Wollten doch selbst die Waschweiber keine Ketzerin unter sich dulden ***)!

Um uns ein anschauliches Bild von den Leiden zu machen, denen die Protestanten in Frankreich zur Zeit der Aufhebung des Edicts ausgesetzt waren, dürfen wir nur die Geschichte des alten Sevenolen (le vieux Cévenol), die vielleicht mehrern von Ihnen schon bekannt ist, uns wieder ins Gedächtniß zurückrufen.

Ambrosius Borély aus den Sevennen, der im Jahr 1754 in einem Alter von 103 Jahren zu London verstarb, ist der Held dieser Geschichte †). Er war der Sohn eines ziemlich bemit-

---

*) Bénoit a. a. O. S. 910.

**) Doch sind die Angaben sehr verschieden. Vergl. Raumer VI. S. 204.

***) Raumer S. 195 (nach Bénoit und Isambert.)

†) Nach den aus guter Quelle eingezogenen Erkundigungen ist Ambr. Borély eine historische Person, obwohl hier nur Repräsentant der ganzen protestantischen Bevölkerung Frankreichs. Verfasser des historischen Romans ist Boissy d'Anglas, über welchen man vergleiche Biographie universelle. Supplèment. Angeblich ist die Schrift englisch verfaßt von einem Freunde Borély's, Jesterman, und in's Französische übersetzt (Londres 1788.)

zu schätzen, und seinem Einfluß war es zu verdanken, wenn sich der Zustand der Protestanten gegen das Ende seiner Regierung wieder ansehnlich hob, auch in bürgerlicher Hinsicht. Fast alle Handwerke und Manufacturen waren in ihren Händen, die Küstenstädte des südlichen Frankreichs, großentheils von Protestanten bewohnt, trieben einen bedeutenden Handel, und die allgemeine Sittlichkeit, über deren Strenge das Consistorium wachte, flößte auch den Gegnern Achtung ein. Auch auf dem Gebiete der Wissenschaft sah man Katholiken und Protestanten gemeinsam zusammentreten und Vereine gründen, unter denen namentlich die Pariser Akademie sich als ein glänzendes Institut heraushebt*). So blieb es bis zum Tode Richelieus, der im Jahr 1643 erfolgte. Bald drauf starb auch Ludwig XIII. selbst. Die politischen Verwickelungen, die bald nach diesem Tode unter der Regentschaft der Anna von Oestreich und Mazarins Ministerium eintraten und den berühmten Krieg der Fronde herbeiführten, hätten leicht die Protestanten mit in den Strudel der Revolution hineinreißen können. Der Prinz von Condé versuchte alles die Protestanten in sein unruhiges Treiben zu verflechten. Obschon Katholik, stammte er doch aus protestantischem Blute und der Name Condé hatte in protestantischen Ohren einen mächtigen Klang. Um dieselbe Zeit herrschte Cromwell in England. Welche mächtige Verbindung ließ sich hier zu Gunsten des Protestantismus schließen! Aber siehe! die Hugenotten standen wie eine feste Mauer da um den jungen König Ludwig XIV. her. — Städte, die sein Vorfahr um ihres Glaubens oder um ihrer politischen Freisinnigkeit willen zerstört hatte, warfen sich jetzt zu Bollwerken der königlichen Macht auf, an denen alle Versuche der Rebellion abprallten. Montauban zeichnete sich besonders durch seine Treue aus. Und was war der Lohn, den sie für diese Treue erndteten! Anfänglich freilich blieb die Anerkennung nicht aus. Mazarin selbst gestand, daß nur mit Hülfe der Hugenotten das Reich vom Untergang gerettet worden sei. Zum Danke wurden ihnen mancherlei Vortheile bewilligt und die Edicte, die zu ihren Gunsten lauteten, erneuert. Selbst auf die unglücklichen Waldenser wirkte die augenblickliche günstige

*) Rulhière p. 23.

und zitterte vor dem Gedanken, daß [illegible] Berührung kommen sollte, deren Rohheit und Grausamkeit sie selbst so bitter erfahren hatten. Ambrosius wollte seiner Mutter das Leid nicht anthun, Soldat zu werden; er wollte ein ehrliches Handwerk ergreifen und sprach darüber mit einem Freunde. Aber dieser wies ihn auf königliche Edicte, welche den Hugenotten ausdrücklich verboten, Buchdrucker, Buchhändler oder Goldschmidt zu werden. Nun blieben zwar noch genug andere Handwerke übrig die nicht grade verboten waren; aber das Verbot, das den Meistern wehrte protestantische Lehrlinge aufzunehmen, machte allen weitern Grübeln ein Ende. Der arme Sevenole war in der peinlichsten Verlegenheit. Dazu kamen jetzt noch die Leiden der Mutter und der übrigen Kinder. Die Geistlichen hatten ausgespürt, daß diese Kinder von ihrer Mutter in der Religion Calvins erzogen würden. Sie verlangten, daß sie den katholischen Unterricht besuchten und wiesen die Ordonnanzen des Königs vor, die alle die zu Geldstrafen verurtheilten, welche den Unterricht versäumten. Die arme Mutter erlegte gerne die Strafe, wenn sie die Kinder damit vom geistlichen Verderben loskaufen konnte; doch wurde ihr auch diese Strafe, als sie sich oft wiederholte, bei ihren geringen Mitteln sehr empfindlich. Endlich beriefen sich die Dränger auf ein Edict, welches die Wittwen, die hartnäckig ihre Kinder dem katho-

Digitized by Google

verlegt, ſpäter ganz aufgehoben*), und die bisherige Freiheit der Stadt, ſo wie die ſtolzen Reſte ihrer Befeſtigung wurden auf immer vernichtet. Ein ähnliches Schickſal wie Montauban es erlebt, war la Rochelle vorbehalten. Alle Proteſtanten, die ſich ſeit der traurigen Einnahme der Stadt daſelbſt niedergelaſſen hatten, dreihundert Familien an der Zahl, mußten im Spätherbſt des Jahres 1661 auswandern, zu einer Zeit, wo dreiwochenlanges Regenwetter alle Straßen unwegſam gemacht hatte. Niemand wurde verſchont; Säuglinge ſtellte man in den Wiegen unter den offenen Regenhimmel. Kranke und Greiſe mußten ihr Lager verlaſſen und das Weite ſuchen. — Doch blieb es nicht bei der Demüthigung dieſer Sicherheitsſtädte allein. Im ganzen Lande wurden Unterſuchungsgerichte niedergeſetzt, welche über den Zuſtand der Religion einen genauen Bericht erſtatten ſollten. Solche Unterſuchungen hatten ſchon früher zu Gunſten der Proteſtanten ſtattgefunden; es ſollte nämlich (dieß war ihr urſprünglicher Zweck) darnach geforſcht werden, ob das Edict von Nantes auch überall gehalten würde. Jetzt aber nahmen dieſe Unterſuchungen die entgegengeſetzte Richtung. Sie fragten viel ängſtlicher darnach, ob nicht die Proteſtanten über die Befugniß des Edicts hinausgingen und da wo ſie glaubten einen angemaßten Beſitz, ein angemaßtes Recht zu entdecken, da waren ſie auch ſchnell mit der Entziehung deſſelben und mit empfindlichen Strafen bei der Hand. So wurden in verſchiednen Provinzen eine Menge proteſtantiſcher Kirchen eingezogen und viele Familien der Hugenotten in die äußerſte Verlegenheit geſetzt. In dem Lande Gex mußte aller proteſtantiſche Gottesdienſt aufhören, weil dieſe Landſchaft zur Zeit des Edicts noch nicht zu Frankreich gehört hatte; aber auch in altfranzöſiſchen Ländern fanden ähnliche Bedrückungen und Einſchränkungen ſtatt. In ſchneller Aufeinanderfolge entwickelte ſich nun ein vorzüglich von den Jeſuiten ausgeſonnenes Bekehrungsſyſtem, dem Ludwig XIV. ſeinen Arm und ſeine Kaſſe lieh; jenachdem hier Gewalt oder dort Belohnung zur Erreichung des Zieles nothwendiger ſchien. Der Adel wurde zuerſt gewonnen; viele ſeiner Mitglieder wechſelten dem Hofe zu gefallen mit dem Schnitt ihrer Kleider auch die Form des Bekennt-

*) Auch Saumure ging 1685 verloren, ſiehe Bénoit, histoire de l'édit de Nantes. III. p. 782.

niſſes. Schwerer war dem Bürgerſtande beizukommen; doch auch hier gab es Mittel. Im Jahr 1663 verordnete der Staatsrath, daß kein in die katholiſche Kirche zurückgekehrter Proteſtant angehalten werden dürfe, einem nichtkatholiſchen Gläubiger ſeine Schulden zu bezahlen; ein treffliches Mittel, ſchlechte Schuldner zu guten Chriſten zu machen! In demſelben Jahr 1663 erſchien die Ordonnanz gegen die Rückfälligen (relaps). Wer einmal katholiſch geworden war und nun wieder Proteſtant wurde, der hatte dieſem Edict zufolge keine Schonung zu erwarten. Ewige Verweiſung war ſein Loos. Viele zogen ſchon jetzt die freiwillige Auswanderung vor, der Anfang zu den nachmaligen Emigrationen!

Die Kriegsunternehmungen des Königs ſeit dem Jahr 1667 ließen den Proteſtanten eine Zeitlang Ruhe; mehrere von ihnen fochten ſogar rühmlich in der königlichen Armee. Aber alle errungenen Lorbeern vermochten nicht dem König die Ruhe zu ſichern, nach der ſein Gewiſſen vergebens ihn hintrieb. Wer die Sittengeſchichte zur Zeit Ludwigs XIV. nur oberflächlich kennt *), weiß, in welche Lüſte das Herz des Königs verfiel. Die Reue kam in manchen ſchweren Stunden über ihn. Wäre es nur jene Reue geweſen, von der der Apoſtel ſagt, daß ſie niemand gereue! Seine Reue war aber nicht die Frucht der göttlichen Traurigkeit, ſondern der Traurigkeit der Welt, wie man ſie wohl nirgends ſo recht in ihrer traurigen Geſtalt finden mag, als zu dieſer Zeit und an dieſem Hofe. Ludwigs Frömmigkeit war nicht der Ausdruck jener fürſtlichen Demuth, wie wir ſie bei einem Guſtav Adolf gefunden haben, die bei dem Anblick der Nichtigkeit aller irdiſchen Größe zum Ewigen und Unvergänglichen das Auge frei und offen emporrichtet; ſie war aber auch nicht einmal jene rauhe mönchiſche Frömmigkeit, wie wir ſie an dem ſtrengkatholiſchen Tilly ehren mußten, und eben ſo wenig reicht ſie hinan an den eiſernen, aber conſequenten Bigotismus eines Philipps II. von Spanien; noch darf ſie der beſchränkten Gewiſſenhaftigkeit eines Ferdinands II. gleichgeſtellt werden; nein! ſie war eine Mißgeſtalt der traurigſten Art, ein diplo-

*) Wer die Unzahl von Memoiren zu leſen weder Zeit noch Luſt hat, findet eine gedrängte und treffliche Schilderung nach den Quellen in Raumers Geſchichte VI. S. 79 ff. (Ludwig XIV. und ſein Hof).

matiſches ſich Abfinden mit dem Himmel, wobei man fortſündigen kann auf Bezahlung der Opfer hin und wobei eben die Proteſtanten das Opfer ſein mußten*). In einem Anfall von Reue über ſein Sündenleben mit der Madame von Monteſpan hatte Ludwig den wenigſtens noch gutmüthigen Entſchluß gefaßt, den dritten Theil ſeiner Sparkaſſe an die Bekehrung der Hugenotten zu verwenden; ſo nämlich, daß alle die, welche zum Katholicismus übertreten würden, aus dieſer Kaſſe Unterſtützungen erhielten. Ein abtrünniger Proteſtant, der Dichter Peliſſon, verwaltete dieſe Kaſſe, welche von den Hugenotten wohl mit Recht der Büchſe der Pandora verglichen ward. Ja, ſelbſt die eifrigſten Katholiken ſpotteten über dieſes unwürdige Mittel. „Dieſe güldene Beredſamkeit, ſagten ſie, ſei zwar weniger gelehrt als Boſſuets Schrift, die eben damals zu Gunſten der katholiſchen Religion erſchienen war, aber bei Weitem wirkſamer" **).

Bei ſolchen gutmüthigen Bekehrungsverſuchen blieb jedoch der fromme Eifer des Königs nicht ſtehen. Er ſah bald, daß ſie nicht viel halfen. Mancher, nachdem er das Geld bezogen, trat dennoch wieder zur proteſtantiſchen Religion über; es gab der „Rückfälligen" bald wieder ſo viele als der Bekehrten. Nun wurde im Jahr 1679 das Edict gegen die Rückfälligen (relaps) erneuert und in kurzer Zeitfolge erſchien eine Verfügung um die andere, welche den Proteſtanten alles das entzog, was ihnen das Edict von Nantes gewährleiſtet hatte. Die ſogenannten Kammern des Edicts, welche über deſſen Beobachtung wachen ſollten, waren ſchon 10 Jahre früher (1669) eingezogen worden, jetzt wurden auch die gemiſchten Kammern (chambres mi parties) aufgehoben, in welchen die Proteſtanten ihre Stellvertreter gehabt hatten. Dieſem Erlaſſe folgte ſogleich ein andrer, welcher alle Proteſtanten, die ihrem Glauben nicht entſagen wollten, ihrer Würden und Aemter verluſtig erklärte. Vergebens ſuchte der ſtaatsweiſe Colbert, der immer die Proteſtanten geſchützt hatte, weil er fühlte, daß die Wohlfahrt des Landes durch ſie bedingt war, auch jetzt ſeine Stimme im Staatsrath

*) Vergl. Rulhière S. 66 ff. (nach des Königs eignen Memoiren). Voltaire bezeichnet den Charakter Ludwigs als eine mélange de religion et de galanterie, de dignité et de faiblesse, bei Rulhière p. 104.

**) Rulhière p. 97.

hinunter zu reisen, wo er Verwandte hatte. Es war zu Ende des Jahres 1698, in welchem Jahr das königliche Gesetz erneut ward, welches allen Eltern zur Pflicht machte, ihre Kinder innerhalb der ersten 24 Stunden katholisch taufen zu lassen. Das bewog viele Protestanten aufs Neue zur Auswanderung, so daß Borély um Reisegefährten nicht verlegen war. Er schloß sich an eine Gesellschaft von 12 Personen an, welche blos des Nachts ihre Wanderungen vornahm, um sich den Nachspürungen der Wachen und überhaupt den Blicken aller Katholiken zu entziehn, die in ihrem Eifer die Wachen unterstützten. Auf ihrer Reise hatten die Unglücksgefährten Gelegenheit, den traurigen Zustand des Reiches kennen zu lernen. Da zeigte sich ihnen recht die Schattenseite des gepriesenen Jahrhunderts Ludwigs XIV. „Während Ludwig der Große (so sagt Borély) in Paris die Komödien eines Molière und die schmelzenden Dramen eines Quinault mit ihren schönen Prologen bewunderte, erlebte das Völklein (le petit peuple) der Provinzialstädtchen tägliche Tragödien in der Wirklichkeit. Heute eine lange Kette von Galeerensclaven, die man den Beschimpfungen des Pöbels preisgab; morgen die öffentliche Auspeitschung eines Hugenotten oder einer Hugenottin, ein andermal wieder die Hinrich-

Digitized by Google

darboten. Vielmehr bemühten ſich der Jeſuit la Chaiſe, des Königs Beichtvater, und die neubekehrte Madame Maintenon *), den leichtgläubigen Mann in dem Wahne zu erhalten, daß bis in wenig Jahren die Einheit des katholiſchen Glaubens im ganzen Reiche hergeſtellt ſein werde**). Indeſſen dauerten die Bedrückungen fort und nahmen je nach den Umſtänden bald dieſe, bald jene Geſtalt an. Das Geſetz gegen die Rückfälligen wurde abermals erneuert, und als nun viele wieder zu dem letzten Mittel ihre Zuflucht nahmen, auszuwandern, da wurde ein früheres Geſetz, welches allen Franzoſen, namentlich den Seeleuten, die Auswanderung verboten hatte (damals aus politiſchen Rückſichten, Holland gegenüber), in aller Schärfe auf die Hugenotten angewandt. Wer die Flucht verſuchte, kam auf die Galeere oder ins Gefängniß. Je größer die Strafe gegen die Rückfälligen war, deſto leichter machte man den Uebertritt. Eine einfache mündliche Erklärung, in Gegenwart zweier oder dreier Zeugen, reichte hin, um hinfort als Katholik angeſehen zu werden; und wehe dem, der die Uebereilung bereute. Die Reue kam zu ſpät. Selbſt Kinder, die man früher nur im 12. Jahre für mündig in dieſer Hinſicht gehalten hatte, ſollten ſchon im 7. Jahr den Erwachſenen gleichſtehn; auch ihre Bekehrung unwiderruflich ſein. Aber immer noch waren die äußern Qualen nichts, denen die Beharrlichen ſich ausſetzten, gegen die Gewiſſensbiſſe derer, die im Drang der Umſtände ihren Glauben abgeſchworen hatten. Dieſe fanden keine Ruhe und keinen Frieden und bei Einigen kam es bis zum Selbſtmord. In den Familien herrſchte Zwietracht. Vor allem wurden die Prediger hart bedrängt; einige blieben ſtandhaft, andere und ſogar ſolche, die Anfangs einen großen Eifer bewährt, traten über und dienten jetzt als Werkzeuge, um ihre ehemaligen Heerden auf die blutige Trift der ſiegreichen Kirche herüberzulocken. Dabei wurde mit dem Einreißen der Kirchen, mit gewaltſamer Störung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes, mit dem Verbrennen von Bibeln und andern Büchern fortgefahren. Aber die Proteſtanten ließen ſich die Heilsmittel

*) Sie war ſelbſt früher Proteſtantin geweſen.

**) „Wenn Gott den König erhält," ſo ſchrieb Frau von Maintenon an den Herrn von Villette, den ſie gerne zur Abſchwörung ſeines Glaubens bringen wollte, „ſo wird es in Zeit von 20 Jahren keinen einzigen Hugenotten mehr geben." Rulhière p. 139. 145.

schon beim Tode nahe waren, von einem englischen Schiff [illegible]
genommen, das vor Gibraltar kreuzte. Die Glaubensgenossen
wurden mit Jubel begrüßt, mußten ihre Schicksale erzählen und

---

*) Von ähnlichen Mißhandlungen hier nur eine Parallelstelle aus einem handschriftlichen Briefe jener Zeit, der sich im hiesigen Kirchenarchiv befindet. Die Weigerung der auf den Galeeren befindlichen Protestanten, bei der Messe das Haupt zu entblößen, gab zu folgenden Barbareien Anlaß (im Jahr 1700): on les fesoit étendre à corps nud à travers le coursier, qui est au milieu de la galère, et là on les fesoit frapper à force de bras par un Turc de plus robuste avec un gourdin godronné et trempé dans l'eau de la mer, pour le rendre plus dur, dont on leur donnait aux uns 50, à d'autres 80 et même jusques à 120 coups, de sorte qu'ils avaient la chair toute meurtrie, sanglante, déchirée jusques aux os et qu'on les levait de là plus qu'à demi morts. Que si après les avoir ensanglantés et tout noircis de coups, on prenait quelque soin de les panser, on peut dire, que c'étaient des compassions cruelles pour la douleur cuisante, que causait le sel et le vinaigre, avec quoi on frottait leurs plaies; quelquefois les incisions aussi que l'on fesoit pour faire sortir le sang meurtri, et d'ailleurs si on menagait quelque peu de misérable vie qui leur restait, ce n'était que pour les réserver à de nouveaux tourments, en renouvellant le même supplice dès le lendemain, car il y en a eu, à qui on a donné jusques à 200 et 300 bastonades de cette nature à diverses reprises jusques là qu'on a vu leur poitrine et leur ventre nager dans le sang, qui ruisselait de leur dos et des côtes du ventre u. s. w.

Digitized by Google

Und so geschah denn auch förmlich durch einen Federzug, was schon längst zuvor durch List und Gewalt thatsächlich geschehn, das Edict von Nantes wurde aufgehoben.

Fünfte Vorlesung.

Betrachtungen über die Verfolgungen unter Ludwig XIV. Die Aufhebung des Edicts von Nantes und seine Folgen. Beispiele von Standhaftigkeit. Ambrosius Borely, der alte Sevenole. Aufnahme der Refugianten im Brandenburgischen und anderwärts. Stimmen in der katholischen Kirche über Ludwigs Verfahren. Allgemeine Betrachtungen.

Die wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges haben wir nun hinter uns. Aber noch hat die Geschichte der Protestantenverfolgung kein Ende. Während Deutschland nach dem westphälischen Frieden in religiöser Hinsicht wieder beruhigt schien, obwohl auch hier die Wunden noch lange nachbluteten, während unter der Regierung des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg der evangelische Protestantismus in Deutschland sich durch die eigene deutsche Kraft ohne fremde Einmischung wieder zu heben und das wieder gut zu machen begann, was die Vorfahren verschuldet hatten, sehen wir in Frankreich einen Vernichtungskrieg wüthen, der in seinen Schrecken dem böhmischen und deutschen Kriege nichts nachgiebt. Ja, wenn der dreißigjährige Krieg die Natur eines Religionskrieges allmählig verlassen hatte, so daß auch die Greuel desselben nicht immer auf unmittelbare Rechnung des Religionshasses, sondern auf Rechnung der menschlichen Rohheit und Grausamkeit überhaupt kommen, so tritt uns dagegen in dem neuen Hugenottenkriege mit seinen Dragonaden der Fanatismus wieder in seiner ganzen Schrecklichkeit entgegen. Nicht aber ist es ein barbarisches, in Geistesdumpfheit versunkenes Volk, das, weil es in seinem Aberglauben gestört wird, sich zu blutiger [illegible] seiner Heiligthümer aufrafft und [illegible] Gott einen Dienst zu leisten [illegible] senheit, die sich [illegible]

namentlich Basel, Genf und Zürich den Vertriebnen ihre Thore öffneten, versteht sich von selbst. Und eben so war Holland die Zufluchtstätte Vieler. Der große Churfürst, der sich schon im Jahr 1666, aber vergebens, in einem Briefe an den König von Frankreich gewandt hatte, um seinen Glaubensgenossen Duldung auszuwirken, griff vor allen thätig in ihr Schicksal ein*). Schon früher von den bevorstehenden Ereigniß unterrichtet, hatte er zu Gunsten der Unglücklichen die weisesten Maßregeln getroffen. Zu Frankfurt a. M. wo auch viele Flüchtlinge sich niederließen, war sein Resident Matthäus Merian (aus Basel) mit reichlichen Fonds versehen, die Hülfsbedürftigen zu unterstützen. Aehnliche Veranstaltungen waren durch seine Fürsorge in Amsterdam und Hamburg getroffen. In der Mark Brandenburg selbst war aufs Beste für ihren Empfang gesorgt. Ein eigener General-Intendant, Ernst von Grumbkow wurde zur Besorgung der Angelegenheiten dieser Colonisten aufgestellt. Ein eigner Justizhof sicherte ihre Rechte, eigne Consistorien ihre Religionsgebräuche. Von den mehr als 600 aus

---

*) Vergl. über das Folgende die interessante Schrift von Ancillon: Histoire des établissements des Français réfugiés. Berl. 1690. 8. und Orlich, Friedrich Wilhelm d. gr. Churfürst. Berlin 1836. S. 188 ff.

Digitized by Google

dem Auge Voltaires nicht entgangen. Wenn er aber meint, daß erſt der vollendete Sieg, den die Aufklärung des Jahrhunderts über die Barbarei davontrug, den Verfolgungen ein Ende gemacht habe, ſo zeigt er, daß er die tiefere Quelle derſelben eben ſo ſehr verkannte, als ihr Heilmittel; denn in die Zeit der beginnenden Aufklärung ſelbſt fallen ja dieſe Verfolgungen und gingen von eben den Perſonen aus, die jene beförderten. Und was nennt Voltaire Aufklärung? was Barbarei? „Die prachtvollen Feſte eines galanten Hofes (das ſind ſeine Worte) ließen die ſteife Sittenſtrenge (den Pedantismus) der Hugenotten in ihrer ganzen Lächerlichkeit erſcheinen. In dem Maaß als der gute Geſchmack ſich vervollkommnete, mußten die Pſalmen eines Marot und Beza die Gebildeten anekeln. Dieſe Pſalmen, die einſt den Hof Franz II. in Entzücken geſetzt, konnten zur Zeit Ludwigs des XIV. nur noch den Pöbel befriedigen. Die geſunde Philoſophie, die um die Mitte dieſes Jahrhunderts anfing ein wenig in die Welt einzudringen (bis nämlich Voltaire ſelbſt die Fackel aufſteckte), mußte die Glaubensſtreitigkeiten allen honnetten Leuten verleiden *)."—

Voltaire ſcheint alſo am Ende die Urſache der Verfolgungen bei den Proteſtanten ſelbſt zu ſuchen. Weil dieſe Leute (ſo klingt mit andern Worten ſein Urtheil) im Widerſpruch gegen den guten Geſchmack der Pariſer Akademie die Pſalmen eines Marot und Beza noch ſchön finden, weil ſie im Gegenſatz gegen den beginnenden Indifferentismus noch einen Werth auf veraltete Dogmen legen konnten, ſo hatten ſie ſichs ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ihr Fanatismus den der alten Kirche gegen ſich aufregte. Ja, es war am Ende, wenn ich den Philoſophen richtig verſtanden habe, kein ſo großer Schade, wenn durch die Dragoner einſtweilen alle Religion aus einander geſprengt, wenn die Leute von den Pſalmen Marots weg einſtweilen in die katholiſche Meſſe getrieben wurden, um ein Paar Jahrzehnte ſpäter deſto ungeſtörter von da weg in die Hörſäle der Philoſophen überzugehen, wo ſie auf die Bedingung keinen Glauben mehr zu haben gegen jede weitere Verfolgung ſicher waren. Wir werden aber ſpäter ſehn, wie aus der Voltaire'ſchen Philoſophie ſich eben ſo gut ein Fanatismus entwickeln konnte

*) Siècle de Louis XIV. T. II. p. 246.

und wirklich entwickelte, als aus der Lehre der verhöhnten Scholastiker und der verhaßten Jesuiten, und wie also hier nur eine Ungerechtigkeit an die Stelle der andern trat. Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern fahren in unsrer Erzählung der Thatsachen fort.

Das Edict von Nantes war wie die hölzerne Puppe des Königs im Schachspiele noch immer aufrecht gestanden auf dem papiernen Brete der Gesetztafel. Aber die letzte Stunde hat uns gezeigt, wie diesem Edict fortwährend von den königlichen Ordonnanzen Schach geboten wurde, wie eine despotische Verfügung um die andere ihm den Weg versperrte, bis endlich, nachdem jeder Ausweg verschlossen war, die Protestanten ihre Parthie als verloren aufgeben mußten.

Die förmliche Aufhebung des Edicts von Nantes geschah besonders auf Zureden des alten Kanzlers le Tellier im Oct. des Jahres 1685 in folgenden Artikeln:

1. Das Edict von Nantes und das Gnadenedict von Nismes sind aufgehoben und alle protestantischen Kirchen, die noch auf französischem Boden stehen, müssen niedergerissen werden. —

2. u. 3. Aller öffentliche Gottesdienst nach Calvins Lehre in Kirchen, Kapellen und Wohnhäusern soll aufhören.

4. Alle protestantischen Geistlichen, die sich nicht bekehren wollen, müssen innerhalb 14 Tagen das Königreich meiden, unter Androhung der Galeerenstrafe, wenn sie nicht gehorchen.

5. u. 6. Die Geistlichen, die sich bekehren, beziehen einen Gehalt, der einen Drittheil mehr beträgt, als ihre frühere Besoldung und die nämliche Steuerfreiheit wie zuvor. Die Hälfte dieses Gehalts wird ihren Wittwen nach ihrem Tode ausbezahlt.

7. Alle protestantischen Erziehungsanstalten, und jede Art des protestantischen Unterrichts, so wie alle übrigen Zugeständnisse des Edicts von Nantes sind aufgehoben.

8. Alle neugebornen Kinder müssen in der katholischen Kirche getauft und erzogen werden.

9. Die ausgewanderten Hugenotten, die innerhalb 4 Monaten zurückkommen, treten in den Genuß ihres Vermögens; wer in dieser Zeit nicht heimkehrt, dessen Gut wird eingezogen.

10. Alle fernern Auswanderungen sind untersagt. Im Ue-

bertretungsfalle iſt Galeerenſtrafe für die Männer, Verluſt der Freiheit und des Vermögens für die Frauen feſtgeſetzt.

11. Die Erlaſſe gegen die Rückfälligen bleiben in Kraft.

12. Sollten noch hie und da einige Hugenotten zerſtreut im Lande leben, ſo ſoll ihnen (in Hoffnung, daß Gott ſie noch erleuchten werde!) einſtweilen die Gewiſſensfreiheit unbenommen ſein, und niemand ſie wegen ihres Glaubens beunruhigen können, in ſofern ſie keine Verſammlungen zu gottesdienſtlichen Zwecken veranſtalten *).

Dieſer letzte Artikel hatte noch einen Schein von Mäßigung; allein die Folge wird uns lehren, daß eben dieſer Artikel am wenigſten gehalten wurde.

Kaum war das Widerrufsedict erſchienen, als die Feinde der Proteſtanten es mit lautem Jubel bewillkommneten. „Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren," ſo ſprach der greiſe Tellier am Rande des Grabes, „denn meine Augen haben dein Heil geſehen." Er wußte nicht (ſetzt Voltaire hinzu), daß er das Unglück Frankreichs unterzeichnete. Schrecklich war in der That die Wirkung davon im ganzen Reiche. Dem Hauptedicte folgten bald noch andere erklärende und ergänzende Nachträge, welche z. B. auch den evangeliſchen Gottesdienſt auf den Kriegs- und Kauffarteiſchiffen verboten und die Auswanderungen dadurch erſchwerten, daß auch die, welche auf irgend eine Weiſe dazu Hand boten, in Strafe fielen, und andres der Art mehr.

Blos den Geiſtlichen war nach dem 4. Art. des Edicts die Auswanderung aus dem Reiche erlaubt, ja bei Galeerenſtrafe geboten; und dennoch ſuchte man ſie auf alle Weiſe an ihrer Abreiſe zu hindern. Auf den Kopf eines Predigers war die Summe von 50 Louisd'or geſetzt, und ſo wurde mancher, ehe er noch die Grenze erreicht hatte, gefangen genommen und auf die Galeere geſchleppt. Den Laien hingegen war jede Entfernung aus dem Königreich unterſagt. Gleichwohl ſuchten auch dieſe auf alle Weiſe ſich durch die Flucht zu entziehen. Aber wie dieſe Flucht veranſtalten? Hab und Gut mußte ohnehin im Stich gelaſſen werden; aber auch nur das nackte Leben über die Grenze zu bringen war mit der größten

*) S. Bénoit III. 3. u. Weber S. 349. 50.

Gefahr verknüpft; denn es ward ſcharfe Wache an den Landmarken und in den Seehäfen gehalten. Verkleidungen aller Art, falſche Päſſe, ſelbſt die augenblicklich angenommene Maske des Katholicismus galten jetzt den ſtrengſten Gewiſſen als erlaubtes Rettungsmittel. Da ſah man Proceſſionen von Wallfahrern die Grenze überſchreiten, angeblich um nach St. Jago oder nach Loretto zu pilgern, und unter dieſem und jenem Pilgerkleide pochte das Herz eines geängſteten Hugenotten, der mit Zittern und Zagen den Augenblick erwartete, wo er die Maske von ſich werfen und auf Umwegen dem proteſtantiſchen Lande zueilen konnte, das ihm ſeine Arme öffnete *). Dort hüllte ſich ein reicher Kaufmann, der ſein Vermögen mit dem Rücken anſah, in die Lumpen eines Bettlers, eines Landſtreichers; ſelbſt Frauen verkleideten ſich in Männer dieſer Art und Kinder wurden in Reiſekoffer gepackt und als Kleider über die Grenze verſendet **). Aber nicht immer half die Liſt. Häufig ward der Betrug entdeckt, und wehe! denen, die ſich entdecken ließen! Sie wurden ohne Anſehn der Perſon, ohne Gnade und Barmherzigkeit auf die Galeere geſchleppt, Weiber und Mädchen in Klöſter geſteckt und dort den ſchändlichſten Mißhandlungen der frommen Schweſtern preisgegeben ***). Am ärgſten ging es den Kindern, wenn man ſich ihrer, ſei es vor oder nach der Flucht, bemächtigen konnte. Eine Gräfin von Marſan hatte ſchon das Jahr vor der Aufhebung des Edicts das wahrhaft teufliſche Experiment verſucht, Kinder in enge Behälter einzuſperren und ſie im Rauch zu erſticken, wenn ſie ſich nicht wollten bekehren laſſen †). Gelindere Mittel verſuchten die Jeſuiten, welche die Kleinen mit Naſchwerk, mit Heiligenbildchen und andern Geſchenken an ſich lockten. Wo aber dieß nicht fruchtete, da wurde auch von den frommen Vätern Gewalt gebraucht. Oft wehrten ſich dieſe armen Kinder, ſo weit es nur in ihren ſchwachen Kräften ſtand, auf

*) Bénoit III. 3. p. 194.

**) Women and maids came to us in the habits of men, children in coffers packed up as cloaths. Quick Synodicon I. p. 144. bei Weber S. 355. (aus Genf.)

***) Vgl. Bénoit III. 3. (V.) p. 884. 893. u. le vieux Cévenol. p. 75. Anm.

†) Bénoit a. a. O. p. 684.

hottland. Uebertritt deutscher Fürsten zum Katholicismus. Straß-
:g und die Pfalz. Protestantismus in Ungarn. Schicksale desselben
der Schweiz. Der Veltliner Mord und die Bündner Unruhen. Die
e Gilmorgenschlacht. Eine Stimme aus jener Zeit über protestanti-
sches Märtyrthum.

enn wir bei den Religionsverfolgungen in Deutschland und Frank-
) uns etwas länger aufgehalten haben, als die kurz zugemessene
es zu gestatten schien, so geschah es darum, weil diese beiden Län-
nächst dem eignen Vaterlande, dessen Geschichte uns noch zu
achten übrig bleibt, die wichtigsten für uns sind, und weil
) wirklich die Ereignisse selbst am bedeutendsten in den Entwick-
gsgang des Protestantismus eingegriffen haben. Wenn der west-
lische Friede mehr auf äußerlichem, diplomatischem Wege das
päische Gleichgewicht in politischer und religiöser Hinsicht herzu-
n suchte, so war es dagegen die Vertreibung der Hugenotten aus
nkreich, welche ohne alle menschliche Berechnung, in der alles
enden Hand der Vorsehung allein dazu diente, einem der wich-
en protestantischen Staaten des Festlandes neue geistige Lebens-
ente zuzuführen und ihn auch äußerlich zu heben. Die Pfropf-
der protestantischen Bildung, welche dem gallisch-romanischen
sstamme gewaltsam waren ausgerissen worden, wurden somit
n alten Stamm des deutschen Protestantismus eingesenkt und
n auch in dem nordischen Klima ihre veredelten Früchte.

Digitized by Google

lich aufrüttelte. Ja, die Dragoner hatten sogar den Befehl, so daß z. B. einer der Unglücklichen (ein Bürger von Corbigni) in 6 Tagen nur 3 Stunden der Ruhe genießen durfte*). Viele starben in Folge dieser und noch ärgerer Mißhandlungen, Andere tödtete man ohne weiters. Und doch war in dem letzten Artikel des unglückseligen Edicts den im Lande Zurückbleibenden Gewissensfreiheit zugesichert; aber freilich nur in der Hoffnung, daß Gott sie noch erleuchten möge. Und das waren denn eben die Mittel der Erleuchtung.

Was Wunder wenn bei dieser Behandlung viele Tausende (an 50,000 Familien werden gezählt)**) dennoch lieber auswanderten, auch auf die Gefahr hin entdeckt und auf die Galeere geführt zu werden, als sich und ihre Kinder Qualen auszusetzen, deren Anwendung gewiß, und deren Ende nicht abzusehen war. Und wären auch diese Qualen nur vorübergehend gewesen, und hätten sie auch nicht Alle in gleichem Grade betroffen, was blieb überhaupt den Hugenotten noch für eine Aussicht übrig, da ihnen durch die verschiednen Edicte jeder Zugang zu einem Gewerbe, zu einem Dienste, zur geringsten Anstellung oder Hanthierung versperrt war. Wollten doch selbst die Waschweiber keine Ketzerin unter sich dulden ***)!

Um uns ein anschauliches Bild von den Leiden zu machen, denen die Protestanten in Frankreich zur Zeit der Aufhebung des Edicts ausgesetzt waren, dürfen wir nur die Geschichte des alten Sevenolen (le vieux Cévenol), die vielleicht mehrern von Ihnen schon bekannt ist, uns wieder ins Gedächtniß zurückrufen.

Ambrosius Borély aus den Sevennen, der im Jahr 1754 in einem Alter von 103 Jahren zu London verstarb, ist der Held dieser Geschichte †). Er war der Sohn eines ziemlich bemit-

*) Bénoit a. a. O. S. 910.

**) Doch sind die Angaben sehr verschieden. Vergl. Raumer VI. S. 204.

***) Raumer S. 195 (nach Bénoit und Isambert.)

†) Nach den aus guter Quelle eingezogenen Erkundigungen ist Ambr. Borély eine historische Person, obwohl hier nur Repräsentant der ganzen protestantischen Bevölkerung Frankreichs. Verfasser des historischen Romans ist Boissy d'Anglas, über welchen man vergleiche Biographie universelle. Supplèment. Angeblich ist die Schrift englisch verfaßt von einem Freunde Borély's, Jesterman, und in's Französische übersetzt (Londres 1788.)

keine unabänderliche Naturnothwendigkeit ausgesprochen, bei
es auf ewig sein Verbleiben haben müßte. Die Geschichte ist
ch nicht zu Ende und wir wissen gar nicht, welche Rückwirkungen
dieser Hinsicht noch stattfinden können und stattfinden werden.
ir wollen es aber auch nicht zum Voraus wissen und bestim-
n; denn die Geschichte ist nur in seltnen Fällen Weissagung.
elmehr wollen wir in Demuth dem Gange der Vorsehung nach-
hen, stille wartend, was alles noch kommen könne, wovon
lich unsre Philosophie sich nichts träumen läßt; ja nicht aber
falschem Weisheitsdünkel ihr vorgreifen, oder gar in frevler
maßung sie meistern.

Lassen Sie uns nun, ehe wir zu den Schicksalen übergehen,
che der Protestantismus in unserm eignen Vaterlande erlebt
, noch um uns herschauen nach allen Himmelsgegenden und
Bewegungen und Hemmungen betrachten, die hie und da in
er Beziehung stattgefunden haben.

Wir beginnen mit dem Norden Europa's. Wir haben soeben
der daran erinnert, wie Gustav Adolf nicht nur nach außenhin
Waffen für die Religion Luthers erhoben, sondern wie er auch
Innern alle Einrichtungen dem protestantischen Zepter unter-
fen hatte. Wir haben aber auch schon früher angedeutet, wie
seinem Tode seine einzige Tochter Christina wieder zur ka-

Digitized by Google

ganz zurückgeschreckt, versuchte sein Glück bei einem Medicíner. Aber dieser schlug ihn mit einem ähnlichen königlichen Verbote, das alle Hugenotten vom ärztlichen Berufe ausschloß. Vergebens fragte der junge Zweifler, ob denn Aeskulap, Hippokrates und Galen Katholiken gewesen? — genug, es war nichts zu hoffen. „Wohl," dachte der noch immer nicht ganz entmuthigte Sevenole, „wenn ich auch kein Doctor werden kann, so will ich doch Apotheker werden," und meldete sich in der Apotheke. Aber auch hier wurde ihm ein Edict vorgehalten, laut welchem kein Protestant den Beruf eines Apothekers oder eines Chirurgen treiben durfte; und als er sich weiter erkundigte, erfuhr er, daß er sogar nicht einmal Bedienter werden könne, indem es verboten sei, protestantische Dienstboten zu halten. Jetzt ging er mit dem Gedanken um, unter das Heer zu treten; aber seine Mutter stellte ihm vor, wie er als Hugenotte auch hier keine Beförderung zu erwarten habe, und zitterte vor dem Gedanken, daß er mit den Menschen in Berührung kommen sollte, deren Rohheit und Grausamkeit sie selbst so bitter erfahren hatten. Ambrosius wollte seiner Mutter das Leid nicht anthun, Soldat zu werden; er wollte ein ehrliches Handwerk ergreifen und sprach darüber mit einem Freunde. Aber dieser wies ihn auf königliche Edicte, welche den Hugenotten ausdrücklich verboten, Buchdrucker, Buchhändler oder Goldschmidt zu werden. Nun blieben zwar noch genug andere Handwerke übrig, die nicht grade verboten waren; aber das Verbot, das den Meistern wehrte protestantische Lehrlinge aufzunehmen, machte allem weitern Grübeln ein Ende. Der arme Sevenole war in der peinlichsten Verlegenheit. Dazu kamen jetzt noch die Leiden der Mutter und der übrigen Kinder. Die Geistlichen hatten ausgespürt, daß diese Kinder von ihrer Mutter in der Religion Calvins erzogen würden. Sie verlangten, daß sie den katholischen Unterricht besuchten und wiesen die Ordonnanzen des Königs vor, die alle die zu Geldstrafen verurtheilten, welche den Unterricht versäumten. Die arme Mutter erlegte gerne die Strafe, wenn sie die Kinder damit vom geistlichen Verderben loskaufen konnte; doch wurde ihr auch diese Strafe, als sie sich oft wiederholte, bei ihren geringen Mitteln sehr empfindlich. Endlich beriefen sich die Dränger auf ein Edict, welches die Wittwen, die hartnäckig ihre Kinder dem katho-

lischen Unterricht entziehen, außer Stand setzt, ihre Mittel selber zu verwalten. Auf ihr kleines Gut wurde Beschlag gelegt und ihr ein dürftiger Wittwengehalt ausgesetzt. Aber auch dabei blieb es nicht. Was sie so lange als das Aergste gefürchtet, das ihr begegnen könnte, traf ein. Die Kinder wurden ihr wirklich geraubt, in Klöster weit entfernter Städte gesperrt und dort mit Schlägen katholisirt. Der einzige Trost, der der tiefgebeugten Wittwe in ihrem Elende verblieb, war unser Ambrosius. Das jüngste der Kinder, ein Knabe von 7 Jahren, Benjamin, war gleichfalls dem Herzen der Mutter entrissen und in ein Kloster gesteckt worden. Das Kind war überaus hübsch und liebenswürdig. Die geistlichen Väter liebkosten das Kind so lange und lockten es durch Naschwerk und kleine Geschenke, bis es endlich in Gegenwart einer Unzahl von Gläubigen eine Abschwörungsformel hersagte. Die Mutter wollte, als sie davon Nachricht erhielt, nicht glauben, daß das Bekenntniß eines 7jährigen Kindes als gültig erscheinen könne. Wohl war ihr das Edict bekannt, das Kinder von 12 Jahren in dieser Hinsicht mündig erklärte, man hielt ihr aber das spätere vor, das die Kinder um 5 Jahre reifer machte, als das frühere Edict.

Außer unserm Ambrosius war bisher noch ein alter Onkel die Stütze der Familie gewesen. Diesen hatte man gleichfalls auf alle Weise zum Uebertritt zu bewegen gesucht. Als er krank in seinem Bette lag, mußten 4 Tambouren, die man bei ihm einquartirt hatte, ihm vor dem Bette trommeln. 48 Stunden hielt er diese Tortur aus. Als dieß noch nicht fruchtete, stürzte man ihm einen großen Kessel über den Kopf und hämmerte so drauf los. Der arme Mann ließ sich endlich bewegen mit zitternder Hand eine Widerrufsformel zu unterzeichnen, die man ihm zuschob. Aber von dieser Stunde an war seine Ruhe dahin. Er klagte sich des Verrathes an, den er an der Wahrheit begangen. Aber siehe da! eine Ordonnanz verbot sogar den Neubekehrten bei Galeerenstrafe, irgend eine Reue über ihre Bekehrung merken zu lassen. Die Eingezogenheit, in der der Onkel Borély lebte, seine düstere Stimmung verriethen aber genugsam seine Reue. Eines Tages erfuhr die Familie, daß der Onkel ins Gefängniß gebracht sei und auf die Galeere wandern müsse. Alle diese Leiden mußte der junge Ambrosius mit ansehn. Die Mutter war fast in Verzweiflung

indessen abermals Verdrießlichkeiten zuzog. Auch in Hamburg gab sie Anstoß**). Als nämlich auf Alexander Papst Clemens IX. gewählt wurde, ließ sie öffentlich zu Ehren des heil. Vaters ein Feuerwerk abbrennen, in welchem der Name des neu erwählten Papstes prangte***). Das wollten sich die Hamburger nicht gefallen lassen. Es entstand ein Volksauflauf; einige ihrer Diener verwundeten und tödteten Leute aus dem Pöbelhaufen. Dieser erstürmte das Haus, in dem die Königin wohnte, so daß sie zur Hinterthür hinaus zum schwedischen Residenten sich flüchten mußte. Nur mit Mühe konnte der Magistrat von Hamburg den aufgeregten Pöbel beschwichtigen. Christina ging drauf abermals nach Rom, lebte dort unter den Trümmern der alten Kunstwerke noch 21 Jahre und starb endlich den 19. April 1689. Ihre irdischen Reste wurden in der St. Peterskirche beigesetzt. Zu ihrer Ehre

---

*) Die Ermordung ihres Stallmeisters Monaldeschi bleibt ein Hauptfleck in ihrer Geschichte.

**) Iselin Lexicon unter Christine und Catteau II. p. 110.

***) Wie paßte diese Schmeichelei zu der Aeußerung, die sie wieder anderswo that, sie habe 4 Päpste kennen gelernt, von denen keiner gesunden Menschenverstand besaß? und anderes der Art mehr bei Raumer a. a. O.

Digitized by Google

ns III. (des Draniers) bietet uns eine Kette von religiösen Er-
inungen dar, die sich vielfach in den politischen Kampf hinein-
chlingen und das Bild des Protestantismus gewaltig trüben.
indessen diese Aufregungen aus dem Schooß des Protestantis-
s selbst hervorgingen und nicht unmittelbar durch den Druck von
en veranlaßt wurden, so werden wir besser erst auf dieselben zu-
kommen, wenn wir die innern Verhältnisse zu betrachten haben.

Die mittlern Gegenden des Festlandes, Deutschland und Frank-
, haben wir zwar schon betrachtet, doch müssen wir noch einmal
sie zurückkommen. Allervorderst müssen wir auch hier des per-
ichen Uebertrittes mehrerer deutsch-protestantischer Fürsten zum
holicismus gedenken. Die Reihe derselben (nach dem 30jähri-
Kriege) eröffnet der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels,
im Jahr 1648 kurz vor dem Frieden Kriegsgefangener der
erlichen geworden und sowohl durch die Thätigkeit der Jesuiten
urch die eines italienischen Capuziners (Valerianus Magnus)

---

*) Ueber das Weitere, namentlich über den Streit mit Bayle,
er den Brief der Königin veröffentlichte und ihre Gesinnung einem
von Protestantismus zuschrieb, siehe Catteau II. p. 159. und
öckh a. a. O.

*) Bd. III. Vorl. 9 bis 11.

Digitized by Google

ihrer Hausreligion in der Residenz beschränkt und die protestantische Religionsverfassung des Landes bis auf diesen Tag in ihrer unverkümmerten Gestalt gelassen haben.

Wie ganz anders der Fürst, der sich und den Staat als eins betrachtete und sein jedesmaliges Belieben zum Gesetz erhob **) Wir wollen nicht wieder auf die Dragonaden Ludwigs XIV. zurückkommen, aber daß er auch in den Ländern deutscher Zunge die Religionsfreiheit beschränkte, verdient hier noch erwähnt zu werden.

Wenn wir zunächst von unsrer Stadt aus den Rhein hinunter reisen, so finden wir sowohl in Straßburg, als in der ehemaligen Pfalz einen Religionszustand, der uns ein eigenes Gemisch oder vielmehr ein bloßes Aggregat von protestantischen und katholischen Elementen zeigt, die mehr durch äußere Bande aneinander gehalten, als durch einen ursprünglichen Proceß auseinander getreten zu sein scheinen. Und so ist es wirklich. Treten wir in den Dom von Straßburg, diesen mächtigen Zeugen mittelalterlicher Katholicität, so finden wir dieselben Spuren des Katholicismus nicht nur auswendig wie an unserm Münster, sondern wir finden auch im Innern

---

*) Schröckh VII. 74.

**) L'état c'est moi — und tel est notre plaisir!

die Feier der Meſſe wieder; wir ſind umgeben von all den Bildern und Symbolen des römiſchen Cultus; wir athmen den Weihrauch, der dieſen Cultus verherrlichen ſoll u. ſ. w. Aber ſo wie wir wieder hinaustreten auf den offnen Markt und uns umſehen in den verſchiednen Revieren der Stadt, in den Anſtalten, in den Häuſern der Bürger, ſo merken wir bald, daß wir uns in einer Stadt befinden, die bei allen fremdartigen Einflüſſen, die über ſie ergangen ſind, ihr proteſtantiſches Gepräge noch nicht ganz aufgegeben hat. Und fragen wir: woher dieſes eigne Verhältniß? ſo iſt der Künſtler, dem wirs verdanken, kein anderer als Ludwig XIV.

Durch den weſtphäliſchen Frieden war das Elſaß eine franzöſiſche Provinz geworden; doch behielt Straßburg, in Verbindung mit andern Städten des Elſaßes, mit Colmar, Schlettſtadt u. ſ. w. noch einen Schein von deutſcher Reichsfreiheit, den es aber nur mit Mühe behaupten konnte. In dem Kriege, welchen Ludwig XIV. mit Holland führte, hatte auch Straßburg vieles zu leiden. Seine Rheinbrücke ward verbrannt, ſeine Schifffahrt gehemmt, das Land umher verwüſtet, und als Straßburg endlich zur Selbſtvertheidigung ſich aufraffte, war ſein politiſcher Untergang nach vielem Leiden dennoch unvermeidlich. Denn im Septbr. des Jahres 1681, ſomit 4 Jahre vor der Aufhebung des Edicts von Nantes, ward es zur Uebergabe an Frankreich genöthigt. Dieß verſetzte auch ſeiner proteſtantiſchen Unabhängigkeit einen empfindlichen Stoß. Ludwig war allerdings zu klug, als daß er zur Unterdrückung des Proteſtantismus im Elſaß dieſelben gewaltſamen Maßregeln wie im Innern des Landes angewandt hätte; aber was geſchah, war genug. Schon die Schmach war empfindlich, daß der prachtvolle Münſter, in dem bisher das Wort Gottes frei nach evangeliſcher Weiſe war verkündet worden, wieder an die Katholiken abgegeben werden mußte. Unter dem Portal des Münſters ſtand mit triumphirender Miene der Biſchof Egon von Straßburg und empfing den ſiegreichen König mit demſelben Gruße Simeons, mit dem 4 Jahre drauf der Kanzler Tellier die Aufhebung des Edicts von Nantes bewillkommte: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren u. ſ. w. So wurden denn hier wie dort „dieſe Worte, welche einſt eine ne[illegible] offenbarung mit ernſtem Tiefſinn und heiterer Ergebu[illegible] zur ekelhaften Verherrlich[illegible] des Verr[illegible]

land angewandt," wie Raumer sich ausdrückt*). Eben so wahr und treffend sagt derselbe Schriftsteller an demselben Orte: „Seitdem steht der alte ehrwürdige Münster nicht mehr im Mittelpunkt einer eignen Welt und als Zeuge des edelsten deutschen Lebens, sondern blickt hinüber nach Paris, wie nach dem Polarstern alles Denkens und Wirkens."

Statt des Münsters wurde den Protestanten eine alte Kirche eingeräumt**), in der bisher eine Mühle von Pferden war getrieben worden und die sie auf große Kosten mußten reinigen und herstellen lassen. Ueberdieß ward die freie Verkündung des Wortes und die Liturgie unter strenge Censur gestellt und alles gestrichen und verboten, was katholischen Ohren anstößig sein konnte. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, rückten die geistlichen Orden, Jesuiten und Capuziner an ihrer Spitze, in die Stadt ein***). Durch den Ryswicker Frieden endlich 1697 wurde die Stadt Straßburg förmlich und auf ewig an Frankreich abgetreten und damit auch ihr kirchliches Schicksal der fremden Willkür preisgegeben.

Durch denselben Frieden gab nun auch Frankreich die Pfalz, die es während der Kriegsunruhen inne gehabt, wieder an Deutschland zurück, aber unter Bedingungen, die den dortigen Religionszustand in einem hohen Grade gefährdeten. Vor den Zeiten des 30jährigen Krieges, seit den Zeiten nämlich Churfürst Friedrichs III. vom Jahr 1560 an, war die Pfalz für die reformirte Kirche Deutschlands das gewesen, was Sachsen für die lutherische, das gemeinsame Band der sämmtlichen Confessionsverwandten. Diese hohe Bedeutung hatte die Pfalz bereits verloren durch die unglückliche Wendung, welche das Schicksal ihres Churfürsten Friedrich V. im 30jährigen Krieg genommen hatte, und wir haben schon früher bemerkt, wie es einer andern reformirten Macht, Brandenburg nämlich, vorbehalten blieb, sich in Zukunft an die Spitze der reformirten Interessen zu stellen. Um eben diese Zeit (im Jahr 1685) erlosch zugleich die reformirte Regentenlinie der Pfalz und die katholische Linie Pfalz-Neuburg kam an ihre Stelle. Es war in-

*) Bd. VI. S. 226.

**) Die Prediger-, seither die neue Kirche, siehe Friese, Geschichte der Stadt Straßburg S. 266 und Bénoit III. 3. p. 918.

***) Das Weitere bei Friese a. a. O.

ürst Johann Wilhelm, dieſe un-
ſehr zu nutze, daß die proteſtantiſchen
hren glaubensverwandten Nachbaren
reichen Auswanderungen ſich genö-

ıd Bedrückungen, welche die Prote-
Pfalz betrafen, nehmen ſich freilich
genüber, wie wir ſie in den frühern
r als blaſſe Schatten aus; ſie ſind
die Phantaſie erregend, als die Bar-
gonaden; aber ſie ſind nicht weniger
Zeit, wo die Beſchränkungen des
mer verſucht werden, weniger mehr
ıngen als die einer fein berechnenden
ie ſich auch ſo gerne hinter Clauſeln
cke verſtecken und uns zur größten
es unter dem Scheine der Toleranz
rd, der römiſchen Kirche irgend eine
ı giebt einen Finger und ſie haben

Kapitel der blutigen Verfolgungen
wir unſere Blicke von den Ufern des
n dem Weſten Europas nach dem

Digitized by Google

Siebenbürgenfürsten, bei Bethlen Gabor, Hülfe. In den bei-
den Friedensschlüssen vom Jahr 1622 u. 1624 wurde aufs Neue
die Religionsfreiheit gewährleistet und von da an wurden auch die
meisten Schulen der Protestanten in Ungarn errichtet **).

Allein der Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn
Peter Pazmany, suchte den Protestanten auf alle Weise d
Freiheit ihres Gottesdienstes zu verkümmern. Auch ihn unterstüg-
ten die Jesuiten und so wurden denn noch unter Ferdinand II. den
Evangelischen manche Kirchen entrissen, trotz der Friedensschlüsse. —
Ferdinand III. mußte zwar bei seiner Krönung zu Oedenburg den
Religionsfrieden (vom Jahr 1606 und 1608) bestätigen; aber
er hielt nicht besser Wort als seine Vorfahren. Es kam zu aber-
maligen Verbindungen mit dem Fürsten der Siebenbürgen, Georg

---

*) Leopolds Betragen gegen seine Unterthanen war fast eben so tadelnswerth und grausam als das Ludwigs XIV. gegen die Hugenotten; nur war des Letztern Thun im westlichen Europa natürlich mehr bemerkt und gerügt. Raumer VI. S. 217.

**) Vergl. kurze Geschichte des durch Gesetze bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungarn von 1608 bis 1740 in Stäudlins und Tzschirners Archiv I. 2. S. 91. Schröckh VII. S. 506 ff. und den gedruckten Palmbaum S. 496 ff.

Digitized by Google

Rakoczy, und zu abermaligem Kriege im Jahr 1643. Endlich unterschrieb Ferdinand III. in dem Linzerschloß in Oberöstreich den 16. Septbr. 1645 in seinem und der Stände Namen ein Friedensdiplom zu Gunsten der Protestanten, und gab zwei Jahre drauf auf dem Preßburger Reichstage neunzig den Evangelischen entrissene Kirchen ihnen wieder zurück. So weit bis zu den Zeiten des westphälischen Friedens. Nach dem Tode Ferdinands IV. im Jahr 1657 ward der Erzherzog Leopold I. zu Preßburg gekrönt. Dieser Fürst zeigte sich bald als einen gehorsamen Schüler der Jesuiten und als einen würdigen Nebenbuhler seines Zeitgenossen Ludwigs XIV. in der Verfolgung der Protestanten. Wurden doch auch in den deutschen Landen der östreichischen Herrschaft um diese Zeit die Protestanten wieder aufs Aeußerste verfolgt, mit Prügeln zur Kirche getrieben und wer das Abendmahl nicht unter einerlei Gestalt nehmen wollte, der ward in Ketten gelegt oder um Geld gestraft. Die Hostie steckte man den Leuten mit Gewalt in den Mund. Wo dergleichen geschehen konnte, da war auch der Ungarische Religionsfriede nicht länger gesichert, so feierlich er auch von Leopold war geschworen worden. Die jesuitische Moral entband ja von jedem Eide. Wollten nun die Betrogenen dennoch ihr Recht geltend machen, wurden sie etwa gar so kühn an die gemachten Zusicherungen zu erinnern, so galt dieß als Rebellion und die entsetzlichste Willkür erhob sich als Strafe dagegen.

Es war schon bei frühern Geschichten auch in andern Ländern (z. B. in Frankreich und den Niederlanden) nichts Ungewöhnliches, politische Verbindungen, die sogar von Katholiken ausgingen, dennoch den Protestanten zuzurechnen und diese für die Folgen verantwortlich zu machen. So geschah es nun auch in Ungarn. Ungehalten über den Frieden, welchen Leopold I., ohne die Ungarn zu fragen, mit den Türken abgeschlossen hatte, traten einige katholische Magnaten Ungarns, der Palatin Wesseleny, Peter Zriny, Franz Nadasdy u. a. auf einem Convente zu Neusol zusammen und verschworen sich wider den Kaiser. Die Häupter der Verschwörung wurden hingerichtet, allein die Jesuiten, die selbst mit unter der Decke dieser Verschwörung steckten, leiteten die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Protestanten hin, und diese wurden nun als Urheber der Rebellion verfolgt. Obwohl im Grunde die

Bedrückungen und Verfolgungen nie aufgehört hatten, so wurden dieselben seit dem Jahr 1671 besonders hart. Vor allem erregte Georg Barsony, Titularbischof von Großwardein und Propst von Zips, große Unzufriedenheit. Er nahm den Evangelischen mehrere Kirchen weg und bewies in einem besondern Buche, daß man ihnen nicht Wort zu halten brauche und daß weder Lutheraner noch Calvinisten in Ungarn zu dulden seien. Man machte also jetzt kurzen Proceß mit ihnen. Man forderte sie 1673 vor das Erzbischöfliche Gericht zu Preßburg und beschuldigte sie des Aufruhrs, des Götzendienstes und Gott weiß welcher politischer und religiöser Verbrechen. Wer diese Verbrechen nicht eingestand, wurde als hartnäckiger Läugner, wer sie aus Angst vor der Tortur gestand, als Verbrecher gestraft. Auch in dem folgenden Jahr 1674 mußten gegen dritthalb hundert Prediger und Schullehrer vor dem Erzbischof erscheinen. Alle Mittel wurden angewandt sie zum Geständniß zu bringen, daß sie Empörer seien und das Reich verwirrten. Da öffneten sich (wie um dieselbe Zeit in Frankreich) die Gefängnisse, um die Hartnäckigen in ihren finstern Gewölben zum Nachdenken zu bringen; da wurde der Stecken des Treibers bei der auferlegten Frohnarbeit, die Peitsche des Henkers zum beliebten Bekehrungsmittel, und wo all diese Mittel nicht fruchteten *), blieb auch hier die Galeere die letzte Station, auf die man die Unglücklichen verwies, wenn nicht der Tod schon früher ihrem Elend ein Ende machte. Dreißig ungarische Prediger wurden zu dem Ende nach Neapel abgeführt; einige starben in Folge der Strapazen und der Mißhandlung **). Aber bald drauf erschienen holländische Kriegsschiffe unter Admiral Ruyter, welche im Jahr 1676 die unglücklichen Glaubensgenossen wieder in Freiheit setzten. — Zum viertenmal war es ein Siebenbürgenfürst, dießmal der Fürst Apafy, der vermittelst seines Feldherrn des Grafen Tököly, eines gebornen Ungarn, der einst schon als Knabe der Religion wegen aus dem Vaterlande hatte fliehen müssen, eine für die Protestanten günstige Wendung der Dinge

*) Die Gefangenen mußten „die heimlichen Gemächer und andere unreine Oerter ausräumen, wozu ihnen, wie mir selbsten einer erzählet, bisweilen auch nicht einmal Schaufeln zugelassen wurden, als an deren Statt sie sich der bloßen Hände bedienen und den Unlust einfassen mußten." Palmbaum S. 513.

**) Siehe Palmbaum S. 513. 14.

gungen leitete. Sie dauerten bis ins 18. Jahrhundert fort und hielten nur einen kurzen Stillstand unter Joseph I.

Wir wenden endlich, nachdem wir uns nach den Protestanten in verschiednen Gegenden Europas umgesehn haben, unser Augenmerk auf das eigne Vaterland und fragen nach den Schicksalen der Reformirten in der Schweiz. Wenn wir in einer frühern Stunde den Zustand der Schweiz während des 30jährigen Krieges als einen leidenswerthen Zustand erscheinen ließen, so ist dieß doch nicht so zu verstehen, als ob die Schweiz nicht auch ihre Leidensschule durchgemacht hätte in einer Zeit, die uns meist nur trübe Bilder der Verwüstung und des Greuels darbietet. Namentlich gilt dieß außer den Revolutionen im Politischen*) auch von den Religionsverfolgungen. An mannigfachen Reibungen fehlte es nicht, besonders in solchen Gegenden, wo sich die Grenzen der Katholischen und Reformirten berührten oder wo Leute von verschiednen Bekenntnissen in demselben Lande wohnten. Hie und da kam es zum Ausbruch von Thätlichkeiten wie im Jahr 1610 zu Gachnang im Thurgau, wo ein einfache Kreuz, das der Junker Hector von Beroldingen auf dem Grabmal der Frau seines Bedienten hatte setzen lassen, zu viel-

*) Wir rechnen dahin vor allem den großen Bauernkrieg in den Dreißigerjahren und die Basler Revolution von 1691.

Digitized by Google

fachen Tumulten, zu Drohungen und Kriegsrüſtungen hinführte*), bis endlich die Tagſatzung von Baden vermittelnd auftrat.

Ernſter wurden die Verhältniſſe in Bünden, namentlich im Veltlin. Schon längere Zeit ſpielten hier politiſche und religiöſe Parteiungen in einander. Spanien, Mailand, Venedig, Frankreich hatten alle ihren Theil daran. An der Spitze der ſpaniſchen Faction ſtanden die Gebrüder Rudolf und Pompejus Planta. Die Evangeliſchen ſahen in dieſem Bündniſſe Verrath am Vaterlande, und die reformirten Prediger eiferten nach Kräften gegen die Verräther. Nachdem es ſchon im Engadin zu blutigen Auftritten gekommen war, die mit einem ſcharfen Strafgerichte, namentlich auch mit Verbannung des gefährlichen Bruderpaares endeten, brütete dieſes auf Rache. Als Werkzeug derſelben bot ſich ein Verwandter der Planta's Jacob Robuſtelli dar, ein geborner Veltliner aus dem Flecken Groſſotto, und mit ihm noch einige andere Rädelsführer. Es war auf nichts weniger abgeſehn, als auf gänzliche Ausrottung aller Evangeliſchen im Veltlin, auf eine Art von ſicilianiſcher Vesper. Dazu ſammelte Robuſtelli eine beträchtliche Banditenſchaar. Noch ſtritt die Nacht mit dem anbrechenden Tage**), als (den 19. Juli 1620) zu Tirano Sturm geläutet und damit das Signal zum angehenden Morde gegeben wurde. Alle Evangeliſchen, die angetroffen wurden, wurden ſogleich niedergeſchoſſen; die Häuſer erbrochen; Männer, Weiber und Kinder bis auf den Säugling ohne Erbarmen aus den Betten geriſſen und getödtet. In allem waren es 60 Perſonen, welche zu Tirano ermordet wurden, unter ihnen viele angeſehene Beamte und Geiſtliche. Auch den Flüchtigen ward nachgeſetzt, ſie wurden von den Dächern geſtürzt, in die Fluthen der Adda getrieben, dem Feuer übergeben u. ſ. w. Nur drei Männer entkamen übers Gebirge in das Bündnerland, nachdem ſie Weib und Gut im Stich gelaſſen***).

*) Die ausführliche Beſchreibung nach einem Zeitgenoſſen ſ. bei Hanhart, Schweizergeſch. IV. S. 92.

**) Nach der Erzählung, welche Hanhart aus Rhans und Stettlers Chroniken mittheilt IV. S. 130 ff. — Vergl. indeſſen auch Fortunat Sprecher u. a. ſo wie: (Caſpar Waſer) Veltliniſch Blutbad. Zürich 1621. 4.

***) Waſer S. 9.

heillose Schmeichelei, die an seinem Hofe im Schwange ging, zu seinem und Andrer Verderben. Wer sollte es glauben, daß der traurige Sieg, den er durch seine Dragonaden davontrug, von Künstlern gefeiert wurde, die den großen Monarchen als Hercules darstellten, wie er die Hydra zertritt. Doch nicht Künstler allein erniedrigten sich zu dieser Schmeichelei. Der gefeierte Bossuet pries ihn als den zweiten Constantin, als den zweiten Theodos, als den Wiederhersteller des Glaubens, und die geistreiche Mad. de Sévigné lobte sein Verfahren gegen die Irrgläubigen als ein preiswürdiges. Selbst die frommen Jansenisten, wenn sie auch nicht aus Schmeichelei es thaten und wenn sie auch die Gewaltthaten offen und frei mißbilligten, theilten doch im Ganzen den Triumph über die Herstellung des Katholicismus. Aber Männer, wie Fénelon, wagten es laut zu sagen, daß dieß nicht die Art sei Menschen vom Irrthum zur Wahrheit zu bekehren, und ein Ungenannter, wenn es nicht Fénelon selbst war*), schrieb dem König, dessen Frömmigkeit die Schmeichler rühmten, Folgendes: „Sie lieben Gott nicht, ja Sie fürchten ihn nur wie ein Sclave, oder vielmehr, Sie fürchten nicht ihn, sondern die Hölle**). Ihre Religion besteht nur in Aberglauben und oberflächlichen Gebräuchen und auf Sie paßt, was Gott von den Juden sagt, dieß Volk ehret mich mit seinen Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir. Sie sind ängstlich über Kleinigkeiten und verhärtet gegen furchtbare Uebel. Sie lieben nur Ihren Ruhm und Ihre Bequemlichkeit und beziehen Alles lediglich auf sich selbst, als wären Sie der Gott der Erde und alles Uebrige nur geschaffen, um Ihnen geopfert zu werden. Im Ge-

*) S. Raumer VI. S. 207.

**) Dazu paßt noch eine andere Stelle, welche Raumer a. a. O. S. 199 aus dem Munde der Herzogin von Orleans mittheilt: „Der König wußte nicht anders, worin die Religion bestände, als in dem, was ihm seine Beichtväter sagten. Sie hatten ihm weißgemacht, in Religionssachen wäre nicht erlaubt zu räsonniren, man müsse die Vernunft gefangen nehmen, um selig zu werden . . . Man konnte in der Welt nicht einfältiger in der Religion sein, als der König. Die alte Zott (die Maintenon) und der Pater la Chaise haben ihn persuadirt, daß alle Sünde, so Ihre Majestät mit der Montespan begangen, vergeben sein würde, wenn er die Reformirten plagte und verjagte und daß dieß der Weg des Himmels sei. Das hat der arme König fest geglaubt, denn er hat in seinem Leben kein Wort in der Bibel gelesen und darüber ist die hiesige Persecution angegangen."

gentheil hat Gott Sie nur in die Welt gesetzt um Ihres Volkes willen. Aber wie könnten Sie Gefallen finden an diesen Wahrheiten, da Sie nicht einmal im Stande sind, sie zu begreifen."

Das mußte sich ein König sagen lassen, der einem ganzen Jahrhundert seinen Namen gab, der der neuern Zeit (im Gegensatz gegen das verjährte Mittelalter) ihren Bildungsstempel aufdrückte, der den größten Helden des Alterthums gleich gestellt wurde. Wir wollen seiner weltlichen Größe, seinem menschlichen Ruhme nichts entziehn. Ein Mann ohne Geist, ohne Kraft, ohne einen höhern Impuls würde allerdings kein Ludwig XIV. geworden sein. Aber wir kommen auf das zurück, wovon wir zu Anfang dieser Stunde ausgegangen sind. Die höhere Geistesbildung allein sichert uns noch nicht unsre Stellung im Reiche Gottes. Man kann es weit gebracht haben in Sachen des Geschmacks und der äußern Geschicklichkeit; man kann die Feinheiten der Dichter, die Anspielungen der witzigen Köpfe mit Leichtigkeit merken, Schönheiten der Form und des Ausdrucks sogar lebhaft fühlen und doch stumpf bleiben für die dauernden und nachhaltigen Eindrücke der unsichtbaren Welt, für die tiefern Regungen des göttlichen Geistes im Menschengeist. Man kann es zu einer Größe gebracht haben, die Bewunderung verdient und dabei doch wieder in der wichtigsten Beziehung so niedrig stehen, daß wir uns über diese Kleinheit und Dürftigkeit des Sinnes billig noch mehr verwundern, als über jene Größe. Wie mancher der armen verfolgten Hugenotten stand bei seinem noch ungehobelten Geschmacke, bei der Schwerfälligkeit seiner philosophischen Begriffe dennoch höher da, wo der wahre Werth des Menschen in Anschlag kommt. Am Ende mußte der große König doch (um mit Herder zu reden)*) erfahren, „daß Eitelkeit eitel, d. i. ein leeres Nichts sei; nur nahm er es zu spät wahr, bis ers zuletzt zur bittersten Kränkung wahrnehmen mußte; denn der großen Wage des richtenden Schicksals über den Werth und Unwerth der Dinge entläuft Niemand."

Und so bleibt es denn bei dem Worte des Apostels: „die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind; und die göttliche Schwach-

*) A. d. D. S. 38.

Heiland Jesus Christus. — Seine Hülle ist auch
Leben für diesen ihren Herrn gelassen. Sie wurde aber nach
iland abgeführt.

Andreas Paravicini, mit dem Zunamen Bujo, ein Schnei-
wurde, nachdem er längere Zeit um des Evangeliums willen
gen gesessen, von den Soldaten nach Morbegno geführt, und
er auch da nicht abschwören wollte, zum Feuertod verurtheilt.
man ihn bereits auf den Holzstoß gesetzt hatte, fragte man
ob er katholisch wäre? was er bejahte. Auf die Frage aber:
römisch = katholisch? antwortete er mit Nein; in so fern man
unter den heutigen römisch = katholischen Glauben verstehe, wohl
sei er römisch = katholisch nach dem Sinne, wie Paulus an
Römer geschrieben, daß der Mensch aus Gnaden selig werde
h den Glauben, nicht aus den Werken, auf daß sich niemand
ne. Als man ihn fragte, ob er den Papst für das Haupt der
he halte? antwortete er gleichfalls mit Nein, denn Christus sei
n das Haupt der Kirche, nach der Verheißung: ich will bei euch
alle Tage bis ans Ende der Welt. — Wir haben auch hier
er ein Beispiel, wie sicher der Glaube auch der ungebildetern
schen war in jener Zeit. — Dieser einfache, schlichte Hand-
er starb den Feuertod im 60. Jahr seines Alters.

Ein schönes Beispiel christlicher Standhaftigkeit gab auch die
einde zu Bruschio (Brüß). Sie war eben in der Kirche zu
t und Predigt versammelt, als es hieß, die Schaar der Mör-

Digitized by Google

ten selber unter sich getheilt; der graue Bund hielt es zum
mit den Verfolgern, der Gotteshaus- und vorzüglich der Zehngerich-
tenbund mit den Verfolgten. Da brach, von den Planta's herbei-
gelockt, der Oberst Baldiron an der Spitze der Oestreicher aus
dem Tirol in Bünden ein. Sein Name war ein Schreckensnam
für die Protestanten. Man hieß ihn nur den neuen Holofer
Dem Heereshaufen folgten die Kapuziner auf dem Fuße nach, u
die Leute katholisch zu machen. Die evangelischen Geistlichen wu
den vertrieben und manche der Flüchtigen aufgegriffen und erschossen
oder an die Bäume aufgehängt. — Da ermannten sich vor allem
für ihre Unabhängigkeit und ihren Glauben zu kämpfen die Bewoh-
ner des Prettigau. Im Namen Gottes griffen sie zu den Waffen,
die Gott der Herr selbst im Walde hatte wachsen lassen und ver-
legten dem Feinde den Weg. Allein die Zeit und unser Zweck ge-
statten uns nicht weder ihre Heldenthaten noch die schrecklichen Ver-
wüstungen der Feinde, die als Rache auf dem Fuße folgten, des
Weitern zu berichten. Wir eilen zum Ende des Kampfes. Ge-
gen die östreichische Macht wurde von den Gegnern derselben die

---

*) Vergl. hierüber besonders Guler von Wineck im Reforma-
tionsbüchlein von Chur. 1819. S. 1 ff. und Ulysses von Salis
Denkwürdigkeiten ebenda.

Digitized by Google

ſchichte des Proteſtantismus übte, wie ſie auch von dieſem wieder bedingt war. Dieſe politiſche Conſtellation, nicht aber der größere oder geringere Wärmegrad des Thermometers, läßt uns die Erſcheinung begreifen, warum im Durchſchnitt (denn durchſchnittlich bleibt es auch jetzt nur) der Norden Europa's überwiegend dem Proteſtantismus, der Süden überwiegend dem Katholicismus zufiel. Bei der Ausdehnung der habsburgiſchen Macht und ihrer Stellung zu den übrigen ſüdlichen Staaten Europas war den Proteſtanten im Süden jeder Anſchluß an eine bedeutende nichtkatholiſche Macht unmöglich; denn das einzige Auskunftsmittel, welches blieb und auch in der Verzweiflung ergriffen wurde, die Allianz mit dem Türken, war doch gar zu unnatürlich und gefährlich, als daß ſie hätte von Beſtand ſein können. So gewann alſo, durch die Umſtände gedrängt und beſtimmt, der Proteſtantismus in Europa allerdings ſeine geographiſche Phyſiognomie. Allein damit iſt keine unabänderliche Naturnothwendigkeit ausgeſprochen, bei der es auf ewig ſein Verbleiben haben müßte. Die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende und wir wiſſen gar nicht, welche Rückwirkungen in dieſer Hinſicht noch ſtattfinden können und ſtattfinden werden. Wir wollen es aber auch nicht zum Voraus wiſſen und beſtimmen; denn die Geſchichte iſt nur in ſeltnen Fällen Weiſſagung. Vielmehr wollen wir in Demuth dem Gange der Vorſehung nachgehen, ſtille wartend, was alles noch kommen könne, wovon freilich unſre Philoſophie ſich nichts träumen läßt; ja nicht aber in falſchem Weisheitsdünkel ihr vorgreifen, oder gar in frevler Anmaßung ſie meiſtern.

Laſſen Sie uns nun, ehe wir zu den Schickſalen übergehen, welche der Proteſtantismus in unſerm eignen Vaterlande erlebt hat, noch um uns herſchauen nach allen Himmelsgegenden und die Bewegungen und Hemmungen betrachten, die hie und da in dieſer Beziehung ſtattgefunden haben.

Wir beginnen mit dem Norden Europa's. Wir haben ſoeben wieder daran erinnert, wie Guſtav Adolf nicht nur nach außenhin die Waffen für die Religion Luthers erhoben, ſondern wie er auch im Innern alle Einrichtungen dem proteſtantiſchen Zepter unterworfen hatte. Wir haben aber auch ſchon früher angedeutet, wie nach ſeinem Tode ſeine einzige Tochter Chriſtina wieder zur ka-

angefüllt, und sowohl darin als draußen herum ein großer Jam-
mer von Verwundeten, die wegen der allgemeinen Verwirrung nicht
versorgt werden konnten. Die Zahl der Verwundeten weiß man
nicht; diejenigen, welche auf der Wahlstatt und auf der Flucht ge-
blieben sind, rechnet man unsrerseits auf 500 Mann, worunte
auch diejenigen gezählt sind, welche gefangen nach Luzern geführ
und nachher wieder losgelassen wurden. — Die Schlacht währ
drei Stunden bevor wir in völlige Verwirrung und Flucht gebrach
waren. Die aargauischen Compagnien haben am meisten gelitten.
Während des ganzen Gefechts haben Hauptmann Tschudi und
Junker von Brestenberg mit ihrem Volke vom Berglein, wo sie
standen, ruhig zugesehen wie wir in der Noth waren, obschon sie
uns wohl hätten unterstützen können; sie führten nachher zur Ent-
schuldigung an, sie hätten keinen Befehl gehabt zu schlagen. Eben
so blieb der Marschall Gui mit seinem Regimente bei Wohlen ganz
still und sah grade hinter uns dem Gefechte zu. Mitten in der
Schlacht waren Hans Jacob von Erlach und Venner Frisching mit
11 Compagnien meistens lediger Leute angekommen, und hätten

*) Bei Hanhart IV. S, 273.

Digitized by Google

der äußern Schicksale des Protestantismus ab, um in den fol-
den Stunden seiner innern Entwickelung nachzugehen. Zum
schlusse dieses ganzen Abschnittes sowohl als dieser einzelnen Stunde
aube ich mir nur statt aller weitern Nutzanwendungen das hinzu-
etzen, was der alte Erzähler des Veltliner Mordes, Caspar
aser, am Ende seiner Schrift zur Beherzigung seiner Leser hin-
esetzt hat, unter dem Titel: „Wie man sich der Histori der Mar-
r recht gebrauchen soll": Wann wir hören wie zu dieser vor-
ender Zeit eine so merkliche Anzahl frommer Leute um der Wahr-
des Evangelii willen sind hingerichtet worden, sollten wir dabei
nken, daß sie diejenigen sind, die uns den Weg geöffnet, das
gebrochen und die Bahn eben gemacht haben. Es hat zwar die
Kirche den Brauch gehabt, daß sie die Historien der heiligen
rtyrer in ihrer Versammlung gar oft wiederholt hat, auch sich
ssen, daß sie der neu ankommenden Martyrer gefängliche Ein-
ung, Kampf, Beständigkeit und letzte Worte schriftlich ver-

*) So wäre z. B. im Jahr 1663 der bei der reformirten Gemeinde
ichtensteig (im Toggenburg) angestellte Prediger Samuel Braun
Basel beinahe hingerichtet worden, weil er das Leiden Jesu in Geth-
ne nach reformirter Weise von der für uns ausgestandnen Höllen-
erklärte (wobei er freilich Jesum in eine sehr ungeschickte Parallele
Kain und Judas stellte), was ihm die Katholiken als eine Gottes-
ung auslegten, die nach kaiserlichem Recht den Tod verdiene.

Digitized by Google

zugleich etliche viel tausend Martyrer erweckt hat, so will ja billig von Nöthen sein, daß man die Geschichte und Thaten derselben von dem eingerissenen Mißbrauch reinige und wiederum zu dem löblichen und rechtmäßigen Brauch bringe. Welches geschieht, wenn man unserem Herrn Gott nicht die Ehre anthut, daß man den Creaturen die herrlichen Tugenden zuschreiben will, welche sie nicht von ihnen selbst, sondern von ihrem Schöpfer empfangen haben. Wir mögen uns zwar ob ihrer herrlichen Victorien verwundern, aber doch sollen wir allweg dasselbe thun mit dem Bescheid, daß wir den wahren lebendigen Gott noch viel höher rühmen und preisen, der in ihnen solchen Sieg gewirkt und erhalten hat und also dem Brunnquell nachforschen, aus welchem sie alle diese Gnadengeschenke geschöpft haben. Was auch ihr Heiligthum antrifft, sollen wir nicht so sehr auf ihre Asche, Bein, Haar, Kleider und andere todte Dinge sehen, als auf ihr christliches Leben, ihre herrlichen Verantwortungen, Unterredungen, Briefe und Beständigkeit; auf daß wir also durch ihr Exempel, wie sich gebürt, gebessert und gestärkt, eben der Krone der Gerechtigkeit, die sie empfangen, theilhaft werden können, laut der Worte des heiligen Pauli, ich habe den guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe

Digitized by Google

muß jedoch gesagt werden, daß sie bei all ihrem Katholicismus die Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich lebhaft mißbilligte. Sie wolle, äußerte sie sich, römischkatholisch sein, nicht französisch-katholisch, die römischkatholische Kirche aber sei die apostolische; Christus und die Apostel hätten sich keiner solchen Mittel wie die Dragonaden bedient *).

Werfen wir nun von Schweden einen Blick hinüber nach England, so finden wir zwar dort wie in Schottland den Protestantismus in unsrer Periode allein herrschend, aber noch immer in sich selbst kämpfend und gährend. Wir haben schon in den frühern Vorlesungen die Schicksale des Protestantismus in England bis auf den Tod Karls I., also noch weiter als bis auf den Schluß des westphälischen Friedens herabgeführt **). Mit diesem blutigen Tode endete jedoch die blutige Geschichte der Religionsverfolgungen nicht. Das Zeitalter Cromwells bis zur Thronbesteigung Wilhelms III. (des Oraniers) bietet uns eine Kette von religiösen Erscheinungen dar, die sich vielfach in den politischen Kampf hineinverschlingen und das Bild des Protestantismus gewaltig trüben. Da indessen diese Aufregungen aus dem Schooß des Protestantismus selbst hervorgingen und nicht unmittelbar durch den Druck von außen veranlaßt wurden, so werden wir besser erst auf dieselben zurückkommen, wenn wir die innern Verhältnisse zu betrachten haben.

Die mittlern Gegenden des Festlandes, Deutschland und Frankreich, haben wir zwar schon betrachtet, doch müssen wir noch einmal auf sie zurückkommen. Allervorderst müssen wir auch hier des persönlichen Uebertrittes mehrerer deutsch-protestantischer Fürsten zum Katholicismus gedenken. Die Reihe derselben (nach dem 30jährigen Kriege) eröffnet der Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels, der im Jahr 1648 kurz vor dem Frieden Kriegsgefangener der Kaiserlichen geworden und sowohl durch die Thätigkeit der Jesuiten als durch die eines italienischen Capuziners (Valerianus Magnus)

---

*) Ueber das Weitere, namentlich über den Streit mit Bayle, welcher den Brief der Königin veröffentlichte und ihre Gesinnung einem Rest von Protestantismus zuschrieb, siehe Catteau II. p. 159. und Schröckh a. a. O.

**) Bd. III. Vorl. 9 bis 11.

manche neue Dornen und Stacheln hervor, an denen ein f[illegible] frommes Herz sich eher verwunden mußte, als daß es sich an ihnen hätte erfrischen und erlaben können. Schon die Männer, die wir als die Chorführer der kirchlichen Parteien im dreißig jährigen Kriege kennen gelernt haben, trugen das Ihrige nach Kräften bei, den vererbten Parteistreit weiter fortzupflanzen und ihn wo möglich wieder zu erhöhen. Auch die Titel der Bücher, welche sie gegen einander schleuderten, trugen ein streitsüchtiges Gepräge, so daß man wahrlich schon an diesen genug hat.

Als die Jesuiten die Protestanten beschuldigt hatten, daß sie von dem Inhalt der augsburgischen Confession abgewichen seien und darauf das Recht begründen wollten, ihnen deßhalb den Frieden zu entziehen, trat Hoë von Hoënegg mit folgender Schrift hervor: „Nothwendige Vertheidigung des heiligen römischen Reichs evangelischer Kurfürsten und Stände Augapfels, nämlich der wahren, reinen, ungeänderten, Kaiser Karl V. höchstlöblicher Gedächtniß Anno 1530 übergebenen Augsburgischen Confession und des auf dieselbe gerichteten hochverpönten Religionsfriedens" (1628). Diese Schrift erregte vielen und heftigen Streit. Titel, wie Brillenputzer, Augenputzer, Zungenschlitzer riefen wie-

Digitized by Google

die Feier der Meſſe wieder; wir ſind umgeben von all den Bildern und Symbolen des römiſchen Cultus; wir athmen den Weihrauch, der dieſen Cultus verherrlichen ſoll u. ſ. w. Aber ſo wie wir wieder hinaustreten auf den offnen Markt und uns umſehen in den verſchiednen Revieren der Stadt, in den Anſtalten, in den Häuſern der Bürger, ſo merken wir bald, daß wir uns in einer Stadt befinden, die bei allen fremdartigen Einflüſſen, die über ſie ergangen ſind, ihr proteſtantiſches Gepräge noch nicht ganz aufgegeben hat. Und fragen wir: woher dieſes eigne Verhältniß? ſo iſt der Künſtler, dem wirs verdanken, kein anderer als Ludwig XIV.

Durch den weſtphäliſchen Frieden war das Elſaß eine franzöſiſche Provinz geworden; doch behielt Straßburg, in Verbindung mit andern Städten des Elſaßes, mit Colmar, Schlettſtadt u. ſ. w. noch einen Schein von deutſcher Reichsfreiheit, den es aber nur mit Mühe behaupten konnte. In dem Kriege, welchen Ludwig XIV. mit Holland führte, hatte auch Straßburg vieles zu leiden. Seine Rheindrücke ward verbrannt, ſeine Schifffahrt gehemmt, das Land umher verwüſtet, und als Straßburg endlich zur Selbſtvertheidigung ſich aufraffte, war ſein politiſcher Untergang nach vielem Leiden dennoch unvermeidlich. Denn im Septbr. des Jahres 1681, ſomit 4 Jahre vor der Aufhebung des Edicts von Nantes, ward es zur Uebergabe an Frankreich genöthigt. Dieß verſetzte auch ſeiner proteſtantiſchen Unabhängigkeit einen empfindlichen Stoß. Ludwig war allerdings zu klug, als daß er zur Unterdrückung des Proteſtantismus im Elſaß dieſelben gewaltſamen Maßregeln wie im Innern des Landes angewandt hätte; aber was geſchah, war genug. Schon die Schmach war empfindlich, daß der prachtvolle Münſter, in dem bisher das Wort Gottes frei nach evangeliſcher Weiſe war verkündet worden, wieder an die Katholiken abgegeben werden mußte. Unter dem Portal des Münſters ſtand mit triumphirender Miene der Biſchof Egon von Straßburg und empfing den ſiegreichen König mit demſelben Gruße Simeons, mit dem 4 Jahre drauf der Kanzler Tellier die Aufhebung des Edicts von Nantes bewillkommte: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren u. ſ. w. So wurden denn hier wie dort „dieſe Worte, welche einſt eine neue [illegible] offenbarung mit ernſtem Tiefſinn und heiterer Erge[illegible] zur ekelhaften Verherrlichung [illegible]

daß Lutheraner und Reformirte, die man schon in frühern Zeiten wieder zu vereinigen gesucht hatte, fortwährend mit einander im Streite lagen. Als beim Herannahn des großen Schwedenkönigs die deutschen Fürsten sich auf dem Convent zu Leipzig versammelt hatten, da versuchte man es wieder, den Stein des Anstoßes zu heben, der sich fortwährend zwischen die Reihen der Lutheraner und der Calviniſten hineindrängte, wo es galt, sich durch feste Bruderbande aneinanderzuschließen. Seit nämlich der unglückliche Churfürst von der Pfalz seine Königskrone und mit ihr seinen Churhut verloren hatte, waren es, wie früher bemerkt, vorzüglich der Churfürst von Brandenburg und mit ihm noch der Landgraf von Hessen, welche die reformirte Partei, der lutherischen gegenüber, im deutschen Reiche repräsentirten. Die Theologen dieser Fürsten, die von ihnen auf den Convent waren mitgebracht worden, thaten auch den ersten Schritt zum Frieden; aber die Lutheraner, an deren Spitze ein Hoë von Hoënegg stand, waren zu keinem Nachgeben zu bewegen. Und so blieb es denn nach einer 20tägigen Disputation beim Alten.

Schien es nun unmöglich auf dem deutschen Boden selbst eine

---

*) Johannes von Müller a. a. O.

Digitized by Google

deſſen weniger die Perſönlichkeit des katholiſchen Pfalzgrafen, Philipp Wilhelm, welche dem Proteſtantismus der Einwohner dieſer Gegenden Gefahr brachte, als die Franzoſen, die um eben dieſe Zeit unter Ludwig XIV. die Pfalz verheerten. Der Leidenszuſtand, in dem ſich während dieſer Zeit die ptoteſtantiſchen Pfälzer befanden, wurde durch den Ryswicker Frieden keineswegs gehoben, ſondern durch die berüchtigte 4te Clauſel deſſelben ſogar geheiligt und beſtätigt. — Die Proteſtanten waren während des Krieges von den Katholiken aus ihren Kirchen verdrängt worden, oder hatten ſie nothgedrungen mit ihnen theilen müſſen. Jetzt ſollte dieſer Mitheſitz von Seiten der Katholiken (Simultaneum) zum Recht erhoben und ein dauerndes Verhältniß darauf gegründet werden. Welche vielfachen Reibungen aus einem ſolchen Verhältniß entſtehen mußten, läßt ſich denken. Und in der That machte ſich der Sohn und Nachfolger Philipp Wilhelms, der Churfürſt Johann Wilhelm, dieſe ungerechte Friedensbeſtimmung ſo ſehr zu nutze, daß die proteſtantiſchen Einwohner der Pfalz (gleich ihren glaubensverwandten Nachbaren jenſeits des Rheins) zu zahlreichen Auswanderungen ſich genöthigt ſahen.

Die Beeinträchtigungen und Bedrückungen, welche die Proteſtanten im Elſaß und in der Pfalz betrafen, nehmen ſich freilich den blutigen Verfolgungen gegenüber, wie wir ſie in den frühern Stunden kennen lernten, nur als blaſſe Schatten aus; ſie ſind weniger grauſenhaft, weniger die Phantaſie erregend, als die Bartholomäusnächte und die Dragonaden; aber ſie ſind nicht weniger lehrreich, zumal in unſrer Zeit, wo die Beſchränkungen des Proteſtantismus, die noch immer verſucht werden, weniger mehr die blutige Geſtalt der Verfolgungen als die einer fein berechnenden Diplomatik annehmen, wo ſie ſich auch ſo gerne hinter Clauſeln und zweideutige Canzleiausdrücke verſtecken und uns zur größten Behutſamkeit auffordern, wo es unter dem Scheine der Toleranz von unſrer Seite gefordert wird, der römiſchen Kirche irgend eine Conceſſion zu machen. Man giebt einen Finger und ſie haben die Hand! —

Doch wir haben auch das Capitel der blutigen Verfolgungen noch nicht erſchöpft. Wenden wir unſere Blicke von den Ufern des Rheins nach der Donau, von dem Weſten Europas nach dem

(Dogmatik), einräumte. Calixt hatte seine theologische Welt-
ansicht nicht allein aus Büchern geschöpft. Er hatte auf ver-
schiednen Reisen verschiedne Menschen kennen gelernt, Katholiken,
Lutheraner und Reformirte. Unter allen Confessionen waren ihm
Männer bekannt geworden, die es redlich mit ihrem Glauben
meinten und die für die Vertheidigung desselben etwas Vernünf-
tiges und Haltbares vorzubringen wußten. Er war billig genug
die Gründe der Andersdenkenden anzuhören und zu prüfen, wäh-
rend die Theologen des gewöhnlichen Schlages schon mit ihrem
Urtheil fertig waren, ehe sie den Gegner vernommen hatten.
Calixt hatte auf diesen Reisen nicht einseitig seine Gelehrsamkeit
gemehrt, er hatte sich Welt- und Menschenkenntniß verschafft, er

---

*) Vergl. seine von Henke, dem jüngern, herausgegebenen Briefe an den Herzog August von Braunschweig. Leipzig 836.

**) Als die vorzüglichsten Dogmatiker der luther. Kirche jener Zeit sind zu nennen: Johann Gerhard (geb. 1582 zu Quedlinburg, gest. 1637 als Prof. in Jena), dessen loci theologici eine wahre Fundgrube für die gelehrte, auf geschichtliche Entwicklung basirte Glaubenslehre sind, Leonhard Hutter, Abr. Calov, Joh. Andr. Quenstädt u. a. Man kann zwar nicht sagen, daß sie die Sittenlehre gänzlich vernachlässigten, aber sie behandelten sie meist nur gelegentlich beim Abschnitt vom Gesetz oder anhangsweise zu den einzelnen Dogmen. In der reformirten Kirche erschienen schon vor Calixt selbstständige Moralwerke. Das von Calixt führte den Titel: Epitome Theologiae moralis. 1634.

Digitized by Google

Rakoczy, und zu abermaligem Kriege im Jahr 1643. Endlich unterschrieb Ferdinand III. in dem Linzerschloß in Oberöstreich den 16. Septbr. 1645 in seinem und der Stände Namen ein Friedensdiplom zu Gunsten der Protestanten, und gab zwei Jahre drauf auf dem Preßburger Reichstage neunzig den Evangelischen entrissene Kirchen ihnen wieder zurück. So weit bis zu den Zeiten des westphälischen Friedens. Nach dem Tode Ferdinands IV. im Jahr 1657 ward der Erzherzog Leopold I. zu Preßburg gekrönt. Dieser Fürst zeigte sich bald als einen gehorsamen Schüler der Jesuiten und als einen würdigen Nebenbuhler seines Zeitgenossen Ludwigs XIV. in der Verfolgung der Protestanten. Wurden doch auch in den deutschen Landen der östreichischen Herrschaft um diese Zeit die Protestanten wieder aufs Aeußerste verfolgt, mit Prügeln zur Kirche getrieben und wer das Abendmahl nicht unter einerlei Gestalt nehmen wollte, der ward in Ketten gelegt oder um Geld gestraft. Die Hostie steckte man den Leuten mit Gewalt in den Mund. Wo dergleichen geschehen konnte, da war auch der Ungarische Religionsfriede nicht länger gesichert, so feierlich er auch von Leopold war geschworen worden. Die jesuitische Moral entband ja von jedem Eide. Wollten nun die Betrogenen dennoch ihr Recht geltend machen, wurden sie etwa gar so kühn an die gemachten Zusicherungen zu erinnern, so galt dieß als Rebellion und die entsetzlichste Willkür erhob sich als Strafe dagegen.

Es war schon bei frühern Geschichten auch in andern Ländern (z. B. in Frankreich und den Niederlanden) nichts Ungewöhnliches, politische Verbindungen, die sogar von Katholiken ausgingen, dennoch den Protestanten zuzurechnen und diese für die Folgen verantwortlich zu machen. So geschah es nun auch in Ungarn. Ungehalten über den Frieden, welchen Leopold I., ohne die Ungarn zu fragen, mit den Türken abgeschlossen hatte, traten einige katholische Magnaten Ungarns, der Palatin Wesseleny, Peter Zriny, Franz Nadasdy u. a. auf einem Convente zu Neusol zusammen und verschworen sich wider den Kaiser. Die Häupter der Verschwörung wurden hingerichtet, allein die Jesuiten, die selbst mit unter der Decke dieser Verschwörung steckten, leiteten die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Protestanten hin, und diese wurden nun als Urheber der Rebellion verfolgt. Obwohl im Grunde die

Christenthums sich in allen christlichen Bekenntnissen wiederfände. Er berief sich auf katholische Liturgien, die er selbst gesehen hatte, in welchen z. B. die Sterbenden einfach auf das Verdienst Christi, nicht aber auf die Heiligen oder die Maria hingewiesen würden***). — Solche Anknüpfungspunkte, meinte er, sollte man in den verschiednen Confessionen suchen und auf diese hin in Gottes Namen eine Vereinigung aller wahren Christen zu erzielen streben.

Wenn wir vorhin die Hoffnung des Calixt, die getrennten Parteien auf den Grund des apostolischen Bekenntnisses hin vereinigen zu können, eine sanguinische genannt haben, so dürfen wir ihn uns doch nicht so sehr als Sanguiniker denken, daß er ohne Weiters von dem beabsichtigten Gespräch in Thorn alles Heil erwartet hätte. Die Schwierigkeiten, die sich dabei herausstellten, entgingen seinem klaren und scharfen Verstande nicht. Ja, er bekannte gradezu, daß er wenig Hoffnung habe, daß durch eine Zusammenkunft und Unterredung die Wunde würde geheilt werden, die schon fast 130 Jahre sich zerblute. Aber in dem heitern Glauben, daß Gott

*) Hering II. S. 26.
**) Ebend. S. 30.
***) Ebend. S. 32.

Digitized by Google

regte Mißmuth und schiefe Gesichter bei den Lutheranern. Der
streit wurde dahin entschieden, daß der Vorrang wechseln sollte.
ber auch wieder den Katholiken gegenüber hatten die Protestan-
n manche Anstände. Schon daß der katholische Bischof den
orsitz führte, schloß eine Vergünstigung der katholischen Kirche
sich, und daß er jedesmal die Sitzungen mit einem Gebet eröff-
te, konnte dahin ausgelegt werden, als ob man nur das Gebet
nes Katholiken für ein Gott wohlgefälliges Gebet halte. So
hön und würdig nun auch das Gebet des Bischofs war, so daß es
ber Protestant von Grund des Herzens hätte mitbeten können
nd sollen, und so geneigt auch hier die Reformirten waren, sich
esem Gebete anzuschließen, so eigensinnig beharrten die Luthera-
r drauf, ihr eigenes Gebet zu halten, das sie denn auch je-
smal vor der Sitzung in einem Nebenzimmer verrichteten **).

---

*) Vergl. die oben angeführten Briefe und Hering a. a. O.

**) Das Gebet des Bischofs lautete so: „Gott, heiliger Geist! Gott, dessen heiliger Sache es hier gilt, senke dich herab auf die müther, auf die Zungen und Federn, und wohne in ihnen und erchte, leite sie, daß sie das allein aufnehmen, erwägen, beschließen, s deinem in heil. Schrift geoffenbarten Sinne durchaus entspricht und am erfolgreichsten fördert, was zur Begründung und Befestigung Friedens unter den Zwieträchtigen dient. Das thue, das gewähre der heiligen Wunden unsers Herrn Jesu Christi willen! Amen."

Digitized by Google

fachen Tumulten, zu Drohungen und Kriegsrüſtungen hinführte*), bis endlich die Tagſatzung von Baden vermittelnd auftrat.

Ernſter wurden die Verhältniſſe in Bünden, namentlich im Veltlin. Schon längere Zeit ſpielten hier politiſche und religiöſe Parteiungen in einander. Spanien, Mailand, Venedig, Frankreich hatten alle ihren Theil daran. An der Spitze der ſpaniſchen Faction ſtanden die Gebrüder Rudolf und Pompejus Planta. Die Evangeliſchen ſahen in dieſem Bündniſſe Verrath am Vaterlande, und die reformirten Prediger eiferten nach Kräften gegen die Verräther. Nachdem es ſchon im Engadin zu blutigen Auftritten gekommen war, die mit einem ſcharfen Strafgerichte, namentlich auch mit Verbannung des gefährlichen Bruderpaares endeten, brütete dieſes auf Rache. Als Werkzeug derſelben bot ſich ein Verwandter der Planta's Jacob Robuſtelli dar, ein geborner Veltliner aus dem Flecken Groſſotto, und mit ihm noch einige andere Rädelsführer. Es war auf nichts weniger abgeſehn, als auf gänzliche Ausrottung aller Evangeliſchen im Veltlin, auf eine Art von ſicilianiſcher Vesper. Dazu ſammelte Robuſtelli eine beträchtliche Banditenſchaar. Noch ſtritt die Nacht mit dem anbrechenden Tage**), als (den 19. Juli 1620) zu Tirano Sturm geläutet und damit das Signal zum angehenden Morde gegeben wurde. Alle Evangeliſchen, die angetroffen wurden, wurden ſogleich niedergeſchoſſen; die Häuſer erbrochen; Männer, Weiber und Kinder bis auf den Säugling ohne Erbarmen aus den Betten geriſſen und getödtet. In allem waren es 60 Perſonen, welche zu Tirano ermordet wurden, unter ihnen viele angeſehene Beamte und Geiſtliche. Auch den Flüchtigen ward nachgeſetzt, ſie wurden von den Dächern geſtürzt, in die Fluthen der Adda getrieben, dem Feuer übergeben u. ſ. w. Nur drei Männer entkamen übers Gebirge in das Bündnerland, nachdem ſie Weib und Gut im Stich gelaſſen***).

---

*) Die ausführliche Beſchreibung nach einem Zeitgenoſſen ſ. bei Hanhart, Schweizergeſch. IV. S. 92.

**) Nach der Erzählung, welche Hanhart aus Rhans und Stettlers Chroniken mittheilt IV. S. 130 ff. — Vergl. indeſſen auch Fortunat Sprecher u. a. ſo wie: (Caſpar Waſer) Veltliniſch Blutbad. Zürich 1621. 4.

***) Waſer S. 9.

) die Bedeutung dachte, die er dem Worte gäb, so schloß es eher
en Ruhm als einen Tadel in sich. Allein wenn man sich erin-
te, daß der Apostel Paulus einem alten Sprichwort zufolge***)
Kreter Lügner, böse Thiere und faule Bäuche genannt hatte
it. 1, 12.), so war in dieser Zusammenstellung mit den Creten-
n auf christlich-theologischem Boden nichts Ehrenhaftes zu fin-
. Absichtlich wollte man also mit dieser Benennung sagen:
ht, die Anhänger des Calixt machen es wie die Lügner, die Kre-
! Sie verläugnen den Grund und die Kraft der Wahrheit;
halten wohl äußerlich zusammen, aber das ist ein erheuchelter
ede, eine falsche, unwahre, eine fleischliche Liebe, ein Bund der
sterniß wider Gott und sein Wort!" Diese synkretistischen
ndel brachten viele Unruhe in die Kirche. Eine Menge grober

---

*) Calixt bezeichnet ihn als homo vecors, non minore malitia
m stoliditate, bei Henke S. 6. — Die Schrift, welche er schon
Jahr 1639 gegen Calixt geschleudert hatte, führte den Titel:
pto-Papismus novae Theologiae Helmstadiensis etc. Gröber war
der deutsche Titel, der aber unterdrückt wurde: „Greuel der
wüstung auf der Julius-Universität zu Helmstädt." Planck nennt
„den Kläffer, den die Gegenpartei zuerst losließ, um die Helm-
ter anzubellen." Siehe dessen Gesch. der prot. Theol. S. 100.
**) De fraterno amore p. 64. ed. Hutten. Tom. X.
**) Nach Epimenides, der selbst ein Cretenser war und den daher
lus einen ihrer Propheten nennt.

Digitized by Google

ächten Geist christlicher Liebe und Duldung stammte, und starrer Eigensinn, ein unversöhnlicher Ketzerhaß, der nur in Leidenschaft eines erbitterten Herzens wurzelte, brüstete sich selten mit der Krone des Märtyrthums. Hier mußte nun jeder das Gewissen lehren, was er thun sollte; und wir werden noch sehen wie schwere Gewissenskämpfe daraus entstanden.

Trotz den Erfahrungen, die auf dem Thorner Religionsgespräch gemacht wurden, trugen sich doch noch mehrere evangelische Fürsten, namentlich die Fürsten reformirten Bekenntnisses, mit der Hoffnung, wenigstens einstweilen eine Vereinigung der protestantischen Parteien bewerkstelligen zu können, wenn man auch die Vereinigung mit den Katholiken aufgab. Unter diese gehörte vor allen der Landgraf Wilhelm von Hessen. Auch er veranstaltete im Sommer des Jahres 1661 ein Religionsgespräch in Cassel, auf welchem die lutherischen und die reformirten Theologen seiner beiden Landesuniversitäten Rinteln und Marburg mit einander sich besprechen sollten gleich wie 132 Jahre zuvor unter seinem Ahnherrn, dem Landgrafen Philipp, Luther und Oekolampad, Melanchthon und Zwingli mit einander disputirt hatten. Allein auch hier zeigte es sich, daß man in den 132 Jahren nicht viel weiter

worden und dort geſtorben. Als man ihn in die Eiſen ſchloß, ſagte er, „mich könnt ihr zwar wohl binden, aber Gottes Wort werdet ihr in den Herzen der Auserwählten nimmermehr binden können.“

Paula Baretta, eine alte Jungfrau von 75 Jahren, hatte ſich gleichfalls ſchon 27 Jahre zuvor aus Schio in Italien nach dem Veltlin geflüchtet. Auch ſie gerieth den Mördern in die Hände. Man ſetzte ihr eine Mütze von Papier auf und führte ſie unter rohen Beſchimpfungen durch die Straßen von Sondrio. Man wollte ihr zumuthen, die Jungfrau Maria anzubeten. Sie aber beſtand darauf, daß zwar Maria als Mutter des Herrn hoch in Ehren zu halten ſei, aber daß nicht ihr, der Creatur, ſondern Gott allein die Ehre gebühre. Ruhig und mit Lächeln erduldete ſie die Streiche, die man ihr verſetzte, indem ſie ſagte, ſie wolle es nicht beſſer haben als ihr Heiland Jeſus Chriſtus. — Gerne hätte ſie auch ihr Leben für dieſen ihren Herrn gelaſſen. Sie wurde aber nach Mailand abgeführt.

Andreas Paravicini, mit dem Zunamen Bujo, ein Schneider, wurde, nachdem er längere Zeit um des Evangeliums willen gefangen geſeſſen, von den Soldaten nach Morbegno geführt, und als er auch da nicht abſchwören wollte, zum Feuertod verurtheilt. Als man ihn bereits auf den Holzſtoß geſetzt hatte, fragte man ihn, ob er katholiſch wäre? was er bejahte. Auf die Frage aber: ob römiſch-katholiſch? antwortete er mit Nein; in ſo fern man darunter den heutigen romiſch-katholiſchen Glauben verſtehe, wohl aber ſei er römiſch-katholiſch nach dem Sinne, wie Paulus an die Römer geſchrieben, daß der Menſch aus Gnaden ſelig werde durch den Glauben, nicht aus den Werken, auf daß ſich niemand rühme. Als man ihn fragte, ob er den Papſt für das Haupt der Kirche halte? antwortete er gleichfalls mit Nein, denn Chriſtus ſei allein das Haupt der Kirche, nach der Verheißung: ich will bei euch ſein alle Tage bis ans Ende der Welt. — Wir haben auch hier wieder ein Beiſpiel, wie ſicher der Glaube auch der ungebildetern Menſchen war in jener Zeit. — Dieſer einfache, ſchlichte Handwerker ſtarb den Feuertod im 60. Jahr ſeines Alters.

Ein ſchönes Beiſpiel chriſtlicher Standhaftigkeit gab auch die Gemeinde zu Bruſchio (Brüß). Sie war eben in der Kirche zu Gebet und Predigt verſammelt, als es hieß, die Schaar der Mör-

als auf die Lutheraner. Auch Katholiken und Ref
in seinen Staaten Schutz und Zuflucht, und erst da
erstern in etwas beschränkt, als auch Ludwig XIV. v
die reformirten Fremden in seinen Staaten beeir
Zeit da er die Hugenotten verfolgte**).

Diese edle Gesinnung des Churfürsten konnte j
damaligen Streittheologen nicht begriffen, viel weniger
den. Die Einen sahen darin eine sträfliche Lauheit
witterten Gefahr für ihren Lehrbegriff. Der luther
Fabricius an der Nicolaikirche zu Stettin bediente sich
digt der anstößigsten Ausdrücke gegen den Churfürsten,
unter einem andern Fürsten in den damaligen Zei
hätten kosten können, während Friedrich Wilhelm s
gnügte, den vorlauten Schreier mit 1½ jähriger Haf
Ein anderer Prediger, Johann Heinzelmann, Rect
schen Gymnasium, sagte von der Kanzel der grauen
herab: „Wir verdammen die Katholiken, Calvini
Helmstädter. Mit einem Wort, wer nicht lutheri
verflucht. Ich weiß wohl, daß ich dieß mit Gefahr

*) Ueber diese Aenderung s. Schröckh IV. S. 382.
behielt nichts desto weniger die Augsburgische Confession
veränderte.

**) Siehe Orlich, Friedrich Wilhelm der große Et
836. S. 265, dem auch die folgenden Züge entnommen

Digitized by Google

Lebens rede, aber ich bin Christus Diener." — Ja, die lutherischen Schullehrer des grauen Klosters trieben sogar ihr Gespött mit der reformirten Abendmahlsfeier, indem sie die dabei übliche Brotaustheilung als ein Schauspiel aufführten. — Mehrere Schriften erschienen von beiden Seiten, worin sich Lutheraner und Reformirte viele bittere Dinge sagten und auch auf den Kanzeln dauerte der Unfug fort. Der Churfürst versuchte alles mögliche den Frieden herzustellen; wobei ihm besonders sein Hofprediger Stosch behülflich war. Eine versöhnliche Predigt dieses Mannes wurde auf churfürstlichen Befehl gedruckt und unter die Leute vertheilt; aber damit wurde wenig ausgerichtet. Endlich sah sich der Churfürst zu strengern Maßregeln genöthigt. Schon der Churfürst Johann Siegmund hatte im Jahr 1614 ein Edict gegen das unaufhörliche Gezänke der Prediger erlassen, das aber ohne Frucht geblieben war. Nun schlug auch Friedrich Wilhelm den Weg der Edicte ein. Ein solches Edict vom 2. Januar 1662, das den 16. Septbr. 1664 erneuert wurde, befahl beiden Religionsparteien „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen (des Nominalelenchus) zu enthalten und dem andern Theil keine ungereimten und gottlosen Behauptungen aufzubürden." Allen diesem Edict entgegenhandelnden Predigern wurde mit Entsetzung von ihrem Amte und nach Befinden mit härterer Strafe gedroht. Durch die Unterschrift eines Reverses sollte überdieß jeder Prediger sich zu Haltung dieses Gebotes verbindlich machen, und wer den Revers nicht unterschrieb, verlor sein Amt. Wirklich folgten mehrere Entsetzungen strenger Lutheraner, die nun in den sächsischen Landen ihre Anstellung suchten; denn hier hielt man mit aller Strenge auf das Lutherthum, wie denn namentlich die Wittenberger Theologen den alten Feuereifer fortwährend wach erhielten. Deßhalb hatte sich auch der Churfürst Friedrich Wilhelm genöthigt gesehen, seinen Studierenden die Universität Wittenberg zu verbieten *).

Unter den Predigern, die in dieser Sache betheiligt waren und ihre Stellen darüber verlassen mußten, erblicken wir nun auch einen Mann, dem wir wohl am wenigsten einen leidenschaftlichen Widerspruchsgeist zutrauen möchten, einen Mann, der durch seine hohe

*) Orlich S. 267. 68. und Hering a. a. O. II. S. 148.

mittlung in Religionsstreitigkeiten ist es, wie wir alle wissen,
zarte Sache. Kein Friede läßt sich weniger gebieten und erzwingen
als dieser. Das zeigt die Kirchengeschichte auf jedem ihrer Blätter.
Alle Friedensmandate, Unionsmandate, Vereinigungsformeln,
verse, oder wie sie heißen mögen, waren von jeher der Zunder
neuen Streitigkeiten. Auch die beste Meinung kann hier F
griffe thun und der Unschuldige muß dann mit dem Schuldigen
den. Der große Churfürst meinte es gewiß herzlich gut mit sei
Verbote, und er that auch wohl recht dran, das ungebür
Schimpfen und die persönlichen Anzüglichkeiten zu verbieten.
dieß Verbot würde sich auch Gerhardt gewiß als ein gehorsamer
terthan gefügt haben, da das Schimpfen ohnehin seine Sache n
war. Aber die Abforderung eines schriftlichen Reverses,
unverfänglich sie auch in dieser Verbindung war, konnte für
zartes und ängstliches Gewissen ihre bedenkliche Seite haben, zu
in einer Zeit, wo das Mißtrauen der Parteien gegen einander di
die bisherigen Vorgänge so sehr gesteigert und geschärft worden r
Wie? konnte die Unterschrift eines solchen Reverses nicht auss
wie eine Verpflichtung auch da stille zu schweigen, wo man die R
heit der Lehre gefährdet sah? konnte sie nicht eine Schlinge
welche die Calvinisten den Lutheranern legen wollten? Es
dieß ja nicht das erstemal gewesen, daß eine am Hofe beliebte

logiſche Partei den Fürſten unter dem Scheine der Mäßigung zu einem ungerechten Schritt gegen die andere Partei verleitet hätte. Die Geſchichte des Kryptocalvinismus war noch in friſchem Andenken. Genug, Paul Gerhardt glaubte ſeiner Lehrfreiheit und ſeiner Gewiſſensfreiheit etwas zu vergeben, er glaubte an der göttlichen Wahrheit ſelbſt einen Verrath zu begehen, wenn er den Revers unterſchriebe. Gerhardt war, wie ſchon geſagt, kein engherziger Streittheologe, er enthielt ſich alles Gezänkes auf und unter der Kanzel, aber er war mit voller Ueberzeugung lutheriſcher Chriſt, Anhänger der augsburgiſchen Confeſſion und der übrigen ſymboliſchen Bücher, die er beim Eintritt in das geiſtliche Amt beſchworen hatte. Seine ganze Frömmigkeit wurzelte auf dieſem Stamme der lutheriſchen Orthodoxie, und es wäre traurig geweſen, wenn nicht eben dieſer Stamm, der freilich eine Menge dürrer Aeſte trieb, nicht auch noch geſunde und lebenskräftige Früchte hervorgebracht hätte, wie wir ſie eben an Gerhardt bewundern. — Um ſo ehrwürdiger erſcheint uns Gerhardts Benehmen in dieſer Sache *). — Man gab ihm, wie den Uebrigen, 8 Tage Bedenkzeit; aber Gerhardt erwiderte: „er habe ſich ſchon längſt bedacht und werde ſich wohl nicht ändern.“ — Schon früher war ſein College, der Archidiakon Reinhardt, wegen derſelben Widerſetzlichkeit entlaſſen worden. Bei dieſem aber war es, allem Anſchein nach, in der That die Streitluſt geweſen, die ihm dieſe Strafe zuzog; wie ganz anders bei Gerhardt, und doch konnte der dürre Buchſtabe des Edicts, nachdem es einmal erlaſſen war, bei ihm keine Ausnahme machen. Ein neuer Beweis wie gefährlich es iſt, dem freien Walten des Geiſtes mit dem Buchſtaben in der Hand begegnen zu wollen! Hatte nun ſchon die Abſetzung jenes Reinhardt in Berlin zu allerlei Gerede Anlaß gegeben, ſo mußte das Schickſal, das Gerhardt bevorſtand, noch eine viel tiefere Bewegung der Gemüther hervorbringen. Da zeigte ſich wieder einmal die ſchöne Seite des kirchlichen Gemeingeiſtes jener Zeit. Wenn wir leider! ſonſt haben bemerken müſſen, wie die Bürgerſchaften der Städte oft auf eine unwürdige Weiſe in die theologiſchen Zänkereien hineingezogen wurden, wie z. B. die Metz-

*) Vergl. außer Orlich a. a. O. die ſchöne Monographie von Roth, Paul Gerhardt nach ſeinem Leben und Wirken. Leipzig 829. 8.

stätigte nun auch der Magistrat selbst, dem Churfürsten ge[illegible] und machte drauf aufmerksam, wie die Entfernung dieses [illegible] „ein sonderliches Nachdenken bei Auswärtigen und Gottes [illegible] suchung erregen könne.“ — Der Churfürst hatte bisher selbst [illegible] größte Achtung gegen Gerhardt bewiesen. Er hatte von seinen [illegible] dern einige in das Märkische (reformirte) Gesangbuch (1658) a[illegible] genommen, was damals viel sagen wollte, da Gerhardt Luther[illegible] ner war; allein eine böswillige Partei suchte ihn zu bereden, d[illegible] Gerhardt gar nicht so außerordentlich fromm, vielmehr widerse[illegible] lich sei und selbst andere Personen zur Widersetzlichkeit gereizt hab[illegible] Genug, der Churfürst erklärte, „er müsse auf dem Revers aus guten Gründen bestehen, und habe Gerhardt mithin nur zwischen der Unterschrift und dem Amte zu wählen.“ Dennoch siegten die wiederholten Bittschriften von Seiten der Gewerke und des Magistrats. Den 9. Januar 1667 ließ Friedrich Wilhelm dem Magistrat durch den Oberpräsidenten Otto Freiherrn von Schwerin seinen Willen dahin erklären, „daß weil er von Paul Gerhardts Person keine Klage, außer der vernommen habe, daß er den Edicten zu subscribiren sich entzogen,“ so müsse er voraussetzen, daß Gerhardt die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe, und wolle

*) Vergl. Vorl. Bd. III. S. 296.

Digitized by Google

den Glauben bewahrt, hinfort iſt mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr geben wird an jenem Tag, der gerechte Richter, nicht allein aber mir, ſondern auch allen, die ſeine Erſcheinung lieb haben.

Siebente Vorleſung.

Innere Geſchichte des Proteſtantismus. Plumpe Polemik und Intoleranz. Unionsverſuche. Der Leipziger Convent. Das Thorner Geſpräch. Georg Calixt. Synkretiſtiſcher Streit. Caſſeler Religionsgeſpräch. Duräus. Maßnahmen des Churfürſten von Brandenburg. Paul Gerhardt und ſein Schickſal. Vermächtniß an ſeinen Sohn und Tod.

Wir haben bereits den Theil unſrer Arbeit hinter uns, der uns mit den äußern Schickſalen des Proteſtantismus in der größern 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts bekannt machen ſollte, und wir ſind jetzt im Begriff das innere Leben und die innere Geſtaltung dieſer Kirche genauer kennen zu lernen. Wenn es ein altes und wahres Sprichwort iſt, daß die Noth beten lehrt, ſo zeigen ſich uns auch hier die Zeiten der Noth und der Trübſal in mehrfacher Hinſicht als eine heilſame Schule chriſtlicher Frömmigkeit und chriſtlichen Lebens überhaupt. Aber freilich ſo unmittelbar wird die Feucht der Gerechtigkeit auch aus der Trübſal nicht gewonnen, daß ſie ohne weiteres zu Tag läge. Traurige Zeiten, wie die, die wir betrachtet haben, bringen in der Regel auch ihre bittern Früchte, und dieſe bittern Früchte haben wir zum Theil ſchon kennen gelernt in Beziehung auf Sittlichkeit und Religion. Das Leiden beſſert den Menſchen noch nicht an ſich; manchen verhärtet, verſchlechtert, verkümmert es. Nicht vergebens heißen daher in der chriſtlichen Sprache die Leiden Prüfungen, und dieſe Prüfungen gleichen dann dem Feuer, in dem ſich erſt der gute Stoff vom böſen ſcheiden, in dem er ſich als guter Stoff bewähren ſoll. In der Gluthhitze des Ofens zerſpringt auch manches edlere Gefäß, während ein anderes durch eben dieſe Hitze gehärtet und geläutert wird. Wir haben viele Laſter, Rohheiten, ja viel gottloſes Weſen kennen gelernt, das mitten im dreißigjährigen Kriege und den übrigen Religions-

kriegen zur Erſcheinung kam, aber auch manche edlere, beſſere Erſcheinung iſt an uns vorübergegangen. Wir wollen jetzt genauer nach dem Grund und Boden uns umſehen, auf dem das chriſtliche Leben wurzelt, d. h. nach dem Grunde der Lehre, nach dem Grunde des Glaubens in dieſer Zeit.

Auch hier macht ſich uns eine große Verſchiedenheit bemerklich, ſowohl rückſichtlich der geglaubten Lehren ſelbſt, als der Art, wie ſie geglaubt, gelehrt, feſtgehalten und vertheidigt wurden. Die verſchiednen Glaubensweiſen der katholiſchen, der lutheriſchen, der reformirten Kirche, ſo wie die der Arminianer, Socinianer, Mennoniten u. ſ. w. ſtehen ſcharf abgeſondert einander gegenüber und wie das Zeitalter, das wir betrachten, ein kriegeriſches Anſehn hat, ſo auch die damalige Theologie. Noch immer dauerte, wie wir bereits geſehen haben, der alte Zwieſpalt fort, nicht nur zwiſchen der katholiſchen und proteſtantiſchen, ſondern auch zwiſchen der lutheriſchen und reformirten Lehre. Der mit Krieg überzogene Boden trieb neben den guten Früchten, die er nährte, auch manche neue Dornen und Stacheln hervor, an denen ein feines frommes Herz ſich eher verwunden mußte, als daß es ſich an ihnen hätte erfriſchen und erlaben können. Schon die Männer, die wir als die Chorführer der kirchlichen Parteien im dreißigjährigen Kriege kennen gelernt haben, trugen das Ihrige nach Kräften bei, den vererbten Parteiſtreit weiter fortzupflanzen und ihn wo möglich wieder zu erhöhen. Auch die Titel der Bücher, welche ſie gegen einander ſchleuderten, trugen ein ſtreitſüchtiges Gepräge, ſo daß man wahrlich ſchon an dieſen genug hat.

Als die Jeſuiten die Proteſtanten beſchuldigt hatten, daß ſie von dem Inhalt der augsburgiſchen Confeſſion abgewichen ſeien und darauf das Recht begründen wollten, ihnen deßhalb den Frieden zu entziehen, trat Hoë von Hoënegg mit folgender Schrift hervor: „Nothwendige Vertheidigung des heiligen römiſchen Reichs evangeliſcher Kurfürſten und Stände Augapfels, nämlich der wahren, reinen, ungeänderten, Kaiſer Karl V. höchſtlöblicher Gedächtniß Anno 1530 übergebenen Augsburgiſchen Confeſſion und des auf dieſelbe gerichteten hochverpönten Religionsfriedens" (1628). Dieſe Schrift erregte vielen und heftigen Streit. Titel, wie Brillenputzer, Augenputzer, Zungenſchlitzer riefen wie-

der andere gröbere hervor wie Staarenſtecher, Kälberarzt, Kalbgeſchrei u. dgl. m.*). Die frommen und gelehrten Herrn ſchienen den Spruch ihres Meiſters ganz vergeſſen zu haben, der das böswillige Beſchimpfen des Nächſten würdig erklärt hatte des hölliſchen Feuers.

Dieß nur als ein kleines Muſter der Plumpheit, womit man ſich von beiden Seiten zu Leibe ging. Aber nicht viel beſſer machten es die Lutheraner und Reformirten gegen einander. Beiſpiele davon haben wir ſchon im 30jährigen Kriege geſehn und auch nachher wurde es nicht viel beſſer. Nicht nur verfolgten ſich auch hier die Gelehrten beider Parteien mit heftigen Streitſchriften**), ſondern auch im Volke zeigte ſich fortwährend die alte Abneigung. Ich wähle, um dieß anſchaulich zu machen, ein Beiſpiel aus unſrer Nähe***). Die Stadt Straßburg hatte ſich allmählig der lutheriſchen Confeſſion angeſchloſſen. Die Reformirten bildeten nur eine Minderheit von einigen Familien. Sie ließen ihre Prediger bis auf die neueſten Zeiten hin meiſt aus Baſel kommen. Aber mit welchen Schwierigkeiten hatten ſie zu kämpfen, um zu einem ungeſtörten Genuß ihres Cultus gelangen zu können. In der Stadt ſelbſt durften ſie keine Verſammlungen halten, ſondern nur in den benachbarten Orten Biſchweiler und Wolfisheim, die dem Grafen von Hanau gehörten. Allein als während des Kirchenbaues in Wolfisheim der Blitz in ein Haus ſchlug, ſahen die Lutheraner darin ein Zeichen des göttlichen Mißfallens, daß ſie ihren reformirten Brüdern wollten ein Gotteshaus errichten und wollten keine Baumaterialien mehr zuführen. Als die Kirche nun endlich doch zu Stande gekommen war, unterſagte der Rath von Straßburg den lutheriſchen Kutſchern, die Reformirten in ihre Kirche zu fahren und hinwiederum dem reformirten Pfarrer Kranke in der Stadt zu beſuchen, ſo daß ſich Baſel deßhalb bei dem Rathe verwenden mußte. Dem reformirten Pfarrer Merian von Baſel

*) Vergl. Bouginé, Handb. der Litterargeſch. Bd. II. S. 476. 77.

**) „Die Lutheraner freuten ſich ans Licht zu bringen, in wie vielem die Reformirten mit den Türken übereinſtimmten und wie dieſe doch noch beſſer als jene ſeien.“ Joh. von Müller allg. Geſch. III. S. 133.

***) Siehe Geſchichte der reformirten Gemeinde zu Straßburg (aus dem Kirchen- und Schulblatt. Juni- und Juliheft 834.) Straßburg 834. 8. Mehreres darüber auch im Kirchenarchiv von Baſel.

zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Wortes werden soll. Dabei soll es (er?) nun bleiben und sich nicht daran kehren, daß er nur wenig gute Tage dabei haben möchte; denn da weiß der liebe Gott schon Rath zu und kann das äußerliche Trübsal mit innerlicher Herzenslust und Freudigkeit des Geistes genugsam ersetzen. — Die heilige Theologiam studire in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten und hüte dich ja vor Synkretisten, denn die suchen das Zeitliche und sind weder Gott noch Menschen treu*). In deinem gemeinen Leben folge nicht böser Gesellschaft, sondern dem Willen und Befehl deines Gottes. Insonderheit 1) thue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben, denn es wird nichts so klein gesponnen, es kommt an die Sonne. 2) Außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du denn, daß der Zorn dich erhitzet habe, so schweige stockstille und rede nicht eher ein Wort, bis du erstlich die 10 Gebote und den christlichen Glauben bei dir ausgebetet hast. 3) Der fleischlichen sündlichen Lüste schäme dich, und wenn du dereinst zu solchen Jahren kommst, daß du heirathen kannst, so heirathe mit Gott und gutem Rath frommer, getreuer und verstän-

*) Ein allerdings hartes Urtheil, das aber in den Erfahrungen des Mannes seine Erklärung und seine Entschuldigung und somit auch wieder seine Beschränkung findet für die allgemeine Beurtheilung.

diger Leute. 4) Thue Leuten Gutes, ob ſie dir es gleich nicht zu vergelten haben; das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längſt vergolten, da er dich erſchaffen hat, da er dir ſeinen lieben Sohn geſchenket hat und da er dich in der heiligen Taufe zu ſeinem Kind und Erben auf- und angenommen hat. 5) Den Geiz fleuch als die Hölle; laß dir genügen an dem, was du mit Ehre und gutem Gewiſſen erworben haſt, ob es gleich nicht allzuviel iſt. Beſcheert dir aber der liebe Gott ein Mehreres, ſo bitte ihn, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauche des zeitlichen Gutes bewahren wolle. Summa, bete fleißig, ſtudire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beſtändig, ſo wirſt du einmal auch ſterben und von dieſer Welt ſcheiden willig, fröhlich und ſeliglich. Amen." — In einem ſolchen Sinne ſchied der fromme Paul Gerhardt ſelbſt aus der Welt. Den 7. Juni 1676 entſchlief er, wie das Lübbener Kirchenbuch bezeugt, ſanft zum himmliſchen Erwachen, nachdem er 7 Jahre zu Lübben und überhaupt 25 Jahre das geiſtliche Lehramt treu und gewiſſenhaft verwaltet hatte. — Der eigne Liederquell, den er in der frommen Bruſt trug, bot ihm nun ſelbſt in der Todesſtunde das letzte Labſal dar. Er ſoll mit den Worten aus dem 8. Vers ſeines Liedes: „Warum ſoll ich mich denn grämen" geſtorben ſein, mit den Worten:

Kann uns doch kein Feind nicht tödten,
Sondern reißt — unſern Geiſt
Aus viel tauſend Nöthen,
Schleußt das Thor der bittern Leiden,
Und macht Bahn — da man kann
Gehn zur Himmelsfreuden.

wo sie immer nur die Kriege und Schlachten erzählte, welche über unsern Erdball gingen, ohne bei den stillern Vorgängen und friedlichen Bildungen des Menschengeistes mit Liebe zu verweilen, so war es auch ein Fehler der Kirchengeschichte, daß sie gewöhnlich der theologischen Streitigkeiten und alles dessen erwähnte, was Aufsehn und auch wohl Aergerniß erregte, weniger aber darauf bedacht war, den stillen Wirkungen des Geistes nachzugehen, der sich nie unbezeugt an seiner Gemeinde gelassen hat. Man kann dicke Bände der Kirchengeschichte aufschlagen, ohne zu erfahren, wie wir zu dem herrlichen Liederschatze, wie wir zu den Gebet- und Andachtsbüchern gekommen sind, deren unsre Kirche, deren manches christliche Hauswesen bis auf diese Stunde sich freut.*). Und doch wie wichtig sind eben diese Erscheinungen in der Geschichte der Kirche Christi im Allgemeinen und der protestantischen Kirche insbesondere!

---

*) Wie dürftig ist hierin Schröckh, der sich noch obendrein entschuldigt, daß er „in der Geschichte der Theologie eines Erbauungsmittels gedenke, das man gewöhnlich nur für den großen Haufen berechne!“ Die Entschuldigung selbst nimmt eine Seite ein, die folgende handelt von den Aenderungen der alten Lieder und von den neuen seit Gellert. Ueber die eigentliche Liederperiode aber erfahren wir gar nichts. S. Schröckh, Bd. VIII. S. 142—44. Paul Gerhardts wird nur in transitu und nur in polemischer Beziehung gedacht. Ebend. S. 222.

Man pflegt gewöhnlich Spener als den Mann zu nennen, mit dem eine neue Zeit für die protestantische Kirche begonnen, der zuerst wieder die Gemüther auf das praktische Christenthum hingelenkt, zuerst wieder einen mildern frommen Geist in die Kirche eingeführt habe, und man thut daran recht. Allein man sollte bedenken, daß Spener doch schon einen empfänglichen Boden finden mußte, in den er den Samen seiner beglückenden Lehre streuen konnte und daß dieser Boden auch nicht von selbst sich urbar machte. Nächst einigen frommen Theologen, wie Arndt und Scriver, wovon wir den einen schon in der frühern Reihe von Vorlesungen kennen lernten *), den andern noch heute werden kennen lernen, waren es aber hauptsächlich die christlichen Liederdichter, welche den religiösen Lebensfunken, den die theologischen Stürme so oft auszublasen drohten, auf dem stillen Heerde der eignen Lebenserfahrungen nährten und ihn in gleichgestimmten Herzen zur lodernden Flamme entzündeten.

Es scheint mir daher nicht nur dem Zwecke dieser Vorlesungen, sondern auch dem Zwecke der heutigen Stunde ganz besonders angemessen, jetzt bei dem Vorherrschen der festlichen Stimmung dieser Tage **) bei dieser Erscheinung, auf die uns übrigens das Schicksal eines Paul Gerhardt in der letzten Stunde von selbst hingeführt hat, etwas länger zu verweilen. Wie Gerhardt seine eigne Person aus den theologischen Streitigkeiten, die ihn von Berlin wegtrieben, in die Welt der Lieder geflüchtet hat, die in seiner Brust sich ankündete; so wollen auch wir uns für einen Augenblick aus der Geschichte der Streitigkeiten wie der äußern Friedensverhandlungen heraus in diese Welt des Friedens flüchten; wobei wir es freilich nicht darauf absehen können, eine vollständige Geschichte der geistlichen Lieder zu geben, sondern uns nur begnügen werden an das Hauptsächlichste zu erinnern.

Hier drängt sich uns nun auch wieder die eigne Erscheinung entgegen, daß gerade die Zeiten des Elendes, wie sie der 30jährige Krieg über Deutschland gebracht hatte, höchst fruchtbare Zeiten waren für das innere Leben, und so auch für die deutsche Poesie sowohl im All-

*) S. Vorl. Bd. III. S. 371 ff.
**) Die Vorlesung wurde unmittelbar vor Weihnachten gehalten.

fallen in dieselbe (um der frühern Periode nicht mehr zu gedenken) Johann Heermann, Verfasser des Liedes: „O Gott du frommer Gott" — so wie des schönen Passionsgesanges: „Jesu, deine tiefe Wunden"; Johann Rist, von dem das Lied: „O Ewigkeit, du Donnerwort" und das andere: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist"; Martin Rinckart, von dem wir viele treffliche Lieder haben, unter denen ich nur das eine nenne: „Nun danket all Gott mit Herzen, Mund und Händen"; Simon Dach, Andreas Gryphius, Justus Gesenius und viele andere. Auch der als weltlicher Dichter berühmte Paul Flemming ***), seines

---

*) So sagte auch ein Zeitgenosse Gerhardts, die Schicksale des Mannes hätten ihn eher zum Schreien, als zum Singen bewegen sollen. S. Knapp, evang. Liederschatz. II. S. 851. Es läßt sich aber wohl das heidnische indignatio facit versus in ein christliches tentatio facit versus auflösen, was jedoch die Forderung Jac. 5, 13. nicht aufhebt, und wofür sich auch wieder schöne Beispiele finden.

**) Vorl. Bd. III. S. 529 ff.

***) Siehe dessen Biographie von Gustav Schwab, welcher über den religiösen Charakter des Mannes freilich ganz anders urtheilt, als Alber Knapp, der ihm, man weiß in der That nicht mit welchem Fug und Recht, vorwirft, „er habe dem Weltgeist gehuldigt" und sei „wenig in das Christenthum eingeweiht gewesen". Liederschatz S. 849.

Digitized by Google

Berufes ein Arzt, hat sich in den Herzen vieler Menschen ein schönes Denkmal gestiftet durch das Lied:

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann, und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Solls anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Flemming verfaßte dieses Lied kurz vor seiner Abreise nach Persien, wohin er sich mit der Holsteinischen Gesandtschaft begab, gleichsam im Vorgefühl der Gefahren, die seiner warteten unter einem fremden Himmelsstriche, wo er ferne von der äußern christlichen Gemeinschaft einzig gewiesen sein würde an die Stimme Christi in seinem Innern und an die kleine Gemeinde seiner Reisegesellschaft, was er in den Worten ausdrückte:

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
Zu dem er mich bestellt;
Sein Segen wird mir lassen
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen
Und Christus ist bei mir,
Der Helfer in Gefahren
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn.

Ich hab' mich ihm ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut,
Es sei heut' oder morgen,
Dafür laß' ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Noch viele andere Namen edler Liederdichter wären würdig hier genannt zu werden, wie Michael Schirmer, der unter andern das Lied verfaßt: „O heilger Geiſt kehr' bei uns ein," und Johann Frank, Verfaſſer der beiden ſchönen Lieder: „Jeſu, meine Freude!" und „Schmücke dich o liebe Seele!" Seb. Franck, der uns das Lied gab: „Hier iſt mein Herz, Herr nimm es hin;" Chriſtian Keimann, Verfaſſer des allbekannten und allbeliebten Liedes: „meinen Jeſum laß ich nicht," Ernſt Chriſtoph Homburg, von dem das Paſſionslied: „Jeſu, meines Lebens Leben, Jeſu, meines Todes Tod," Tobias Clausnitzer, dem ſo manche Chriſtengemeinde ſonntäglich das Lied nachſingt, „Liebſter Jeſu, wir ſind hier dich und dein Wort anzuhören," J. J. Schütz, Verfaſſer des Liedes:

„Sei Lob und Ehr dem höchſten Gut,
Dem Vater aller Güte,
Dem Gott, der alle Wunder thut,
Dem Gott, der mein Gemüthe
Mit ſeinem reichen Troſt erfüllt,
Dem Gott, der allen Jammer ſtillt.
Gebt unſerm Gott die Ehre" u. ſ. f.

Auch edle Frauen wetteiferten mit den Männern im Preiſe Gottes durch Aufſtellung zarter Lieder, wie eine Amalie Juliane, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolſtadt, Verfaſſerin des Liedes: „wer weiß wie nahe mir mein Ende;" eine Louiſe Henriette, Gemahlin des großen Churfürſten von Brandenburg, deren beide Lieder: „Jeſus meine Zuverſicht," und „Ich will von meiner Miſſethat mich Herr zu dir bekehren" in aller Chriſten Munde leben; Anna Sophia, Landgräfin von Heſſen und noch mehrere andere. Doch ein bloßes Namensverzeichniß kann uns ja hier nicht helfen und zu weitrer Prüfung und Würdigung all der Schätze, die ſie uns hinterlaſſen, würde die Zeit nicht hinreichen. Ehe ich zu unſerm Paul Gerhardt zurückkehre, deſſen Haupt mitten in dieſem Blüthengarten als duftende Krone hervorragt, will ich nur noch des Georg Neumark gedenken, der uns das Lied gegeben hat:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderlich erhalten

In aller Noth und Traurigkeit;
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen mir die schweren Sorgen,
Was hilft uns unser Weh und Ach,
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit" u. s. w.

und dann in der letzten Strophe:

„Sing, bet' und geh auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu
Und trau' des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Den, welcher seine Zuversicht
Auf Gott setzt, den verläßt er nicht."

Manche Lieder haben ihre eigne Geschichte, und so auch dieses. Neumark war ein Meister auf der Viola di Gamba (Kniegeige), einem Saiteninstrument, das bei uns nicht mehr in der Mode ist; er gerieth aber in große Armuth und mußte zu Hamburg, wo er lebte, seine Viola versetzen. Wider alles sein Vermuthen aber nahm ihn der schwedische Resident, Herr von Rosenkranz, zu seinem Secretär an mit 100 Thaler (schwer Geld) Besoldung. Da löste Neumark seine Viola wieder ein, und das erste Lied, das er unter Vergießung vieler Thränen auf ihr spielte, war eben dieses Lied *).

Wir kommen auf unsern Paul Gerhardt zurück. Wir haben ihn bisher als standhaften Bekenner des Lutherthums und als einen Mann kennen gelernt, der sein Vertrauen nicht wegwarf. Noch wollen wir ihn als christlichen Liederdichter genauer kennen lernen.

Gerhardt war ein fruchtbarer Sänger. Noch haben sich an 120 seiner Lieder erhalten. Des Liedes: „Befiehl du deine Wege" haben wir schon erwähnt; es hat viele Aehnlichkeit mit dem Neumark'schen, doch schreitet es noch mächtiger einher. Aber wie viele andere schöne Kernlieder haben wir noch von ihm, in denen sich

*) Franz Horn, Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit. I. S. 349.

das sich zu den Füßen Gottes und des Erlösers hinwirft, und
Erlösung und Rettung aus dem Elend schmachtet, wenn er singt:
„Ach, Herr wie lange willst du mein so ganz und gar vergessen?“
oder: „Ach will mich denn mein Gott nun gar verlassen?“ u. s.
Dann aber ist es wieder der triumphirende Glaube an Christum
Erlöser, der bald im Allgemeinen durch hohe Zuversicht und
Liebe sich ausspricht, bald wieder an die einzelnen Festmomente
Leben des Herrn sich anknüpft, seiner Ankunft im Fleisch mit
diger Erwartung entgegenschlägt, bei seiner Krippe verweilt
auf seinem Leidenswege ihn begleitet, sich mit Johannes und
Frauen unter das Kreuz stellt und dann wieder in die Siegsposaune
stößt, wo es gilt den durch Tod und Kreuz Verherrlichten zu preisen
und seines Geistes Macht. — Unter den Liedern, die das Festhalten
an Jesu überhaupt besingen, zeichnet sich vor allen das
Lied aus: „Warum sollt' ich mich denn grämen, hab' ich doch
Christum noch? wer will den mir nehmen?“ Und wer kennt denn
vollends nicht die schönen Advents-, Weihnachts-, Passions-, Oster-
und Pfingstlieder, unter denen ich nur an das eine Adventslied
erinnere: „Wie soll ich dich empfangen?“ oder an das dem heiligen
Bernhard von Clairvaux nachgebildete Passionslied: „O Haupt voll
Blut und Wunden,“ das wohl mit Recht die Krone aller Passions-

gekommen war. Geschah es auch, daß man auf dem Gespräche selbst von den Nebendingen absah und über die Hauptsachen unter gegenseitiger Liebesversicherung sich verglich, so ging doch diese Friedfertigkeit nicht über die Mauern hinaus, innerhalb welchen das Gespräch gehalten wurde. Es war kaum zu Ende, als ein neues Geschrei darüber von allen Seiten sich erhob. Die Rintler Theologen hätten die Wahrheit verrathen, schrieen die Lutheraner zuerst, und mit den Marburgern mochten auch die strengen Reformirten nicht ganz zufrieden sein. Doch zeigt sich uns in diesem ganzen Streite die merkwürdige Erscheinung, daß während in Sachen des praktischen Lebens, der Sitte, der Kirchenzucht u. s. w. die Reformirten strenger waren als die Lutheraner, sie dermalen in Glaubenssachen eher eine größere Nachgiebigkeit bewiesen; wie denn auch mit Ausnahme von Calixt, der ein Lutheraner war, die meisten Friedensversuche von der reformirten Kirche ausgingen. So verdient denn namentlich noch ein Mann erwähnt zu werden, der seiner äußern Stellung nach der strengsten reformirten Partei, der puritanischen d. h. der schottischen Kirche angehörte und der sein ganzes Leben, alle seine Zeit, seinen guten Namen, seine Ehre dran setzte, den endlichen Kirchenfrieden herbeizuführen. Dieß war der Schotte Dury (Duräus), der, mit den ansehnlichsten Empfehlungen von geistlichen und weltlichen Behörden versehen, in ganz Europa, in Schweden, Dänemark, in Polen, Siebenbürgen, Holland und namentlich auch in der Schweiz umherreiste, eine Menge Briefe wechselte, überall vielen Undank und Verdruß erndtete und dennoch bis in sein hohes Alter unermüdlich blieb. All sein Mühen aber war umsonst. Er steht vereinzelt da in seiner Zeit, ohne andere Spuren seiner Wirksamkeit hinterlassen zu haben, als die in dem Staub der Archive aufbewahrt werden *).

Wenden wir jetzt unsern Blick noch dem Fürsten Deutschlands zu, der bei weitem die wichtigste Person in der deutschprotestantischen Kirche geworden war, ich meine den Churfürsten von Brandenburg. Friedrich Wilhelm I., der große Churfürst, war der reformirten Religion zugethan, zu welcher sein Großvater Jo-

*) Auch das Kirchenarchiv von Basel hat deren in Stößen aufzuweisen. Vergl. meine Gesch. der Baslerconfession. S. 159 ff.

sie selten von den Leuten habe ohne Thränen singen sehen. Sie übten eine solche Macht auf Personen verschiedner Glaubensbekenntnisse, daß mehrere um ihretwillen sich zur lutherischen Kirche hielten (gewiß eher als um der theologischen Zänkereien willen!). Ich selbst bekenne, daß ich so sehr von ihnen ergriffen bin, daß ich täglich meine Erbauung aus ihnen halte, und so fühle ich nicht allein sondern mit mir bekennen es und werden es bekennen alle die der deutschen Zunge kundig sind; denn es ist eine ganz sonderliche Kraft der Rührung in den Gedichten dieses Theologen, die wegen ihres strengen Anschlusses an die Bibelsprache, an die Sprache des heiligen Geistes, sowie auch ihres leichten, natürlichen Flusses und Verbaues wegen nicht leicht ihres Gleichen finden." — Auf ähnliche Weise spricht sich der Herausgeber seiner Lieder, der Hofpredig

---

*) Luther trug seiner Zeit kein Bedenken, die alten Kirchenliede die er vorfand, für inspirirt zu halten. Und warum sollen wir anders urtheilen? Freilich wessen Supranaturalismus nicht über den Bibelbuchstaben hinausgeht und wessen Rationalismus keinen anderr Geist kennt, als die höchsteigene Personalvernunft, der wird dieß für Schwärmerei halten.

**) Ueber ihn Bouginé, Litterargeschichte Bd. IV. S. 59. (Bouginé nennt ihn freilich einen stolzen Pedanten und Windbeutel??) — Das Urtheil steht lateinisch bei Roth S. 82, und ebend. S. 83 das folgende von Feustking.

Digitized by Google

Lebens rede, aber ich bin Christus Diener." — Ja, die lutherischen Schullehrer des grauen Klosters trieben sogar ihr Gespött mit der reformirten Abendmahlsfeier, indem sie die dabei übliche Brotaustheilung als ein Schauspiel aufführten. — Mehrere Schriften erschienen von beiden Seiten, worin sich Lutheraner und Reformirte viele bittere Dinge sagten und auch auf den Kanzeln dauerte der Unfug fort. Der Churfürst versuchte alles mögliche den Frieden herzustellen; wobei ihm besonders sein Hofprediger Stosch behülflich war. Eine versöhnliche Predigt dieses Mannes wurde auf churfürstlichen Befehl gedruckt und unter die Leute vertheilt; aber damit wurde wenig ausgerichtet. Endlich sah sich der Churfürst zu strengern Maßregeln genöthigt. Schon der Churfürst Johann Siegmund hatte im Jahr 1614 ein Edict gegen das unaufhörliche Gezänke der Prediger erlassen, das aber ohne Frucht geblieben war. Nun schlug auch Friedrich Wilhelm den Weg der Edicte ein. Ein solches Edict vom 2. Januar 1662, das den 16. Septbr. 1664 erneuert wurde, befahl beiden Religionsparteien „sich gegenseitig aller anzüglichen Beinamen (des Nominalelenchus) zu enthalten und dem andern Theil keine ungereimten und gottlosen Behauptungen aufzubürden." Allen diesem Edict entgegenhandelnden Predigern wurde mit Entsetzung von ihrem Amte und nach Befinden mit härterer Strafe gedroht. Durch die Unterschrift eines Reverses sollte überdieß jeder Prediger sich zu Haltung dieses Gebotes verbindlich machen, und wer den Revers nicht unterschrieb, verlor sein Amt. Wirklich folgten mehrere Entsetzungen strenger Lutheraner, die nun in den sächsischen Landen ihre Anstellung suchten; denn hier hielt man mit aller Strenge auf das Lutherthum, wie denn namentlich die Wittenberger Theologen den alten Feuereifer fortwährend wach erhielten. Deßhalb hatte sich auch der Churfürst Friedrich Wilhelm genöthigt gesehen, seinen Studierenden die Universität Wittenberg zu verbieten *).

Unter den Predigern, die in dieser Sache betheiligt waren und ihre Stellen darüber verlassen mußten, erblicken wir nun auch einen Mann, dem wir wohl am wenigsten einen leidenschaftlichen Widerspruchsgeist zutrauen möchten, einen Mann, der durch seine hohe

*) Orlich S. 267. 68. und Hering a. a. O. II. S. 148.

Dank daher dem Fleiß und der Treue der Männer, welche die alten ehrwürdigen Gestalten dieser Lieder von allen spätern Umbildungen, die sie erlitten, wieder befreit, sie wieder in ursprünglicher Reinheit hergestellt und dadurch unsrer Litteratur einen wesentlichen Dienst geleistet haben *). Aber nicht nur kennen sollen wir diese Lieder, wir sollen sie auch brauchen. Und da hören wir denn den Einwand, in der alten Gestalt lassen sie sich nicht mehr durchweg gebrauchen und wenn auch der Einzelne sich manches aus ihnen aneignen könne, das unsrer Zeit fremd klingt, so könne doch nicht den Gemeinden zugemuthet werden, sich so in die damalige Sprach- und Denkweise hineinzuversetzen, daß sie ohne allen Anstoß sich dieser Lieder bedienen könne; manches sei in der That veraltet in Ausdruck, Reim und Versbau, manches wurzle auch zu sehr in der theologischen Vorstellungsweise jener Zeit und könne nicht mehr unbedingt als Ausdruck unsrer Frömmigkeit gelten. Diese Einwürfe sind oft übertrieben und durch Vorurtheile, die man schon

*) In dieser Beziehung sind besonders zu nennen die Sammlungen von Raumer, Bunsen, Stier, Knapp und der Berliner Liederschatz, obwohl nicht alle dieselben strengen Grundsätze bei der Herausgabe befolgt haben; vergl. auch Rambachs Anthologie und die Beispiele in Wackernagels Lesebuch Bd. II.

Digitized by Google

logiſche Partei den Fürſten unter dem Scheine der Mäßigung zu einem ungerechten Schritt gegen die andere Partei verleitet hätte. Die Geſchichte des Kryptocalvinismus war noch in friſchem Andenken. Genug, Paul Gerhardt glaubte ſeiner Lehrfreiheit und ſeiner Gewiſſensfreiheit etwas zu vergeben, er glaubte an der göttlichen Wahrheit ſelbſt einen Verrath zu begehen, wenn er den Revers unterſchriebe. Gerhardt war, wie ſchon geſagt, kein engherziger Streittheologe, er enthielt ſich alles Gezänkes auf und unter der Kanzel, aber er war mit voller Ueberzeugung lutheriſcher Chriſt, Anhänger der augsburgiſchen Confeſſion und der übrigen ſymboliſchen Bücher, die er beim Eintritt in das geiſtliche Amt beſchworen hatte. Seine ganze Frömmigkeit wurzelte auf dieſem Stamme der lutheriſchen Orthodoxie, und es wäre traurig geweſen, wenn nicht eben dieſer Stamm, der freilich eine Menge dürrer Aeſte trieb, nicht auch noch geſunde und lebenskräftige Früchte hervorgebracht hätte, wie wir ſie eben an Gerhardt bewundern. — Um ſo ehrwürdiger erſcheint uns Gerhardts Benehmen in dieſer Sache *). — Man gab ihm, wie den Uebrigen, 8 Tage Bedenkzeit; aber Gerhardt erwiderte: „er habe ſich ſchon längſt bedacht und werde ſich wohl nicht ändern.“ — Schon früher war ſein College, der Archidiakon Reinhardt, wegen derſelben Widerſetzlichkeit entlaſſen worden. Bei dieſem aber war es, allem Anſchein nach, in der That die Streitluſt geweſen, die ihm dieſe Strafe zuzog; wie ganz anders bei Gerhardt, und doch konnte der dürre Buchſtabe des Edicts, nachdem es einmal erlaſſen war, bei ihm keine Ausnahme machen. Ein neuer Beweis wie gefährlich es iſt, dem freien Walten des Geiſtes mit dem Buchſtaben in der Hand begegnen zu wollen! Hatte nun ſchon die Abſetzung jenes Reinhardt in Berlin zu allerlei Gerede Anlaß gegeben, ſo mußte das Schickſal, das Gerhardt bevorſtand, noch eine viel tiefere Bewegung der Gemüther hervorbringen. Da zeigte ſich wieder einmal die ſchöne Seite des kirchlichen Gemeingeiſtes jener Zeit. Wenn wir leider! ſonſt haben bemerken müſſen, wie die Bürgerſchaften der Städte oft auf eine unwürdige Weiſe in die theologiſchen Zänkereien hineingezogen wurden, wie z. B. die Metz-

*) Vergl. außer Orlich a. a. O. die ſchöne Monographie von Roth, Paul Gerhardt nach ſeinem Leben und Wirken. Leipzig 829. 8.

ger mit dem Schlachtbeil den theologiſchen Beweiſen nachzuhelfen ſuchten *), wie aufgeregte Volksmaſſen an verdienten Männern ſich vergriffen und ſie mißhandelten, ſo iſt es hier doppelt rührend zu ſehen, wie die ſämmtlichen Gewerke des volksreichen Berlin ſich vereinigten, um einen Mann ſich zu erhalten, der ihnen das Wort des Lebens mit freudigem Aufthun ſeines Mundes verkündet hatte. So verfaßten denn ſämmtliche Bevollmächtigte der Bürgerſchaft und die bevollmächtigten Gewerke der Tuchmacher, Schuſter, Bäcker, Schlächter, Schneider und Zinngießer (wozu ſpäter auch noch die Tiſchler, die Meſſer-, Waffen- und Kupferſchmiede ſich geſellten) eine Bittſchrift an den Magiſtrat, in der ſie bezeugten, daß der Prediger Gerhardt niemals wider den Glauben und die Glaubensgenoſſen des Churfürſten geredet, geſchweige ſie geſchmähet, ſondern Alle und jede zum wahren Chriſtenthum geführet und keine Seele mit Worten und Werken angegriffen habe. — Dieſes Zeugniß beſtätigte nun auch der Magiſtrat ſelbſt, dem Churfürſten gegenüber, und machte drauf aufmerkſam, wie die Entfernung dieſes Mannes „ein ſonderliches Nachdenken bei Auswärtigen und Gottes Heimſuchung erregen könne." — Der Churfürſt hatte bisher ſelbſt die größte Achtung gegen Gerhardt bewieſen. Er hatte von ſeinen Liedern einige in das Märkiſche (reformirte) Geſangbuch (1658) aufgenommen, was damals viel ſagen wollte, da Gerhardt Lutheraner war; allein eine böswillige Partei ſuchte ihn zu bereden, daß Gerhardt gar nicht ſo außerordentlich fromm, vielmehr widerſetzlich ſei und ſelbſt andere Perſonen zur Widerſetzlichkeit gereizt habe. Genug, der Churfürſt erklärte, „er müſſe auf dem Revers aus guten Gründen beſtehen, und habe Gerhardt mithin nur zwiſchen der Unterſchrift und dem Amte zu wählen." Dennoch ſiegten die wiederholten Bittſchriften von Seiten der Gewerke und des Magiſtrats. Den 9. Januar 1667 ließ Friedrich Wilhelm dem Magiſtrat durch den Oberpräſidenten Otto Freiherrn von Schwerin ſeinen Willen dahin erklären, „daß weil er von Paul Gerhardts Perſon keine Klage, außer der vernommen habe, daß er den Edicten zu ſubſcribiren ſich entzogen," ſo müſſe er vorausſetzen, daß Gerhardt die Meinung der Edicte nicht recht begriffen habe, und wolle

*) Vergl. Vorl. Bd. III. S. 296.

seines Ursprungs und der ersten gesunden Blüthe seines Wuchses, als an einem bessern Reime oder an einem schön- und matten Verse. Keine Christengemeinde kommt zusammen, sich in Poesie zu üben, sondern Gott zu dienen, sich selbst zu ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen, geistlichen und lieblichen Liedern und dem Herrn zu singen in ihrem Herzen. Und dazu sind offenbar die alten Lieder viel tauglicher, als die neu veränderten oder gar viele der neuen: ich nehme dabei alle gesunden Herzen und Gewissen zu Zeugen. In den Gesängen Luthers, seiner Mitgehülfen und Nachfolger (so lange man noch ächte Kirchenlieder machen und nicht schöne Poesie dichten wollte) welche Seele, welche ganze Brust ist in ihnen! Aus dem Herzen entsprungen, gehen sie zu Herzen, erheben dasselbe, trösten, lehren, unterrichten, daß man sich immer im Lande der geglaubten Wahrheit, in Gottes Gemeine, in freiem Raum außer seiner alltäglichen Denkart und geschäftigen Nichtsthuerei fühlt. Eins geworden mit vielen Andern, die Ein Anliegen mit uns vor Gottes Thron treibt und Einerlei Bekenntniß, Eine Hoffnung, Ein Trost beseelet, fühlt man sich wie in einem Strome zur andern Welt hin, fühlt, was es sei: „ich glaube eine christliche Kirche und ein ewiges Leben." — Es ist (sagt Herder weiter) in diesen Liedern die wahre Stimme der Einsamkeit und Gebetsstille aus dem Kämmerlein, wie sie Christus will, und man sieht aus jeder Zeile, daß nur die selbstgefühlte Noth, das eigen gehabte Anliegen den Verfasser des Liedes also beten lehrt. Solche Lieder gehen ins bedrängte Herz ... So mancher müde Pilger der Erde hat sich oft an diesen Gesängen, als an der Stimme Gottes und treuer Zeugen der Vorwelt erquicket; sie sind ihm im Gedächtnisse, im Herz und Sinn gegenwärtig und kommen ihm in der Stunde der Kümmerniß gern mit der Zeile, in dem Zuge wieder, der jetzt seiner Seele am meisten noth ist. — Sollte es nicht hart heißen, Gesänge der Art zu verändern, d. i. lebendige Theile aus dem Gedächtnisse und der Seele so vieler guter Menschen wegschneiden? Es thut uns weh, weltliche Bücher, die wir früher gelesen, die mit uns aufwuchsen, in neuen Auflagen verändert zu sehen ... weit weher thut es uns, wenn diese Veränderungen uns kindliche erste Eindrücke der Religion rauben. Da fühlen wir mit Macht: „Gut muß immer gut, Gold immer Gold bleiben."

tischen Mystik, wie er uns in Arndts wahrem Christenthum begegnet. Müller war selbst wie dieser und wie Paul Gerhardt ein geprüfter Mann und gestand in seinem Leben nicht einen recht fröhlichen Tag gehabt zu haben. Und doch hieß sein Wahlspruch: „immer fröhlich!" Viele ehrten ihn als eine Säule der Kirche. Er starb im September 1675.

Noch verbreiteter als Müllers Schriften sind die von Christian Scriver †). Zu Rendsburg im Holsteinischen geboren (den 2. Januar 1629) hatte schon der zarte Knabe Gelegen

---

*) Geboren 1608 zu Demmin in Vorpommern, wurde Archidiakon an der Jakobskirche zu Rostock und wegen seiner Meinung, daß Christus im Grabe kein wahrer Mensch geblieben, seines Amtes entsetzt und aus dem Lande vertrieben. Er ward jedoch Generalsuperintendent zu Wolfenbüttel und Abt zu Riddagshausen, wo er 1655 starb. Er war der Lehrer der beiden folgenden: Müller und Scriver. Ein frommer Mann, dessen Wahlspruch war: „ich will lieber ein Seele selig, als hundert gelehrt machen." Er leitete alle aus der Güte Gottes her und war ein erbaulicher Prediger. Sieh Bouginé II. S. 486. und Arnold Kirchen- und Ketzerhistorie II. XVII 5. §. 21.

**) Müllers Lieder sind enthalten in der „Seelenmusik" und in der „Kreuzschule."

***) Vergl. Rußwurm in der Vorrede zu der von ihm besorgten Herausgabe der „Erquickstunden." Reutlingen 826.

†) Siehe dessen kurze Biographie v. J. Christmann. Nürnb. 829. 12.

heit, die Hand der über ihm waltenden Vorsehung in den Führungen seines Lebens zu erkennen *). Er verlor seinen leiblichen Vater sehr frühe und auch schon in seinem 7. Jahre den Stiefvater. Demnach sorgte die Mutter allein für des Knaben Erziehung. Diese ward ihr in den betrübten Zeiten des 30jährigen Krieges äußerst schwer; denn dieser Krieg hatte auch sein väterliches Vermögen geraubt, und der Kinder hatte sie mehrere. Treue Lehrer nahmen sich jedoch des Knaben an, und ein begüterter Kaufmann in Lübeck, seiner Großmutter Bruder, faßte den Entschluß ihn studiren zu lassen. „Mein Sohn, so sprach der redliche Alte zu ihm, fürchte Gott, bete und studire fleißig, sei deiner Mutter und deinen Präceptoren gehorsam, ich will für dich sorgen, daß du Gott und mir einmal danken sollst, wenn ich im Grabe liege." Das Alles ging in Erfüllung. Der edle Thomas Hebber (so hieß der Kaufmann) gedachte seines Großneffen auch in seinem Testamente, und von da an war Scriver der drückendsten zeitlichen Sorgen überhoben, da er späterhin als Informator einer vornehmen Familie in Lübeck sich seinen Unterhalt selbst verdienen konnte. Im October 1647 bezog Scriver die Universität Rostock, wo unter verschiedenen Lehrern besonders der schon genannte Joachim Lütkemann wohlthätig auf ihn wirkte, den er sich auch zu seinem Beichtvater erwählt hatte.

Scriver wurde in der Folge als Prediger nach Stendal, wo er auch heirathete, und 14 Jahre drauf als Prediger nach Magdeburg berufen und mit mehreren geistlichen Ehrenämtern geschmückt. Sein Ruf verbreitete sich bald überall hin und er erhielt Einladungen nach Halberstadt und nach Berlin, die er beide ausschlug. Besonders ehrenhaft war für ihn der Antrag, den ihm die Königl. Erbprinzessin von Dänemark

*) Ja, schon vor seiner Geburt hatte sich seine Mutter eines ihrer ältern Kinder wegen, das in einen Teich gefallen war, nicht nur einem Schrecken, sondern auch, da sie selbst in den Teich sprang, um das Kind zu retten, der größten Lebensgefahr ausgesetzt, bis sie selbst, sammt dem Kinde, von ihrer Schwiegermutter herausgezogen wurde. — Im 5. Jahr stürzte der Knabe zu Rendsburg in einen tiefen Mühlgraben und wurde von dem Strome fortgerissen, bis ihn eine Frau rettete. Der Biograph (Christmann) erinnert an die Aehnlichkeit mit Moses. Näher scheint uns die Vergleichung mit Arndt zu liegen, der ein ähnliches Schicksal erlebte, vergl. Vorl. Bd. III. S. 372.

nigin, auf den jetzt mancher in seiner eingebildeten Bildung mit geringschätzigem Lächeln herabsieht!

Scriver wurde durch diese entschiedne Antwort in große Unruhe versetzt. Auf der einen Seite erkannte er das Dringende der Einladung, das sich ihm als einen göttlichen Ruf darstellte, auf der andern hielt ihn die Liebe zu seiner Gemeinde mit fast unüberwindlicher Banden fest. Er berieth sich bei drei angesehenen Theologen, unter andern auch bei Spener. Dieser rieth ihm, den Ruf anzunehmen; die beiden Anderen aber stimmten dahin, daß er mit gutem Gewissen bleiben könne. Scriver folgte den Letztern und blieb so noch 10 Jahre in Magdeburg. Dennoch beschloß er hier seine Tage nicht. Als er schon sein 61stes Jahr zurückgelegt hatte, wurde er, vorzüglich auf Speners Empfehlung hin, von der Herzogin zu Sachsen, Anna Dorothea, zu ihrem Oberhofprediger und Beichtvater nach Quedlinburg berufen, und dießmal nahm er (freilich im Widerspruch mit seinem frühern Verhalten gegen die Königin von Schweden) den Ruf an. Er fing jedoch bald an zu kränkeln, wurde zu Ende des Jahres 1692 von einem Schlagflusse getroffen und starb den 5. April 1693 in einem Alter von etwas mehr als 64 Jahren. Scriver war 4 mal verheirathet gewesen und auch seine 4te Ehe war vor seinem

Digitized by Google

ttholds zufällige Andachten, zuerst erschienen im
hr 1671 und dann öfter wieder aufgelegt*). Daß der Ver-
er die Schrift, nachdem er eben aus einer schweren Krank-
genesen war, der Heiligen Dreieinigkeit in einer förmlichen
ication dueignete, kann für unsern Geschmack etwas Auf-
ges haben, so wie auch manche einzelne Gedanken und Aus-
ke im Buche selbst. Aber im Ganzen dürfen wir dasselbe
Recht unter die wahrhaft poetischen Erscheinungen auf
Gebiete der Prosa rechnen. Das Buch enthält 400 kleine
hichtchen, die wir meistentheils als Parabeln, als Natur-
ien oder Naturpredigten bezeichnen könnten, indem der Ver-
r an die einfachsten Erscheinungen der Natur und des täg-
n Lebens nicht nur sittliche Belehrungen anzuknüpfen, son-
diese Erscheinungen selbst in ihrer poetischen Tiefe zu fassen
den gesunden Lebenskern herauszuholen versteht. Er spricht

) Es kam mir der Gedanke, ob es nicht zweckmäßig wäre, statt
her anderer Traktätlein eine Auswahl von diesen Andachten zum
auch des Volkes erscheinen zu lassen. Seither habe ich durch das
aturblatt des Morgenblattes vernommen, daß dieß wirklich geschehn
Bremen 837.), doch habe ich das Büchlein nicht zu Gesichte be-
en. Von Erscheinungen neuerer Zeit lassen sich Krummachers Pa-
und Steigers kleine Wochenpredigten, sowie dessen „Ruinen alt-
zerischer Frömmigkeit" (St. Gallen 1839.) am füglichsten mit die-
ottholdschen Andachten vergleichen.

Digitized by Google

Lehren, Unterricht, Troſt, Ermahnungen und Warnungen vorſtellen?" —

Wie ſehr nun Scriver es verſtand, dieſe Symbole der Natur und des Menſchenlebens zu deuten, davon zum Schluß nur noch wenige Beiſpiele.

Die Kirchthürme*). Gotthold ſah in einer guten Stadt die Kirchthürme bis an die Wolken ragen und verwunderte ſich über den großen Fleiß und Koſten der Alten, ſo ſie auf ſolche Gebäude gewandt, welche doch, ſoviel er erachten könne, zu nichts als übrigem Prachte und äußerlichem Anſehen dienten: doch, ſprach er, kann ich die Hoffnung haben, daß die Alten hiemit als mit einem großen aufgereckten Finger an einer jeden Kirchen uns haben den Himmel zeigen und andeuten wollen, daß die Lehre, ſo in derſelben gepredigt würde, der Weg zum Himmel wäre, und wir demnach, ſo oft wir einen ſolchen Thurm anſehen, gedenken ſollen, daß wir hie keine bleibende Statt haben, ſondern die zukünftige im Himmel ſuchen müſſen.

Das ſpielende Kind**). Ein kleines Kind lief in der Stuben umher und machte ihm viel Spielen und kindlicher Luſt. Sein Geld waren Scherben, ſein Haus etliche Klötzlein, ſein Pferd ein Stecken, ſeine Tractamenten ein Apfel, ſein Sohn eine Puppe und ſofortan. Der Vater ſaß am Tiſch, hatte wichtige Sachen vor, die er verzeichnete

*) Centur. I S. 14.
**) Ibid. S. 23.

Digitized by Google

und in gute Richtigkeit brachte, damit ſie dermaleins eben dieſen Spielvögeln nutzen möchten, zu welchem das Kind oft hinanliefe, viel kindliche Fragen thäte und viel zu Beförderung ſeines Spiels begehrte. Der Vater beantwortete das Wenigſte, fuhr indeſſen in ſeiner Arbeit fort und hatte doch immer ein wachendes Auge auf das Kind, damit es nicht gefährlich fallen und Schaden nehmen möchte. — Gotthold ſah ſolches und gedachte: „das iſt eine artige Abbildung der väterlichen Vorſorge Gottes: Wir alte Kinder laufen in der Welt umher und ſpielen oft thörichter als die Kinder; wir ſammeln und zerſtreuen, wir bauen und brechen, wir pflanzen und reißen aus, wir reiten und fahren, wir eſſen und trinken, wir ſingen und ſpielen und meinen wir thun große Dinge, die Gott ſonderlich in Obacht nehmen müſſe. Indeſſen ſitzt der allwiſſende Gott und ſchreibet unſere Tage auf ſein Buch. Er ordnet und ſchaffet, was wir vor oder hernach thun, er richtet alles zu unſerm Beſten und unſrer Seligkeit und hat dabei ſtets ein wachendes Auge auf uns und unſer Kinderſpiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen."

Die Ruderknechte *). Gotthold ſah etliche Schiffleute in ein Boot treten, um über einen Fluß zu ſetzen, da denn ihrer zween ſich an die Ruder machten und nach gewohnter Art den Rücken nach dem Ufer wandten, da ſie hingedachten. Einer aber blieb am Steuer ſtehen und hatte das Angeſicht auf den Ort, da ſie anländen wollten, unverwandt gerichtet, und alſo ſchifften ſie geſchwind dahin. Sehet hin, ſprach er zu denen, die um ihn waren, eine gute Erinnerung von unſerer Arbeit und Geſchäften. Dieß Leben iſt ein ſchneller und gewaltiger Strom, der von Zeit zu Zeit in das Meer der Ewigkeit verfleußt und nicht wiederkehret. Auf dieſem Strom hat ein Jedweder das Schifflein ſeines Berufs, welches mit den Rudern fleißiger Arbeit fortgebracht wird. Da ſollen wir nun, wie dieſe Leute, den Rücken dem Zukünftigen zuwenden und in gutem Vertrauen zu Gott, der am Ruder ſteht und das Schifflein dahin kräftiglich lenket, wo es uns nütz und ſelig iſt, nur fleißig arbeiten und im Uebrigen unbekümmert ſein. Wir würden lachen, wenn wir ſehen würden dieſe Leute ſich umwenden, mit Vorgeben ſie könnten ſo blindlings nicht fahren, ſie müßten auch ſehen wo ſie hinkämen. Was iſt's denn für eine Thorheit, daß wir alles Zukünftige und was vorhanden iſt mit unſern Sorgen und Gedanken wollen erreichen? Laſſet uns rudern und arbeiten und beten, Gott aber laſſet ſteuern, geſegnen und regieren.

Die Röthe **). Es ward einem jungen Mädchen in Beiſein Gottholds ein Verweis gegeben; darüber daſſelbe ganz erröthete und mit thränenden Augen ſich in einen Winkel ſetzte. Dazu ſagte Gotthold:

*) Cent. II. S. 202.
**) Ibid. S. 293.

Der Seidenwurm *). Als Gotthold einen Knab' in einer Schachtel mit Maulbeerblättern speisete, welche er sahe, gedachte er bei sich selbst: „so ists denn ein Wurm und Raupe, der den Menschenkindern zur Ueppigkeit und Pracht bedienet ist. Ich wollte wünschen, daß niemals ein Seidengewand verkauft oder angelegt würde, ehe man einen solchen Wurm vorgezeiget und in Betrachtung genommen, ob etwa der Mensch bedenken wollte wie albern es ist, da ein Wurm mit des andern Gespinn prange, da doch endlich er und seine Pracht von Würmern muß gefressen werden" (worauf er dann ermahnt, sich mit der weißen schönen Seide der Gerechtigkeit unsers Herrn Jesu zu kleiden —).

Der süße Wein **). Gottholden hatte ein wohlthätiges Herz einen Trunk süßen Weines gesandt. Als nun sein Söhnlein nach Kinder Art denselben auch gern kosten wollte und er ihm ein Weniges in sein Becherlein schenkte und zu trinken darreichte, fragte er: wie schmeckt das? Das Kind antwortete: süße. Er fuhr fort: wie süße? Das Knäblein antwortete: süße süße. Gotthold lachte und sagte: so weißt du denn nichts andres zu sagen, als daß es süße sei! Ach mein Gott! fuhr er fort bei ihm selbst, wie süß ist deine Gnade, wie lieblich sind die Tropfen deiner Güte. Ich fühle und schmeck' es im Geist und Glau-

*) Cent. II. S. 325.
**) Ibid. S. 363.
***) Ibid. S. 406.

Digitized by Google

ben. Sollte mich aber einer fragen: wie süß deine Liebe und wie schmackhaft deine Gnade sei? so weiß ich eben so wenig als dies Kind es zu sagen. Süße, süße ist deine Güte, wie aber süß, das lässet sich besser erfahren als sagen.

Endlich mögen auch noch folgende Stellen aus dem Seelenschatze *) uns einen Beweis geben von Scrivers frommer, erhabener Weltansicht: „Die Welt (sagt er) ist ein herrliches Gebäu voll allerlei Gaben und Gütern, sie ist ein Meisterstück des großen Gottes, darin seine Majestät, Weisheit, Macht und Güte leuchtet; allein sie muß der Seele weichen, von welcher ein alter Lehrer wohl sagt: sie habe mehr Göttliches in sich als die ganze Welt. Ein Haus, das herrlich und künstlich gebaut, mit allerlei kostbarem Hausgeräth, schönen Schildereien und sonderlichen Bequemlichkeiten versehen, das zeuget zwar von dem Reichthum und der Herrlichkeit seines Herrn. Allein der selbst achtet doch ein wohlgestaltetes und mit allerlei schönen Gaben Leibes und Gemüthes geziertes Kind viel höher als das ganze Haus. Was ist ein Haus gegen einem Kind? und was die Welt gegen die Seele?“ —

„So haltet euch nun (sagt er an einem andern Orte) **), ihr gläubigen Seelen! von Herzen für Gottes Kinder, haltet Euch für Gottes Augapfel und Eigenthum, haltet euch für Erben Gottes und Miterben Jesu Christi, haltet euch selbst in Christo hoch, theuer und werth. Haltet euch für Perlen und Diamanten, für Saphiren und Rubinen, für Lilien und Rosen, ja für Sonnen und Sternen des Himmels. Was diese Dinge in der Welt sind, das seid ihr im Himmel.“

*) Thl. I. S. 4 ff.
**) Thl. I. S. 339.

zehren, an deſſen mannigfachen Schönheiten wir uns noch immer erfreuen, in deſſen Schatten wir uns noch immer lagern dürfen in der Hitze des Tages.

Unſer Weg führt uns jedoch noch einmal über die ſandige Fläche, über welche der Gluthwind entzündeter Leidenſchaft daher fährt, ehe wir abermals bei den mildern Pflanzungen des chriſtlichen Sinnes uns niederlaſſen und ſeiner Segnungen uns freuen dürfen.

Die ſogenannten ſynkretiſtiſchen Streitigkeiten, die wir in der vorletzten Stunde kennen gelernt haben, dauerten ja noch immer fort. Als Georg Calixt, von ſeinen Gegnern noch immer angefeindet, endlich geſtorben war (im Jahr 1656), trug ſich der Haß auf ſeinen Sohn Friedrich Ulrich Calixt über. Dieſer ſuchte das Andenken ſeines Vaters von der Schmach zu retten, womit die Verfolger noch deſſen Aſche überhäuften. Kaum aber hatte er ſich in Schriften darüber ausgeſprochen, als auch ſogleich die gröbſten Ausfälle auf ihn gethan wurden. Keine Schimpfwörter waren den Gegnern zu ſtark, als daß ſie ſie nicht von der Gaſſe aufgegriffen und gegen Calixt geſchleudert hätten. An der Spitze dieſer groben Eiferer ſtand ein Aegidius Strauch, der ſeine ganze Phantaſie

Digitized by Google

erschöpfte in Erfindung schmähsüchtiger Bilder, unter denen er seinen Gegner darstellte. Er nannte ihn bald einen Esel, bald eine Schmeißfliege, bald einen Schnarchhansen, bald den Rattenkönig der Philister, bald den Teufel selbst *). Er verläumdete ihn aufs Aergste, indem er ihn sogar unsittlicher Handlungen bezüchtigte, so daß Calixt sich genöthigt sah, bei dem weltlichen Richter Recht zu suchen und ihn als Verläumder zu verklagen **). Um sich nun an Calixt zu rächen, führte im October 1676 die studierende Jugend zu Wittenberg unter dem Rector Deutschmann ein gar erbauliches Schauspiel auf, welches dem Sieg der orthodoxen Lehre gelten sollte und worin Calixt als ein feuriger Drache mit Hörnern und Klauen auf die Bühne gebracht wurde. Wohl mit Recht sagt der fromme Gottfried Arnold in Beziehung auf solche Dinge: „So ernsthaftig als man sich sonst in Schriften anstellte, so lüderlich brachen bisweilen die Parteien gegen einander aus, daß alle angemaßte theologische Gravität auf einmal oft verschüttet wurde ***)."

Aber in der That, so sehr dergleichen Vorfälle durch ihre Plumpheit ins Komische herabsinken, so sehr haben sie wieder ihre ernste Seite, indem sie uns in einem grellen Spiegel zeigen, wohin sich der dogmatische Eifer verirren könne, wenn er losgetrennt — ich will nicht einmal sagen von der christlichen — nur von der allgemeinen Liebe, losgetrennt von dem rein menschlichen Billigkeits- und Anständigkeitsgefühl, das wir auch dem Gegner schuldig sind, ins Blinde hinein tobt und wüthet. Dahin führt aber die einseitige Ueberschätzung der Glaubenswissenschaft, gegenüber der Glaubenstreue und der Glaubensinnigkeit. Diese ist nie von der Liebe getrennt, sondern vielmehr eins mit ihr; jene aber hat nur schon

*) S. Planck Geschichte der protestantischen Theologie, S. 140 ff.

**) Strauch hatte nämlich den Calixt beschuldigt, er habe sich bei seinen Reisen in Frankreich und Italien in tabernis vinariis atque fornicibus herumgetrieben. Das letztere Wort nahm Calixt in seiner bekannten Bedeutung, in der es auch wahrscheinlich Strauch in seinem ersten Zorne niedergeschrieben hatte. Hinterher aber suchte dieser dem Worte die mildere Bedeutung von caupona zu sichern. Es wurden darüber Responsa von allen möglichen Facultäten eingeholt und weitläufige philologische Untersuchungen über die Bedeutung des Wortes fornix angestellt. So zog doch noch wenigstens die philologische Wissenschaft aus der theologischen Gehässigkeit einen kleinen Gewinn!

***) Arnold Kirchen- und Ketzerhistorie Thl. II. B. XVII. c. 11. §. 10.

söhnen, die Glaubenslehre wieder auf ihre einfachen und urſprünglichen Elemente zurückzuführen, das evangeliſch proteſtantiſche Princip wieder in ſein altes Recht einzuſetzen, überhaupt eine glaubenskräftige, aus dem göttlichen Geiſte geborene Zeit heraufzuführen ſich bemühte. Dieſer Reformator, der es noch in einem umfaſſendern und tiefern Sinne wurde als Calixt, war kein andrer, als Jakob Philipp Spener.

Wenn Calixt mit einem redlichen aufrichtigen Sinne nach der Gabe, die er empfangen hatte, den Kirchenfrieden dadurch zu bewerkſtelligen ſuchte, daß er von den Nebendingen abſah und allein die Hauptſache des Chriſtenthums feſtgehalten wiſſen wollte, ſo ſtimmte ſeine Tendenz im Allgemeinen mit der Speners überein. Allein in der Art, wie beide ihren Zweck zu erreichen ſuchten und wie ſie die Hauptſache des Chriſtenthums ſelbſt beſtimmten, zeigt ſich uns eine auffallende Verſchiedenheit, eine Verſchiedenheit, wie ſie ſich auch ſchon zwiſchen andern Reformatoren der frühern Zeit gezeigt hat. Calixt gehörte mehr zu den ruhig verſtändigen, reflectirenden Naturen, die von dem Verſtande, von der Combination und der Wiſſenſchaft aus auf das Leben zu wirken ſich vornehmen

---

*) Planck a. a. O. S. 144.

Digitized by Google

lieder, ja die rechte Paſſionsblume im Garten der geiſtlichen Dichtung genannt werden darf, geſchweige der übrigen zarten, rührenden und meiſt auch äußerlich gelungenen, ſang- und klangreichen Lieder des großen Meiſters *). Giebt es doch wohl überhaupt keine fromme Stimmung der ganzen Chriſtengemeinde und keine des einzelnen Chriſten in den verſchiednen Lagen des Lebens, die nicht in ihrem Paul Gerhardt den Ton fände, der ihr entſpricht. Und warum wohl? Weil Paul Gerhardt nicht allein die Gabe der Dichtung beſaß als eine angeborne, durch Kunſt und Uebung veredelte Naturgabe; ſondern weil ſie mit ſeinem chriſtlichen Leben, mit ſeiner chriſtlichen Geſinnung und mit ſeiner chriſtlichen Erfahrung eins geworden war, ſich ganz und gar in ſeine Perſon verwandelt hatte. Was wir ſeiner Zeit bei Luthers Bibelüberſetzung erkannt haben, daß ſie eben auch nicht ein bloßes Werk der wiſſenſchaftlichen Berechnung, ſondern gewiſſermaßen eine Uebertragung des bibliſchen Geiſtes in die deutſche Sprache war, das gilt auch von den Liedern Gerhardts und vieler ſeiner Zeitgenoſſen. Ich kann hier nur das unterſchreiben, was ein feiner und ſinniger Kunſtkenner neulich über dieſe Lieder geſagt hat, daß in ihnen die chriſtlichen Stimmungen „in einer wahrhaft klaſſiſchen Volks- und Bibelſprache vorgetragen ſeien, welche gegen das damalige Gemengſel deutſcher und fremder Wörter und gegen die Schwerfälligkeit weltlicher (ja ich ſetze hinzu auch theologiſcher) Darſtellungsweiſe rühmlichſt abſticht und von dem hohen äſthetiſchen Charakter, welchen die reine Gottesfurcht und ächte Sittlichkeit nie verleugnen, unzweideutige Kunde giebt **)." Es gilt in einem gewiſſen Sinne von dem Trachten nach ſchönem kunſtreichem Ausdruck, was der Erlöſer von dem Trachten nach irdiſchen Dingen überhaupt ſagt: „Trachtet am Erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch das Uebrige von ſelbſt zufallen." So gilt es von dieſen Liedern. Die Kraft, die Würde, die Schönheit des Ausdrucks ſtellt ſich mit dem Gefühl und Gedanken von ſelbſt ein. Da braucht es

*) Bei der Leichtigkeit, womit ſich Jeder die Paul Gerhardtſchen Lieder verſchaffen kann, wäre es überflüſſig, die einzelnen Beiſpiele vollſtändig abdrucken zu laſſen. In der Vorleſung wurde das Adventslied mitgetheilt.

**) (Grüneiſen), die Geſangbuchsreform (deutſche Vierteljahresſchrift 1. Jahrg. S. 31.)

Fundament seiner Lehre aufstellte! — Spener hielt so gut an Calixt an dem apostolischen Symbolum und an der historischen Grundlage des Christenthums überhaupt, aber er sah wohl ein, daß damit noch nicht gründlich geholfen sei. Mit diesem äußern historischen Glauben und Annehmen gewisser Thatsachen konnte er sich nicht begnügen. Ein solcher Glaube konnte selbst wieder ein todter Glaube, eine bloße Form werden. — Spener schlug also einen andern Weg ein. Er stieg wie einst Luther, ja wie einst der Apostel Paulus selbst, wieder hinunter in die Tiefen des menschlichen Bewußtseins, in jene geheimnißvollen Tiefen des Herzens, wo die Gedanken sich unter einander anklagen und entschuldigen. Aus diesem innern Quellpunkt des religiösen Lebens, wie er durch das Licht der christlichen Offenbarung erleuchtet und erhellt wird, führte er wieder den lebendigen Glauben herauf, der im Gefühl der eignen Rathlosigkeit, im reuigen Bewußtsein der eignen Sündhaftigkeit an den Erlöser sich anschließt und in der Versöhnung mit Gott erst den rechten Frieden und die rechte Kraft findet zur Heiligung und zur gründlichen Lebensbesserung und Lebenserneuerung. Von der Wiedergeburt des Einzelnen, im ächten alten apostolischen Sinne, erwartete Spener die Wiedergeburt der Kirche und mit ihr auch

Digitized by Google

den Frieden derſelben. Daſſelbe proteſtantiſche Princip, das Luther als ein lebendiges aufgeſtellt hatte, das aber im Lauf der Zeiten freilich zu einem ſtarren unfruchtbaren Dogma war verhärtet worden, ſuchte er jetzt wieder auf dem Wege einer innern Herzensbildung zu erweichen, die todte Maſſe wieder in Fluß zu ſetzen und damit alle Verhältniſſe zu durchdringen. Was ſo viele fromme Männer, wie ein Arndt, Valentin Andreä, u. a. vor ihm angedeutet hatten, was die geiſtlichen Liederdichter nur in der Poeſie ausdrückten, was auch einzelne Prediger und Erbauungsſchriftſteller, wie Müller und Scriver, fortwährend ihren Zuhörern und Leſern ans Herz legten, das ſuchte er jetzt in einem umfaſſendern Sinne, beherrſcht von der Klarheit des Gedankens die ihm eigen war und mit rechter Milde und Entſchiedenheit des Sinnes zum Gemeingut der Chriſtenheit zu machen. Nicht klöſterlich wollte er ſich aus der Welt zurückziehn, auch nicht eine beſondere Secte ſtiften, ſondern auf alle Gebiete der Chriſtenheit, auf Schule, Leben, Kirche wollte er belebend einwirken als ein beſcheidenes Werkzeug in der Hand ſeines Gottes.

Doch, es iſt Zeit, daß wir uns mit der Perſönlichkeit dieſes Mannes genauer bekannt machen.

Philipp Jakob Spener iſt geboren nicht gar weit von unſrer Vaterſtadt, zu Rappoldsweiler im obern Elſaß (zwiſchen Colmar und Schletſtadt) den 13. Januar 1635, zu der Zeit als eben die Stürme des 30jährigen Krieges auch über jene Gegenden ſich auszubreiten anfingen. Sein Vater war ein geborner Straßburger, Rath und Regiſtrator des regierenden Grafen von Rappolſtein. Nach der frommen, freilich nicht unbedingt zu billigenden Sitte der Zeit, beſtimmten die Eltern Speners ihn von der Geburt an zum Dienſt der Kirche; die Hoffnung ſchlug indeß bei dieſem Kinde nicht fehl. Der Knabe verrieth nicht nur ausgezeichnete Talente, ſondern einen ernſten frommen Sinn, der auch von ſeinen Eltern und Lehrern treulich gepflegt wurde. Beſonders vortheilhaft wirkte auf ſeine erſte Jugendbildung die verwittwete Gräfin Agathe von Rappolſtein, die, weil ſie ihn aus der Taufe gehoben, eine beſondere Zuneigung zu ihm hatte, ihn öfters zu ſich kommen

die blühende Sprache *). Nachdem er in Colmar seine Gymnasialbildung erlangt hatte, bezog er im Jahr 1651 die Universität Straßburg. Er beschäftigte sich jedoch vorläufig nur mit dem Studium der Sprachen und der Geschichte und erst im Jahr 1654 begann er das eigentliche Studium der Theologie. Dieses führte ihn vorzüglich der dortige Professor Conr. Dannhauer ein, der überhaupt um die theologische Methodik, die damals noch sehr zurück war, sich große Verdienste erwarb. Spener war ein höchst gewissenhafter und frommer Student. Die Gewissenhaftigkeit, womit er, dem Rathe eines frühern Jugendlehrers (Joachim Stoll) gemäß, den Sonntag heiligte, verdient als charakteristischer Zug bemerkt zu werden. Er wohnte an den Sonntagen nicht nur regelmäßig dem Gottesdienst bei, sondern enthielt sich auch an diesem Tage aller theologischen Studien, die nicht einen unmittelbaren Einfluß auf die praktische Frömmigkeit hatten. Auch sein theologisches Studium sollte somit eine sonntägliche Weihe haben; hier sollte die Seele der Theologie, Gebet und Meditation, vor allem gepflegt werden, während dem Leibe derselben, den

*) Er dürfte sich zu Paul Gerhardt verhalten wie ein paulinischer Brief zu einem Psalm.

Digitized by Google

Sprachen, der Geſchichte und dem logiſchen Gedankenbau der Werktag verblieb. — Indeſſen blieb Spener nicht immer in Straßburg, ſondern ſuchte ſich auch durch den Beſuch anderer Univerſitäten zu bilden. So kam er 1659 nach Baſel, wo er den Unterricht des berühmten Joh. Buxtorf genoß und bereits ſelbſt mit vielem Beifall geſchichtliche und geographiſche Vorleſungen hielt*). Auch in Genf machte er manche wichtige Bekanntſchaften mit Männern verſchiedner Confeſſionen und Geiſtesrichtungen**). Eine weitere Reiſe nach Frankreich mußte er ſeiner Geſundheit wegen aufgeben; nachdem er blos bis Lyon vorgedrungen war. Von einem längern Aufenthalte in Genf kehrte dann Spener vielfach bereichert an Kenntniß und Erfahrung wieder nach Straßburg zurück. Einer Aufforderung des Grafen von Rappolſtein zufolge begleitete er dieſen auf einer Reiſe nach Stuttgardt, wo er dem Herzog Eberhard vorgeſtellt wurde, der ihn in ſeine Dienſte zu ziehn ſuchte. Wirklich ließ ſich auch Spener einige Zeit in Tübingen nieder, um daſelbſt Vorleſungen zu halten, als er bald einen Ruf zu einem Predigtamt in Straßburg erhielt. Spener kehrte zwar dahin zurück, lehnte aber nach manchen ſchweren innern Kämpfen die Wahl ab, weil er ſich zum Predigtamte noch nicht würdig und tüchtig genug fand, und erſt eine zweite Stelle, die eines Freipredigers, die ihm im März 1663 angetragen wurde, nahm er wirklich an, um ſo eher da dieſes Amt ihn von der Seelſorge, die ihm gar zu wichtig ſchien, diſpenſirte und ihm blos das Predigen zur Pflicht machte. Daneben las er fortwährend einige hiſtoriſche und geographiſche, endlich auch theologiſche Collegien.

Es iſt hierbei nicht ganz unwichtig zu erinnern, daß Spener außer den theologiſchen Studien noch Lieblingsſtudien hatte, die mit der Theologie in keiner nähern Berührung ſtanden, vielmehr trocken und geiſttödtend zu ſein ſchienen, da ſie mehr die Außenſeite der Geſchichte, als das innere Mark derſelben berührten,

*) Doch erregte ſchon während ſeines Aufenthaltes in Baſel ſein freiſinniges Bekenntniß in Beziehung auf die Religionsgemeinſchaft der Waldenſer mit den Proteſtanten, das er bei Gelegenheit einer Disputation ausſprach, bei den dortigen Orthodoxen Aufſehn. Das hieſige Kirchenarchiv vom 14. Auguſt 1660 meldet, daß ihm deßhalb eine Cenſur ertheilt und die Diſſertation umgedruckt worden ſei.

**) So mit Labadie, den wir ſpäter werden kennen lernen.

sich eher an ihn gewöhnen. Allein er folgte denn doch wieder
ein guter Sohn dem Rathe der Mutter und verband sich mit d
Gefährtin, die sie ihm bestimmt hatte. Und er that wohl dra
Die Gattin hieß Susanna Erhardt und war die Tochter ein
ehmaligen Dreizehners der Stadt Straßburg. An demselb
Tage, an dem er mit ihr im Münster getraut wurde (das dam
noch den Protestanten gehörte), fand auch seine theologische Doct
promotion statt. Spener fand an seiner trefflichen Frau eine tr
Lebensgefährtin, eine verständige Hausfrau und eine treffliche E
zieherin seiner zahlreichen Kinder.

Im Jahr 1666 erhielt Spener einen Ruf von der frei
Reichsstadt Frankfurt a. M. zu der dortigen ersten Pfarrste
und dem Seniorat des geistlichen Ministeriums. Er stand dam
in seinem 31. Jahr, und die Männer, denen er vorstehn soll
waren zum Theil ehrwürdige Greise. Das erschwerte dem besche
nen Manne die Annahme des Rufes; doch wollte er ebensowen
denselben voreilig ablehnen, als ihn leichtsinnig annehmen.
trug die Sache der theologischen Facultät vor. Diese erkann
daß der Ruf von Gott sei, und Spener nahm ihn an mit erlei
tertem Gewissen. Am 3. Juli hielt er im Münster zu Straßbu

ihen der Kinder ein, um sich von ihm in den evangelischen
undwahrheiten unterrichten zu lassen. Der Segen, der auf
sen Kinderlehren ruhte, war so groß, daß die meisten gestanden,
hätten von einer Katechismusübung Speners mehr Nutzen als
n dem Anhören vieler Predigten. Und doch hielt sich Spener bei
dem Guten, das er stiftete, noch lange nicht für vollkommen.
s einst ein vornehmer Fremder (Baron von Helmont) seiner
nderlehre mit vieler Erbauung beigewohnt hatte, dann aber doch
en Spenern den Zweifel äußerte, ob das vom Verstande Be-
ffene auch auf das Gemüth und Leben der Kinder übergehen,
(wie er sich ausdrückte) der Kopf auch in das Herz gebracht
rden könne — da fühlte Spener das Tiefe und Schlagende die-
Bemerkung, und ruhte nicht, bis er auch diese Kunst, die
werste freilich von allen, sich zu eigen gemacht hätte. Seine
fahrungen darüber gab er später zu Vieler Belehrung im Druck
aus*). Merkt es Euch, Väter und Mütter! die ihr in unsern
gen die Wohlthat eines guten Religionsunterrichtes für Eure
nder zu würdigen wißt, der Mann, der diese Wohlthat zuerst
der in unsrer protestantischen Kirche möglich gemacht hat, ist
ilipp Jakob Spener.

Ein Hauptverdienst Speners war bei seiner gesammten Lehrthä-

---

*) Katechetische Tabellen, 1683.

Digitized by Google

tigkeit das beſtändige Zurückgehn auf die heilige Schrift und der Eifer, womit er den Sinn für das Bibelſtudium wieder bei Gelehrten und Ungelehrten zu wecken ſuchte. So ſehr nämlich Luther und die Reformatoren alles auf die heilige Schrift gegründet hatten, ſo ſehr hatte man ſich im Lauf der Zeiten wieder von dem einfachen Bibelchriſtenthum entfernt. In den theologiſchen Schulen wurden ſelten mehr die heiligen Bücher in ihrem ganzen Zuſammenhang erklärt, ſondern man riß blos die ſogenannten Beweisſtellen für die Dogmatik heraus und namentlich die Stellen, womit man die Gegner im Kampfe ſchlagen konnte, ſo daß die Bibel eher einem Zeughaus verglichen werden konnte, woraus die Kampfluſtigen ihre Waffen, als einem Vorrathshauſe, aus dem die Hungrigen ihr Brot holen ſollten. Dieſe Behandlung der wiſſenſchaftlichen Theologie wirkte auch auf die Predigtweiſe. Auch die Prediger ließen es ſich weniger angelegen ſein, ihre Gemeinden in das Ganze der Bibel einzuführen, als vielmehr auch ſie in den Streit über einzelne Glaubensmeinungen hineinzuziehn, und nur wenige beſſere Prediger machten hievon eine Ausnahme. Schon die in der lutheriſchen Kirche beibehaltne Sitte, über die ſonntäglichen Evangelien und Epiſteln zu predigen, war weniger dazu geeignet die Gemeinden mit dem ganzen Schriftreichthum bekannt zu machen, als wenn man auch andre Abſchnitte hätte frei wählen und erklären können. Spener ſchloß ſich nun zwar an die Sitte ſeiner Kirche an; allein er verknüpfte mit der Erklärung der vorgeſchriebnen Abſchnitte zugleich die Erklärung ganzer bibliſcher Bücher, die er gewöhnlich in der Einleitung vorausſchickte, wodurch die Predigten allerdings etwas lang, aber trotz ihrer Länge gerne gehört wurden. Wo nun der Sinn für ein geordnetes Bibelleſen einmal lebendig geworden war, da trat ihm Spener auch gerne hülfreich entgegen und ſo machte es ſich wie von ſelbſt, daß ſeine Lehrthätigkeit in dieſer Hinſicht bald über die Schranken der Kirchenkanzel und des Predigtſtuhls ſich ausdehnte und ſich auch in den freiern chriſtlichen Kreiſen bewegte, die ſich, ohne ſein Zuthun, aber wohl auf Anregung ſeines Geiſtes hin, unterdeſſen gebildet hatten. Die Sache verhielt ſich ſo. Spener hatte in einer Predigt, die er am 6. Sonntag nach Trinitatis im Jahr 1669 hielt (über die falſche Gerechtigkeit der Phariſäer), ſich ſehr

ſtark über das todte Chriſtenthum derer ausgeſprochen, die der bloßen äußern Kirchlichkeit ſich begnügten, und auf die Nothwendigkeit einer gründlichen Buße und Sinnesänderung gedrungen. Die Predigt war ſo ſcharf, daß ſie einen Scheidungsproceß in der Gemeinde hervorbrachte. Die Einen, dadurch verletzt und in ihrem bisherigen Weſen geſtört, bezeugten laut, ſie würden nicht mehr in Speners Predigten kommen, die Andern dagegen ſuchten die hier gewonnenen Eindrücke dadurch feſtzuhalten und in ſich zu nähren, daß ſie an den Sonntagen Nachmittags in ihren Häuſern zuſammenkamen, die Spenerſchen Predigten wiederholten, dabei noch einen Abſchnitt aus der Bibel mit einander laſen und ſich gegenſeitig zu einem frommen Wandel ermunterten. Spener konnte ſich über dieſe Erſcheinung nur freuen. Da er jedoch beſorgte, daß dergleichen Verſammlungen auch leicht eine verkehrte Richtung nehmen könnten, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen blieben, beſchloß er, die Leitung derſelben in die Hand zu nehmen und gab zu den Verſammlungen ſein Studierzimmer her. Er that jedoch dieſen Schritt nicht ohne Vorwiſſen ſeiner Collegen und der kirchlichen Vorgeſetzten, obgleich er eine förmliche Genehmigung von Seiten der Obrigkeit zu einer Sache nicht nöthig zu haben glaubte, die ihm in ihrer äußeren Geſtalt als reine Privatſache erſchien. So bildeten ſich im Auguſt des Jahres 1670 (alſo etwa ein Jahr nach jener ſcharfen Predigt) die ſogenannten **Collegia Pietatis**, welche ſowohl den Keim zu einem lebendigern Chriſtenthum, als auch den zu neuen Streitigkeiten in der Kirche in ſich trugen. Dieſe Verſammlungen wurden immer zahlreicher. Viele mochte die Neuheit der Sache, Andere wahres Herzensbedürfniß hinführen. Wenn zuerſt nur einige gebildete Männer zu ſolchen Collegien zuſammengetreten waren, ſo fanden ſich jetzt Leute jeglichen Standes, Männer und Frauen, Lehrer und Studierende aller Facultäten neben Kaufleuten und Handwerkern ein. Indeſſen war nicht Jedem unbedingt zu reden und zu predigen geſtattet. Gewöhnlich führten nur Männer von theologiſcher oder ſonſt gelehrter Bildung das Wort. Die Uebrigen, namentlich die Frauen hörten nur zu. Ueberdieß waren die Frauen von den Männern ſo geſondert, daß ſie nicht einmal von dieſen geſehen werden konnten. Später fanden ſich auch bisweilen durchreiſende

Fremde, oft hohe Standespersonen ein. Die Versammlungen hatten zweimal wöchentlich statt, Montags und Mittwochs. Spener eröffnete dieselben jedesmal mit einem Gebet. Anfänglich legte er beliebte Erbauungsbücher, später die heilige Schrift selbst zum Grunde.

Alle theologischen Streitfragen — und das war höchst besonnen und wohlthätig — blieben von der Unterredung ausgeschlossen, „damit nicht das Kreuz Christi möchte zu nichte werden und der Glaube nur bestehen auf Menschenweisheit und nicht auf Gotteskraft." Bei den Bibelerklärungen befolgte Spener eine fortgehende Methode, so daß zuerst die Evangelien (mit Ausnahme des Markus) nach einander durchgenommen wurden und dann die Reihe an die johanneischen Briefe kam. Weit entfernt bloße Glaubensansichten irgend einer Schule oder Partei festzustellen, drang Spener bei allen diesen Vorträgen auf das praktische Christenthum und bekämpfte den bloßen todten Mundglauben. Die sittlichen Forderungen, die er an seine Zuhörer stellte, waren allerdings sehr streng und in vielen Dingen dem entgegen, was die Mode und die Convenienz mit sich brachte. „Er pflegte das innerlich zufriedne und selige Leben, welches die Frommen schon hier führen, entgegenzustellen dem unruhigen und verderblichen Treiben der Kinder dieser Welt; aber er wachte auch mit großer Sorgfalt darüber, daß diese Vergleichung nicht auf specielle Fälle und Personen bezogen und daß der Tadel herrschender Laster in den Schranken allgemeiner Klagen gehalten wurde; er ermahnte bei dem Schlusse jeder Versammlung dringend einen jeden, nur sich selber im Auge zu haben und das was er jedesmal in der heiligen Schrift vernommen, auch wirksam im Leben hervortreten zu lassen; sich also ja nicht einzubilden, daß da ein wahrer Glaube sein könne, wo die Früchte fehlten" *).

So wurden diese Versammlungen eine Reihe von Jahren gehalten und fanden auch anderwärts Nachahmung **). Speners

---

*) Hoßbach Leben Speners I. S. 122.

**) „In Augsburg stellte Speners vertrauter Freund, der Superintendent Spitzel, in Darmstadt der Hofprediger Winkler, in Schweinfurt ein Magister Berger, in Rothenburg Hartmann, ein Mann von ausgezeichneter Weisheit und Frömmigkeit, Hausversammlungen an, die nach dem Muster der Frankfurtischen eingerichtet, doch nach eines jeden Ortes Beschaffenheit modificirt waren." Hoßbach a. a. O. S. 139.

Blick beschränkte sich nicht auf diese Versammlungen allein; er verlor dabei nicht, wie es bei solchen Abschließungen leicht zu geschehn pflegt, das Ganze der Kirche aus den Augen. Er verzweifelte nicht an ihrem Aufkommen und war daher auch weit entfernt, sich mit den Seinen von der großen Kirchengemeinschaft abzusondern oder wenigstens diese nur nebenbei als ein über[illegible] Institut bestehen zu lassen. Speners Ansicht war vielmehr die, daß von solchen Versammlungen aus sich der bessere Geist auch wieder über die Kirche im Ganzen verbreiten müsse und da ging er denn wieder selbst mit seinem Beispiel voran. Nachdem er schon 1675 in einer Vorrede zur Arndtischen Postille sein Herz ausgeschüttet und manche Gemüther heilsam bewegt hatte, gab er im Jahr 1678 seine frommen Wünsche, die er für die gesammte Kirche auf dem Herzen trug, unter dem lateinischen Titel **Pia desideria** und auch zunächst in lateinischer Sprache heraus.

Es ist nöthig, daß wir diese frommen Wünsche genauer kennen lernen. Daß Spener dabei von dem herrschenden Verderben der Kirche ausging, kann uns nach dem was uns bisher davon bekannt geworden, nicht wundern. Die herrschende Streitsucht unter den Theologen, die Lauheit vieler Großen, die Rohheit des Volkes boten eben kein erfreuliches Bild von dem Zustande einer Kirche dar, die auf den Grund Christi und der Apostel erbaut zu sein sich rühmte. Was war dabei nöthiger, als vor allem an den Grund selber zu erinnern und sich dessen wieder lebhaft bewußt zu werden. Wie die Reformatoren auf die heilige Schrift zurückgingen und aus ihr das Princip der Reformation herleiteten, so auch Spener zu seiner Zeit. Reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes, das war nach Spener das erste Mittel zur Hebung des wahren Christenthums. Hier machte er denn namentlich auf den schon berührten Umstand aufmerksam, daß die bloßen kirchlichen Perikopen, über welche die lutherischen Prediger zu predigen verpflichtet waren, nicht hinreichen, eine allseitige Bibelkenntniß zu befördern; er empfahl daher solche Bibelstunden, wie er sie selbst seit einer Reihe von Jahren aus Erfahrung kannte. Es sollte, meinte er, den Laien Gelegenheit geboten werden, nicht nur Predigten anzuhören, sondern sich auch mit ihren Predigern über das Wort Gottes zu besprechen, ihre Gedanken darüber auszutauschen u. s. f.

Mittel zur Abhülfe. Daher rieth er, die C
dogmatiſchen Spitzfindigkeiten zu unterhalte
anzuleiten zu Werken uneigennütziger Liebe,
Unwillens über erlittene Beleidigungen, zu
Rache, zur Billigkeit in Behauptung ihrer
wollenden Geſinnung, welche auch dem Feinde
Doch war auch Spener bei allem Dringen
des Chriſtenthums nicht gleichgültig gegen de
der ſich ja von dem wahren Sittengehalt
Daher empfahl er 4) in Beziehung auf
und die Irrgläubigen herzliches Gebe
ſcheidene Auseinanderſetzung der Wahrheit
aller Heftigkeit, aller Anzüglichkeit und unt
chriſtlicher Liebe. Nur auf dieſem Wege,
getrennten Parteien ſich vereinigen laſſen. D
tate hielt er zwar für nöthig zur Erhaltung
delte aber die gewöhnliche Art und Weiſe
nur auf Ueberwindung des Gegners, als a
heit ausgehe und deßhalb oft in ärgerliche

Digitized by Google

Um nun aber diesem Hange zu theologischen Streitigkeiten die Wurzel abzuschneiden, forderte Spener 5) eine gänzliche Reform des theologischen Studiums und der Universitäten. Es sollte mehr auf das Herz, als auf den Kopf der Studierenden gearbeitet werden, indem es sich nicht blos um eine Philosophie von göttlichen Dingen, sondern um eine im Licht des heiligen Geistes erlernte Theologie handle. Diese aber lasse sich nicht ausschließlich auf wissenschaftlichem Wege erlernen, sondern auf dem Wege der Ermahnung, der geistlichen Uebung, des Gebets. Die Professoren sollten demnach nicht blos die Lehrer der Studierenden, sie sollten ihre geistlichen Rathgeber, ihre Führer auf der Bahn des Heils werden. Vor allem sollte die sittliche Aufführung der Theologen ins Auge gefaßt und mit allem Ernst den Rohheiten gesteuert werden, die damals auf den Universitäten im Schwange gingen. Hatten sich die geistlichen Zusammenkünfte außer der Kirche bei den Laien als heilsam bewährt, so schienen ihm solche Collegia Pietatis besonders für Theologie Studierende ein heilsames Erweckungsmittel. Auch sollte den Studierenden frühzeitig Gelegenheit verschafft werden, sich in der Seelsorge zu üben. Man soll sie ans Krankenbett, zu Gefangenen führen und sie hier schon ihre Gaben und Kräfte üben lassen. — Der sechste Vorschlag endlich, mit welchem Spener hervortrat, betraf die bessere und erbaulichere Einrichtung der Predigten, welche weniger von dem Gesichtspunkt eines Kunstwerkes aus, als von dem der Erbauung, die sie stiften sollen, betrachtet werden müßten. Dieß sind die frommen Wünsche Speners, die er am Schluß in die eine Hauptabsicht zusammenfaßte, alles auf den innern, neuen Menschen zu beziehen, dessen Seele der Glaube, dessen Wirkungen die Früchte des Lebens sind. — Und wie (so fragen wir) wurden diese Wünsche aufgenommen? Wie alles Gute, das sich im Gegensatz zur Gewohnheit zugleich als ein Neues ankündet, wurde Speners Reformation von den Einen mit lebhaftem Beifall begrüßt, von den Andern mit mißtrauischen Augen betrachtet, und von noch Andern gar verdächtigt und verunglimpft.

Spener hielt sich übrigens selbst für keinen Reformator. „Für einen solchen sich auszugeben, lasse er sich die Thorheit nicht auf-

steigen; (sagte er) er wünsche nur, daß seine frommen Wünsche die zur Reformation aufmuntern möchten, die der Herr dazu ausgerüstet habe." — Dieser bescheidene Wunsch sollte ihm gewährt werden, jedoch nur unter vielen Kämpfen. Zunächst bot die Verläumdung alles Mögliche auf, wunderliche Gerüchte über Speners Treiben und über das, was in seinen Versammlungen vorginge, auszustreuen. Durch ganz Deutschland lief die Rede von den Frankfurtischen Quäkern *), wie sie eine völlige Gemeinschaft der Güter unter sich eingeführt und sich von der Kirche gänzlich getrennt hätten. In ihren Versammlungen (hieß es) predigten Weiber und Mägde; es fänden unzüchtige Gebräuche statt; die Weiber vernachlässigten ihr Hauswesen, sie entzögen dem Tische ihrer Männer die Leckerbissen, um sie in den frommen Versammlungen zu naschen, Spener sei von seinen eignen Anhängern bestohlen worden und andres der Art mehr, wie man es bei dergleichen Erscheinungen zu hören gewohnt ist. — Spener sah sich genöthigt, eine Vertheidigung deßhalb im Drucke herauszugeben, in welcher er das Ungegründete und Lächerliche der Beschuldigungen nachwies. Bald knüpfte sich daran ein weiterer Federkrieg, an dem mehrere Theologen für und wider Spener theilnahmen. — In Frankfurt selbst that sich auch bald unter einem großen Theil der Bürgerschaft eine gehässige Gesinnung gegen Spener und seine Anhänger kund. Ein adliches Fräulein und ein Student, die beide zu den sogenannten Erweckten gehörten, sollten die Stadt verlassen, und nur mit Mühe konnte es gelingen, diesen Befehl der Obrigkeit wieder rückgängig zu machen. Auch ward eine strengere Büchercensur eingeführt. — Spener sah auch in solchen Prüfungen die Hand des Herrn und hoffte, daß auch sie zum Besten dienen werden. — Auch Speners Schwager Horbius, der bisher in Speners Sinn in Straßburg gelehrt und gewirkt hatte, wurde von dort vertrieben und als er sich zu Spener nach Frankfurt begeben hatte, wurde er in Gemeinschaft mit ihm, von den Eiferern, unter denen sich ein gewisser Diaconus Dilfeld zu Nordhausen auszeichnete, der Irrlehre beschuldigt.

Spener suchte in gemäßigten Gegenschriften sich und seinen

*) Wie entfernt das Spenersche Christenthum von dem der Quäker war, werden wir später sehn.

Schwager zu vertheidigen; doch ließen sich die Gegner nicht sobald beruhigen. Indessen hätte Spener den blinden Eifer der Unverständigen noch wohl verschmerzen mögen. Allein noch größere und schwerere Prüfungen warteten auf ihn. Konnte er auch für seine Person den Sturm bestehen, so waren seine Anhänger nicht alle von derselben Klarheit und Festigkeit. Der Vorwurf des Separatistischen, den man den ursprünglichen Versammlungen mit Unrecht gemacht hatte, fand nun bald einige Rechtfertigung in der Wendung, welche mehrere Anhänger Speners unter der Zeit nahmen. Die Verfolgungen selbst reizten zur Absonderung. Es trennten sich wirklich Einige von der kirchlichen Gemeinschaft, feierten sogar das heilige Abendmahl für sich, indem sie sich nicht mit den Sündern vermengen wollten und ließen sich auf Irrwege eines falschen und unklaren Mysticismus verleiten. So sehr nun Spener selbst diese Abirrungen mißbilligte, so wenig konnte er verhüten, daß sie nicht auch auf seine Rechnung gesetzt wurden, um so weniger, da er billig genug war, den bessern Kern, der auch hier noch bei Einigen sich zeigte, nicht sogleich mit der Schaale wegzuwerfen. Er hatte oft trübe Stunden, in denen er sich einzig durchs Gebet zu trösten wußte. Indessen suchte er auch durch belehrende Schriften den Mißverständnissen entgegenzuarbeiten und die Gemüther zu beruhigen.

Daß Spener auch außer den Anfechtungen, die er und seine Sache zu bestehen hatten, obendrein in die übrigen theologischen Streitigkeiten, die damals die Kirche bewegten, sowie in die verschiednen kirchlichen Friedensunterhandlungen hineingezogen wurde, daß man dabei auf seine Stimme vorzüglich achtete, seinen Rath und seine Meinung sich ausbat, läßt sich denken. Auch in der Theilnahme an diesen großen Zeitfragen bewies Spener eine große Festigkeit auf der einen und eine achtungswürdige Besonnenheit auf der andern Seite. So sehr Spener alles zänkische und rechthaberische Wesen haßte, wie es unter den damaligen Theologen im Schwange ging, eben so sehr war ihm eine leichtfertige Religionsmengerei zuwider, und er glaubte, daß selbst Calixt nicht den rechten Weg der Vereinigung eingeschlagen habe. Spener war mit voller Ueberzeugung Lutheraner. Nicht nur sah er mit den übrigen Protestanten jener Zeit Rom für die geistliche Babel

an, ſondern auch gegen die Reformirten bewies er Anfangs eine Stimmung, die ſich nicht ſehr weit von der damals geläufigen feindſeligen Stimmung ſämmtlicher Lutheraner unterſchied; ſpäter aber bewies er größere Milde gegen ſie; namentlich ſchenkte er den Refugianten, die ſich nach der Aufhebung des Edicts von Nantes auch in Frankfurt niedergelaſſen hatten, große Theilnahme. Ja, er ſoll ſogar noch auf ſeinem Todbett ſeine frühere Heftigkeit gegen die Reformirten bereut haben. — Wie weit Spener bei ſeiner fortgeſchrittenen Einſicht davon entfernt war, das Heil der Welt einzig auf die lutheriſche Kirche beſchränken zu wollen, geht ſowohl aus ſeinen freimüthigen Aeußerungen über die Perſon Luthers, als über die Mitglieder andrer Religionsbekenntniſſe hervor. So eine große Verehrung er auch gegen Luther hegte, ſo offen und frei geſtand er, daß Luther ein Menſch geweſen ſei und geirrt haben könne. Wir geſtehen das heutzutage wohl Alle unbedenklich ein; damals aber klang ein ſolches Urtheil in vielen Ohren ketzeriſch. Sehr richtig zeigte nun Spener, daß der Größe Luthers dadurch nichts entzogen werde, daß ſpätere Geſchlechter in einzelnen Dingen eine weitere Einſicht erlangt hätten, als er; ein Zwerg, der auf den Schultern eines Rieſen ſtehe, ſehe noch weiter als dieſer, und gleichwohl bleibe der Rieſe Rieſe und der Zwerg nur ein Zwerg. Der beſcheidne Mann ſtellte ſich ſelbſt dem Zwerge gleich. — In Beziehung aber auf die verſchiednen chriſtlichen Religionsbekenntniſſe ſagte er, „der Herr Jeſus müßte ein armer König ſein, wenn er keine andern Genoſſen ſeines Gnadenreichs haben ſollte, als die in den engen Grenzen der ſogenannten lutheriſchen Kirche lebten, da doch ſeine Herrſchaft ſich über die ganze Welt erſtrecke und er unter den vielen Zerſtreuungen allein und zwar ganz genau diejenigen kenne, welche wahrhaft die Seinigen wären.“ — Von dem ſiegreichen Glauben an die weltbeherrſchende Kraft des Chriſtenthums ausgehend, trug daher Spener ſeinen Blick noch weiter über die Grenzen der ſichtbaren Kirche hinaus und fragte nach den Vorbereitungen zum Aufbau des Reiches Gottes auch unter denen, die noch nicht in den Verband der Chriſtengemeinſchaft aufgenommen waren. Namentlich beſchäftigten ihn viel die Juden, deren bürgerlichen und religiöſen Zuſtand zu beobachten der Aufenthalt in Frankfurt ihm hinlänglich Gelegenheit darbot. Das

Mittel, das er im ersten Eifer dem Frankfurter Rathe vorschlug, die Juden 3 oder 4mal des Jahres zur Anhörung einer christlichen, auf sie besonders eingerichteten Predigt zu nöthigen, wurde nicht nur von dem Rathe selbst mißbilligt, weil den Juden in den Reichsgesetzen freie Religionsübung gestattet war, sondern Spener selbst gab es bei reiferm Nachdenken als unstatthaft auf. Und in der That wäre ein solches Verfahren der römischen Kirche angemessener gewesen, als der protestantischen. Spener versuchte daher auf Privatwegen die Israeliten zu gewinnen, und wenn sich auch hier zunächst wenig Frucht zeigte, so stiftete er doch darin Gutes im ächt christlichen Sinne, daß er durch liebreiche Ermahnungen an seine Mitchristen und Mitbürger dem rohen Judenhaß und der Judenverfolgung entgegenarbeitete, die als ein trauriger Rest des Mittelalters auch unter den Protestanten fortwucherten, und dagegen einer humanern Behandlung des unglücklichen Volkes Bahn machte. Nachdem so Spener bereits 20 Jahre in Frankfurt segensreich gewirkt, vieles aber auch gelitten und erprobt hatte, öffnete sich ihm ein neuer Wirkungskreis. Der Churfürst von Sachsen Johann Georg III. hatte ihn auf einer Durchreise durch Frankfurt predigen hören, hatte viele Erbauung aus seiner Predigt geschöpft und auch das heilige Abendmahl bei ihm empfangen. Da sein Oberhofprediger krank und schwächlich war, so wünschte er Spenern an dessen Stelle zu befördern. — Spener vernahm den an ihn gestellten Antrag nicht ohne Zagen. „Wenn dich die müde machen, die zu Fuße gehn (also sprach er mit dem Propheten Jeremias 12, 5), wie will dirs gehn, wenn du mit den Reutern laufen sollst!“ — Dazu kam, daß Spener bald nachher in eine gefährliche und lange dauernde Krankheit verfiel, so daß die förmlichen Unterhandlungen erst 2 Jahre nachher wieder angeknüpft werden konnten. Spener nahm den Ruf nur unter der Bedingung an, daß er das Wort Gottes frei verkünden dürfe und daß ihn der Fürst dabei nach Kräften unterstützen wolle. — Unter großer Bewegung seiner Gemeinde, von der er sich nur mit schwerem Herzen trennte, hielt er den 16. Juni 1686 seine Abschiedspredigt in Frankfurt und trat sodann seine Reise nach Sachsen an. Als er den ersten Ort des neuen Landesgebiets betrat, trug es sich zu, daß die Chorschüler an seinen Wagen heran traten und folgenden Vers anstimmten:

„Darum, spricht Gott, ich muß auf sein,
Die Armen sind verstöret,
Ihr Seufzen dringt zu mir herein,
Ich hab' ihr Klag erhöret."

Dieser nämliche Vers hatte ihn einst in Frankfurt wunderbar aufgerichtet und getröstet, als er voll großer Betrübniß über den traurigen Zustand der Kirche in die Betstunde gegangen war, die eben von der singenden Gemeinde mit diesem Liede eröffnet ward. Er erkannte darin ein günstiges Zeichen und setzte in andächtiger Stimmung seine Reise nach Dresden fort, wo er den 11. Juli in Gegenwart des Churfürsten und des ganzen Hofes seine Antrittspredigt hielt. Speners Predigtweise blieb dieselbe wie in Frankfurt, einfach-praktisch, biblisch, überall auf die Herzensbuße und aufs Leben dringend, und wie dort, so zeigten sich auch hier verschiedne Wirkungen. Der Churfürst bezeugte unter anderm, er habe nie geglaubt, daß ihm jemals Einer so das Herz rühren werde. Aber viele vom Hofe nahmen Anstoß an seiner rücksichtslosen Sprache und auch ein Theil der Geistlichkeit glaubte sich durch seine Predigtweise mittelbar verletzt, weil sie eine andere war, als die ihrige. An Gegenwirkungen konnte es ohnehin nicht fehlen in einem Lande, in welchem sich seit den Tagen der Reformation fort und fort der Geist des starren Lutherthums in den abstoßendsten und unfügsamsten Formen erhalten hatte, und so war denn diesen Ueberorthodoxen auch ein Spener nicht orthodox genug.

Der Streit, der schon zur Zeit da Spener in Frankfurt lebte, die Kirche bewegt hatte, wurde nun ein allgemeinerer Streit der protestantischen Kirche, der unter dem Namen des pietistischen Streites bekannt ist. Indem wir die Darstellung und Beurtheilung dieses Streites der nächsten Stunde vorbehalten müssen, theile ich nur noch einige Worte Speners selbst mit, aus denen sich seine redliche Absicht erkennen läßt*): „Ich sehe vor und neben mir, sagt er, eine starke Macht des Satans und sein festgesetztes Reich, auch so viele Difficultäten, welche zu überwinden über alle menschliche Hülfe und Hoffnung geht. Aber solchem allem setze ich hinwiederum nichts andres entgegen als die Macht Gottes, wider

*) Bei Hoßbach I. S. 228.

Die Universität Halle. Streit über die Mitteldinge. Spener : Tanz und Schauspiel. Speners Tod. Sein Bild und Charakter. August Hermann Francke.

ir haben Spenern als Oberhofprediger zu Dresden verlassen. it der Stelle war die eines Beichtvaters, Kirchenrathes und Bei- rs am Oberconsistorio zu Dresden verbunden. „Die Stelle galt nals für die erste in der ganzen evangelischen Kirche, weil man h immer das Land, das die Wiege der Reformation gewesen, den Herrn desselben als den vornehmsten und mächtigsten unter protestantischen Fürsten mit besonderer Ehrerbietung betrach- *)." So einflußreich diese Stelle war und so sehr sie auch einen issen äußern Glanz auf den verbreitete, dem sie übertragen war: wenig machte Spener von diesem äußeren Nimbus der Amts- de Gebrauch. Einfach blieb auch jetzt seine Predigt- und seine nsweise und indem er drauf hielt, daß die Katechisationen, in er schon zu Frankfurt ein neues Leben gebracht hatte, auch in hsen eingeführt würden, ging er selbst mit dem guten Beispiel n. Schon durch diese Art des Auftretens erregte er den Wi- illen derer, die es lieber beim Alten gelassen hätten. Der Chur- hieß es, habe statt eines Hofpredigers, den er gesucht,

*) Hoßbach I. S. 214.

Digitized by Google

einen Schulmeiſter erhalten. Das war aber für Spener kein Schimpf. Schulmeiſter zu ſein in der großen Schulanſtalt ſeines Gottes hielt er für die größte Ehre und den größten Gewinn.

Der Abſtand zwiſchen dem ganzen Weſen Speners und dem herrſchenden Weſen ſeiner Zeit, die Einfachheit des Sinnes gegenüber der Pedanterie, die milde Freiſinnigkeit gegenüber der harten Verketzerungsſucht, die Strenge gegen ſich ſelbſt gegenüber einem gewiſſen Vertrauen auf die äußere Amtswürde, die Lebendigkeit und Friſche in der Art die chriſtlichen Dinge zu behandeln und zu beurtheilen gegenüber einem gewiſſen Gewohnheitschriſtenthum, mußte immer mehr zu einer Spannung hinführen, die endlich in eine neue Streitigkeit ausbrach, welche den Namen der pietiſtiſchen Streitigkeit erhielt. Bei dieſer müſſen wir jetzt, ehe wir Speners Leben weiter verfolgen, etwas verweilen.

Es iſt vielleicht, wo es ſich um die Bezeichnung eigenthümlicher religiöſer Richtungen handelt, keine Benennung, die zu unſern Zeiten und im gewöhnlichen Leben ſo oft, aber auch eben darum ſo unbeſtimmt und unrichtig gebraucht wird, als der Name eines Pietiſten. Wie ſchnell iſt das Urtheil geſprochen, dieſer oder jener ſei ein Pietiſt? Aber wenn man eine nähere Definition verlangt, was denn ein Pietiſt ſei? ſo dürften nur wenige damit eine klare und ſichere Vorſtellung verbinden. Hier iſt ein Mann, der lebt ſtill und eingezogen für ſich, er hat keinen Geſchmack an lärmenden Vergnügungen, man ſieht ihn weder auf Bällen, noch im Theater, er unterhält ſich gerne von religiöſen Gegenſtänden, beſucht etwa auch die eine oder andere religiöſe Privatverſammlung, und ſogleich wird der große Haufe ihn einen Pietiſten nennen, ohne daß die Leute im Geringſten ſich bemüht hätten, die Neigungen des Mannes genauer zu prüfen, nach dem Grunde ſeiner religiöſen Ueberzeugungen, nach dem Zuſammenhang ſeiner Ideen zu fragen. Dort heißt vielleicht ein andrer ein Pietiſt, weil er überhaupt nur eine ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit in ſeinem Betragen zeigt, die der Menge ein Räthſel iſt. Bei uns in Baſel verbindet man mit dem Namen eines Pietiſten eine ſpeciellere Idee, aber eine falſche. Pietiſten heißen bei uns in der Regel die Anhänger und Freunde der evangeliſchen Brüdergemeinde. Allein dieß iſt hiſtoriſch durchaus unrichtig. Der Pietismus war vor Zinzendorf und der Brüder-

gemeinde da; ja, es war sogar nach Zinzendorfs Auftreten längere Zeit eine Spaltung zwischen seinen Anhängern und den Pietisten, so daß man den Erstern nur mit Unrecht den Namen der Letztern gibt. Vielmehr ist der Name „Pietist" aufs Innigste mit Speners Geschichte verflochten. Als nämlich Spener noch in Frankfurt stand, nannte man die frommen Gemeindeglieder, die sich zu den Privatversammlungen hielten, Pietisten so viel als Frömmlinge, Leute, die frömmer sein wollten als andere oder wenigstens die die Frömmigkeit überall obenanstellten, sie einseitig hervorhoben, es mit ihr richtig machen wollten auch da wo es noch auf andere Dinge als die Frömmigkeit z. B. auf Gelehrsamkeit und Wissenschaft ankam. Und man kann sich nach dem was wir von Speners Bestrebungen vernommen haben, nicht verwundern, daß eben dieser Name den Gegnern sich darbot. Praktische Frömmigkeit war ja das Element, in dem sich die ganze Theologie Speners bewegte, das Ziel, worauf er ausging, das Mittel, wodurch er allein die Reformation der Kirche zu bewerkstelligen suchte. Wie es nun mit solchen Namen immer geht, so wurde auch der Name Pietist bald ein Parteiname. Er wurde es besonders recht von einem äußern Anlaß her.

Ungefähr um dieselbe Zeit*), da Spener seine Stelle in Dresden angetreten hatte, waren nämlich in Leipzig zwei Privatdocenten der Theologie, die Magister August Hermann Francke und Paul Anton zusammengetreten, um in einigen ihrer Collegien die heilige Schrift zu ihrer Erbauung zu lesen. Zu ihnen gesellte sich später noch ein Dritter, Johann Caspar Schade, und da noch mehrere freiwillig der Aufforderung folgten, so eröffneten sie an einem Sonntage mit der Nachmittagspredigt diese neue Art von Collegien, die sie sonntäglich jedesmal zwei Stunden hindurch fortsetzten. In der ersten Stunde wurde nach gehaltnem Gebet ein Capitel aus dem Alten, in der zweiten eins aus dem Neuen Testamente, beides in der Grundsprache vorgelesen, dann sprachlich entwickelt und ausgelegt und endlich erbaulich

*) Ueber das Chronologische sowie über die ganze Geschichte dieser Collegien sind die gelehrten Programme von Illgen verglichen worden: historia collegii philobiblici Lipsiensis. 836. 37. 4°, worin sich auch einige Angaben von Hoßbach berichtigt finden.

zen Aufenthalt in Lüneburg mit einem neuen Glaubenseifer nach Leipzig zurückgekehrt war, eine noch weitere Ausdehnung und eine immer festere Gestalt. Bald standen die Hörsäle der übrigen Leipziger Professoren leer, während die der Pietisten sich füllten. Die Theilnehmer an den biblischen Collegien ließen auch bald in ihrem äußern Auftreten die Veränderung wahrnehmen, die unterdessen in ihrem Innern vorgegangen war. Von den Rohheiten des Studentenlebens sagten sie sich los, sie lebten still und eingezogen selbst in der Kleidung äußerte sich das Streben nach Einfalt, indem sie die damals üblichen Perrücken und gestickten Halstücher ablegten und in demüthiger Geberde einhergingen. Einige riß auch der neue Eifer so weit fort, daß sie die Collegienhefte ihrer bisherigen Professoren verbrannten, ihre Bücher als überflüssigen Hausrath weggaben und sich allein auf die Bibel und einige wenige Erbauungsbücher beschränkten. Wer möchte läugnen, daß hier allerdings mancher falsche Eifer, vielleicht auch manche Ziererei und Heuchelei mitunterlief! Aber war das Speners oder Franckes Schuld? Nur so viel ist gewiß, daß der beleidigte Stolz der Gegner gerne solche Einzelheiten aufgriff, um gegen das Ganze eine Waffe in die Hand zu bekommen. — Unter den Leipziger Theologen, welche somit gegen die Pietisten aufstanden, zeichnete sich Johann Benedict Carpzov der jüngere aus. Das Geschlecht der Carpzove

Sprachen, der Geschichte und dem logischen Gedankenbau der Werktag verblieb. — Indessen blieb Spener nicht immer in Straßburg, sondern suchte sich auch durch den Besuch anderer Universitäten zu bilden. So kam er 1659 nach Basel, wo er den Unterricht des berühmten Joh. Buxtorf genoß und bereits selbst mit vielem Beifall geschichtliche und geographische Vorlesungen hielt*). Auch in Genf machte er manche wichtige Bekanntschaften mit Männern verschiedner Confessionen und Geistesrichtungen**). Eine weitere Reise nach Frankreich mußte er seiner Gesundheit wegen aufgeben; nachdem er blos bis Lyon vorgedrungen war. Von einem längern Aufenthalte in Genf kehrte dann Spener vielfach bereichert an Kenntniß und Erfahrung wieder nach Straßburg zurück. Einer Aufforderung des Grafen von Rappolstein zufolge begleitete er diesen auf einer Reise nach Stuttgardt, wo er dem Herzog Eberhard vorgestellt wurde, der ihn in seine Dienste zu ziehn suchte. Wirklich ließ sich auch Spener einige Zeit in Tübingen nieder, um daselbst Vorlesungen zu halten, als er bald einen Ruf zu einem Predigtamt in Straßburg erhielt. Spener kehrte zwar dahin zurück, lehnte aber nach manchen schweren innern Kämpfen die Wahl ab, weil er sich zum Predigtamte noch nicht würdig und tüchtig genug fand, und erst eine zweite Stelle, die eines Freipredigers, die ihm im März 1663 angetragen wurde, nahm er wirklich an, um so eher da dieses Amt ihn von der Seelsorge, die ihm gar zu wichtig schien, dispensirte und ihm blos das Predigen zur Pflicht machte. Daneben las er fortwährend einige historische und geographische, endlich auch theologische Collegien.

Es ist hierbei nicht ganz unwichtig zu erinnern, daß Spener außer den theologischen Studien noch Lieblingsstudien hatte, die mit der Theologie in keiner nähern Berührung standen, vielmehr trocken und geisttödtend zu sein schienen, da sie mehr die Außenseite der Geschichte, als das innere Mark derselben berührten,

*) Doch erregte schon während seines Aufenthaltes in Basel sein freisinniges Bekenntniß in Beziehung auf die Religionsgemeinschaft der Waldenser mit den Protestanten, das er bei Gelegenheit einer Disputation aussprach, bei den dortigen Orthodoxen Aufsehn. Das hiesige Kirchenarchiv vom 14. August 1660 meldet, daß ihm deßhalb eine Censur ertheilt und die Dissertation umgedruckt worden sei.

**) So mit Labadie, den wir später werden kennen lernen.

ich meine die Genealogie und die Wappenkunde. Aber es läßt sich beobachten, wie oft grade tiefere Gemüther sich zu diesem Stillleben der Wissenschaft hingezogen fühlen, gleich als ob sie auf diesen unschuldigen Gegenständen ihren Geist lieber wollten ausruhen lassen, als ihn in die Zerstreuungen hineinführen, welche andere Erholungen auf andern Gebieten, zum Beispiel auf dem heitern, buntbewegten Gebiete der Kunst uns gewähren. Ich bemerke dieß darum, weil so manches, was uns hier in Speners Persönlichkeit auffällt, sich auch wieder bei seinen Anhängern und bei der ganzen Richtung finden wird, die seine Person repräsentirt.

Spener mußte es selbst fühlen, daß er nach außenhin eher den Eindruck eines trocknen Ernstes, als den einer liebenswürdigen Gefälligkeit machen werde. Er nahm daher auch erst Anstand sich mit einer jungen Gattin zu verbinden, die ihm seine Mutter zuführte, weil er fürchtete, sie durch sein in sich gekehrtes Wesen zurückzustoßen; lieber wollte er eine Wittwe heirathen, die zuvor einen mürrischen Mann gehabt hatte, weil er glaubte, diese würde sich eher an ihn gewöhnen. Allein er folgte denn doch wieder als ein guter Sohn dem Rathe der Mutter und verband sich mit der Gefährtin, die sie ihm bestimmt hatte. Und er that wohl dran. Die Gattin hieß Susanna Erhardt und war die Tochter eines ehmaligen Dreizehners der Stadt Straßburg. An demselben Tage, an dem er mit ihr im Münster getraut wurde (das damals noch den Protestanten gehörte), fand auch seine theologische Doctorpromotion statt. Spener fand an seiner trefflichen Frau eine treue Lebensgefährtin, eine verständige Hausfrau und eine treffliche Erzieherin seiner zahlreichen Kinder.

Im Jahr 1666 erhielt Spener einen Ruf von der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. zu der dortigen ersten Pfarrstelle und dem Seniorat des geistlichen Ministeriums. Er stand damals in seinem 31. Jahr, und die Männer, denen er vorstehn sollte, waren zum Theil ehrwürdige Greise. Das erschwerte dem bescheidnen Manne die Annahme des Rufes; doch wollte er ebensowenig denselben voreilig ablehnen, als ihn leichtsinnig annehmen. Er trug die Sache der theologischen Facultät vor. Diese erkannte, daß der Ruf von Gott sei, und Spener nahm ihn an mit erleichtertem Gewissen. Am 3. Juli hielt er im Münster zu Straßburg

seine Abschiedspredigt über den Text: „Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet" (Ps. 119, 52.). Er langte den 20. Juli mit seiner Familie in Frankfurt an, zu einer Zeit als eben daselbst die Pest und die Ruhr wütheten. Schon in Frankfurt trat Spener als Reformator auf, indem er an die Stelle der pedantischen Predigtweise, die es mehr auf Kunst und noch dazu auf eine höchst geschmacklose Kunst, als auf Erbauung absah, einfache, reinbiblische und gemeinfaßliche Religionsvorträge zu setzen bemüht war. Ohne daß er nach Beifall haschte, stellte sich dieser von selbst ein. Selbst Fremde, die die Messe besuchten, wollten auch Spener gehört haben, manche vielleicht aus bloßer Neugierde, andere aber auch aus Heilsbegierde. Ebenso stellte er den heruntergekommenen Katechismusunterricht wieder her, und nach und nach fanden sich auch Erwachsene in den Reihen der Kinder ein, um sich von ihm in den evangelischen Grundwahrheiten unterrichten zu lassen. Der Segen, der auf diesen Kinderlehren ruhte, war so groß, daß die meisten gestanden, sie hätten von einer Katechismusübung Speners mehr Nutzen als von dem Anhören vieler Predigten. Und doch hielt sich Spener bei all dem Guten, das er stiftete, noch lange nicht für vollkommen. Als einst ein vornehmer Fremder (Baron von Helmont) seiner Kinderlehre mit vieler Erbauung beigewohnt hatte, dann aber doch gegen Spenern den Zweifel äußerte, ob das vom Verstande Begriffene auch auf das Gemüth und Leben der Kinder übergehen, ob (wie er sich ausdrückte) der Kopf auch in das Herz gebracht werden könne — da fühlte Spener das Tiefe und Schlagende dieser Bemerkung, und ruhte nicht, bis er auch diese Kunst, die schwerste freilich von allen, sich zu eigen gemacht hätte. Seine Erfahrungen darüber gab er später zu Vieler Belehrung im Druck heraus*). Merkt es Euch, Väter und Mütter! die ihr in unsern Tagen die Wohlthat eines guten Religionsunterrichtes für Eure Kinder zu würdigen wißt, der Mann, der diese Wohlthat zuerst wieder in unsrer protestantischen Kirche möglich gemacht hat, ist Philipp Jakob Spener.

Ein Hauptverdienst Speners war bei seiner gesammten Lehrthä-

*) Katechetische Tabellen, 1683.

tigkeit das beſtändige Zurückgehn auf die heilige Schrift und der Eifer, womit er den Sinn für das Bibelſtudium wieder bei Gelehrten und Ungelehrten zu wecken ſuchte. So ſehr nämlich Luther und die Reformatoren alles auf die heilige Schrift gegründet hatten, ſo ſehr hatte man ſich im Lauf der Zeiten wieder von dem einfachen Bibelchriſtenthum entfernt. In den theologiſchen Schulen wurden ſelten mehr die heiligen Bücher in ihrem ganzen Zuſammenhang erklärt, ſondern man riß blos die ſogenannten Beweisſtellen für die Dogmatik heraus und namentlich die Stellen, womit man die Gegner im Kampfe ſchlagen konnte, ſo daß die Bibel eher einem Zeughaus verglichen werden konnte, woraus die Kampfluſtigen ihre Waffen, als einem Vorrathshauſe, aus dem die Hungrigen ihr Brot holen ſollten. Dieſe Behandlung der wiſſenſchaftlichen Theologie wirkte auch auf die Predigtweiſe. Auch die Prediger ließen es ſich weniger angelegen ſein, ihre Gemeinden in das Ganze der Bibel einzuführen, als vielmehr auch ſie in den Streit über einzelne Glaubensmeinungen hineinzuziehn, und nur wenige beſſere Prediger machten hievon eine Ausnahme. Schon die in der lutheriſchen Kirche beibehaltne Sitte, über die ſonntäglichen Evangelien und Epiſteln zu predigen, war weniger dazu geeignet die Gemeinden mit dem ganzen Schriftreichthum bekannt zu machen, als wenn man auch andre Abſchnitte hätte frei wählen und erklären können. Spener ſchloß ſich nun zwar an die Sitte ſeiner Kirche an; allein er verknüpfte mit der Erklärung der vorgeſchriebnen Abſchnitte zugleich die Erklärung ganzer bibliſcher Bücher, die er gewöhnlich in der Einleitung vorausſchickte, wodurch die Predigten allerdings etwas lang, aber trotz ihrer Länge gerne gehört wurden. Wo nun der Sinn für ein geordnetes Bibelleſen einmal lebendig geworden war, da trat ihm Spener auch gerne hülfreich entgegen und ſo machte es ſich wie von ſelbſt, daß ſeine Lehrthätigkeit in dieſer Hinſicht bald über die Schranken der Kirchenkanzel und des Predigtſtuhls ſich ausdehnte und ſich auch in den freiern chriſtlichen Kreiſen bewegte, die ſich, ohne ſein Zuthun, aber wohl auf Anregung ſeines Geiſtes hin, unterdeſſen gebildet hatten. Die Sache verhielt ſich ſo. Spener hatte in einer Predigt, die er am 6. Sonntag nach Trinitatis im Jahr 1669 hielt (über die falſche Gerechtigkeit der Phariſäer), ſich ſehr

ſtark über das todte Chriſtenthum derer ausgeſprochen, die der bloßen äußern Kirchlichkeit ſich begnügten, und auf die Nothwendigkeit einer gründlichen Buße und Sinnesänderung gedrungen. Die Predigt war ſo ſcharf, daß ſie einen Scheidungsproceß in der Gemeinde hervorbrachte. Die Einen, dadurch verletzt und in ihrem bisherigen Weſen geſtört, bezeugten laut, ſie würden nicht mehr in Speners Predigten kommen, die Andern dagegen ſuchten die hier gewonnenen Eindrücke dadurch feſtzuhalten und in ſich zu nähren, daß ſie an den Sonntagen Nachmittags in ihren Häuſern zuſammenkamen, die Spenerſchen Predigten wiederholten, dabei noch einen Abſchnitt aus der Bibel mit einander laſen und ſich gegenſeitig zu einem frommen Wandel ermunterten. Spener konnte ſich über dieſe Erſcheinung nur freuen. Da er jedoch beſorgte, daß dergleichen Verſammlungen auch leicht eine verkehrte Richtung nehmen könnten, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen blieben, beſchloß er, die Leitung derſelben in die Hand zu nehmen und gab zu den Verſammlungen ſein Studierzimmer her. Er that jedoch dieſen Schritt nicht ohne Vorwiſſen ſeiner Collegen und der kirchlichen Vorgeſetzten, obgleich er eine förmliche Genehmigung von Seiten der Obrigkeit zu einer Sache nicht nöthig zu haben glaubte, die ihm in ihrer äußeren Geſtalt als reine Privatſache erſchien. So bildeten ſich im Auguſt des Jahres 1670 (alſo etwa ein Jahr nach jener ſcharfen Predigt) die ſogenannten Collegia Pietatis, welche ſowohl den Keim zu einem lebendigern Chriſtenthum, als auch den zu neuen Streitigkeiten in der Kirche in ſich trugen. Dieſe Verſammlungen wurden immer zahlreicher. Viele mochte die Neuheit der Sache, Andere wahres Herzensbedürfniß hinführen. Wenn zuerſt nur einige gebildete Männer zu ſolchen Collegien zuſammengetreten waren, ſo fanden ſich jetzt Leute jeglichen Standes, Männer und Frauen, Lehrer und Studierende aller Facultäten neben Kaufleuten und Handwerkern ein. Indeſſen war nicht Jedem unbedingt zu reden und zu predigen geſtattet. Gewöhnlich führten nur Männer von theologiſcher oder ſonſt gelehrter Bildung das Wort. Die Uebrigen, namentlich die Frauen hörten nur zu. Ueberdieß waren die Frauen von den Männern ſo geſondert, daß ſie nicht einmal von dieſen geſehen werden konnten. Später fanden ſich auch bisweilen durchreiſende

Fremde, oft hohe Standespersonen ein. Die Versammlungen hatten zweimal wöchentlich statt, Montags und Mittwochs. Spener eröffnete dieselben jedesmal mit einem Gebet. Anfänglich legte er beliebte Erbauungsbücher, später die heilige Schrift selbst zum Grunde.

Alle theologischen Streitfragen — und das war höchst besonnen und wohlthätig — blieben von der Unterredung ausgeschlossen, „damit nicht das Kreuz Christi möchte zu nichte werden und der Glaube nur bestehen auf Menschenweisheit und nicht auf Gotteskraft." Bei den Bibelerklärungen befolgte Spener eine fortgehende Methode, so daß zuerst die Evangelien (mit Ausnahme des Markus) nach einander durchgenommen wurden und dann die Reihe an die johanneischen Briefe kam. Weit entfernt bloße Glaubensansichten irgend einer Schule oder Partei festzustellen, drang Spener bei allen diesen Vorträgen auf das praktische Christenthum und bekämpfte den bloßen todten Mundglauben. Die sittlichen Forderungen, die er an seine Zuhörer stellte, waren allerdings sehr streng und in vielen Dingen dem entgegen, was die Mode und die Convenienz mit sich brachte. „Er pflegte das innerlich zufriedne und selige Leben, welches die Frommen schon hier führen, entgegenzustellen dem unruhigen und verderblichen Treiben der Kinder dieser Welt; aber er wachte auch mit großer Sorgfalt darüber, daß diese Vergleichung nicht auf specielle Fälle und Personen bezogen und daß der Tadel herrschender Laster in den Schranken allgemeiner Klagen gehalten wurde; er ermahnte bei dem Schlusse jeder Versammlung dringend einen jeden, nur sich selber im Auge zu haben und das was er jedesmal in der heiligen Schrift vernommen, auch wirksam im Leben hervortreten zu lassen; sich also ja nicht einzubilden, daß da ein wahrer Glaube sein könne, wo die Früchte fehlten" *).

So wurden diese Versammlungen eine Reihe von Jahren gehalten und fanden auch anderwärts Nachahmung **). Speners

*) Hoßbach Leben Speners I. S. 122.

**) „In Augsburg stellte Speners vertrauter Freund, der Superintendent Spitzel, in Darmstadt der Hofprediger Winkler, in Schweinfurt ein Magister Berger, in Rothenburg Hartmann, ein Mann von ausgezeichneter Weisheit und Frömmigkeit, Hausversammlungen an, die nach dem Muster der Frankfurtischen eingerichtet, doch nach eines jeden Ortes Beschaffenheit modificirt waren." Hoßbach a. a. O. S. 139.

Blick beschränkte sich nicht auf diese Versammlungen allein; er verlor dabei nicht, wie es bei solchen Abschließungen leicht zu geschehn pflegt, das Ganze der Kirche aus den Augen. Er verzweifelte nicht an ihrem Aufkommen und war daher [redacted]eit entfernt, sich mit den Seinen von der großen Kirchengen[redacted]ft abzusondern oder wenigstens diese nur nebenbei als ein üb[redacted]Institut bestehen zu lassen. Speners Ansicht war vielmehr die, daß von solchen Versammlungen aus sich der bessere Geist auch wieder über die Kirche im Ganzen verbreiten müsse und da ging er denn wieder selbst mit seinem Beispiel voran. Nachdem er schon 1675 in einer Vorrede zur Arndtischen Postille sein Herz ausgeschüttet und manche Gemüther heilsam bewegt hatte, gab er im Jahr 1678 seine frommen Wünsche, die er für die gesammte Kirche auf dem Herzen trug, unter dem lateinischen Titel **Pia desideria** und auch zunächst in lateinischer Sprache heraus.

Es ist nöthig, daß wir diese frommen Wünsche genauer kennen lernen. Daß Spener dabei von dem herrschenden Verderben der Kirche ausging, kann uns nach dem was uns bisher davon bekannt geworden, nicht wundern. Die herrschende Streitsucht unter den Theologen, die Lauheit vieler Großen, die Rohheit des Volkes boten eben kein erfreuliches Bild von dem Zustande einer Kirche dar, die auf den Grund Christi und der Apostel erbaut zu sein sich rühmte. Was war dabei nöthiger, als vor allem an den Grund selber zu erinnern und sich dessen wieder lebhaft bewußt zu werden. Wie die Reformatoren auf die heilige Schrift zurückgingen und aus ihr das Princip der Reformation herleiteten, so auch Spener zu seiner Zeit. Reichlichere Verbreitung des Wortes Gottes, das war nach Spener das erste Mittel zur Hebung des wahren Christenthums. Hier machte er denn namentlich auf den schon berührten Umstand aufmerksam, daß die bloßen kirchlichen Perikopen, über welche die lutherischen Prediger zu predigen verpflichtet waren, nicht hinreichen, eine allseitige Bibelkenntniß zu befördern; er empfahl daher solche Bibelstunden, wie er sie selbst seit einer Reihe von Jahren aus Erfahrung kannte. Es sollte, meinte er, den Laien Gelegenheit geboten werden, nicht nur Predigten anzuhören, sondern sich auch mit ihren Predigern über das Wort Gottes zu besprechen, ihre Gedanken darüber auszutauschen u. s. f.

Dadurch, hoffte er, würde auch das Band zwiſchen Predigern und Zuhörern ein feſteres und das gegenſeitige Vertrauen ein größeres werden. Indem nun Spener damit keineswegs den Lehrſtand aus der Kirche verdrängen wollte, wollte er doch der unproteſtantiſchen Anſicht begegnen, welche eine ſo ſcharfe Scheidewand zwiſchen Predigern und Laien zieht, daß nur die Erſtern als Prieſter Gottes und Bevorrechtete vor Gott erſcheinen. Vielmehr erinnerte Spener, wie einſt Luther, an die Beſtimmung aller Chriſten, ein heiliges Prieſtervolk zu ſein, und in der Aufrichtung und Uebung dieſes geiſtlichen Prieſterthums ſah er ein zweites Mittel der von ihm gewünſchten Reformation. — Wollte man gegen dieſe Idee behaupten, es zieme ſich nicht, daß die in theologiſchen Dingen unbewanderten Laien den gelehrten Theologen gleichgeſtellt würden, ſo zeigte dann Spener ferner, daß es mit dem Wiſſen im Chriſtenthum durchaus nicht genug ſei, ſondern daß das rechte Chriſtenthum in der Ausübung beſtehe, und in der Einſchärfung eben dieſes Grundſatzes von der unzureichenden Kraft des bloßen Wiſſens in der Religion ſah er das dritte Mittel zur Abhülfe. Daher rieth er, die Chriſten nicht blos mit dogmatiſchen Spitzfindigkeiten zu unterhalten, „ſondern ſie fleißig anzuleiten zu Werken uneigennütziger Liebe, zu Bezähmung ihres Unwillens über erlittene Beleidigungen, zu Enthaltung von aller Rache, zur Billigkeit in Behauptung ihrer Rechte, zu einer wohlwollenden Geſinnung, welche auch dem Feinde gern Gutes thue u. ſ. f. Doch war auch Spener bei allem Dringen auf die Sittlichkeit des Chriſtenthums nicht gleichgültig gegen den Glaubensinhalt, der ſich ja von dem wahren Sittengehalte nicht trennen läßt. Daher empfahl er 4) in Beziehung auf die Ungläubigen und die Irrgläubigen herzliches Gebet, gründliche, aber beſcheidene Auseinanderſetzung der Wahrheit mit Ausſchluß jedoch aller Heftigkeit, aller Anzüglichkeit und unter beſtändiger Uebung chriſtlicher Liebe. Nur auf dieſem Wege, hoffte er, würden die getrennten Parteien ſich vereinigen laſſen. Die theologiſchen Diſputate hielt er zwar für nöthig zur Erhaltung der reinen Lehre, tadelte aber die gewöhnliche Art und Weiſe derſelben, die mehr nur auf Ueberwindung des Gegners, als auf Rettung der Wahrheit ausgehe und deßhalb oft in ärgerliche Leidenſchaft ausbreche.

ſich das 17. Kapitel des Evang. Johannis dreimal nach einander vorleſen. Er hatte dieſes Kapitel immer ſehr geliebt, aber aus heiliger Scheu vor der Tiefe ſeines Inhalts nie darüber zu predigen gewagt. — In den Armen der Seinigen verſchied er an eben dem Tage und in eben der Stunde, wo ihn ſonſt ſeine Pflicht zur Verkündung des Wortes Gottes in die Kirche rief, an einem Sonntag den 5. Februar 1705. Seine ſterbliche Hülle wurde nicht, wie ſonſt üblich, in der Kirche, ſondern an einer von ihm ſelbſt bezeichneten Stätte auf dem Kirchhof zu ihrer Ruhe gebracht. Tauſende von Menſchen waren bei der Beſtattung gegenwärtig. Den Leichentext hatte er ſich ſelbſt gewählt; es waren die Worte des Apoſtels im Briefe an die Römer 8, 10. „So aber Chriſtus in Euch iſt, ſo iſt der Leib zwar todt um der Sünde willen, der Geiſt aber iſt das Leben um der Gerechtigkeit willen." — Sein Andenken blieb bei allen Frommen im Segen. Die eifernden Gegner aber verfolgten ihn noch im Tode und einer derſelben, Dr. Fecht in Roſtock, wollte nicht geſtatten, daß man ihn den ſeligen Spener nenne, was er ſogar in einer eignen gelehrten Diſputation zu verfechten ſuchte *). Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Bilde des Mannes, den wir als einen der leuchtenden Punkte in der Entwickelungsgeſchichte des Proteſtantismus betrachten müſſen.

Aus großer Beſcheidenheit hatte Spener ſich lange geweigert, ſein Bildniß malen zu laſſen, und erſt als ihm geſagt wurde, daß ein armer Künſtler dadurch zu Brot kommen könnte, willigte er ein. Nach dieſem Bilde zu urtheilen **), gehörte Spener zu den Männern, die weniger durch gewaltiges Auftreten, als durch den edeln Ausdruck ihrer Miene eben ſo ſehr Achtung gebieten als Zutrauen erwecken. Unter der hohen gewölbten Stirn leuchtet ein klares ſtrahlendes Augenpaar, während der untere Theil des Geſichtes ein im Schmerze verzogenes Lächeln darſtellt. Die triumphirende und die leidende Kirche ſpiegeln ſich ſomit auf ſeinem Geſichte ab, wie er ſie beide in ſeinem Herzen trug.

*) Knapp S. 38.

**) Ich habe das Original nicht geſehn, ſondern nur den Kupferſtich von Joſeph a Montaigre vorn an der frankfurter Ausgabe der Consilia. 1709. 4°.

haben kann, die uns aber ein liebenswürdiger Bewei
lichen Gemüthes ist. Weil er der Bekannten und Fr
hatte, als daß er täglich für jeden derselben hätte bete
theilte er seine Fürbitten ordentlich geographisch nach
Provinzen ein, und gedachte so der Reihe nach de
wohnten, namentlich vor Gott. Auch richtete er si
dem Maße, als er glaubte, daß es ihnen nothwendig sei.
betete er in der Woche einmal, für Andere öfter, für
Tage, für seine liebsten Freunde dreimal täglich,
jemand, der von einem christlichen Sinne und einem
ben erfüllt war, auch nur einmal gesehn oder von ihn
so war derselbe zuverlässig ein Gegenstand seiner fortw
bitte. — Uebrigens darf bei dieser eignen Gebetsmet
wie bei der eben so merkwürdigen Gebetsweise Luther
sen werden, daß dergleichen nur da schön und wahr uni
aus der natürlichen Gemüthsbeschaffenheit hervorfließ
allerwenigsten zur sclavischen Nachahmung eignet,
Dingen in der Regel mißräth. — Gleichwie aber Sp
den Odem seines Lebens nannte, so sagte er auch in
die Arbeit: „Wer mir die Arbeit nimmt, der ni

Leben“ *). Und wie arbeitete Spener? Davon kann man sich kaum einen Begriff machen. Neben seinen vielen und schweren Amtsgeschäften schrieb er eine Menge Bücher, ertheilte Jedermann Rath, leitete fromme Versammlungen und unterhielt einen Briefwechsel, der so ausgedehnt war, daß er einmal am Ende eines Jahres von Dresden aus einem seiner Freunde versicherte, er habe im Laufe desselben 622 Briefe beantwortet, 300 aber lägen noch unbeantwortet da **). Wohlverstanden waren aber unter diesen Briefen viele, die einen beträchtlichen Umfang hatten und sich nicht wie Geschäftsbriefe abthun ließen; Briefe, die den ganzen Mann in Anspruch nahmen, in die er oft seine ganze Seele mit allem was drin vorging, hineinlegte. Auch in Frankfurt schon war seine Correspondenz so groß gewesen, daß ihm der deutsche Kaiser bei dem Taxischen Postamte Portofreiheit auswirkte, eine Vergünstigung, die ihm auch nachmals der Churfürst von Sachsen gewährte und ein Beweis, wie hoch Speners geistiges Wirken auch von Staatswegen angeschlagen wurde!

Obwohl Spener nichts hielt auf die gewöhnliche homiletische Kunst, so arbeitete er doch alle seine Predigten sorgfältig aus und memorirte sie gewissenhaft, brachte es aber darin zu einer solchen Fertigkeit, daß er nach dreimaligem Durchlesen des Conceptes die Predigt auswendig konnte. Und doch gestand Spener, daß ihm nicht nur an dem Tage, da er zuerst die Kanzel bestiegen, gewesen sei als werde er zum Richtplatz geführt, wiewohl er doch damals schon als Docent gewohnt gewesen sei, vor einer großen Versammlung zu reden; sondern auch später sei diese Furcht nie ganz von ihm gewichen, und noch in ältern Jahren seines Lebens habe er bisweilen, besonders wenn sein Gemüth verdüstert gewesen, die Kanzel mit der Besorgniß bestiegen, daß sein Gedächtniß ihn verlassen könnte. In einem solchen Zustande stärkte ihn aber dann der Vorsatz, sich ganz in den göttlichen Willen zu ergeben, was er auch jedesmal im stillen Gebete besiegelte; wobei er übrigens noch die sehr vernünftige Tröstung hinzufügte, daß an und für sich die Schwäche des Gedächtnisses noch keine Schuld und keine Schande

*) Knapp a.
**) Hoßb

ſei, und daß wenn ſie von den Zuhörern ſo angeſehen werde, man dieß eben als eine Demüthigung von oben geduldig ertragen müſſe*).

Wenn Spenern bei ſeinen Arbeiten ſein gutes Gedächtniß, ſein klarer Verſtand, ſeine wenn auch nicht feurige, doch lebendige Einbildungskraft förderlich zu Hülfe kamen als Gaben, die ſich nicht jeder ſelbſt geben kann, ſo trug er doch auch das Seinige dazu bei durch die gewiſſenhafteſte Benützung der Zeit und durch die Sorge für ſeine geiſtige und leibliche Geſundheit. Auch die letztere war ein Gnadengeſchenk Gottes, deſſen er ſich in hohem Grade zu erfreuen hatte. Er ſchlief wenig, aber immer gut. Er träumte ſelten **) und nur zwei oder dreimal in ſeinem ganzen Leben brachte er einen Theil der Nacht ſchlaflos zu und zwar aus Sorge für die Kirche. Regelmäßig ſtand er um ½6, Sonntags ſchon um 4 Uhr auf. Den ganzen Vormittag bis 12 Uhr und den erſten Theil des Nachmittags arbeitete er ununterbrochen und erſt die zweite Hälfte des Nachmittags nahm er Beſuche an. Blos die Zeit bei Tiſche wurde der Unterhaltung gewidmet und auch dieſe wurde dadurch abgekürzt, daß er dreimal in der Woche des Abends allein auf ſeinem Zimmer ſpeiste, um Zeit zu gewinnen. Ja, ſo haushälteriſch ging er mit der Zeit um, daß er den hinter ſeiner Wohnung zu Berlin befindlichen Garten in ſeinem ganzen Leben nur zweimal und auch da nur auf wenige Augenblicke beſuchte. Um ſich hingegen Bewegung zu verſchaffen, pflegte er bei Beſuchen im Zimmer auf und abzugehn und verwandte dazu die Inſpectionsreiſen auf die Landpfarreien, am Sonntage Nachmittags; doch mußte ihn auch auf dieſe wie auf alle andern Reiſen ein Buch begleiten.

In ſeiner Koſt und Kleidung beobachtete Spener die größte Einfachheit, wie ſie gegen die damaligen Sitten bedeutend abſtach. Auch bei ſchlechtem Wetter ging er in der Stadt immer

*) Bei Hoßbach I. S. 264. Aehnlich tröſtete ſich über das Steckenbleiben Heinrich Müller. Als ihm dieß einſt begegnet war, weil er einer gegenwärtigen fürſtlichen Perſon zu gefallen zu gelehrt predigen wollte, erklärte er 8 Tage drauf im Eingange: „Vor 8 Tagen habe Herr Dr. Müller predigen wollen, jetzo aber ſoll der heilige Geiſt predigen.“ Rußwurm a. a. O. S. XXIII.

**) Doch hatte er auch lebhafte und bedeutungsvolle Träume, wie kurz vor ſeiner Verſetzung von Frankfurt nach Dresden, ſ. Hoßbach I. S. 216.

e unter Thränen zu bitten, ihn wegen seiner
Solche Erinnerungen nahm er mit Sanft-
, selbst wenn sie von Leuten geringen Stan-
war ihm widriger, als wenn zuweilen an-
Namen auf der Kanzel erwähnten und noch
Billen verbot er ausdrücklich, den von ihm
en irgend eine Lobeserhebung beizufügen.
n diesen letzten Willen ehren. Der Mann
selbst gesprochen und so möge auch sein
jeder weitern Zuthat in unserm Gedächtniß
seinen zahlreichen Schriften wag' ich es
längeres mitzutheilen, theils um der Zeit
theils auch weil leider! die etwas schwer-
e Sprache, die Spener mit seiner Zeit theilte,
e ermüdend machen würde, Verstümmlungen
n des Ganzen entstellen *). Es liegt uns
n Mann noch kürzlich ins Auge zu fassen,

ige findet der Leser übrigens in Hoßbachs öf-
t: Philipp Jakob Spener und seine Zeit. 2 Thle.
F. A. E. Hennicke, Philipp Jakob Speners
e theologische Bedenken in einer zeitgemäßen
3. Besonders verdient der Brief an seinen Sohn

August Hermann Francke*) wurde geboren, später als Spener, den $\frac{12}{23}$. März 1663 zu Lübeck wie Spener, der Sohn eines praktischen Rechtsgelehrte Eltern zogen nach Gotha, und da starb der Vater a erst 7 Jahr alt war. Nächst der Mutter (Anna Gl es eine ältere Schwester, die besonders auf das fr müth des Knaben wirkte und ihn mit der Bibel bekar Außer der Bibel wurde in diesen Zeiten von allen fro milien Arndts wahres Christenthum hochgehalten un Luther an einem Tauler und Thomas Kempis, so l viele fromme Männer damals an den Schriften Arndt res Leben aus. Sollten nicht schon darum solche Ehrensäulen im Tempel der deutschen Litteratur geach — Francke zeichnete sich frühe durch seine Fortschritte aus, er war bedeutend jünger als seine Mitschüler nicht frei von Eitelkeit gewesen zu sein. Seine Stu

---

Philipp Reinhard nach Leipzig, wo derselbe in einer Apo S. 183, als ein Gegenstück zu dem oben mitgetheilten Bri Gerhardt nachgelesen zu werden.

*) Wir folgen meist der Monographie von Guericke.

er auf dem Gymnasium zu Gotha und auf der Universität zu Erfurt und Kiel. An dem letzteren Orte genoß er den Unterricht und die nähere Freundschaft des trefflichen Christian Kortholdt, eines der gelehrtesten Theologen der damaligen Zeit *). In Hamburg eignete er sich bei einem dort lebenden Gelehrten Esra Edzardi **) die hebräische Sprache an, die er bisher zu sehr vernachlässigt hatte. Diese setzte er bei seiner Rückkehr nach Gotha mit solchem Eifer fort, daß er in einem Jahr die hebräische Bibel siebenmal durchlas und zwar jedesmal binnen 6 Wochen. Bald konnte er nun Andere lehren, und wirklich erhielt er eine Einladung nach Leipzig, um dort einem jungen bemittelten Theologen Privatunterricht im Hebräischen zu ertheilen. In diese Zeit seines Aufenthalts in Leipzig fallen, wie wir aus Speners Leben wissen, jene biblischen Collegien, von denen wir schon gesprochen haben. Gleichwohl gesteht Francke, auch in dieser Zeit noch nicht vollkommen in den Geist des lebendigen Christenthums eingedrungen zu sein; so sehr er schon von seinem 14. Jahre an einen besondern Zug zu Gott verspürt und viele Seelenkämpfe bestanden hatte. Erst in dem Hause des Superintendenten Sandhagen in Lüneburg, wohin er sich im Herbst des Jahrs 1687 begeben hatte, ging eine solche Veränderung mit ihm vor, daß er von da an sein lebendiges Bewußtsein von der Gnade Gottes datirte. Der fromme Christian Scriver, den wir aus einer frühern Stunde kennen, hatte schon auf der Reise dahin einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. „Von jener Zeit an", erklärt Francke selbst in einem Fragment über sein Leben, „ist es mir mit dem Christenthum ein Ernst und von da an leicht geworden, alles ungöttliche Wesen und alle weltlichen Lüste zu verläugnen. Gottes Ehre, die Beförderung seiner Erkenntniß unter den Menschen, ist mir seitdem wichtiger als alles gewesen, und ich habe ange-

*) Geboren 1632 zu Borg auf der Insel Femern, gestorben als Prokanzler zu Kiel 1694. Er hat sich besonders in der Kirchengeschichte ausgezeichnet.

**) Er lebte daselbst ohne öffentliche Bedienung als Juden-, Türken- und Heidenbekehrer, nachdem er sich früher auch in Basel und der übrigen Schweiz aufgehalten hatte. Seine Söhne Georg Elieser und Sebastian machten sich gleichfalls in der gelehrten Welt bekannt; der letztere warin dessen ein grober Polemiker, s. Bouginé II. S. 106. und Jselins historisches Lexikon.

fangen, Beförderung, Ehre und Anſehn vor der Welt, Reichthum, gute Tage und Ergötzlichkeiten für nichts zu achten." — Wir bemerken alſo hier eine auffallende Verſchiedenheit in dem Leben Speners und Franckes. Bei jenem fanden wir keinen ſolchen beſtimmten Zeitpunkt ſeiner Bekehrung, wie bei dieſem. Und ſtanden ſie nicht dennoch beide gleich hoch in den Augen Gottes? Ein Wink für uns, daß wir nicht alles nach einem Maßſtab meſſen und die Verſchiedenheit der Führungen Gottes im Leben der Menſchen anerkennen ſollen.

Francke ging von Lüneburg wieder nach Hamburg, wo er ſich in Gemeinſchaft mit Gleichgeſinnten beſonders glücklich fühlte. Dieſes Gefühl der Gemeinſchaft durchdrang ihn ſo ſehr, daß er ſagte, es ſei mit den Chriſten, wie mit glühenden Kohlen; lege man dieſe einzeln weit auseinander, ſo verlöſche leicht eine nach der andern; lege man aber einen Haufen derſelben zuſammen, ſo werde durch das Feuer der einen das der andern erhalten, und oft zündeten die glühenden Kohlen auch die nahe liegenden todten an. Von dieſem lebendigen Triebe geleitet, auch Andern zu der Seligkeit zu verhelfen, die er in ſeinem Glauben genoß, begab er ſich wieder nach Leipzig und nahm daſelbſt mit noch größerem Eifer an jenen Verſammlungen theil, als zuvor, ja brachte einen neuen erweckenden Geiſt in dieſelben. Von der Zeit ſchreibt ſich auch ſeine genauere Bekanntſchaft mit Spener, mit dem er nun auch die Kämpfe theilte, die ſich von da an immer ernſtlicher entwickelten. Er blieb jedoch nicht gar lange in Leipzig, ſondern folgte einem Ruf als Prediger nach Erfurt, wo er ſich an ſeinen Freund Joachim Breithaupt anſchloß. Beide Männer predigten mit Kraft und Nachdruck in demſelben Geiſte, in dem Spener predigte. Auch ſie drangen, gegenüber einem todten Mundglauben und einer todten Werkheiligkeit, auf einen lebendigen Glauben, auf Heiligung des Lebens und des Wandels. Der Zulauf zu dieſen „ernſtlichen" Predigten, wie man ſie nannte, war ungeheuer groß. Auch viele Katholiken in Erfurt beſuchten dieſelben, und traten, begeiſtert für einen ſolchen Proteſtantismus, zum evangeliſchen Bekenntniß über. Aber auch hier fehlte es nicht an mancherlei Anfechtungen. Als Francke den Verſuch machte, neue Teſtamente und Arndts wahres Chriſtenthum unter die Leute

zu bringen, welche Bücher er von Lüneburg und andern Orten her verschrieb, hieß es, er verbreite ketzerische Bücher. Auf der Post und an allen Thoren ward scharfer Befehl gegeben, jedes Paket, das an Francke komme, in Beschlag zu nehmen und aufs Rathhaus zu liefern. Bald ward ein solches Paket wirklich eingeliefert und Francke vorbeschieden: „Warum er sich unterstanden, wider das Verbot, ketzerische Bücher zu verschreiben?" Francke läugnete, dieß gethan zu haben. Man antwortete: „weil er so dreist seine That läugne, so wolle man ihn überführen." Als aber das Paket vor seinen Augen geöffnet wurde, fanden sich keine ketzerischen Bücher, sondern neue Testamente drin. Die Rathsherrn schämten sich und entließen Francken mit Ehren. Gleichwohl ruhten die Gegner nicht, bis Francke unverhört und unüberwiesen seines Amtes entsetzt wurde und den gestrengen Befehl erhielt, binnen 48 Stunden die Stadt zu räumen. Vergebens übergaben die Schulkinder dem Statthalter ein wehmüthiges Supplicat und thaten im Hof einen Fußfall, vergebens verwandten sich auch viele Bürger für ihn. Man setzte diese gefangen und Francke mußte den 27. September 1691 Erfurt verlassen. Er begab sich nach Gotha zu seiner Mutter und Schwester. Unterwegs verfaßte er ein geistliches Lied, das in der Folge unter die Neujahrslieder der Kirche aufgenommen wurde, obwohl es hier zunächst dem Antritt eines neuen Lebensabschnittes überhaupt gilt *).

Francke blieb nicht lange ohne Wirkungskreis. Bald nach sei-

---

*) Gottlob! ein Schritt zur Ewigkeit
Ist abermals vollendet;
Zu dir im Fortgang dieser Zeit
Mein Herz sich sehnlich wendet,
O Quell, daraus mein Leben fließt
Und alle Gnade sich ergießt
Zu meiner Seele Leben.

Ich zähle Stunden, Tag und Jahr,
Und wird mir fast zu lange,
Bis ich vollendet hell und klar
O Leben! dich umfange,
Damit, was sterblich ist in mir
Verschlungen werde ganz in dir,
Und ich unsterblich werde.

ner Vertreibung ward er als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen nach der neuen Universität Halle berufen und ihm dort zugleich ein Pastorat an der Georgenkirche zu Glaucha, einer Vorstadt von Halle, übertragen. Den 7. Januar 1692 traf er in Halle ein. In Glaucha fand er eine verwilderte Gemeinde, wo er unendlich viele Arbeit hatte, den rohen Sinn der Leute zu bändigen und den Samen einer reinern Gottesfurcht in ihre Herzen zu pflanzen. Nach einigen Jahren erhielt er einen Mitarbeiter an dem berühmten Liederdichter Johann Anastasius Freylinghausen, der auch später an der Ulrichskirche in Halle sein Adjunct war. — Als akademischer Lehrer suchte Francke die von Spener angeregten Ideen ins Leben einzuführen. Er gab den Studierenden Anleitung zu einer fruchtbaren, auf die Pflanzung eines lebendigen Christenthums abzielenden Theologie. Er bewies sich nicht nur als Lehrer, sondern auch als Vater der ihm anvertrauten Jünglinge. Aengstlich wachte er über ihre Seelen, rügte an ihnen alles unchristliche Wesen und benützte auch außer den Lehrstunden die religiösen Versammlungen, sowie jeden Anlaß, der ihn mit ihnen zusammen führte, an ihrer religiösen Be-

---

Vom Feuer deiner Liebe glüht
Mein Herz, das du entzündet,
Du bists, mit dem sich mein Gemüth
Aus aller Kraft verbindet.
Ich leb' in dir, und du in mir,
Doch möcht' ich, o mein Gott, zu dir
Noch immer näher dringen.

* * *

Geh, Seele! frisch im Glauben dran,
Und sei nur unerschrocken,
Laß dich nicht von der rechten Bahn
Die Lust der Welt ablocken;
So dir der Lauf zu langsam deucht,
So eile, wie ein Adler fleugt,
Mit Flügeln süßer Liebe.

O Jesu, meine Seele ist
Zu dir schon aufgeflogen;
Du hast, weil du voll Liebe bist
Mich ganz zu dir gezogen.
Fahr' hin, was heißet Stund' und Zeit;
Ich bin schon in der Ewigkeit,
Weil ich in Jesu lebe.

festigung und sittlichen Veredlung zu arbeiten. Strenge hielt er auf die Heiligung des Sonntags, auf fleißiges Gebet und Bibellesen, auf Ordnung und eingezogenes Leben. Das Kartenspiel, rohe Studentenlieder, loses Geschwätz wurden nicht geduldet, ja die Absonderung von andern Studenten, die dergleichen nicht meiden wollten, hielt er sogar für nothwendig. Das, meinte er, sei der wahre Separatismus, zu dem ein ächter Christ verbunden sei; das sich Absondern von der Kirche aber hielt er für verwerflich. — Wie dieß alles die Hallenser in das Geschrei des Pietismus gebracht, und welche Anfechtungen deßhalb Francke zu erdulden hatte, will ich hier nicht wiederholen. — Eine gewisse Einseitigkeit von Seiten Franckes in Beziehung auf die sogenannten Mitteldinge mag indessen immerhin zugestanden werden.

Was aber den Namen Franckes unsterblich gemacht, was ihn sogar in den Augen derer, die zu dem Zeugniß des Geistes auch noch das der äußern That bedürfen, noch höher stellen mag als Spenern, ist die ewig denkwürdige Stiftung des Halleschen Waisenhauses und die damit verbundene, von Francke neu ins Leben gerufene Erziehungsweise. Ein Gegenstand, der wohl verdient noch in der nächsten Stunde besonders beleuchtet und mit einer allgemeinern Betrachtung über das Wesen des Pietismus in Verbindung gebracht zu werden.

Eilfte Vorlesung.

Die Franckeschen Stiftungen. Ueber das Wesen des Pietismus. Geschichte der reformirten Theologie. Akademie von Saumur. Streit über die hebräischen Vokalzeichen. Formula consensus. Verfolgungen von Johann Keller und Michael Zingg. Samuel Werenfels.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Dieses Kriterium, welches Christus selber uns an die Hand giebt, wo es sich um die Beurtheilung einer religiösen Erscheinung handelt, wird leider! nur zu selten oder nur einseitig angewandt. Wenn man auch die Früchte sieht, wenn sie einem so zu sagen in den

Mund hangen, so verschließt man doch die Augen und will sich lieber alles andere bereden, als daß eben dieſe Früchte an dieſem Baum gewachſen ſeien. Es kann ſein, daß der Baum, der die Früchte trägt, eine unanſehnliche Auſſenſeite, eine rauhe Rinde, daß er krumme Aeſte und einzelne Auswüchſe hat, die grade zur Natur der Früchte nichts beitragen; das darf und ſoll auch der unbefangene Beobachter eingeſtehn; aber nur hüte er ſich die Wurzel und den Trieb zu läſtern, aus dem die Früchte hervorgegangen ſind. Dieß wäre der erſte Schritt zur Sünde wider den heiligen Geiſt.

Wir haben bisher die Erſcheinung des Pietismus in der lutheriſchen Kirche kennen gelernt; Männer, wie Spener und Francke mußten uns unwillkürlich Hochachtung abnöthigen und wenn wir auch nicht alles und jedes eben ſo anſehen wie ſie, nicht unbedingt eine jede ihrer Meinungsäußerungen zu der unſrigen machen, ſo werden wir doch ſagen müſſen: ſie waren geſegnete Werkzeuge des chriſtlich-proteſtantiſchen Geiſtes in der Hand des Herrn. — Stünde auch kein Halleſches Waiſenhaus da als redender Denkſtein der chriſtlichen Wirkſamkeit dieſer Männer, ſo wäre ſchon die Anregung, die das geiſtige Leben von ihnen erhalten hat, eine der Früchte, an denen wir ſie erkennen könnten. Nun aber kommt noch zu den geiſtigen, unſichtbaren Thaten eine leibliche ſichtbare That hinzu, die für die, welche das Zeugniß ſolcher Thaten begehren, mächtig genug redet als daß wir mit Worten nachzuhelfen brauchten. Es wird daher einfach unſre Aufgabe ſein, die Geſchichte dieſer Stiftungen zu berichten und jedem den weiteren Schluß von der Frucht auf den Baum zu überlaſſen. Es war ein einfacher Keim der chriſtlichen Wohlthätigkeit, aus dem dieſe Frucht groß gezogen wurde. Alle Donnerſtage pflegten ſich die zahlreichen Armen vor dem Pfarrhauſe Franckes oder auf dem Hausflur einzufinden, wo ihnen ein Almoſen verabreicht wurde. Francke dachte bald darauf, dieſen Armen auch geiſtig zu helfen. Er ließ ſie herein kommen und prüfte die Jüngern unter ihnen im Katechismus. Da gewahrte er bald, wie vernachläſſigt der Unterricht dieſer jungen Leute ſei. Wie ein Blitzſtrahl fuhr der Gedanke durch ihn, eine Armenſchule zu ſtiften. Aber woher die Mittel nehmen?

Es wurde im Jahr 1695 eine Armenbüchse in der Wohnstube des Pfarrhauses an der Wand, befestigt mit der Ueberschrift 1. Joh. 3, 17: „So jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm" und drunter die Worte 2. Cor. 9, 7: „ein jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." —

Die Büchse war ungefähr ein Vierteljahr da gehangen, als eine wohlthätige Hand auf einmal 4 Thlr. 6 gr. hineinwarf. Dieß war für Francke genug. „Das ist, so sprach er, ein ehrlich Capital, davon muß man etwas Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anfangen." Und wirklich wurde der Anfang ohne Verzögerung gemacht. Für zwei der hineingeworfnen Thaler wurden Bücher gekauft und ein armer Studiosus bestellt, der für 6 Groschen Wochenlohn die armen Kinder täglich 2 Stunden unterrichtete. Zum Local dieser Armenschule gab Francke seine Studierstube her und in dieser Stube ward eine zweite Kasse errichtet mit der Ueberschrift: „zur Information der armen Kinder, den dazu nöthigen Büchern und anderm Zugehör," und mit der Unterschrift Sprichw. Sal. 19, 17: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten." — Der Beiträge kamen größere und kleinere, und als Francke noch im Herbst desselben Jahres von dem Gedanken der Armenschule noch auf den weitern eines Waisenhauses geführt wurde (weil er sah, daß bei manchen fähigen Kindern außerhalb der Schule wieder verdorben wurde, was innerhalb derselben war gebaut worden), so fand sich bereits ein christliches Gemüth bewogen, 500 Thaler dazu zu vermachen, wovon die Zinsen sollten zu diesem Zweck gebraucht werden. Mit einem Waisenkinde wollte Francke den Anfang machen, aber siehe! es wurden ihm gleich 4 zugeführt; er nahm alle 4 auf und bald kamen noch mehr dazu; so daß den 16. November 1695 schon ihrer neun beisammen waren. Die Rüstigkeit, mit der Francke die Hand ans Werk legte, mußte auch bei den Wohlthätern gutes Zutrauen erwecken. Dieselbe Person, die früher 500 Thlr. gegeben, gab noch zu Anfang des Winters das Doppelte und auch von andern Seiten flossen reichlichere Summen; so daß bald ein eignes Haus für die Armenschule angeschafft

werden konnte, in dem auch die Waisen untergebracht wurden. Um nun zugleich auch armen Studierenden Unterhalt zu verschaffen, übertrug Francke den Unterricht und die Aufsicht solchen jungen Männern, die unter seiner Leitung und in seinem Geiste zu Theologen und Erziehern sich heranbildeten und legte so neben dem Waisenhaus den Grund zu einem Lehrerseminar, wie er denn auch bereits schon das Jahr zuvor durch die Uebernahme der Erziehung von Jünglingen aus bessern Ständen den Grund zu dem nachmaligen königlichen Pädagogium in Halle gelegt hatte. — Alle diese Anstalten griffen aber so in einander ein, daß man dem Stifter nur mit Unrecht den Vorwurf der Zersplitterung würde gemacht haben. Groß war freilich die Last, die Francke sich dabei auflud, aber noch größer sein Vertrauen und am größten Gottes hülfreicher Segen selbst.

Als zu dem einen Haus ein zweites war angekauft worden und es noch immer an Raum gebrach, da faßte Francke den kühnen Gedanken zur Aufführung eines eignen Gebäudes. Er sandte den Mann, der ihm bisher als Aufseher über die Waisen gedient hatte, den jungen Theologen Georg Heinrich Neubauer nach Holland, um die dortigen berühmten Waisenanstalten zu sehen und nach dessen Rückkehr im Juli 1698 wurde der Grundstein zu dem jetzigen Hauptgebäude des Halleschen Waisenhauses gelegt.

Die Geschichte dieses Baues selbst ist eine lebendige und sprechende Geschichte von der Macht eines ungebrochenen Gottvertrauens. Was unter andern Verhältnissen als der unverantwortlichste Leichtsinn erscheinen müßte, das macht an diesem Orte und in dieser Verbindung, in der es hier erscheint, alle Rechnungen der geschicktesten Rechner zu Schanden. Francke hatte in der That keinen andern Bürgen, als den Gott, auf den er in einer Kindlichkeit, die freilich nicht jedermanns Sache ist, sein ganzes Vertrauen warf. Als man ihm gerathen hatte, den Bau einstweilen nur aus Holz aufzuführen und er selbst sich dazu bereit gefunden hatte, war es ihm, als ob der Herr zu ihm sagte: „Baue du es von Steinen, ich will dirs bezahlen.“ Und als es nachwärts doch nicht nur an Steinen fehlte, sondern auch an allem andern, bald an Sand, bald an Kalk, bald an Arbeitern, bald an Geld, bald an Rath und Hülfe, da war das stille Kämmerlein, in dem er sich vor Gott

niederwarf, seine einzige Schatzkammer, in die er seine Zuflucht nahm, und oft wo die Noth am größten war, war die Hülfe am nächsten*). Es würde zu weit führen, alle die vielen Beispiele von außerordentlichen Gebets-Erfahrungen mitzutheilen, die, wenn sie nicht Francke selbst aus eignem Munde erzählte, für fromme Prahlerei gehalten werden müßten, weil sie in der That mehr als ans Wunderbare gränzen, die aber sowenig bestritten werden können, als die Thatsache des Baues selbst und die redliche Gesinnung seines Stifters. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Geschichte der Franckischen Stiftungen von Knapp und auf die Biographie Franckes von Ferdinand Guerike (Halle 827.), wo die Selbsterzählung Franckes mit eignen Worten eingeschaltet ist und begnüge mich nur noch zu melden, daß bereits mit dem ersten Osterfeste des 18. Jahrhunderts, 1701, der Bau nach innen und außen vollendet da stand, ein schöner, würdiger Denkstein auf der Scheide zweier Jahrhunderte**). Eine Menge Hände hatten zu diesem Bau nicht nur Steine, sondern Gaben, große und kleine beigetragen, und wenn Friedrich I. König von Preußen zum Baue 100,000 Mauersteine, 30,000 Dachsteine und 2000 Thaler in Geld gab und die Anstalt mit Privilegien ausstattete, so machte sich dagegen der Kaminfeger Klemm seines Ortes anheischig, Zeitlebens die Schornsteine der Anstalt unentgeltlich zu reinigen. So boten sich Reiche und Arme, Hohe und Niedre die Hand zu dem Einen schönen Liebeswerke. Alles aber geschah in dem von Spener und Francke angeregten Geiste der Frömmigkeit und der Gottergebenheit. Jeder Arbeitstag war demnach mit Gebet begonnen, jede Arbeitswoche wieder mit einem Gebet und mit einer erbaulichen

---

*) Als eben die Verlegenheit am größten war, fand einst ein Arbeiter eine sächsische Münze im Schutt, welche Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar im Jahr 1650 hatte ausprägen lassen, deren fromme Inschrift: יהוה Conditor Condita Coronide Coronet von Neubauer auf das fromme Unternehmen bezogen und für einen Wink des Himmels genommen wurde, worauf auch die Beiträge wieder beträchtlicher flossen. S. Schmieders Handb. der gesammten Münzkunde. Berlin 811 u. 15 und Tenzel, Saxonia numism. II. wo die Münze abgebildet ist. Guerike, A. H. Francke S. 376.

**) Schon zu Ostern 1700 fingen die Waisenkinder und Studenten an im Bau zu speisen und 1701 wurden sämmtliche Stockwerke bezogen. Guerike S. 377.

Anrede an die Werkleute geſchloſſen worden, und ſo war auch die ganze innere Einrichtung des Hauſes, vor allem die Erziehungs- und Unterrichtsmethode, auf lebendige Religioſität gegründet.

Gerne hätte ich Sie auch noch die weitern Verzweigungen dieſer Halleſchen Stiftung, wovon ſich die meiſten ins 18. Jahrhundert hinübererſtrecken, kennen gelehrt, wenn ich nicht fürchtete zu weit von meinem Thema abgeführt zu werden. Auf einige, wie auf die Canſteiniſche Bibelanſtalt und die Miſſion von Trankebar werden wir erſt im folgenden Jahrhundert zurückkommen können. Wenn wir aber gar den blühenden Zuſtand der Franckiſchen Stiftungen in der Gegenwart überſchauen, wie ſie uns in den ſtatiſtiſchen Werken mit Zahlen aufgeführt und dem Reiſenden vor die ſinnliche Anſchauung gebracht werden, ſo muß man auch hier wieder den wunderbaren Zuſammenhang zwiſchen der Innigkeit religiöſer Triebe und den Wirkungen derſelben auf dem Gebiete der äußern Betriebſamkeit bewundern. Man laſſe einmal einen rein induſtriellen Menſchen dieſes reiche Gemälde überſchauen und es wird ihm gerechte Bewunderung abnöthigen, ſo daß wenn er zuvor vielleicht noch gefragt hat: „was kann aus dem Pietismus Gutes kommen?“ er durch dieſes: „Komm und ſiehe“ am beſten ſeines Unglaubens überführt wird*). Es iſt indeſſen Zeit, daß wir jetzt die verſchiednen Fäden wieder in einen größern, dichtern Faden ſammeln, an dem wir die Geſchichte der Entwicklung des Proteſtantismus fortführen. Wir begreifen alles das Bisherige, was von Spener, Francke und ihren Geiſtesgenoſſen in Lehre, Leben und Sitte ausgegangen iſt, zuſammen unter dem hiſtoriſchen Namen des Pietismus. Ich ſage abſichtlich unter dem hiſtoriſchen Namen, den ich hier als einen techniſchen Ausdruck ohne alle Nebenbedeutung rein ſo gebrauche, wie ihn die Geſchichte uns überliefert hat. So gut nun als der Myſticismus, von dem wir in unſern frühern Vorleſungen geredet haben**), ſeine Stellung hat in der Entwicklungsgeſchichte des Proteſtantismus, ſo gut hat ſie der Pietismus. Er bildet einen wichtigen Durchgangspunkt, eine merkwürdige Kriſe

*) Statiſtiſche Ueberſichten findet man in der preußiſchen Staatszeitung 1834. No. 195 v. 16. Juli, 1835 vom 15. Novbr., 1836 vom 21. Jan. und im (Brockhauſiſchen) Converſations-Lexikon.

**) Vorl. Bd. III. Vorl. 14.

in dieſer Geſchichte. Der Pietismus, wie wir ihn geſchichtlich kennen gelernt haben, iſt eine durch und durch proteſtantiſche Erſcheinung. Die katholiſche Kirche kennt ihn nicht und hat ihn nicht. Zwar hat ſie eine ihm entſprechende ähnliche Erſcheinung in dem Janſenismus aufzuweiſen, den wir ſpäter werden kennen lernen; aber doch iſt, wie ſich dort ergeben wird, ſein Gepräge wieder ein vom Pietismus in weſentlichen Dingen verſchiedenes. Der Pietismus iſt nämlich ferner eine deutſche Erſcheinung; er unterſcheidet ſich als ſolche von dem franzöſiſchen Janſenismus, wie von dem engliſchen Puritanismus, mit dem er allerdings die Glaubens- und Sittenſtrenge gemein hat, durch eine wohlthätige Beimiſchung deutſcher Gemüthlichkeit und durch ſein Fernehalten von allem Politiſchen, was ihn auch noch beſtimmter als lutheriſche Erſcheinung charakteriſirt. Auch mit dem Myſticismus, der in allen verſchiednen Confeſſionen und Nationalitäten ſeine Anhänger gefunden, hat der Pietismus nur Weniges gemein; ſo daß in der That eine geringe Unterſcheidungsgabe vorhanden ſein muß, wenn man beide mit einander vermengen will. Der Pietismus iſt durchweg praktiſcher Natur, während der Myſticismus entweder ſpeculativ oder contemplativ iſt. Allerdings geht auch der Pietismus, wie der Myſticismus, auf die Geheimniſſe des innern Lebens, auf das Leben und Wirken der Gnade, auf die Gemeinſchaft mit Gott und Chriſtus zurück. Aber er bleibt nicht mit dem eigentlichen Myſticismus bei dieſer Beſchaulichkeit ſtehen; und noch weniger bemüht er ſich um tiefſinnige Speculationen, er richtet den Blick ſogleich wieder aufs Leben ſelbſt, auf die Heiligung der Geſinnung und des Wandels, jedoch vom Grunde des Glaubens aus. Wo der Myſtiker grübelt, denkt und ſich verſenkt, da handelt der evangeliſche Pietiſt oder ſtrebt wenigſtens zu handeln; er kämpft, betet und ringt für ſich, oder ſtraft, ermahnt, tröſtet und erbauet Andere. Der Myſtiker liebt die Einſamkeit und hüllt ſich in ſeine ſubjective individuelle Religion ein, oder er bildet mit Gleichgeſinnten eine Sekte. Der Pietismus iſt geſelliger und kirchlicher als der Myſticismus; er liebt zwar auch die Erbauung im Vereine mit Gleichgeſinnten, ja, das ſogenannte Conventikelweſen iſt recht eigentlich ein Product des Pietismus. Dabei aber bleibt der Pietismus dennoch in beſtändigem

Verbande mit der Kirche und nimmt nur ſo lange den Schein des Separatismus an, bis es ihm gelingt, das in die große Kirche einzuführen, was er einſtweilen in den kleinern Kreiſen als das ächte Kleinod des Lebens hegt und pflegt. Der Myſticismus iſt — wenn Sie wollen — poetiſcher und darum auch bisweilen großartiger, als der Pietismus, weil die Phantaſie einen größern und freiern Antheil an ſeinen Gedankenbildungen nimmt, als bei dem Pietismus, der ſich in ſeiner ſchlichten Proſa von allem Phantaſtiſchen fern hält und ſich einfach auf das poſitive Wort ſtützt, wie es in ſeiner Bibel ſteht. Er bedient ſich daher auch gewöhnlich einer ſehr anſpruchloſen, naiven, bisweilen ſogar etwas gar zu ſchlichten und trivialen Sprache, weil es ihm überhaupt gar nicht auf die Form, ſondern nur auf die Sache ankommt; darum darf uns auch nicht wundern der oft ſchleppende, breite, nicht ſelten geſchmackloſe Stil, nebſt der Wiederkehr gewiſſer ſtereotyper Lieblingsausdrücke, die nun einmal mit zu dem äußeren Weſen und Zuſchnitt des Pietismus zu gehören ſcheinen. Vergleichen wir den Pietismus mit der urſprünglichen Religion der Reformatoren, ſo müſſen wir ſagen, der Pietismus ſteht auf demſelben dogmatiſchen Grund und Boden, auf dem die Religion eines Luther und Calvin ſtand. Dieſelben dogmatiſchen Grundüberzeugungen von der Verdorbenheit der menſchlichen Natur, von der Erlöſungsbedürftigkeit, von der Rechtfertigung durch den Glauben finden ſich hier wie dort, ſo daß nur die Leidenſchaft dem Pietismus eine Abweichung von dieſen Grundlehren ſchuld geben konnte. Der Pietismus iſt nicht (wie öfters der Myſticismus) heterodox, er iſt durch und durch orthodox (der Bibel nach), aber er will keine todte, er will eine lebendige Orthodoxie. Ja, es iſt gradezu ſein Verdienſt, daß er jene evangeliſchen Grundlehren wieder, einem todten Mund- und Werkglauben gegenüber, zur lebendigen Anerkenntniß gebracht, ſie wieder in ihrer tiefern Bedeutung für Gemüth und Leben hergeſtellt hat. Auch in der Strenge der Sitten ſchließt ſich die pietiſtiſche Richtung an die Praxis der Reformatoren an, ja ſie hat hierin noch mehr mit dem Calvinismus als mit dem Lutherthum gemein, obwohl die Erſcheinung ſelbſt in anderer Beziehung wieder ſich mehr an die lutheriſchen Formen anſchließt, als an die reformirten, was ſchon damit zuſammenhängt, daß die lutheriſche

Kirche die Mutterkirche des Pietismus ist. Gleichwohl können wir nicht umhin zu bemerken, daß die Persönlichkeiten Speners und Franckes andere Persönlichkeiten sind als die Luthers und Calvins, und daß die pietistische Richtung in mehrfacher Hinsicht wieder eine andere ist, als die Richtung, welche die Reformatoren ihrer Zeit gaben. — Diese Verschiedenheit ist im Grunde etwas sehr Natürliches, denn nichts wiederholt sich in der Geschichte ganz auf die gleiche Weise. So wie Luther auf den Schultern Augustins stand und doch wieder ein Anderer ist, als Augustin; so standen Spener und Francke wieder auf den Schultern der Reformatoren, ohne sie sclavisch zu wiederholen. Die Elemente, welche die Reformatoren zu Anfang des 16. Jahrhunderts vorfanden, waren auch andere als die, auf welche Spener und Francke zu Ende des 17. wirkten. Zwar fehlt es auch hier nicht an Aehnlichkeiten. Wie die Reformatoren des 16. Jahrhunderts im Kampfe mit einer hierarchischen Priesterschaft von den Einen als Ketzer verabscheut, von den Andern als heilige Männer Gottes verehrt wurden, so ging es diesen Reformatoren in ihrer Zeit. Sie kämpften gegen den lutherischen Papst, der eine Vielheit von kleinen Päpsten in sich schloß, die alle wieder unter einem papiernen Papste standen, während Luther es einzig mit dem Papst in Rom zu thun hatte. In der Theologie hatte sich ein ähnlicher Scholasticismus festgesetzt, wie dort und an die Stelle der damaligen Menschensatzungen waren nur andere, aber nicht erträglichere getreten. Wie dort das Ansehn der Kirchenväter und der Concilien über die heilige Schrift war gestellt worden, so hier das Ansehn Luthers und der Bekenntnißschriften. Wie dort das Studium der heiligen Schrift untergegangen war in dem Studium einer vererbten Dogmatik und erst wieder neu geschaffen und erweckt werden mußte, so hier. Ja, auch im praktischen Leben hatte sich, wie dort, ein todtes Formenwesen, ein bequemes Ablaßsystem, ein träges sich Verlassen auf die Gnadenmittel der Kirche festgesetzt. „Die heutige Christenheit (so sagte ein Mann, der nicht zu den Pietisten gehörte, aber ihnen vorarbeitete) *) hat vier stumme Kirchengötzen, denen sie nachgeht, den Taufstein, Predigtstuhl,

*) Der uns schon bekannte Heinrich Müller (in der apostolischen und evangelischen Schlußkette S. 858. b. Hoßbach I. S. 39. b. Rußwurm S. XXVII. und Erquickstunden S. 251.)

Beichtstuhl und Altar; sie tröstet sich ihres äußerlichen Christenthums, daß sie getauft ist, Gottes Wort hört, zur Beichte geht, das Abendmahl empfängt, aber die innere Kraft des Christenthums verläugnet sie." In dieser Hinsicht traten also auch wieder Spener und Francke in die Fußstapfen Luthers, Zwinglis, Calvins und Oekolampads. Bei allen diesen Aehnlichkeiten können uns aber gleichwohl gewisse Verschiedenheiten nicht entgehn. — Der Reformation war bekanntlich die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften vorausgegangen und wenn auch die Reformatoren nicht auf diesem Wege allein das Heil der Kirche suchten, so schlossen sie sich doch ganz vorzüglich an die damalige neu erwachte classische Bildung an. Die Schriften der alten Griechen und Römer wirkten mit einer solchen belebenden Frische, mit einer solchen durchdringenden Kraft auf die Reformatoren, daß sie ihrem Wesen eine gewisse heroische Größe einprägten und ihnen zugleich eine Vielseitigkeit gaben, wie wir sie bei den Stiftern des Pietismus nicht so wieder finden. — Spener und Francke waren zwar beide trefflich in die classischen Studien eingeweiht und mit der Litteratur des Alterthums vertraut wie vielleicht wenige Theologen zu unsrer Zeit; sie waren auch weit entfernt, den Werth dieser Studien für die Bildung zu verkennen; allein ihre Anhänger vernachlässigten doch gar zu bald diese Seite der menschlichen Bildung und wenn sie auch die alten Sprachen tapfer lernten, so thaten sie es mit einer gewissen Ausschließlichkeit, die sich bald nur auf den exegetischen Nothbedarf, auf die nächsten Zwecke zur Bibelerklärung beschränkte, den rein humanistischen allseitig bildenden Zweck aber verloren sie allmählig aus den Augen. Der rein wissenschaftliche Genuß an solchen Studien ging für sie verloren. Sie betrachteten dergleichen mehr als ein Nothwerk, dem man sich unterziehen müsse, als daß sie die heitere erfrischende Seite davon sich angeeignet hätten. So schwand denn aus den Schulen, die nach dem Muster der Hallischen sich bildeten, allmählig dieses attische Salz, das man als eine gefährliche heidnische Zuthat nur mit Mißtrauen betrachtete, während die Reformatoren sich nicht gescheut hatten, die Schönheiten der alten Dichter zu commentiren, der Jugend sie zu empfehlen, sie nächst der heiligen Schrift als eine treffliche Quelle der Lebens-

weisheit anzupreiſen. Ueberhaupt trat die allgemein menſchliche, die humaniſtiſche Bildung hinter die blos religiöſe in dem Pietismus nach und nach zurück und machte ihn dadurch in ſeinen Wirkungen einſeitig *).

Darüber muß ich mich etwas genauer erklären. Wie wir zwiſchen der wahren Myſtik und dem falſchen Myſticismus geſchieden haben, ſo müſſen wir auch zwiſchen dem ächten Pietismus eines Speners und Franckes und zwiſchen dem ihrer ſpätern Nachahmer und Nachbeter unterſcheiden.

Daß der Menſch, daß namentlich der Chriſt alles thun ſoll in Beziehung auf Gott und auf ſein ewiges Verhältniß zu ihm, iſt eine Forderung, deren Wahrheit und Gerechtigkeit zu einleuchtend iſt, als daß darüber noch ein Wort zu verlieren wäre und in dieſer Hinſicht hat der Pietismus ein unbeſtreitbares Verdienſt, daß er eben dieſe Forderung ungeſcheut, trotz alles Spottes und aller Schmach auf die Höhe geſtellt hat, die ſie einnehmen muß, wenn es uns Ernſt ſein ſoll mit unſerm Chriſtenthum. Allein ſo ſehr die Religion den Mittelpunkt unſers Lebens bilden, alle unſere Neigungen, Triebe und Beſtrebungen durchdringen, veredeln, beleben ſoll, ſo wenig dürfen wir ſagen, daß ſie alle andern menſchlichen Intereſſen aufheben, den Sinn für alles, was nicht unmittelbar religiös iſt, in uns abtödten und uns zur Sünde anrechnen müſſe. Darin beſteht ja grade die hohe Würde der Religion und der Segen eines wohlverſtandnen Chriſtenthums, daß der menſchliche Geiſt nach allen Seiten hin ſich frei und freudig entfalten, alles, was die Schöpfung ihm darbietet, als eine freundliche Gabe Gottes in ſein Eigenthum verwandeln und ſich ſo als ein freies Weſen in dieſem reichen Haushalte bewegen ſoll. Dieſe Vielſeitigkeit der menſchlichen Geiſtesbeſtrebungen läßt ſich mit der vielſeitigen Thätigkeit des menſchlichen Körpers vergleichen. Sowie nun der ganze Blutumlauf vom Herzen ausgeht und zum Herzen zurückkehrt, ohne daß wir uns bei geſundem Zuſtande der Herzſchläge in jedem Momente bewußt werden, ſo ſollen auch die Verrichtungen unſers

*) Mit ihm wirkte dann von andrer Seite her die realiſtiſche Tendenz des Thomaſius. S. unten Vorl. 22.

geiſtigen Lebens zwar fortwährend aus dem Gottesgefühl, das in unſrer Bruſt lebt, ihre Nahrung ziehn und wieder in daſſelbe einſtrömen, ohne daß jedoch dieſe Beziehung auf die Frömmigkeit bei jeder einzelnen Beſtrebung deutlich ins Bewußtſein treten müßte. So können wir uns z. B. in gewiſſen Momenten der Schönheiten der Natur, der Kunſt, der Geſelligkeit u. ſ. w. freuen, ohne grade darüber fromme Betrachtungen anzuſtellen, ja, ohne überhaupt dabei in eine fromme Stimmung verſetzt zu werden. Das Auffinden z. B. einer wiſſenſchaftlichen, ſei es einer mathematiſchen oder philoſophiſchen Wahrheit, oder der Anblick eines Kunſtwerkes kann uns ein edles Vergnügen gewähren, rein um der menſchlichen Wahrheit und um des Schönen willen, wenn wir auch zunächſt keinen ſittlichen oder religiöſen Zweck dabei im Auge haben. Dieß iſt es, was wir eine vielſeitige, großartige, was wir die humane Lebensanſicht nennen möchten, die mit der chriſtlich-religiöſen Lebensanſicht keineswegs in Zwieſpalt ſteht, ſondern von ihr vielmehr getragen und geſtützt werden muß, wenn ſie nicht in einen bodenloſen Naturdienſt und in ein gehaltloſes Allerlei verſinken ſoll.

Von dieſer reichen, weiten, großartigen Lebensanſicht finden wir nun allerdings den Pietismus entfernt. Für ihn hat nur das unmittelbar Religiöſe, und zwar in ſeiner ſtrengchriſtlichen poſitiven Form, nur das was ſich direct auf die chriſtliche Erbauung, auf die praktiſche Heiligung des Lebens bezieht, einen Werth; das Uebrige fällt ihm alles unter den Begriff der Welt, in der man zwar leben, für die man auch wirken müſſe, aber doch immer ſo, daß das Weltliche zum Geiſtlichen einen ſchneidenden Gegenſatz bildet, der bald in einem wehmüthigen Schmerz über die Verdorbenheit der Welt ſich äußert, bald in eine gewiſſe Aengſtlichkeit und Befangenheit übergeht. — So hat ſich z. B. der ſpätere Pietismus (gleich nach Spener und Francke) der philoſophiſchen Forſchung mit einer übertriebenen Aengſtlichkeit entgegengeſetzt und iſt ſogar verfolgend gegen ſie aufgetreten; ſo hat er auch den Sinn für Kunſt und für die heitere künſtleriſche Geſtaltung des Lebens nicht ſelten getrübt und damit auch die Religion aus den Höhen der poetiſchen Auffaſſung in die Proſa einer breiten, verſtändigen Erbaulichkeit oder einer ſüßlichen und geſchmackloſen Spie-

lerei herabgezogen. Nur wenige der beſſern Dichter aus dieſer Schule, wie Joh. Anaſtaſius Freylinghauſen, der Schüler Franckes und ſein nachmaliger Schwiegerſohn, haben noch die Kraft der ältern Liederdichter wenigſtens in einigen ihrer Schöpfungen bewahrt und ihr dazu einen eignen Beiſatz von Zartheit und Milde gegeben, obwohl auch in ihnen ſchon der Uebergang von der kernhaften Sprache der ältern Lieder zu den wortreichern Paraphraſen bemerklich wird. Jede Erſcheinung muß übrigens an ihrer eignen Zeit gemeſſen werden und ſo auch der Pietismus. — Dem ſteifen, orthodoxen Pedantismus und der Aeußerlichkeit des Lebens gegenüber, wie ſie beim Auftreten des Pietismus ſich darſtellten, befindet ſich dieſer in ſeinem vollkommnen Rechte und bildet unſtreitig die Lichtſeite des damaligen kirchlichen Lebens. Später aber iſt er durch die Aengſtlichkeit, womit er ſich den weitern Fortſchritten des Jahrhunderts entgegenſtemmte, ohne doch dieſe Entwicklungen gehörig zu begreifen, hie und da in eine ſchiefe Stellung gerathen *), wodurch er vieles von ſeiner urſprünglichen evangeliſchen Argloſigkeit und Unbefangenheit einbüßte. Ich hoffe nicht mißverſtanden zu werden. Ich wiederhole es: der Pietismus war bei ſeinem erſten geſchichtlichen Auftreten eine höchſt wohlthätige, erfreuliche Erſcheinung, ein Ferment, ein Sauerteig für die Kirche, und es wäre gut, wenn recht viele Chriſten noch immer ſolche Pietiſten würden wie Spener und Francke.

---

*) Auch zur Theologie als Wiſſenſchaft nimmt der Pietismus dadurch eine einſeitige Stellung ein, daß er bei ſeiner Beſchränkung auf das Bibliſche das Kirchliche in ſeiner großartigen Entwicklung verkennt und ſich auch ſowohl auf dem dogmatiſchen Gebiete gegen den Einfluß der Speculation, als auf dem praktiſchen gegen den Einfluß der Kunſt ängſtlich verſchließt. Schon Spener faßte die Bedeutung der hiſtoriſchen Theologie zu eng auf und von der Homiletik (als Kunſt) wollte er nicht viel wiſſen, was freilich auch wieder durch die damalige Entartung der Kunſt entſchuldigt wird. — Uebrigens ſind die Einſeitigkeiten des neuern Pietismus (bei gerechter Würdigung ſeiner Lichtſeite) neulich in zwei Schriften herausgehoben worden, deren letztere jedoch dem Verfaſſer erſt ſpäter bekannt wurde: Guſtav Binder, der Pietismus und die moderne Bildung, Stuttgart 1838; und Chr. Märklin, Darſtellung und Kritik des modernen Pietismus, ebend. 1839. In beiden Schriften thut ſich eine weit tiefere Auffaſſung des Gegenſtandes kund, als in den meiſten bisherigen Verhandlungen darüber. Beide bekennen ſich übrigens zur neueſten ſpeculativen Schule, der ſie vielleicht hie und da einen zu großen Einfluß auf ihre ſonſt unbefangene Beobachtung geſtattet haben.

geworfen werden sollen. Manchen Christen ist die öftere unmittelbare Erbauung, die wiederholte gemeinschaftliche Andacht mit Andern auch außer der größern kirchlichen Versammlung Bedürfniß und warum soll dieß Bedürfniß nicht dürfen befriedigt werden? Es wäre gegen den Protestantismus, dieses Recht beschränken und verkümmern zu wollen. Einseitigkeit des Strebens ist noch wohl zu unterscheiden von Verkehrtheit. Die Einseitigkeit ist zwar kein Lob und keine Tugend, aber sie ist auch kein Flecken, kein Aergerniß für die Kirche, höchstens ein Mangel, bisweilen aber auch eine Ergänzung einem entgegengesetzten Mangel gegenüber. Ja, die Einseitigkeit ist sogar oft nöthig, wo etwas Tüchtiges zu Stande kommen soll. Ohne eine gewisse Einseitigkeit, von der auch Francke am Ende nicht frei war, wäre vielleicht das Waisenhaus zu Halle, wären manche christliche Anstalten auch unsrer Zeit nicht zu Stande gekommen. Das Einzige, was wir fordern können ist, daß die Einseitigkeit der Individuen nicht gewaltsam ihr Gepräge auch Andern aufdringen wolle, daß sie nicht feindselig auftrete gegen das, was auch zu sein ein Recht hat und bei dieser Billigkeit des Verhaltens wird die Kirche immer wohl fahren. An der Einseitigkeit der Individuen bildet sich dann nichtsdestoweniger die Vielseitigkeit der Gesammtheit, wie sie der Protestantismus verlangt, gegenüber der Einförmigkeit der katholischen

cismus.

Wir lassen aber jetzt nach dieser nothwendigen Verständigung
instweilen die Elemente, welche Spener und Francke zunächst in
die lutherische Kirche hineingeworfen, in dieser Kirche fortgähren
und wenden uns der Geschichte der reformirten Kirche zu, von
en ersten Jahrzehnten des 17. bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Wir haben bemerkt, wie trotz der verschiednen Vereinigungs-
ersuche die calvinisch-reformirte Kirche noch immer von der luthe-
ischen geschieden blieb. Ihren geographischen Sitz hatte diese Kirche
inmal in der reformirten Schweiz, dann in Frankreich*), wo noch
mmer, auch nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, Huge-
otten zurückgeblieben waren und sich zu Gemeinden sammelten,
erner in Holland und in einigen deutschen Ländern, unter denen
uerst Hessenkassel und die Pfalz, nachher aber besonders das Bran-
enburgische Haus bedeutsam hervorragten. Von dieser reformirten
irche des Continents werden wir nun zuerst handeln, indem wir
ie englische und schottische, (die in mehrfacher Hinsicht wieder ein
esonderes Bild giebt), einer eigenen Betrachtung aufbehalten.

Es waren bekanntlich die beiden Lehren von der Gegenwart

*) Von den reformirten Theologen Frankreichs im 17. Jahrhun-
rt sind besonders zu nennen Johann Claude, Peter Jurieu,
aniel Chamier, die du Moulin's u. a.

fangen, Beförderung, Ehre und Ansehn vor der Welt, Reichthum, gute Tage und Ergötzlichkeiten für nichts zu achten." — Wir bemerken also hier eine auffallende Verschiedenheit in dem Leben Speners und Franckes. Bei jenem fanden wir keinen solchen bestimmten Zeitpunkt seiner Bekehrung, wie bei diesem. Und standen sie nicht dennoch beide gleich hoch in den Augen Gottes? Ein Wink für uns, daß wir nicht alles nach einem Maßstab messen und die Verschiedenheit der Führungen Gottes im Leben der Menschen anerkennen sollen.

Francke ging von Lüneburg wieder nach Hamburg, wo er sich in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten besonders glücklich fühlte. Dieses Gefühl der Gemeinschaft durchdrang ihn so sehr, daß er sagte, es sei mit den Christen, wie mit glühenden Kohlen; lege man diese einzeln weit auseinander, so verlösche leicht eine nach der andern; lege man aber einen Haufen derselben zusammen, so werde durch das Feuer der einen das der andern erhalten, und oft zündeten die glühenden Kohlen auch die nahe liegenden todten an. Von diesem lebendigen Triebe geleitet, auch Andern zu der Seligkeit zu verhelfen, die er in seinem Glauben genoß, begab er sich wieder nach Leipzig und nahm daselbst mit noch größerem Eifer an jenen Versammlungen theil, als zuvor, ja brachte einen neuen erweckenden Geist in dieselben. Von der Zeit schreibt sich auch seine genauere Bekanntschaft mit Spener, mit dem er nun auch die Kämpfe theilte, die sich von da an immer ernstlicher entwickelten. Er blieb jedoch nicht gar lange in Leipzig, sondern folgte einem Ruf als Prediger nach Erfurt, wo er sich an seinen Freund Joachim Breithaupt anschloß. Beide Männer predigten mit Kraft und Nachdruck in demselben Geiste, in dem Spener predigte. Auch sie drangen, gegenüber einem todten Mundglauben und einer todten Werkheiligkeit, auf einen lebendigen Glauben, auf Heiligung des Lebens und des Wandels. Der Zulauf zu diesen „ernstlichen" Predigten, wie man sie nannte, war ungeheuer groß. Auch viele Katholiken in Erfurt besuchten dieselben, und traten, begeistert für einen solchen Protestantismus, zum evangelischen Bekenntniß über. Aber auch hier fehlte es nicht an mancherlei Anfechtungen. Als Francke den Versuch machte, neue Testamente und Arndts wahres Christenthum unter die Leute

ugen der Orthodoxen verdächtig. Wenn die Reformatoren den
atholiken gegenüber die heilige Schrift als die Regel des Glau-
ns aufgestellt hatten, so war es zunächst geschehn, um den Men-
enſatzungen gegenüber die Autorität des göttlichen Wortes aufrecht
erhalten. An dieſe höchſte Autorität der Bibel hielt ſich denn
ch die lutheriſche, wie die reformirte Kirche von jeher mit Recht.
ber auch hier vergaßen Viele das Wort: der Buchſtabe tödtet, der
eiſt macht lebendig, und beſonders drohte in der reformirten
rche noch mehr faſt als in der lutheriſchen ein ängſtlicher Bibel-
uchſtabenglaube überhand zu nehmen*), der nicht nur jeden ein-
nen Satz, ſondern auch jedes Wort, jede Silbe, ja buchſtäblich
es Jota und Pünktchen der heil. Schrift für eine unmittelbare
mmliſche Eingebung hielt. Statt daß nun die Ehrfurcht vor
n heiligen Urkunden durch ſolche übertriebene Behauptungen wäre
fördert worden, wurde nur die Gefahr vermehrt, das Buch der
ücher dem Geſpötte der Ungläubigen preiszugeben. Daß die
lige Schrift bei ihrem göttlichen Urſprung auch wieder ihre
enſchliche Seite, ihre menſchliche Geſchichte habe, daß ſie ſich
ch Menſchen Weiſe in menſchlichen Bildern und menſchlichen

*) Doch wirkte die reformirte Kirche hierin wieder auf die luthe-
he zurück. Vergl. Gerhard loci theol. Cotta'ſche Ausg. Tom. II.
265 ff.

Digitized by Google

ner Vertreibung ward er als Professor der griechischen und orientalischen Sprachen nach der neuen Universität Halle berufen und ihm dort zugleich ein Pastorat an der Georgenkirche zu Glaucha, einer Vorstadt von Halle, übertragen. Den 7. Januar 1692 traf er in Halle ein. In Glaucha fand er eine verwilderte Gemeinde, wo er unendlich viele Arbeit hatte, den rohen Sinn der Leute zu bändigen und den Samen einer reinern Gottesfurcht in ihre Herzen zu pflanzen. Nach einigen Jahren erhielt er einen Mitarbeiter an dem berühmten Liederdichter Johann Anastasius Freylinghausen, der auch später an der Ulrichskirche in Halle sein Adjunct war. — Als akademischer Lehrer suchte Francke die von Spener angeregten Ideen ins Leben einzuführen. Er gab den Studierenden Anleitung zu einer fruchtbaren, auf die Pflanzung eines lebendigen Christenthums abzielenden Theologie. Er bewies sich nicht nur als Lehrer, sondern auch als Vater der ihm anvertrauten Jünglinge. Aengstlich wachte er über ihre Seelen, rügte an ihnen alles unchristliche Wesen und benützte auch außer den Lehrstunden die religiösen Versammlungen, sowie jeden Anlaß, der ihn mit ihnen zusammen führte, an ihrer religiösen Be-

---

Vom Feuer deiner Liebe glüht
Mein Herz, das du entzündet,
Du bists, mit dem sich mein Gemüth
Aus aller Kraft verbindet.
Ich leb' in dir, und du in mir,
Doch möcht' ich, o mein Gott, zu dir
Noch immer näher dringen.

* * *

Geh, Seele! frisch im Glauben dran,
Und sei nur unerschrocken,
Laß dich nicht von der rechten Bahn
Die Lust der Welt ablocken;
So dir der Lauf zu langsam deucht,
So eile, wie ein Adler fleugt,
Mit Flügeln süßer Liebe.

O Jesu, meine Seele ist
Zu dir schon aufgeflogen;
Du hast, weil du voll Liebe bist
Mich ganz zu dir gezogen.
Fahr' hin, was heißet Stund' und Zeit;
Ich bin schon in der Ewigkeit,
Weil ich in Jesu lebe.

festigung und sittlichen Veredlung zu arbeiten. Strenge hielt er auf die Heiligung des Sonntags, auf fleißiges Gebet und Bibellesen, auf Ordnung und eingezogenes Leben. Das Kartenspiel, rohe Studentenlieder, loses Geschwätz wurden nicht geduldet, ja die Absonderung von andern Studenten, die dergleichen nicht meiden wollten, hielt er sogar für nothwendig. Das, meinte er, sei der wahre Separatismus, zu dem ein ächter Christ verbunden sei; das sich Absondern von der Kirche aber hielt er für verwerflich. — Wie dieß alles die Hallenser in das Geschrei des Pietismus gebracht, und welche Anfechtungen deßhalb Francke zu erdulden hatte, will ich hier nicht wiederholen. — Eine gewisse Einseitigkeit von Seiten Franckes in Beziehung auf die sogenannten Mitteldinge mag indessen immerhin zugestanden werden.

Was aber den Namen Franckes unsterblich gemacht, was ihn sogar in den Augen derer, die zu dem Zeugniß des Geistes auch noch das der äußern That bedürfen, noch höher stellen mag als Spenern, ist die ewig denkwürdige Stiftung des Halleschen Waisenhauses und die damit verbundene, von Francke neu ins Leben gerufene Erziehungsweise. Ein Gegenstand, der wohl verdient noch in der nächsten Stunde besonders beleuchtet und mit einer allgemeinern Betrachtung über das Wesen des Pietismus in Verbindung gebracht zu werden.

Eilfte Vorlesung.

Die Franckeschen Stiftungen. Ueber das Wesen des Pietismus. Geschichte der reformirten Theologie. Akademie von Saumur. Streit über die hebräischen Vokalzeichen. Formula consensus. Verfolgungen von Johann Keller und Michael Zingg. Samuel Werenfels.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Dieses Kriterium, welches Christus selber uns an die Hand giebt, wo es sich um die Beurtheilung einer religiösen Erscheinung handelt, wird leider! nur zu selten oder nur einseitig angewandt. Wenn man auch die Früchte sieht, wenn sie einem so zu sagen in den

Mund hangen, so verschließt man doch die Augen und will sich lieber alles andere bereden, als daß eben diese Früchte an diesem Baum gewachsen seien. Es kann sein, daß der Baum, der die Früchte trägt, eine unansehnliche Aussenseite, eine rauhe Rinde, daß er krumme Aeste und einzelne Auswüchse hat, die grade zur Natur der Früchte nichts beitragen; das darf und soll auch der unbefangene Beobachter eingestehn; aber nur hüte er sich die Wurzel und den Trieb zu lästern, aus dem die Früchte hervorgegangen sind. Dieß wäre der erste Schritt zur Sünde wider den heiligen Geist.

Wir haben bisher die Erscheinung des Pietismus in der lutherischen Kirche kennen gelernt; Männer, wie Spener und Francke mußten uns unwillkürlich Hochachtung abnöthigen und wenn wir auch nicht alles und jedes eben so ansehen wie sie, nicht undedingt eine jede ihrer Meinungsäußerungen zu der unsrigen machen, so werden wir doch sagen müssen: sie waren gesegnete Werkzeuge des christlich-protestantischen Geistes in der Hand des Herrn. — Stünde auch kein Hallesches Waisenhaus da als redender Denkstein der christlichen Wirksamkeit dieser Männer, so wäre schon die Anregung, die das geistige Leben von ihnen erhalten hat, eine der Früchte, an denen wir sie erkennen könnten. Nun aber kommt noch zu den geistigen, unsichtbaren Thaten eine leibliche sichtbare That hinzu, die für die, welche das Zeugniß solcher Thaten begehren, mächtig genug redet als daß wir mit Worten nachzuhelfen brauchten. Es wird daher einfach unsre Aufgabe sein, die Geschichte dieser Stiftungen zu berichten und jedem den weiteren Schluß von der Frucht auf den Baum zu überlassen. Es war ein einfacher Keim der christlichen Wohlthätigkeit, aus dem diese Frucht groß gezogen wurde. Alle Donnerstage pflegten sich die zahlreichen Armen vor dem Pfarrhause Franckes oder auf dem Hausflur einzufinden, wo ihnen ein Almosen verabreicht wurde. Francke dachte bald darauf, diesen Armen auch geistig zu helfen. Er ließ sie herein kommen und prüfte die Jüngern unter ihnen im Katechismus. Da gewahrte er bald, wie vernachlässigt der Unterricht dieser jungen Leute sei. Wie ein Blitzstrahl fuhr der Gedanke durch ihn, eine Armenschule zu stiften. Aber woher die Mittel nehmen?

Es wurde im Jahr 1695 eine Armenbüchse in der Wohnstube des Pfarrhauses an der Wand befestigt mit der Ueberschrift 1. Joh. 3, 17: „So jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließt sein Herz vor ihm zu, wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm" und drunter die Worte 2. Cor. 9, 7: „ein jeglicher nach seiner Willkür, nicht mit Unwillen oder Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." —

Die Büchse war ungefähr ein Vierteljahr da gehangen, als eine wohlthätige Hand auf einmal 4 Thlr. 6 gr. hineinwarf. Dieß war für Francke genug. „Das ist, so sprach er, ein ehrlich Capital, davon muß man etwas Rechtes stiften, ich will eine Armenschule damit anfangen." Und wirklich wurde der Anfang ohne Verzögerung gemacht. Für zwei der hineingeworfnen Thaler wurden Bücher gekauft und ein armer Studiosus bestellt, der für 6 Groschen Wochenlohn die armen Kinder täglich 2 Stunden unterrichtete. Zum Local dieser Armenschule gab Francke seine Studierstube her und in dieser Stube ward eine zweite Kasse errichtet mit der Ueberschrift: „zur Information der armen Kinder, den dazu nöthigen Büchern und anderm Zugehör," und mit der Unterschrift Sprichw. Sal. 19, 17: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten." — Der Beiträge kamen größere und kleinere, und als Francke noch im Herbst desselben Jahres von dem Gedanken der Armenschule noch auf den weitern eines Waisenhauses geführt wurde (weil er sah, daß bei manchen fähigen Kindern außerhalb der Schule wieder verdorben wurde, was innerhalb derselben war gebaut worden), so fand sich bereits ein christliches Gemüth bewogen, 500 Thaler dazu zu vermachen, wovon die Zinsen sollten zu diesem Zweck gebraucht werden. Mit einem Waisenkinde wollte Francke den Anfang machen, aber siehe! es wurden ihm gleich 4 zugeführt; er nahm alle 4 auf und bald kamen noch mehr dazu; so daß den 16. November 1695 schon ihrer neun beisammen waren. Die Rüstigkeit, mit der Francke die Hand ans Werk legte, mußte auch bei den Wohlthätern gutes Zutrauen erwecken. Dieselbe Person, die früher 500 Thlr. gegeben, gab noch zu Anfang des Winters das Doppelte und auch von andern Seiten flossen reichlichere Summen; so daß bald ein eignes Haus für die Armenschule angeschafft

werden konnte, in dem auch die Waiſen untergebracht wurden. Um nun zugleich auch armen Studierenden Unterhalt zu verſchaffen, übertrug Francke den Unterricht und die Aufſicht ſolchen jungen Männern, die unter ſeiner Leitung und in ſeinem Geiſte zu Theologen und Erziehern ſich heranbildeten und legte ſo neben dem Waiſenhaus den Grund zu einem Lehrerſeminar, wie er denn auch bereits ſchon das Jahr zuvor durch die Uebernahme der Erziehung von Jünglingen aus beſſern Ständen den Grund zu dem nachmaligen königlichen Pädagogium in Halle gelegt hatte. — Alle dieſe Anſtalten griffen aber ſo in einander ein, daß man dem Stifter nur mit Unrecht den Vorwurf der Zerſplitterung würde gemacht haben. Groß war freilich die Laſt, die Francke ſich dabei auflud, aber noch größer ſein Vertrauen und am größten Gottes hülfreicher Segen ſelbſt.

Als zu dem einen Haus ein zweites war angekauft worden und es noch immer an Raum gebrach, da faßte Francke den kühnen Gedanken zur Aufführung eines eignen Gebäudes. Er ſandte den Mann, der ihm bisher als Aufſeher über die Waiſen gedient hatte, den jungen Theologen Georg Heinrich Neubauer nach Holland, um die dortigen berühmten Waiſenanſtalten zu ſehen und nach deſſen Rückkehr im Juli 1698 wurde der Grundſtein zu dem jetzigen Hauptgebäude des Halleſchen Waiſenhauſes gelegt.

Die Geſchichte dieſes Baues ſelbſt iſt eine lebendige und ſprechende Geſchichte von der Macht eines ungebrochenen Gottvertrauens. Was unter andern Verhältniſſen als der unverantwortlichſte Leichtſinn erſcheinen müßte, das macht an dieſem Orte und in dieſer Verbindung, in der es hier erſcheint, alle Rechnungen der geſchickteſten Rechner zu Schanden. Francke hatte in der That keinen andern Bürgen, als den Gott, auf den er in einer Kindlichkeit, die freilich nicht jedermanns Sache iſt, ſein ganzes Vertrauen warf. Als man ihm gerathen hatte, den Bau einſtweilen nur aus Holz aufzuführen und er ſelbſt ſich dazu bereit gefunden hatte, war es ihm, als ob der Herr zu ihm ſagte: „Baue du es von Steinen, ich will dirs bezahlen.“ Und als es nachwärts doch nicht nur an Steinen fehlte, ſondern auch an allem andern, bald an Sand, bald an Kalk, bald an Arbeitern, bald an Geld, bald an Rath und Hülfe, da war das ſtille Kämmerlein, in dem er ſich vor Gott

niederwarf, seine einzige Schatzkammer, in die er seine Zuflucht nahm, und oft wo die Noth am größten war, war die Hülfe am nächsten*). Es würde zu weit führen, alle die vielen Beispiele von außerordentlichen Gebets-Erfahrungen mitzutheilen, die, wenn sie nicht Francke selbst aus eignem Munde erzählte, für fromme Prahlerei gehalten werden müßten, weil sie in der That mehr als ans Wunderbare gränzen, die aber sowenig bestritten werden können, als die Thatsache des Baues selbst und die redliche Gesinnung seines Stifters. Ich verweise in dieser Hinsicht auf die Geschichte der Franckischen Stiftungen von Knapp und auf die Biographie Franckes von Ferdinand Guerike (Halle 827.), wo die Selbsterzählung Franckes mit eignen Worten eingeschaltet ist und begnüge mich nur noch zu melden, daß bereits mit dem ersten Osterfeste des 18. Jahrhunderts, 1701, der Bau nach innen und außen vollendet da stand, ein schöner, würdiger Denkstein auf der Scheide zweier Jahrhunderte**). Eine Menge Hände hatten zu diesem Bau nicht nur Steine, sondern Gaben, große und kleine beigetragen, und wenn Friedrich I. König von Preußen zum Baue 100,000 Mauersteine, 30,000 Dachsteine und 2000 Thaler in Geld gab und die Anstalt mit Privilegien ausstattete, so machte sich dagegen der Kaminfeger Klemm seines Ortes anheischig, Zeitlebens die Schornsteine der Anstalt unentgeltlich zu reinigen. So boten sich Reiche und Arme, Hohe und Niedre die Hand zu dem Einen schönen Liebeswerke. Alles aber geschah in dem von Spener und Francke angeregten Geiste der Frömmigkeit und der Gottergebenheit. Jeder Arbeitstag war demnach mit Gebet begonnen, jede Arbeitswoche wieder mit einem Gebet und mit einer erbaulichen

---

*) Als eben die Verlegenheit am größten war, fand einst ein Arbeiter eine sächsische Münze im Schutt, welche Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar im Jahr 1650 hatte ausprägen lassen, deren fromme Inschrift: יהוה Conditor Condita Coronide Coronet von Neubauer auf das fromme Unternehmen bezogen und für einen Wink des Himmels genommen wurde, worauf auch die Beiträge wieder beträchtlicher flossen. S. Schmieders Handb. der gesammten Münzkunde. Berlin 811 u. 15 und Lenzel, Saxonia numism. II. wo die Münze abgebildet ist. Guerike, A. H. Francke S. 376.

**) Schon zu Ostern 1700 fingen die Waisenkinder und Studenten an im Bau zu speisen und 1701 wurden sämmtliche Stockwerke bezogen. Guerike S. 377.

Anrede an die Werkleute geſchloſſen worden, und ſo war auch die ganze innere Einrichtung des Hauſes, vor allem die Erziehungs- und Unterrichtsmethode, auf lebendige Religioſität gegründet.

Gerne hätte ich Sie auch noch die weitern Verzweigungen dieſer Halleſchen Stiftung, wovon ſich die meiſten ins 18. Jahrhundert hinübererſtrecken, kennen gelehrt, wenn ich nicht fürchtete zu weit von meinem Thema abgeführt zu werden. Auf einige, wie auf die Canſteiniſche Bibelanſtalt und die Miſſion von Trankebar werden wir erſt im folgenden Jahrhundert zurückkommen können. Wenn wir aber gar den blühenden Zuſtand der Franckiſchen Stiftungen in der Gegenwart überſchauen, wie ſie uns in den ſtatiſtiſchen Werken mit Zahlen aufgeführt und dem Reiſenden vor die ſinnliche Anſchauung gebracht werden, ſo muß man auch *hier* wieder den wunderbaren Zuſammenhang zwiſchen der Innigkeit religiöſer Triebe und den Wirkungen derſelben auf dem Gebiete der *äußern* Betriebſamkeit bewundern. Man laſſe einmal einen rein induſtriellen Menſchen dieſes reiche Gemälde überſchauen und es wird ihm gerechte Bewunderung abnöthigen, ſo daß wenn er zuvor vielleicht noch gefragt hat: „was kann aus dem Pietismus Gutes kommen?" er durch dieſes: „*Komm und ſiehe*" am beſten ſeines Unglaubens überführt wird*). Es iſt indeſſen Zeit, daß wir jetzt die verſchiednen Fäden wieder in einen größern, dichtern Faden ſammeln, an dem wir die Geſchichte der Entwicklung des Proteſtantismus fortführen. Wir begreifen alles das Bisherige, was von Spener, Francke und ihren Geiſtesgenoſſen in Lehre, Leben und Sitte ausgegangen iſt, zuſammen unter dem hiſtoriſchen Namen des *Pietismus*. Ich ſage abſichtlich unter dem *hiſtoriſchen* Namen, den ich hier als einen techniſchen Ausdruck ohne alle Nebenbedeutung rein ſo gebrauche, wie ihn die Geſchichte uns überliefert hat. So gut nun als der *Myſticismus*, von dem wir in unſern frühern Vorleſungen geredet haben**), ſeine Stellung hat in der Entwicklungsgeſchichte des Proteſtantismus, ſo gut hat ſie der *Pietismus*. Er bildet einen wichtigen Durchgangspunkt, eine merkwürdige Kriſe

*) Statiſtiſche Ueberſichten findet man in der preußiſchen Staatszeitung 1834. No. 195 v. 16. Juli, 1835 vom 15. Novbr., 1836 vom 21. Jan. und im (Brockhauſiſchen) Converſations-Lexikon.

**) Vorl. Bd. III. Vorl. 14.

Zwölfte Vorlesung.

Das tiefere Glaubensleben und die geistliche Poesie in der reformirten Kirche. Joachim Neander. Louise Henriette, Churfürstin von Brandenburg. Die anglikanische Kirche von Karls I. Tod bis auf Wilhelm von Oranien. Cromwells Charakter. Der Puritanismus. John Milton. Georg Fox und die Quäker.

Wenn die reformirte Kirche, zu deren Betrachtung wir in der vorigen Stunde übergegangen sind, manche Erscheinungen mit der lutherischen gemein hat, so die noch immer fortwährende Streitsucht auf der einen, die mildere Richtung einzelner Schulen und einzelner Männer auf der andern Seite, so finden wir dagegen, daß sie in einer Beziehung hinter der lutherischen Kirche zurücksteht, nämlich in Beziehung auf die poetische Fruchtbarkeit, die wir bei den dortigen Kirchenlieder-Dichtern gefunden haben. Sei es, daß die reformirte Kirche mit einer größern Consequenz, als die lutherische, allen Gottesdienst an das geschriebene Bibelwort knüpfte, so daß sie auch ihren Liederbedarf einzig und allein aus den alttestamentlichen Psalmen befriedigen zu können glaubte, ohne sich nach einer neuen Quelle der Inspiration umzusehn, oder sei es, daß der vorwiegend praktische, auf das äußere Leben und die äußere That gerichtete Sinn der Reformirten weniger zur Poesie gestimmt war, als die lutherische Frömmigkeit, die noch mehr poetisches Element von Luthers Zeit her in sich trug — genug, die Thatsache steht fest: während der Liederschatz der lutherischen Kirche eine fast unermeßliche Ausbeute gewährt, gehören die reformirten Liederdichter zu den seltnern Erscheinungen. Um so wichtiger ist es für uns Reformirte, grade diese Wenigen näher kennen zu lernen. Ich wähle aus ihrer geringen Zahl zwei Persönlichkeiten, die zugleich ihrer schönen christlichen Gesinnung und praktischen Frömmigkeit wegen der Betrachtung werth sind, den reformirten Prediger Joachim Neander und die fromme Churfürstin von Brandenburg, Louise Henriette.

Der Mann, mit dem wir uns zuerſt bekannt machen wollen, iſt auch darum wichtig, weil er uns zugleich zeigt, wie der Einfluß der Spenerſchen Schule auch auf die reformirte Kirche ſich ausdehnte und wie ſomit auch in ihr neben der mehr nüchternen, beſonnenen, verſtändigen Richtung, wie wir ſie neulich an einem Sam. Werenfels beobachtet haben, ſich auch wieder die mehr gemüthliche tiefer aufgeregte des ſogenannten Pietismus zeigte. — Den Leſern des „chriſtlichen Volksboten" iſt vielleicht das Bild Joachim Neanders*), das Ihnen unlängſt vorgeführt worden, noch erinnerlich. Ich erlaube mir, die Züge deſſelben wieder in Ihrem Gedächtniß aufzufriſchen.

Joachim Neander wurde im Jahr 1640 (ſomit gegen Ende des 30jährigen Krieges) in Bremen geboren. Die Stadt Bremen gehörte zu jenen Städten, in welchen bald nach der Reformation die Glaubensſtreitigkeiten mit großer Heftigkeit entbrannt waren**). Die Folge dieſer Streitigkeiten war, daß die urſprünglich lutheriſche Lehre durch die reformirte großentheils verdrängt und ſo die letztere die herrſchende wurde. So gehörte denn auch Neander durch ſeine Geburt der reformirten Kirche an. Nach dem was Reiz in ſeiner Geſchichte der Wiedergebornen erzählt, ſcheint der junge Neander ſeine frühere Jugend- und Studentenjahre im Dienſt der Eitelkeit zugebracht und ſich mit ſeinem Antheil am äußern Kirchenthum begnügt zu haben. Da öffnete ihm der dortige Prediger zu St. Martin Theodor Undereyk die Augen über ſeinen Zuſtand. Neander hatte die Predigten dieſes Mannes, wie ſein Biograph ſagt, „nicht ſowohl aus Neugierigkeit beſucht, als aus dem Abſehen, was zu hören, ſo man hernach übel ausdeuten und austragen möchte." Aber die Wirkung war eine ganz andere. Die Predigten Undereyks trafen wie feurige Pfeile des Jünglings Herz und es kamen auch noch äußere Erfahrungen hinzu, welche ganz geeignet waren, die einmal gewonnenen Eindrücke feſtzuhalten und die einmal in ihn eingeſenkte ernſtere Richtung auch von nun an mit allem Ernſte zu bewahren. —

---

*) S. September 1838. No. 37. (Baſel. 4°.) womit zu vergleichen Reiz, Geſchichte der Wiedergeborenen, aus der der Aufſatz großentheils geſchöpft iſt.

**) Vergl. Vorl. Bd. III. S. 277.

In Heidelberg bekleidete er eine Zeitlang eine Informatorstelle und wurde in Frankfurt mit Spenern bekannt, mit dem er fortwährend in geistiger Verbindung blieb. — Seinen ersten bedeutenden Wirkungskreis fand Neander als Rector der reformirten Gelehrtenschule zu Düsseldorf. In demselben Geiste, in welchem August Hermann Francke auf die Gemüthsart und das Betragen der Jugend durch erbauliche Lehre und erbaulichen Wandel zu wirken suchte, wirkte auch Neander unter der reformirten Jugend von Düsseldorf. Nicht allen aber schien dieser strenge Geist der Zucht zu behagen. Als er nun auch noch in demselben Geiste der Spener-Franckeschen Schule besondere Erbauungsstunden zu halten anfing, erregte er in der reformirten Kirche denselben Widerspruch, wie die Pietisten in der lutherischen. Es kam soweit, daß ihm die Kanzel verboten wurde. Auch seine Schule ward für eine Zeitlang geschlossen. Neander zog sich mehrere Sommermonate hindurch in eine Einsamkeit zurück, wo er in einer Höhle sich aufhielt, die noch heut zu Tage den Namen der Neandershöhle*) führt und wohin noch jetzt viele Christen aus jener Gegend wallfahrten, um die Lieder dort zu singen, die Neander theils in dieser Höhle, theils sonst gedichtet hatte. — Bald sollte jedoch der geprüfte Mann in einen freudigern Wirkungskreis versetzt werden. Er erhielt einen Ruf als Prediger in seine Vaterstadt Bremen. Dieselbe St. Martinskirche, in der er zuerst durch die Predigten Undereyks war ergriffen worden, wurde nun sein Saatfeld. Er wirkte als Gehülfe neben seinem ehemaligen Lehrer und in dessen Sinn und Geist. Fern von allen theologischen Speculationen drang er, wie sein Vorbild Spener, auf den Glauben, der sich durch die Liebe thätig erweist. In Bremen gab er denn auch seine geistlichen Lieder unter dem Titel: Bundeslieder heraus, daran, wie Reiz sagt, „der selige Spener und andere fromme Seelen zu Frankfurt ihr besonderes Genügen fanden, und eins oder das andere daraus bei ihren Zusammenkünften sangen.“ Bald gingen mehrere dieser Lieder in die kirchlichen Gesangbücher über. Unter denselben haben sich besonders 2 in gesegnetem Andenken erhalten. Das eine, welches anfängt:

*) Bei Mettmann in der Gegend von Elberfeld.

männlichen Jahre. Er war nicht mehr als 40 Jahr alt da
erkrankte. „Seine Krankheit war (nach den Worten seines
graphen Reiz) heftig und kurz, daß man wenig Worte von
vernommen; denn (setzt derselbe Biograph hinzu) Gott
seine Kinder nicht auf einerlei Weise aus diesem Jammer
etliche läßt er noch große Predigten am Ende und Ausgang h
und etliche gehen mit Stillschweigen in die andere Welt.“
entschlief den 31. Mai des Jahres 1680 des Morgens zwi
11 und 12 Uhr. Seine letzten Worte waren: „Berge
weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade will ich nicht
dir nehmen.“

Wir stellen neben das Bild dieses Mannes ein fürstli
Frauenbild, das neben dem Bilde ihres erlauchten Gatten
großen Churfürsten in der Gallerie christlicher Frauen mit R
eine der ersten Stellen einnimmt. Louise Henriette*) wi

---

*) Die neulich erschienene ausführlichere Schrift von Wegfüh
war mir nicht zur Hand. Ich konnte blos die kleinere Biogra
benützen, welche 1835 zu Berlin zu einem milden Zweck in Druck
geben wurde, nebst der Schrift von Orlich über den großen Ch
fürsten.

Digitized by Google

(13 Jahre früher als Neander) den 7. December 1627 im Haag geboren. Sie war die Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien und der Prinzessin Amalie, gebornen Gräfin zu Solms, u. s. w. Von früher Kindheit an mit vieler Sorgfalt in der Gottesfurcht erzogen, wurde sie im Jahr 1646, grade an ihrem Geburtstag, mit dem großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg im Haag, vermählt. Da ihr Vater sehr kränklich war, so wollte sie ihn auch nach ihrer Vermählung nicht verlassen; sie blieb bei ihm bis zu seinem Tod, der am 14. März 1647 erfolgte und erst im Juni desselben Jahres wurde sie von dem Churfürsten heimgeführt. Die Ehe des fürstlichen Paares war anfänglich mit mancherlei Prüfungen heimgesucht. Der erste Sohn, Wilhelm Heinrich, der im Jahr 1648 geboren wurde, starb schon im folgenden Jahr und zu der Trauer hierüber gesellten sich noch mehrere Unglücksfälle. Im Jahr 1655 wurde zwar die Ehe mit einem 2ten Sohne Karl Emil gesegnet, aber auch dieser starb in einem Alter von 19 Jahren im elsäßischen Feldzug an einem hitzigen Fieber. Erst der drittgeborne Sohn, Prinz Friedrich (vom Jahr 1657), ward der Thronerbe. Im Ganzen hatte sie 6 Kinder, von denen 3 bereits vom Herrn abgerufen waren, als sie selbst in einem Alter von 39 Jahren ihre irdische Wallfahrt den 8. Juni 1667 beschloß. — Dieß der kurze Umriß ihres äußern Lebens. Ihr reiches inneres Leben läßt sich freilich weniger beschreiben, als durch einige Züge andeuten. Der vorherrschende Zug ihres geistigen Lebens war die große und ungekünstelte Demuth, die aus ihren Reden und Handlungen hervorleuchtete. So pflegte sie in den geistlichen Unterredungen mit ihren beiden Beichtvätern, dem Hofprediger Stosch und dem Dr. der Theologie Friedrich Spanheim oft zu sagen: „Wenn der Herr Jesus noch auf der Erde ginge, wie in den Tagen seines Fleisches, so wollte ich mich noch mehr demüthigen, noch mehr ihn anflehen, noch mehr ihm anhangen, als das kananäische Weiblein; aber was ich auf leibliche Weise und mit leiblichen Geberden nun nicht thun kann, das will ich im Geist und im Herzen thun, in gewisser Zuversicht, daß er auch im Stande der Herrlichkeit ein solcher Hoherpriester und treuer Heiland sei, der Mitleiden habe und helfen werde."

Nach dem Geiſte der Zeit hielt die fromme Frau neben der Pflege einer ſolchen innern frommen Geſinnung auch auf äußere Uebung und Darſtellung derſelben zu beſtimmten Zeiten und Tagen. So hatte ſie ſich den Dienſtag zum wöchentlichen Buß-, Faſt- und Bettag angeordnet. An dieſem Tage demüthigte ſie ſich auch äußerlich vor dem Herrn ihrem Gott. Dieſes Gelübde bewahrte ſie ſo genau, daß ſie ſogar in ihrer größten Krankheit an dieſem Tage ſich ein Bedenken machte, etwas zur Stärkung ihres Leibes zu ſich zu nehmen. —

Eben ſo groß als ihre Demuth war ihre gänzliche Ergebung in den Willen Gottes, ihre Geduld in den Leiden, ihre Zuverſicht im Tode und ihre wohlthätige Menſchenliebe. Davon nur noch einige Beiſpiele.

Von ihrer weiſen Ergebung in den Willen Gottes folgendes: „Ich bin zwar, ſagte ſie, eine Fürſtin, jung, geliebt und habe alles, was die Welt mit Luſt anſchauet; aber was mein Alter anlangt, wie wenig Jahre mögen noch meines Lebens ſein und zwar in einem matten Leibe. Ueber 20 Jahre würde mir die Zeit eben ſo kurz vorkommen als jetzt. Auch 130 Jahre waren dem Jakob kurz und böſe. Aus dem Vergangenen lerne ich kennen was das Zukünftige ſein kann, und das alles iſt nichts gegen die Ewigkeit. Dazu ſo lebt man entweder in Gott und alſo achtet man die Luſt dieſer Welt nicht mehr, oder man lebt nach dieſer Welt, und ſolches Leben iſt rechter Tod und je länger man lebt, je mehr Uebels ſieht, thut und leidet man, da uns die Sorgen verzehren, die Krankheiten abmatten, da uns allerhand Zufälle betrüben, da uns die Eitelkeit beſitzet und verdirbt. Und was das Uebrige alles anlangt, was iſt denn unſer ganzer Schatz, all unſer Ruhm, als Erde und Koth, eine leere und leichte Speiſe, ein eitler Glanz, ein betrüglicher Schein und ein Gewicht, das uns allezeit hinab zur Erde zieht. Ich habe erfahren und erfahre es noch, wie viel der Friede meines Gottes, die Empfindung ſeiner Liebe und die Verſicherung ſeiner Gnade beſſer iſt. Dieſe verkauft die Welt um 20 oder 30 Silberlinge, und wenn es dazu kommt, ſo möchte ſie wohl mit dem reichen Manne alles Ihrige um einen Tropfen dieſes kühlenden und heilſamen Waſſers geben." — Ein andermal ſagte ſie: „Ich habe zwar nicht Urſache den Tod zu wünſchen; ich liebe den Churfürſten meinen Ehherrn herzlich wie

auch meine lieben Kinder; aber doch will ich meinem Gott gehorsam sein."

Von ihrer letzten Krankheit wurde sie im Haag befallen, wohin sie sich zu ihrer Mutter auf Besuch begeben hatte. Man glaubte, daß die Reise ihr geschadet habe; sie aber sagte: Gott habe die Haare unsers Hauptes gezählt und werde um so viel mehr ihre Tage gezählt haben. Er habe ihr eingegeben mit der Hinreise eine Pflicht gegen ihre Mutter zu erfüllen und dann zu ihrem Gemahl zurückzukehren. Sie meine nicht in dem Einen oder Andern gefehlt zu haben, sie sei in den Händen eines gütigen und gnädigen Gottes.

Von ihrer Geduld im Leiden und ihrer Zuversicht im Tode zeugten ihre letzten Stunden. Sie hatte dringend verlangt, vor ihrem Ende zu ihrem Gemahl und ihren Kindern zurückzukehren. Der Churfürst kam ihr bis ins Halberstädtische entgegen, sie war aber so schwach, daß sie die Reise in einer Sänfte vollenden mußte. Kaum war sie auf dem Schloß angekommen und auf ihr Ruhbette gebracht, als sie sich von nun an aller Sorgen entschlug. Vor ihrem Tode sagte sie zu ihrem Hofprediger Stosch: „Ich warte nun auf das sanfte Sausen," und als dieser, der mit dem Churfürsten betend an ihrem Bette verweilte, sie fragte, ob sie fühle, daß Gott ihr gnädiger Vater im Himmel sei, antwortete sie allen verständlich: „Ja." — Von ihrer Wohlthätigkeit endlich im Leben zeugten die vielen Armen, denen sie Gutes that. Noch ist ein Einnahme- und Ausgabebuch von ihr vorhanden, das sie in den Jahren 1662 und 63 eigenhändig geführt hat. In der Einnahme finden sich 2000 fl. Neujahrsgeschenk vom Churfürsten und sogleich in der Ausgabe 1000 fl. für Arme und 1000 fl. für Geschenke. Gleichwohl schlug die fromme Fürstin diese Wohlthaten sehr gering an und klagte sich in ihrem Gebete vor Gott an, daß sie es in der rechten Liebe noch nicht weit gebracht und daß sie so wenig Mitleiden habe verspüren lassen. Ihre Werke, sagte sie, seien höchst unvollkommen, unreine und nichtige Opfer, Granatäpfel voll verfaulter Kerne. — Ihren Tod konnte der fromme Churfürst lange nicht verschmerzen *). Ihr Bild in Lebensgröße hing in seinem Zimmer und oft bei großen Freuden oder großen Betrübnissen, die ihn trafen, sahen ihn seine

*) Er verehlichte sich indessen zum zweitenmal.

Umgebungen vor dieſes Bildniß hintreten und hörten ihn die Worte ſprechen: O Louiſe! Louiſe! wie ſehr vermiſſe ich dich! —

Zwei Lieder ſind es beſonders *), durch welche ſich die Churfürſtin Louiſe Henriette ein Denkmal in der evangeliſch-reformirten Kirche geſtiftet hat. In dem einen: „Ich will von meiner Miſſethat mich zu dem Herrn bekehren" ſpricht ſich ebenſowohl ihre Demuth und die Zerknirſchung ihres Herzens als in dem andern: „Jeſus meine Zuverſicht," der Triumph ihres Glaubens und ihre Todesfreudigkeit aus. Beide Lieder ſind allzubekannt, als daß ich ſie hier mittheilen ſollte. Sie fehlen wohl in keinem Geſangbuche.

Wir verlaſſen jetzt dieſe einzelnen Bilder, die uns von dem innern Leben der deutſch-reformirten Kirche Zeugniß ablegen ſollten, und wenden uns nun zu dem Lande und zu der Kirche, in welchen der Proteſtantismus wieder eine eigene Phyſiognomie angenommen hat, die uns zum Theil ſchon aus den frühern Vorträgen bekannt iſt — zu England und der anglikaniſchen Kirche.

Wir haben auch die äußern Schickſale dieſer Kirche abſichtlich bis hieher zu betrachten verſpart, weil ſie aufs Genaueſte mit dem innern Zuſtand derſelben zuſammenhängen, ja eigentlich als eine gewaltige Reaction aus demſelben hervorgehn, und ſo müſſen wir denn hier wieder für einen Augenblick unſern Fuß auf das Gebiet der politiſchen Geſchichte ſetzen, ſo weit dieſe in die Kirchengeſchichte mit eingreift **).

Der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen der biſchöflichen und puritaniſchen Partei, den wir hier als ſchon bekannt vorausſetzen müſſen, dauerte auch nach dem blutigen Tode Karls I. fort. Der Mann, der ſofort die höchſte Gewalt an ſich riß, war Oliver Cromwell. Cromwell war ſelbſt ein Anhänger der puritaniſchen Theologie, obgleich er durch ſein ſchlaues Betragen nur allzuleicht den Eindruck erwecken könnte, als ob er den religiöſen Eifer ſeiner Anhänger mehr nur als Mittel benützt habe zu ſeinen politiſchen Zwecken.

---

*) Nach Knapp, evang. Liederſchatz Bd. II. S. 859. verfaßte ſie im Ganzen nur 4 Lieder (?).

**) Vergl. außer den engliſchen Schriftſtellern Kortüm, Geſchichte der engliſchen Revolution, S. 261 ff. Raumer V. 285 ff. und VI. S. 235 ff.

Wir müssen seine Person etwas genauer kennen lernen. Cromwell*), 1599 zu Huntingdon in Süd-Wallis geboren, war frühe zu den Wissenschaften angehalten worden, hatte sich aber lieber in den Weltlüsten herumgetrieben, bis eine plötzliche Bekehrung ihn zum strengen Puritaner und Sittenprediger machte. Er riß sich von seinen bisherigen Freunden los und trat mit den frommen Eifrern des Landes in Verbindung. Bald zog er trotz seines abstoßenden Aeußern die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf sich; er ward während der Empörung gegen Karl I. zum Parlamentsmitgliede erwählt, und auch hier imponirte er mehr durch seine Leidenschaft, als durch seine rauhe und verworrene Beredsamkeit. Noch mehr aber als im Parlament zeichnete er sich im Felde aus durch Unerschrockenheit und durch den eigenthümlichen religiösen Schwung, den er in das Kriegsleben brachte. Es war freilich nicht jene feste, ruhige Haltung, welche ein Gustav Adolf seinen Truppen eingeflößt hatte durch christliche Zucht und gemeinsames Gebet; es war vielmehr ein wilder Feuergeist, der die puritanischen Heerhaufen begeisterte und ihnen daher auch die Grausamkeit gegen den Feind zur heiligen Pflicht machte. Man kann sich also denken, welche Schreckensherrschaft auf dem Boden der jungen Republik sich aufthun konnte und aufthun mußte, wenn an die Stelle der ächten Religion, die die Stütze aller Staaten ist, ein ungemessener Fanatismus trat, dessen Blutbefehle als Befehle Gottes angesehn und vollzogen wurden. Da wurde das Vertrauen zum kecken Trotze, der sittliche Ernst zum frevelnen Scherz mit Menschenleben, die Frömmigkeit zur schauerlichen Grimasse.

Cromwell hatte es indessen nicht allein mit den Feinden der puritanischen Gesinnung, mit den Anhängern des Königthums, des Katholicismus und der bischöflichen Würde zu thun. Die Dissidenten waren ja selbst noch vor der Hinrichtung König Karls unter sich uneins geworden, und Schwärmer standen jetzt gegen Schwärmer im Felde. Um so grimmiger wurde der Kampf. Cromwell hatte sich zur Partei der Independenten geschlagen, die von den Presbyterianern sich wieder trennten und mit ihnen sogar in den heftigsten Kampf geriethen. Als nun die schottischen Presby-

*) Villemain, histoire de Cromwell. Paris 1819. II Vol.

terianer aus Haß gegen Cromwells Regierung ſich mit dem flüchtigen Prinzen Karl II. ausgeſöhnt oder vielmehr ihn gänzlich zu ihrem gehorſamen Werkzeug gemacht hatten*) und das unter dem Feldherrn Lesley vereinte Heer ſich dem gegen Schottland anrückenden Cromwell entgegenwarf, da zeigte ſich recht die Wirkung der ſchwärmeriſchen Geſinnung in dem Heere Lesleys. Die presbyterianiſchen Geiſtlichen, die noch immer für ihren Glauben fochten und denen daher die Verbindung mit dem Prinzen ein Dorn im Auge war, nahmen ſich heraus, den Feldherrn zu meiſtern; ſie drangen darauf, daß alle königlich Geſinnten oder „alle Gottloſen," wie ſie ſie nannten, aus dem Heer entfernt würden und nöthigten endlich Lesley ſogar, eine vortheilhafte Stellung aufzugeben, weil ſie ſich überredet hatten, daß Gott auf jeden Fall die Feinde in ihre Hände geben werde, ohne auf die Taktik der menſchlichen Klugheit zu warten. Solches hatten ſie trotzig und ſogar unter Drohungen von Gott erfleht; denn alſo hatten ſie ihm es angekündigt, er ſolle nicht mehr ihr Gott ſein, wenn er ihnen nicht den Sieg über die Ketzer verſchaffe**). Dieſe Schwärmerei brachte Cromwelln, der bei ähnlicher Sprache doch mehr Beſonnenheit bewahrte, den erwünſchten Vortheil. „Seht ſie kommen, rief er den Seinen zu, Gott hat ſie in unſre Hände gegeben," und alſo ſchlug er ſie in der Ebene von Dunbar, im September 1650. Auf dieſen, ſowie auf den folgenden Sieg von Worceſter im Jahr 1651 geſtützt, arbeitete er mit ſteigendem Glücke an der Beſeitigung ſeiner Gegner und übte von da an den entſchiedenſten Einfluß auf die politiſche Geſtaltung Englands. Er ſtürzte durch keckes Auftreten und angeblich „zur Ehre Gottes" das bisherige lange Parlament und in Verbindung mit dem fanatiſchen Lederhändler Praiſe-God (Preisgott) Barebone ward das neue, das Barebone-Parlament errich-

*) Karl mußte ſich auf alle Weiſe von den puritaniſchen Geiſtlichen hofmeiſtern laſſen. Er mußte ihren Gebeten und Predigten ſtundenlang beiwohnen, durfte Sonntags nicht lachen oder ſpaziren gehn und mußte einen Bußtag mitfeiern, den man für ſeine und ſeines Vaters Sünden anſetzte. Raumer V. S. 295.

**) Raumer V. S. 295. Grade wie das italieniſche Banditen mit ihren Heiligen machen! So ſchlug der Ultraproteſtantismus wieder um in den kraſſeſten Aberglauben des Katholicismus.

tet, das in ſeinem ganzen äußern Zuſchnitt eher den Charakter einer gottesdienſtlichen Verſammlung, als den eines Parlaments annahm und daher auch ſpottweiſe das kleine, gottſelige Parlament hieß*). Mit langen Gebeten wurden die Sitzungen eröffnet und beendet; ganze Stunden verwandt „den Herrn zu ſuchen," der indeß, wie die Gegner meinten, ſehr ferne von dieſen Verſammlungen war**), alle Verhandlungen auf die heilige Schrift, namentlich auf das alte Teſtament baſirt, kurz allem der Anſtrich der entſchiedenſten Frömmigkeit gegeben. Aber es blieb auch bei dem äußern Anſtrich. So wenig als dort im Heere, ſo wenig war es hier in der Kammer die ruhige und beſonnene Begründung eines ächt chriſtlichen Staatslebens, wie der geſunde Proteſtantismus es verlangt, ſondern es gab ſich eben die roheſte Verwechslung des Politiſchen und Kirchlichen, des Geiſtlichen und Weltlichen kund, wie ſie dem Puritanismus eigen iſt. Ja, das Schlimmſte war, daß dieß alles dem Ehrgeiz eines Einzelnen nur zur Staffel dienen mußte, auf der er ſich zur höchſten Würde im Reich emporſchwang. Nachdem das gottſelige Parlament geſtürzt und auch ein zweites und drittes wieder aufgelöst worden, ſtand der Protector als der Mann da, dem nichts als die Krone fehlte, um König zu heißen***). Unter dieſer Alleinherrſchaft änderte ſich auch der religiöſe Zuſtand in ſoweit, daß Cromwell nun eine größere Duldung eintreten ließ. Der glühende Haß gegen den Katholicismus, der ſich im Kriege gegen Irland wie ein furchtbares Gewitter entladen hatte †), löſchte zwar auch jetzt nicht aus. Der römiſch-katholiſche, wie der biſchöfliche Cultus blieben nach wie vor ausgeſchloſſen. Aber mit der größten Freiſinnigkeit wurden die übrigen proteſtantiſchen Religionsmeinungen und deren Aeußerung in gottesdienſtlichen Formen geduldet und aus dieſem üppigen Sumpfe tauchten dann auch

---

*) the little, godly parliament. Kortüm. S. 282. 398.

**) S. Raumer V. S. 309.

***) Schon nach der Schlacht bei Worceſter hatte der puritaniſche Prieſter Hugo Peters zum Feldherrn Ludlow geſagt: that he was inclined to believe, Cromwell would endeavour to make himself king. Gleichwohl ſchlug Cromwell die ihm angebotne Krone und den Königstitel aus. Vergl. Kortüm S. 396 Note und 294, 95.

†) Ueber die Greuel bei der Einnahme von Drogheda im September 1649 vergl. Raumer V. S. 291.

eine Menge Secten und auch wohl manche Irrlichter auf, was natürlich denen nicht gefiel, die ihre Meinung allein geduldet wissen wollten*). Doch diese Manchen anstößige Duldung war es nicht allein, welche dem Protector den Haß seiner ehmaligen strengern Glaubensbrüder zuzog, sondern sein despotisches Verfahren überhaupt war es, was ihm die Herzen des Volkes immer mehr abwandte und entfremdete. Vielen erschien er, nachdem er die Maske von sich geworfen, als „ein Scheinheiliger, der unter dem doppelten Deckmantel von Religion und Vaterlandsliebe wie ein nächtlicher Dieb in die Verfassung einbrach und dem Volke seine Freiheit raubte" **). Wie es in seinem eignen Herzen ausgesehen, wer will dieß genau ergründen? Es wird von den Einen erzählt, daß ihm das böse Gewissen keine Ruhe gelassen, daß er oft vor der geringsten Bewegung gezittert habe und darum auch nie ohne starke Bedeckung und einen Panzer unter dem Kleide ausgegangen sei, während Andere seine Unerschrockenheit rühmen***). Auch in der Todesstunde zeigte sich ein eignes Gemisch von schwärmerischer Zuversicht und Verzagtheit. Wenigstens bleibt die Frage merkwürdig, die er an seinen Beichtiger gethan haben soll, ob es mit dem calvinischen Satze, daß wer einmal in der Gnade Gottes gestanden, auch nie mehr aus derselben herausfallen könne, seine Richtigkeit habe? Und als der Geistliche ihm die Frage bejahte, antwortete er: „nun, wohl mir; denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin" †). Ein fürchterlicher Sturm erhob sich

*) Die Grundsätze der von Cromwell geübten Toleranz finden sich in der Einführungsrede von Fiennes bei Kortüm S. 289 ff. Ganz im Widerspruch mit dem bisherigen puritanischen Geiste straft der Redner den unzeitigen Eifer in Religionssachen, „der ohne weiters jeden würgt, der Siboleth statt Schiboleth spricht und alle Andersgläubigen für Heiden und Teufel erklärt. Manche dieser Eiferer mögen vielleicht durch Gottes Gnade in den Himmel kommen, aber gewiß ist's, hätten sie Gewalt wie Willen, kein Mensch dürfte fürder auf Erden neben dem andern leben. Die goldne Mitte ist in Glaubenssachen das Beste. Gott hat sich nicht im Sturmwind und Erdbeben, nicht im Feuer dem Propheten Elias geoffenbaret, sondern im sanften und milden Säuseln."

**) S. das Urtheil des Grafen von Chatam bei Raumer V. S. 336.

***) Vergl. Villemain II. p. 313. Nach Kortüm S. 304 „gab er niemals Zeichen der Schwäche und Reue!"

†) Villemain a. a. O. p. 323.

(einigen Berichten zufolge) in der Todesstunde Cromwells und versinnbildete äußerlich die Gemüthsart des Sterbenden. Er endete unter Gebeten den 3. September 1658 im 59. Jahr seines Lebens. Bei aller Naturgröße, die wir an Cromwell bewundern, nimmt er in der Geschichte des Protestantismus eine höchst zweideutige Stellung ein. Wohl hat er seine Macht benützt, den bedrückten Protestanten hie und da aufzuhelfen und die Hand geboten zu kräftigen Gegenwirkungen gegen die römische Kirche *). Aber was wir an ihm vermissen ist der klare und sichere, der besonnene und ruhige Geist des Protestantismus. Gesetzt auch; wir könnten ihn von dem Vorwurf bewußter Heuchelei freisprechen, so stellt uns doch seine Frömmigkeit mehr die dunkle Kehrseite des Protestantismus vor Augen, wie wir sie, abgesehn von der sonstigen Verschiedenheit, etwa bei einem Thomas Münzer und ähnlichen Geistern gefunden haben. Cromwells Größe ist wie die Größe Wallensteins mehr eine dramatische, als eine sittliche Größe, mehr eine gewaltige Naturkraft in der Hand eines dunkeln Geschickes, als das edle Kunstwerk eines sich selbst klar erkennenden, sich selbst erziehenden, oder vielmehr Gottes Erziehung sich kindlich hingebenden Geistes. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dieser Größe und der eines Luther, eines Gustav Adolph, oder des großen Churfürsten von Brandenburg!

Bald nach Cromwells Tode nahm auch die Republik ein Ende. Dem Rumpf-Parlamente fehlte, wie schon sein Name sagt, ein Haupt; denn Richard Cromwell, Olivers Sohn, fühlte sich den Geschäften nicht gewachsen und dankte ab. Unter diesen Umständen gelang es dem Sohn des hingerichteten Königs, Karl II., mit Hülfe des General Monk und unter dem Jubel des zeither umgestimmten Volkes, den Thron seines unglücklichen Vaters wieder einzunehmen, von dem ihn die Revolution verdrängt hatte. Nun ward auch — der politischen Veränderungen nicht zu gedenken — die bischöfliche Form der Kirche wieder die herrschende. Manche der bisherigen Dissenters, auch von den Presbyterianern in Schott-

*) Ueber seinen Plan, der katholischen Propaganda gegenüber eine bewaffnete protestantische Missionsanstalt (also auch eine mission hottée!) zu stiften siehe Kortüm S. 308 und 400 (Note). Seiner Verdienste um die Waldenser soll unten gedacht werden, Vorl. 18.

land, wichen der Nothwendigkeit; doch zogen die Entschiedenen vor (unter ihnen 2000 presbyterianische Pfarrer) lieber ihre Stellen niederzulegen, als das neue Concordat zu unterschreiben, das man ihnen vorlegte. Selbst an Hinrichtungen und Verbannungen fehlte es nicht *). Anfänglich ward auch mit Strenge gegen die Katholiken **), aber mit größerm Nachdruck noch und anhaltender gegen die Puritaner verfahren. Die gottesdienstlichen Versammlungen in den Häusern und auf dem Felde wurden sowohl in England als in Schottland bei hohen Bußen, selbst bei Todesstrafe verboten und gewaltsam unterdrückt ***). Die Prediger waren die liebsten, welche einen unbedingten leidenden Gehorsam verkündeten. Es war aber nicht etwa nur die Wiederkehr der hierarchischen Form, welche die Gemüther verletzen mußte; sondern einen weit schneidendern Gegensatz zu der bisherigen strengen Lebensansicht bildete nun die offene Freigeisterei, die Ueppigkeit und Zuchtlosigkeit, die sich im Gefolge der höfischen Vornehmthuerei zeigte und die ähnliche Zustände für England herbeizuführen drohte, wie die, welche wir unter Ludwig XIV. in Frankreich kennen gelernt haben †). Ja, um das Maaß voll zu machen trat Karl II., von den Jesuiten bearbeitet und durch ein Gewissen bestimmt, das dem seines mächtigen Gönners in Frankreich so ziemlich ähnlich sehen mochte, kurz vor seinem Ende zum Katholicismus über, den er schon früher im Herzen gehegt und zusehends begünstigt hatte. Dieß zeigte sich namentlich in der allgemeinen Toleranzakte, die er den 15. März 1672 zu Gun-

---

*) So starb das Haupt der republicanischen Partei Heinrich Vane nebst andern Zeugen der alten Ordnung auf dem Blutgerüste. „Scharfsinn und Thorheit zeigten sich wunderlich, vermischt in seinem Leben." Kortüm S. 248 vergl. S. 339.

**) Ein katholischer Geistlicher wurde wegen Uebung seiner Berufsgeschäfte geköpft. Raumer VI. S. 251.

***) Raumer VI. S. 262 — 66. „Wer sich Sonntags von seiner Pfarrkirche entfernte, um anderswo religiösen Versammlungen beizuwohnen, ward eingesperrt und zahlte bis ein Viertel seiner jährlichen Einnahme."

†) Die Schauspielerin Gwin hatte den größten Einfluß auf den König, nach Burnet „the indiscretest and wildest creature, that ever was in a court." S. Raumer VI. S. 239. „Das Talent, Anekdoten und Possen zu erzählen, war das Einzige, was der König zur Vollkommenheit ausbildete" (Raumer ebend.); daher sagt auch Kortüm kurz und gut von ihm, er habe nie einfältig gesprochen, aber auch nie weise gehandelt. S. 349.

sten der Katholiken erlassen hatte. Dieser gegenüber stellte das Parlament 1673 die Testakte auf, welche alle Katholiken, den bisherigen Ordnungen zufolge, von öffentlichen Aemtern ausschloß *). Noch größere Gefahr drohte dem Protestantismus, als nach Karls Tode der Herzog von York, der Bruder und nächste Erbe des Königs, unter dem Namen Jakob II. den Thron bestieg (1685). Jetzt versuchte man wieder die alten Gewaltmittel zur Einführung des alleinseligmachenden Glaubens und zur Ausrottung der Ketzerei. Die blutigen Zeiten der Stuarts kehrten mit aller Gräßlichkeit wieder **), und zahlreiche Hinrichtungen der Protestanten bahnten dem König den Weg in die Messe, die er öffentlich zum Aerger des Volkes besuchte. Jesuiten (namentlich der Jesuit Pètre) bildeten die Rathgeber des Königs, während der Papst Innocenz XI. dem eifrigen Proselyten nur mit mäßigen Hoffnungen entgegenkam. Aber nicht lange dauerte die Schreckensmacht. Die so lange getrennten Parteien der Episcopalen und Dissidenten (der Tories und Whigs) vereinigten sich im Augenblicke der allgemeinen Noth und riefen den Eidam des Königs, Wilhelm von Oranien ins Reich, der nach der Vertreibung seines Schwiegervaters als Wilhelm III. die Regierung antrat. Jakob floh mit seinen Priestern nach Frankreich und endete seine Tage in St. Germain en Laye (1701). Mit dieser wichtigen Aenderung (1688 und 89) trat erst der Zeitpunkt der politischen und religiösen Beruhigung Englands ein; denn Wilhelms Gesinnung bewies sich gleich beim Antritt seiner Regierung als großartig und duldsam ***). Und so konnten denn auch die Elemente, die so lange als feindliche Gewalten unter einander gegohren hatten, ruhig auseinandertreten; es schieden sich dieselben von nun an auf eine ihrem geschichtlichen

*) Noch wichtiger war für die politische Verfassung die 1679 erlassene habeas corpus Akte, die uns jedoch hier nicht näher berührt.

**) Der Oberrichter George Jeffreys gab sich als williges Werkzeug dazu her. Er zog mit einer Art von guilloline ambulante von Ort zu Ort und rühmte sich mehr Engländer an den Galgen gebracht zu haben, als alle Richter seit Wilhelm dem Eroberer. Ueber das Einzelne vergl. Kortüm S. 351 und Raumer VI. S. 334 ff.

***) Als er im Krönungseid die Worte fand, „er soll die Ketzer ausrotten," hielt er inne und sagte, „es ist nicht meine Absicht, jemanden der Religion halber zu verfolgen." Auf die Antwort: „so sei es nicht gemeint," fuhr er fort: „und nur in diesem Sinne leiste ich den Eid." Raumer VI. S. 411.

Entwicklungsgange gemäße Weiſe und jede nahm den für ſie beſtimmten Boden in Beſitz, indem von nun an für England die biſchöfliche, für Schottland die Presbyterialverfaſſung als die geſetzliche verblieb. Die Duldungsakte (Toleranzbill) von 1689 gönnte auch den nichtbiſchöflichen Proteſtanten in England einen ungeſtörten Gottesdienſt, und ſo wurde denn die gegenſeitige Abneigung der beiden ſich ſo ſchroff entgegengeſetzten Parteien zwar keineswegs ganz getilgt, aber ihr doch ein wohlthätiger Damm geſetzt und nun konnte auch die äußere Wohlfahrt des Landes unter Wilhelms Regierung ſich heben und erweitern *).

Dieß der kurze, ſkizzenartige Ueberblick über die äußern Verhältniſſe der engliſchen Kirche in dieſem Zeitraum. Wir richten unſern Blick nun auf die innere Geſtaltung ſelbſt, in wiefern ſie mit in die Entwicklung des reformirten Glaubens und des Proteſtantismus überhaupt eingreift. Ueber die biſchöfliche Kirche, deren Geſtaltung wir aus frühern Vorträgen kennen **), haben wir wenig zu ſagen. Ihr Charakter iſt der der Stabilität, ſo daß von Entwicklung im ächten Geiſte des Proteſtantismus nicht die Rede ſein kann. Ausgezeichnete Perſönlichkeiten ſind es allein, die hier in Betracht kommen können und da verdient die anglikaniſche Kirche das Lob, daß aus ihr manche tüchtige Gelehrte, beſonders im exegetiſchen und kirchenhiſtoriſchen Fache hervorgegangen ſind. Wir dürfen nur an die Namen eines Uſher [1]), Pococke [2]), Lightfoot [3]), an Bryan Walton [4]), den Veranſtalter der berühmten Bibel-Polyglotte, an Joh. Tillotſon [5]), einen der ausgezeichnetſten

*) Eine unzufriedne Partei, welche den Prinzen von Wales (den Sohn des vertriebnen Königs) unter dem Namen Jakob III. auf den Thron zu heben ſich bemühte (Jakobiten), beunruhigte zwar noch längere Zeit die neue Dynaſtie, und hatte namentlich auch Anhänger unter den Geiſtlichen, die den Eid der Treue dem neuen König zu ſchwören ſich weigerten (Nonjurors, Eidverweigerer), an deren Spitze der Erzbiſchof von Canterbury Sancroft ſtand und 7 andere Biſchöffe; doch mußte ſich endlich dieſe Partei zum Ziel legen.

**) S. Vorl. Bd. III. Vorl. 9—11.

1) Geb. 1580 zu Dublin, † 1655 zu London. 2) geb. 1604 zu Oxford, † 1691 ebend., berühmt als Reiſender im Orient. 3) geb. 1602, † 1675. 4) der Verf. der Polyglotte † 1661. 5) ſiehe über ihn das

Prediger dieſer Kirche, an Spencer [6]), Pearſon [7]), Burnet [8]) u. a. erinnern, deren ſpecielle Verdienſte zu würdigen jedoch hier unſers Ortes nicht ſein kann. — Nur den wohlthätigen Eindruck dürfen wir uns nicht verſagen, den ſolche ruhige wiſſenſchaftliche Beſtrebungen klarer und nüchterner Männer auf uns machen mitten in dem Tumulte der Glaubenskämpfe und der politiſchen Zerwürfniſſe *).

Intereſſantere Erſcheinungen auf dem religiöſen Gebiete bietet uns der Puritanismus dar. Daß ſich in dieſer Richtung viel Verkehrtes, Extravagantes, Schroffes und Widriges fand, hatten wir ſchon Gelegenheit zu bemerken. Allein wir dürfen auch an dieſer Richtung das Gute nicht verkennen, und es iſt Zeit, daß wir dieſe Gerechtigkeit erfüllen. Es iſt die Entſchiedenheit des Willens, die freilich oft unſanfte und unſchöne, aber dennoch gewaltige Energie einer ſtarken religiöſen Ueberzeugung, das Hineinragen altprophetiſcher Begeiſterung in die Verderbniß einer verweichlichten, üppigen Zeit, was uns an der puritaniſchen Richtung hie und da ergreifend überraſcht und uns auch vor ſolchen Charakteren Achtung abnöthigt, zu denen wir uns weniger durch Sympathie hingezogen fühlen. Wenn ein Dichter unter Karl II., Butler, in ſeinem Hudibras die Thorheiten der exaltirten Religionsſchwärmer mit bittrer Satire gegeißelt hat **), ſo verdient dagegen ein andrer und

---

Weitere unten in der 22. Vorl. 6) geb. 1630, † 1693. 7) geb. 1614, † 1688. 8) geb. 1632 in Schottland, † zu London 1715 (der Verfaſſer der engliſchen Reformationsgeſchichte).

*) Einen hohen Grad von Mäßigung, namentlich auch im Dogmatiſchen, bewieſen die ſogenannten Latitudinarier, die ſogar von Manchen für Indifferentiſten gehalten wurden, zu welchen jedoch achtungswerthe Männer, wie Chillingworth (geſt. 1644) und Cudworth (geſt. 1688) gehörten.

**) Samuel Butler, eines Pächters Sohn, geb. 1612 in der Grafſchaft Worceſter, ſtudirte einige Zeit in Cambridge, wo er jedoch wegen Armuth keinen Grad annehmen konnte. Er bekleidete eine Zeitlang eine Schreiberſtelle bei dem Friedensrichter von Earlscroom, wo ihm hinlängliche Muße blieb, ſich mit den Wiſſenſchaften und Künſten, deren er mehrere übte, zu beſchäftigen. Später erhielt er bedeutendere Secretariate, zuletzt bei Richard, Grafen von Corbury und Statthalter des Fürſtenthums Wales. Er † 1680 zu London. — Seine Satire gegen die Schwärmer (Rundköpfe) wurde von Vielen auch aus einer dem Chriſtenthum überhaupt feindſeligen Stimmung hergeleitet und Butler von ihnen den Religionsſpöttern beigezählt; doch giebt ihm ſein Biograph das Zeugniß, „that he was most orthodox both in his religion and loyalty.“

größrer Dichter, der Sänger des verlornen Paradieſes, Milton, daß wir bei ihm als einem der edlern Repräſentanten jener puritaniſchen Richtung einige Augenblicke noch verweilen. Nicht ein geiſtlicher Liederdichter zwar iſt Milton, wie Gerhardt und Neander; auch hat ſeine Dichtergabe nicht ſo unmittelbar, wie jene, in das chriſtliche Leben eingegriffen. Aber ſchon als ausgezeichneter Menſch und Schriftſteller verdient er von uns beachtet zu werden, da wir uns ja vorgenommen haben, die Wirkungen des Proteſtantismus auch an ſolchen Männern zu betrachten, die durch ihre Schickſale und Leiſtungen mehr der Geſchichte überhaupt, als im ſpeciellen Sinne der Kirchengeſchichte angehören. Johann (John) Milton*), geb. den 9. Dec. 1608 zu London, hatte ſchon in früher Jugend Erfahrungen gemacht, die ihm einen entſchiednen Haß gegen die römiſche Kirche und ihre offnen und geheimen Anhänger einflößen mußten. Sein Vater, ein Rechtsgelehrter, war um der Religion willen von dem Großvater enterbt worden, indem dieſer ein eifriger Papiſt war, und ſein liebſter Lehrer, Thomas Young von Eſſex hatte gleichfalls ſeiner proteſtantiſchen Geſinnungen wegen unter Karl I. das Vaterland verlaſſen müſſen. Von dieſem Lehrer hatte er die Grundſätze der ſtrengſten Rechtlichkeit und der ungeſcheuteſten Freimüthigkeit angenommen, die er in ſeinem ganzen Leben unter manchen betrübenden Schickſalen bewahrte. Milton war von ſeinen Eltern dem Dienſt der Kirche beſtimmt worden und ſeine eigne Neigung ſtimmte vollkommen damit überein; religiöſe Bedenklichkeit hinderte ihn jedoch, ſich ordiniren zu laſſen. Trotz der Abneigung, welche die übertriebenen Puritaner gegen die ſchönen Wiſſenſchaften bewieſen, warf ſich Milton mit allem Ernſt und Eifer auf dieſes Studium und beurkundete frühe den eignen Beruf zum Dichter. Ueberall jedoch bewahrte er auch in ſeinen Kunſtbeſtrebungen jene ſtrenge ſittlich-religiöſe Tendenz, von der er als Jüngling an einen Freund ſchrieb: „In Anſehung anderer Dinge weiß ich nicht was Gott über mich beſchloſſen hat; aber das weiß ich, daß er mir, wenn irgend einem, feurige Liebe für das ſittlich Gute ins

*) Vergl. W. Hayley, das Leben Miltons a. d. E. Winterthur 1797. 8.; die Biographie vor der Birminghamer Ausgabe des verlorenen Paradieſes und die von Fenton vor der deutſchen Ausgabe des wiedergefundnen Paradieſes, Baſel 1752. Die Biographien von Toland und Birch waren mir nicht zur Hand.

Herz gab. Ceres konnte, wie die Fabel erzählt, nicht eifriger sein, ihre Tochter aufzusuchen, als ich Tag und Nacht diesem Ideal der Vollkommenheit nachstrebe und die Spuren desselben unverdrossen verfolge." — Wie fast alle großen Männer jener Zeit bildete sich Milton vorzüglich auch durch Reisen. Er sah Paris und Italien, er besuchte Rom, den Sitz der päpstlichen Herrlichkeit, und vertheidigte auch dort, wo er seines Glaubens wegen angefochten wurde, seinen Protestantismus während 2 Monate mit vieler Freimüthigkeit *). In einem Alter von 32 Jahren kehrte Milton nach England zurück, das gerade um diese Zeit in der größten politischen und Glaubensgährung begriffen war. Ein feuriger Geist, wie er, konnte nicht lange müßiger Zuschauer bleiben, und bald erschienen seine Bücher von der Reformation in England und einige andere in schneller Folge, in welchen er die bischöfliche Verfassung der Kirche mit starken Waffen angriff. Selbst die entschiedensten Anhänger Miltons mißbilligten den Ton derselben, der allerdings die puritanische Leidenschaftlichkeit an sich trug **). Wenn man aber deßhalb sagen wollte, Milton hätte seine Zeit auf etwas Besseres als auf Controversen verwenden können und es sei zu bedauern, daß seine poetischen Arbeiten dadurch häufig gestört und zurückgedrängt worden seien, so muß ich hierin ganz seinem Biographen Wilhelm Hayley beistimmen, „daß eben durch diese religiösen Kämpfe die Energie seines Geistes mächtig gestählt worden sei." Hätte er jene Werke nicht geschrieben, die er nun einmal für nothwendig und verdienstlich hielt, so würden Muthlosigkeit und innerliche Vorwürfe ihn nachher sein ganzes Leben hindurch begleitet haben. Erst der Rückblick auf die treu erfüllte Pflicht konnte dem Dichter am Abend seiner Tage jene zuversichtsvolle Geisteskraft und jenes Feuer der Einbildungskraft verleihen, welche sein verlornes Paradies zum Dasein brachten ***).

Unter Cromwell diente Milton als lateinischer Secretär. Anfänglich schien die fromme Sprache und Gebährde des Protectors

*) Der zur katholischen Kirche übergetretene Lucas Holstein behandelte ihn indessen mit vieler Freundschaft.

**) Im Dogmatischen war Milton weniger streng, und ließ gerne die verschiednen Geistesrichtungen innerhalb des Protestantismus zu ihrem Rechte kommen. S. Fenton a. a. O. S. 42—44.

***) Hayley a. a. O. S. 93, 94.

ihn eben so sehr an seine Persönlichkeit gefesselt zu haben, als der nachwärts enthüllte Despotismus ihn wieder von ihm entfernte. Auch mit den übrigen Puritanern stimmte Milton nicht in allen Stücken überein. So sah er sich durch seine erste unglückliche Ehe genöthigt, im Gegensatz gegen die strengpresbyterianischen Grundsätze die Ehescheidung zu vertheidigen, was ihn in einen weitläufigen Schriftstreit mit seinen Glaubensbrüdern verwickelte.

Die Restauration unter Karl II. war für Milton eine gefährliche Zeit. Er, der die Hinrichtung Karls I. als eine gerechte That vertheidigt*) und die Grundsätze der Republik gepredigt hatte, mußte sich längere Zeit verborgen halten, bis die Vergessenheits (Indemnitäts)-Akte ihm wieder ein besseres Schicksal versprach; dennoch zogen ihm seine politischen Gesinnungen eine wenn auch nur kurze und leichte Gefangenschaft zu. Zu den öffentlichen Kämpfen Miltons gesellten sich auch viele häusliche Leiden. Seiner ersten unglücklichen Ehe haben wir bereits erwähnt; nach seiner Scheidung war er noch zweimal verheirathet, aber beide Gattinnen starben vor ihm. Zudem wurde ihm der köstlichste aller Sinne, das Gesicht zu einer Zeit geraubt, als er noch in der Kraft seiner Jahre stand; später plagte ihn noch die Gicht. Er unterrichtete als Blinder seine Töchter in den gelehrten Sprachen, damit sie ihm bei seinen Arbeiten behülflich sein könnten und auch einem jungen Quäker (Elwood), den er sich als Vorleser hielt, gab er Unterricht. Täglich ließ er sich ein Kapitel aus der hebräischen Bibel vorlesen; Musik erheiterte ihn mehr als alles Uebrige. Ein öffentliches Amt wollte er seit der Restauration nicht mehr bekleiden, indem dieß allzusehr wider seine republicanischen Grundsätze lief und ihm überdieß Karls Persönlichkeit und die sittliche Gesunkenheit des Hofes kein Zutrauen einflößen konnten. Zu seiner Frau, welche ihn zur Annahme der ihm angebotnen Stelle ermunterte, sagte er: „du möchtest gern wie andere Frauen in deiner eignen Kutsche fahren, ich aber bin Willens als ein ehrlicher Mann zu leben und zu sterben.“ Und das that er auch. „Wenn je ein

*) In der defensio pro populo anglicano, 1651, wogegen Salmasius seine defensio regia schrieb. Miltons Buch wurde in Frankreich durch den Scharfrichter verbrannt, während das Parlament ihm dafür eine Belohnung von 1000 £ spendete.

Menſch," ſagt einer ſeiner Biographen, „den Muth eines alten Märtyrers hatte, ſo war es Milton." Und ſo konnte denn auch der redliche Mann in einer ernſtlich gemeinten Scherzrede von ſich ſelbſt bezeugen, daß an ſeinem ganzen Weſen keine Heuchelei gefunden werden könne, als an einem einzigen Theile ſeines Körpers, an ſeinen Augen nämlich, die ſo hell und fleckenlos waren, daß man ſie für die ſchärfſten und beſten hielt, während innen Finſterniß ſie bedeckte. In ſeinem Gemüth aber war er heiter und mild, und wenn wir uns ſonſt die Puritaner eher als Melancholiker und Choleriker zu denken gewohnt ſind, ſo wurde von ſeinen Zeitgenoſſen an ihm ſogar ein ſanguiniſches Temperament bemerkt. Milton ſtarb den 10. Nov. 1674 in ſeiner Geburtsſtadt London. Von allen ſeinen poetiſchen Werken hat bekanntlich das verlorene Paradies, das zuerſt 1665 erſchien, den höchſten Ruhm erlangt; weniger das wiedergefundene, das er auf die Mahnung eines Freundes hinzudichtete, der ihm zu verſtehen gab, daß ein verlorenes Paradies doch auch ein wiedergefundenes erheiſche. Wir überlaſſen Andern die Kunſtkritik über dieſe Werke, die nicht hieher gehört. Uns galt es blos, an ſein Bild zu erinnern, um für die Geſchichte des Puritanismus, die des Abſtoßenden und Widrigen ſo viel darbot, auch ein anziehendes Gegenbild zu gewinnen.

Ohne in die weitern puritaniſchen Sectenverzweigungen uns einzulaſſen, haben wir jetzt noch das Entſtehen einer neuen Secte zu betrachten, die bedeutend in die Geſchichte der engliſchen Kirche, in die Geſchichte der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, vornämlich aber in die Geſchichte des evangeliſchen Proteſtantismus eingegriffen hat, ich meine die Secte der Freunde oder der Quäker. Eben das Zeitalter Cromwells, das an religiöſen Gährungen ſo reich war, iſt die Zeit, da ein Mann aus der geringen Volksklaſſe, der Schuſter Fox, jene vielverbreitete und einflußreiche Secte gründete.

Georg Fox*) war der Sohn armer puritaniſcher Webersleute in der engliſchen Provinz Leiceſter und wurde in demſelben Jahre, in welchem Jacob Böhm ſtarb, im Jahr 1624 in einem Dorfe dieſer Provinz, in Dreton geboren. Wie wir im Leben Miltons geſehn haben, ſo mochten auch bei Fox die Verfolgungen,

*) Vergl. über ihn und die Quäker überhaupt Croſe's Quäkerhiſtorie und Adelungs Geſch. der menſchlichen Narrheit Bd. II. S. 81 ff

welche ſeine Vorfahren um der Religion willen erlitten hatten, einigen Einfluß auf die Ausbildung ſeines Charakters geübt haben. Mehrere Vorfahren ſeiner Mutter hatten unter der Königin Maria theils Hab und Gut, theils Leib und Leben eingebüßt. — Schon als Knabe zeichnete ſich Fox dadurch vor Andern aus, daß er von den Geſpielen ſich abſonderte und ſtill und in ſich gekehrt für ſich hinbrütete, dabei aber auf alles aufmerkſam war, was um ihn her vorging. Sein Betragen war beſcheiden und beſonders erwies er ſich fleißig in den Uebungen der Andacht. Die Bildung, die Fox erhielt, ging nicht über den gewöhnlichen Leſe- und Schreibunterricht hinaus, ja letztern ſcheint er ſogar nur höchſt mangelhaft erhalten zu haben, ſo daß er auch in der Folge zum Dictiren ſeine Zuflucht nehmen mußte. Er wurde (wie einſt Jakob Böhm) einem Schuſter in die Lehre gegeben, hütete auch nebenbei die Schafe, worin er eben ein Vorbild ſeines künftigen Berufes ſah. Mit der Bibel wurde Fox frühe bekannt und lernte ſie faſt auswendig, ſo daß ſeine Freunde zu ſagen pflegten, wenn die Bibel einmal verloren gehen ſollte, könnte man ſie in Foxens Munde wieder finden *). Fox ſuchte auch ſeine Mitgeſellen für ein gottſeliges Leben zu gewinnen; als dieſe aber ſeiner Begeiſterung Kälte und Spott entgegenſetzten, ſonderte er ſich von ihnen ab und bildete ſein theoſophiſches Syſtem im Innern weiter aus. Einſt als er ſich als ein 19jähriger Jüngling auf dem Felde befand und in tiefe Gedanken verſunken war, glaubte er eine göttliche Stimme zu vernehmen, die ihm die Eitelkeit der Welt und alles menſchlichen Strebens vorhielt und ihn aufforderte, ſich in ſeinen Jünglingsjahren bereits von der Welt abzuſondern. Man mag von dieſer Stimme halten was man will, ſo iſt ſie — wie eine ähnliche in Jakob Böhms Leben — wichtig im Leben Forens, denn von dieſem Moment an wurde der Glaube an unmittelbare Offenbarungen durch das innere Wort ſtärker in ihm, als der Glaube an das geoffenbarte Wort in der Bibel, mit dem er doch, wie wir eben gehört haben, ſo innig vertraut war. In dieſer Ueberordnung des innern Wortes über das äußere liegt zugleich das Charakteriſtiſche ſeiner Lehre und der ſeiner nachmaligen Anhänger. — Von dem Augenblick an, da

*) Gröſe S. 20.

For die wunderbare Stimme vernommen hatte, war er noch eifriger in ſeiner Heiligung als zuvor. Dieſelbe Strenge, die er gegen ſich beobachtete, offenbarte er aber auch nach außenhin. Die Kirche ſchien ihm verderbt und in Aeußerlichkeiten verſunken; die meiſten Geiſtlichen waren ihm verhaßt, weil er ſie als bloße Miethlinge betrachtete. So überwarf er ſich auch mit dem Geiſtlichen ſeiner Gemeinde; er trennte ſich von dieſer und zog von nun an, ohne ſich an irgend einen Wohnort zu binden, als Bußprediger umher. Den öffentlichen Gottesdienſt fing er an zu meiden; er zog ſich mit ſeiner Bibel und ſeiner Phantaſie in Gärten und Felder zurück und genoß in dieſen Stunden der Einſamkeit noch öfter des Glückes, göttlicher Offenbarungen gewürdigt zu werden. Dabei legte er ſich auch auf die Arzneikunſt, namentlich auf Wunderkuren, weil er die leibliche Heilmethode der gewöhnlichen Aerzte für eben ſo verkehrt hielt als die geiſtliche der Prieſter. Gleichwie Böhm gab auch For ſeinen Schuſterberuf auf und ſammelte eine Gemeinde von Gleichgeſinnten um ſich. Dieß geſchah zuerſt in Nottingham. Von nun an beſuchte er auch wieder die Kirchen, doch nicht um als Zuhörer die Predigten anzuhören, ſondern um als Richter laut gegen ihren Inhalt zu zeugen. Indem er ſo den öffentlichen Gottesdienſt verſchiedenemale durch ſein Auftreten ſtörte, fand man für gut, ihn gefänglich zu verwahren. Allein For predigte auch im Gefängniß und bekehrte ſogar den Gerichtsvogt mit deſſen ganzem Hauſe. Aehnliche Störungen des öffentlichen Gottesdienſtes, wie zu Nottingham, ließ er ſich auch in andern Städten zu ſchulden kommen, was ihm ähnliche, doch meiſt nur leichte Beſtrafungen zuzog, weil man ihn doch keines eigentlichen Verbrechens überweiſen konnte. Mehr jedoch als von den gerichtlichen Behörden, hatte er vom Volke zu leiden, das oft eigenmächtig über ihn herfiel und ihn auf eine derbe Weiſe für ſein unbefugtes Auftreten züchtigte. Auch ſeine Weigerung, Soldat zu werden (da er vielmehr ein Streiter Chriſti ſei und den Krieg um irdiſche Dinge für Sünde halte) brachte ihn auf eine Zeit lang in den Kerker. Seine Lehre breitete ſich indeſſen immer weiter aus, nicht nur in den Provinzen Leiceſter, Darby und Nottingham, wo ſie zuerſt Wurzel gefaßt hatte, ſondern auch weiter nördlich im Herzogthum York, den Grafſchaften Lancaſter und Weſt-

moreland. Seine Anhänger, welche auch ſeine Sitten nachahmten, wurden erſt, weil ſie ſo viel vom Bekenntniß und innern Licht redeten, Bekenner oder auch Kinder des Lichts genannt. Als aber Fox einſt ſeine Richter in einer ernſten Strafpredigt ermahnte, ihre Seligkeit mit Furcht und Zittern zu ſchaffen, gab ihnen der Eine der Richter den Namen Zitterer (Quäker), welche Benennung auch dadurch noch gerechtfertigt wurde, daß ſie in ihren Verſammlungen es bisweilen zu zitternden, convulſiviſchen Bewegungen kommen ließen. So ward der Name Quäker, wie ſpäterhin der Name Pietiſt in Deutſchland, Parteiname in England und weiterhin auch auf dem Continent. Sie ſelbſt nannten ſich unter einander die Freunde. — Ueberall im ganzen Lande zerſtreuten ſich dieſelben trotz des Spottes und der Verfolgung, die ihnen von verſchiednen Seiten entgegenkam, und auch unter den Frauen fand Fox zahlreichen Anhang. Eliſabeth Hooton, eine Frau von Nottingham, wagte es zuerſt öffentlich zu predigen, worin ſie bald Nachfolgerinnen hatte, die gleichfalls redeten was ihnen der Geiſt eingab, ſo daß die Ordnung des Apoſtels, wonach das Weib ſchweigen ſoll in der Gemeinde, dieſen neuen vermeintlichen Gottestrieben weichen mußte. Am meiſten aber zeichnete ſich in der Folge unter ſeinen Anhängerinnen eine gewiſſe Margaretha Fell aus, die Gattin eines Richters, in deren Hauſe die Gemeinde der Quäker recht eigentlich gepflegt wurde und die denn auch ſpäterhin nach ihres Gatten Tode mit Fox ſich im Jahr 1669 verheirathete. Ueberhaupt traten allmählig angeſehenere Leute, doch meiſt ſolche, die vorher zu den Presbyterianern oder Independenten oder auch zu den Wiedertäufern gehört hatten, die alſo überhaupt einen ſeparatiſtiſchen Trieb und Zug in ſich verſpürten, zu Foxens Geſellſchaft und es handelte ſich hauptſächlich darum, auch in der Hauptſtadt des Landes einen Anhang zu gewinnen.

Fox hatte bereits einen ſeiner Jünger, Namens Burroug, nach London abgeſandt. Dieſer ſuchte auf eine merkwürdige Weiſe dem gemeinen Volke ſich zugänglich zu machen. So trat er z. B. auf offener Straße in den Ring der Zuſchauer, die eben dem Zweikampfe zweier Boxer ihre Theilnahme ſchenkten. Burroug drängte ſich hervor und that als ob er dem Sieger einen neuen Zweikampf anbieten wollte. Statt ihm aber die Fäuſte

entgegenzuhalten, zeigte er ihm nur ein ernſtes Geſicht, womit er ihn ſo feſt bannte, daß dieſer keine Hand zu rühren wagte. Dann hielt er eine Strafpredigt an die verſammelte Menge und forderte ſie auf, dieſen unwürdigen Kampfplatz zu verlaſſen und als Streiter Chriſti lieber die ſündlichen Neigungen und Leidenſchaften zu bekämpfen, als länger dieſen rohen Beluſtigungen Zeit und Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Einige der Umſtehenden lachten den Prediger aus, auf Andere aber machte die Rede einen gewaltigen Eindruck, und ſogleich fielen ihm Einige zu. — Unterdeſſen war Fox ſelbſt in Wetſton ergriffen und als Gefangner nach London gebracht worden, und hier war es, wo er vor den mächtigen Cromwell geſtellt wurde. Dieſer hörte ihn an und ſprach ihn frei, ja, er lud ihn ſogar zur Tafel ein, aber Fox bedankte ſich für die Ehre und ging ſeiner Wege. Cromwell verbot indeſſen die Quäker weiter zu beunruhigen, indem er der Hoffnung ſich hingab, daß jeweniger man dieſe Secte reize, deſto eher ſie ſich von freien Stücken verlieren und verſchwinden würde. Allein dieſer Toleranzbefehl Cromwells wurde nicht überall beachtet. Vielmehr hatten Fox und ſeine Gehülfen an mehrern Orten Englands noch mancherlei auszuſtehn und ebenſo in Schottland, wo zwar der puritaniſche Boden für dieſe neue Pflanzung ganz geeignet ſchien, wo aber doch auch wieder die Neuerungen, die von den Quäkern ausgingen, eben ſo ſehr verabſcheut wurden als in der biſchöflichen Kirche; denn daß eine Secte die andere oft noch mehr haßt, als dieſe zuſammen die herrſchende Kirche, iſt eine alte Erfahrung. Als nun nach dem Umſturze der engliſchen Republik Karl II. zur Regierung gelangt war, konnte Fox vorausſehen, was ihm bevorſtand. Da er ſich weigerte, dem König den Eid der Treue zu leiſten, weil er und ſeine Anhänger unter anderm auch das Eidſchwören für Sünde hielten, und gegen das an ihn erlaſſene Verbot die religiöſen Verſammlungen fortſetzte, ſo durfte er ſich nicht wundern, wenn er ſich abermals ins Gefängniß geworfen ſah, was ihm ſowohl in Lancaſter als in York begegnete. Als er wieder war in Freiheit geſetzt worden, ging er nach Irland, wohin er auch ſchon früher ſeine Sendboten geſchickt hatte und bald drauf im Jahr 1671 trat er ſeine Reiſe nach Amerika an, wohin ihm ebenfalls mehrere ſeiner Freunde bereits vorangegangen waren. Auch dort fand er indeſſen Widerſpruch und theilweiſe

hang nach langem Kampfe zu Stande kam. Fox brachte ihn, seligen Gefühle den Zustand seiner neu gegründeten Secte gesichert zu sehen, den Rest seiner Tage in der Nähe von London zu, und starb zu Anfang des Jahres 1691. In seinen letzten Jahren hatte sich das schwärmerische Feuer etwas in ihm gemildert, was nicht nur dem zunehmenden Alter, sondern auch dem Umgange mit gebildetern und besonnenern Männern zuzuschreiben ist, die zwar zu seiner Gesellschaft sich bekannten, aber zugleich auch ihr einen gründlichern wissenschaftlichen und geselligen Hal zu geben suchten. Wir können daher das System der quäkerischen Glaubens- und Sittenlehre, so wie die Grundsätze ihrer kirchlichen Gesellschaftsverfassung erst dann zusammenhängend betrachten wenn wir auch noch Einiges von jenen Männern, wie namentlich von Wilhelm Penn und Robert Barclay werden bemerkt haben.

Dreizehnte Vorlesung.

Das Wesen des Quäkerthums. Einzelne Schwärmereien. William Penn und die Niederlassung in Pennsylvanien. Robert Barclay und die Lehre der Quäker. Vergleichung der Quäkerschen Lehre mit dem Pietismus.

Mit der Geschichte der Quäker haben wir in der letzten Stunde denjenigen Abschnitt unsrer Vorlesungen begonnen, der uns mit den verschiednen protestantischen Secten und zugleich auch mit dem Leben und den Meinungen der einzelnen Personen bekannt machen soll, die entweder solche Secten stifteten, oder aus ihnen hervorgingen, oder auf die eine oder andere Weise mit ihnen zusammenhingen. Für heute müssen wir noch etwas länger bei den Quäkern selbst verweilen. Wenn auch Fox, dessen Geschichte wir bereits betrachtet haben, mit Recht als der Stifter der Quäkersecte angesehn wird, so dürfen wir doch nicht bei seiner Persönlichkeit und ihrem unmittelbaren Einfluß auf die Zeitgenossen stehen bleiben, wenn wir das Wesen des Quäkerthums recht begreifen wollen. Eine oberflächliche Betrachtung der Geschichte wird es freilich wunderlich finden, wie ein halb verrückter Mensch (denn als ein solcher wird Fox ihr erscheinen) dazu habe kommen können, der Stifter einer religiösen Partei zu werden, die so tief in das religiöse und gesellige Leben Englands und in die neuere Geschichte eingegriffen hat. Allein eine etwas tiefere Fassung wird uns zeigen, wie das was in Fox allerdings in rohen und ausschweifenden Formen in die Erscheinung trat, doch einem geistigen Bedürfniß entgegenkam, das sich zu allen Zeiten in der Kirche und auch in der protestantischen Kirche ausgesprochen und dargegeben hat. Im Grunde brachte Fox nichts Neues. Zu allen Zeiten regte sich in der Kirche, den festen Lehr- und Gebrauchsbestimmungen derselben gegenüber, ein Geist der Opposition, der drauf ausging, das Feste und Starre der einmal gegebnen Bestimmungen wieder in die ersten Elemente aufzulösen und das Christenthum gleichsam von Neuem aus dem frischen Geiste heraus wieder zu gebären. Diese Versuche fielen freilich oft unglücklich genug aus, besonders dann, wenn sie statt auf die wahre

geſchichtliche Grundlage des Chriſtenthums zurückzugehn, eigene willkürliche Meinungen mit einmiſchten und den neuen Offenbarungen des eignen Geiſtes mehr vertrauten als der alten geſchichtlichen Offenbarung der Propheten und Apoſtel. — Die Reformation des 16. Jahrhunderts hatte ſich nun eben vortheilhaft von den fanatiſch-revolutionären Bewegungen des Mittelalters unterſchieden, daß ſie in allem auf die Grundlage der heiligen Schrift zurückging und die ganze Erneuerung der Kirche auf das im alten und neuen Teſtamente niedergelegte geſchriebene Wort Gottes gründete. Damit hatte ſie einen Damm geſetzt ſowohl den menſchlichen Ueberlieferungen und Satzungen der römiſchen Kirche, als den menſchlichen Einfällen der Schwärmer oder den willkürlichen Satzungen einer unchriſtlichen philoſophiſchen Denkart gegenüber. Für dieſe wohlthätige Reformation wird jeder Proteſtant, der es mit ſeiner Kirche redlich meint, Gott von Herzen danken und wird ſich auch niemals einen andern Grund wünſchen, als den, der gelegt iſt. Allein ſchon die frühern Vorträge über die Entwicklung des evangeliſchen Proteſtantismus und auch die bisherigen haben uns gezeigt, daß auch der Proteſtantismus bei ſeinem Schriftprincip nicht geſichert war vor einer gewiſſen Erſtarrung und Verknöcherung im Buchſtaben und daß der überhand nehmenden Stabilität gegenüber immer wieder auch in der proteſtantiſchen Kirche ein beweglicheres, freieres, den Buchſtaben vergeiſtigendes Princip ſich geltend machte. Auch dieß konnte auf verſchiedne Weiſe geſchehn, bald im Anſchluß an das ächte evangeliſch-proteſtantiſche Princip, bald im Widerſpruch gegen daſſelbe. Schon die Wiedertäufer, die im Zeitalter der Reformation auftraten, beriefen ſich auf das innere Licht, das jeden Menſchen erleuchte und das uns erſt recht den Sinn der Bibel aufſchließe. Schon ſie widerſetzten ſich dem äußerlich geordneten Kirchenthum, dem ordinirten Lehrſtande, den Kirchengebräuchen und auch manchen Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, die ſie mit dem ächten Geiſteschriſtenthum unverträglich hielten. Gingen auch die Myſtiker des 16. Jahrhunderts nicht ſo weit in Beziehung auf das Praktiſche, ſo lehrte doch auch ein Paracelſus, ein Jakob Böhm und Weigel, ſelbſt ein Johannes Arndt, daß es nicht nur ankomme auf das hiſtoriſche Chriſtenthum und auf den äußern Glauben an das äußerlich gegebene Bibelwort, ſondern daß das innere Wort

hinzukommen müſſe zum äußern und daß der Glaube, den die proteſtantiſche Kirchenlehre überall vorausſtellte, ſich auch bethätigen müſſe durch Werke der Liebe. Ja, ſelbſt ein Spener und Francke, ſo entfernt ſie von der fanatiſchen, wiedertäuferiſchen Geſinnung waren, ſo treu und gewiſſenhaft ſie ſich an die Ausſprüche der heiligen Schrift anſchloſſen und ſo wörtlich ſie dieſelben nahmen und befolgten, hatten doch auch wenigſtens die Aeußerlichkeit des Kirchenthums angegriffen und durch die Lehre vom geiſtlichen Prieſterthum ſich in den Augen ihrer Gegner jenen Schwärmern gleichgeſtellt. Es iſt nun eben die Aufgabe einer beſonnenen Kirchen- und Reformationsgeſchichte, dieſe verſchiednen Elemente, die ſich zwar in einer gewiſſen Oppoſition gegen die erſtarrte Kirchenorthodoxie vereinigen, wieder von einander zu ſondern, jede Richtung in ihrer Eigenthümlichkeit und in ihrer Verſchiedenheit von ähnlichen Richtungen aufzufaſſen und ihr ſomit ihre Stellung anzuweiſen, die ſie in der Geſchichte des Proteſtantismus einnimmt; denn nichts iſt leichter, als entweder ſie alle unter den einen Begriff des Myſticismus, der Schwärmerei, der Sectirerei, des Separatismus, Pietismus u. ſ. w. in Bauſch und Bogen zuſammenzufaſſen und zu verdammen oder ſie wieder ſämmtlich in einem Chor als die Auserwählten und Heiligen Gottes zu begrüßen. Wenn irgendwo die Unterſcheidung der Geiſter noth thut, ſo iſt es hier. Dieſe Unterſcheidung kann aber nur gelingen, nachdem wir uns mit dem Zuſammenhange der verſchiednen Syſteme genauer bekannt gemacht und jedes derſelben wieder an der Norm gemeſſen haben, welche das wohlverſtandene Evangelium ſelbſt uns an die Hand giebt.

Wenn wir nun wieder an die Geſchichte der Quäker anknüpfen, ſo zeigt ſich uns auf den erſten Augenblick allerdings, daß Fox und ſeine Glaubensgenoſſen viel Gemeinſames hatten mit den Wiedertäufern des 16. Jahrhunderts, wie ſie denn auch wirklich bei ihrem erſten Auftreten am eheſten mit dieſer Secte gemeinſchaftliche Sache machen konnten. Blos unterſchieden ſie ſich ſchon von Anfang darin vortheilhaft vor den Schwärmern des 16. Jahrhunderts, daß ſie ſich von politiſcher Aufregung fern hielten. Darin unterſchieden ſie ſich auch vor ihren Landsleuten den Puritanern. Dazu mochten freilich die Zeitumſtände mithelfen. Als die Quäker im Reiche ſich auszubreiten anfingen, war die Revolution, welche die Puritaner

angeregt hatten, ſchon vorüber. Das Haupt des Königs war ſchon gefallen; die Republik hergeſtellt. Die Quäker waren alſo nicht die Anſtifter, ſie waren vielmehr Kinder der Revolution. Mag indeſſen auch der Grund ſein welcher er wolle, die Thatſache ſteht feſt, daß die ganze Geiſtesrichtung der Quäker im Gegenſatz gegen die der Puritaner und Independenten dem politiſchen Treiben abgekehrt iſt und rein auf das Geiſtige und Religiöſe ſich beſchränkt. Auch mag man über die Geiſteskräfte eines Fox urtheilen, wie man will, ſo wird man ihn durchaus von der Abſicht freiſprechen müſſen, unter dem Deckmantel der Religion ſelbſtſüchtige und unreine Zwecke verfolgt zu haben und ſchon das iſt ehrenwerth. Nichtsdeſtoweniger aber müſſen wir Fox, nach allem was wir von ihm wiſſen, einen Schwärmer nennen. Man hat ihn mit Jakob Böhm zuſammengeſtellt, wozu die äußere Zunftverwandtſchaft des Schuſterhandwerkes leicht hinführen konnte; allein der Schuſter von Görlitz war denn doch viel tiefſinniger und gedankenreicher als der Schuſter von Dreton. Weit mehr Aehnlichkeit hat Fox (wie ſchon geſagt) mit den Wiedertäufern des 16. Jahrhunderts. Wie einſt Grebel und Manz durch die Stadt Zürich liefen und Weh über dieſelbe ſchrien, ſo machte es z. B. Fox im Angeſicht der Stadt Lichtfield, durch die er im ſtrengſten Winter baarfuß hindurchrannte und ihr den Untergang ankündigte. Aehnliche Tollheiten begingen ſeine Anhänger. Ein gewiſſer Thomas Murford hüllte ſich in Bocks- und Schaffelle und zog in dieſer vermeintlichen Prophetentracht in Städten und Flecken umher, denen er ähnliche Strafgerichte androhte *). Eine Frau, Sara Goldſmith, rannte wie eine Beſeſſene, mit aufgelöſten Haaren, mit Erde und Aſche auf dem Haupt, durch alle Thore und Gaſſen und verkündete ähnliches Unheil **). Wieder ein anderer Quäker, ein Muſiker (Salomon Eccles), gerieth in einen ſolchen heiligen Eifer, daß er ſeine ſämmtlichen muſikaliſchen Inſtrumente und Bücher als Werkzeuge des Teufels auf öffentlichem Markt in London verbrannte und dem Stifter der Secte zu Ehren ein Schuſter wurde. Er begab ſich mit ſeinem Schuſterapparat in die Aldermannskirche, wo eben Gottesdienſt gehalten wurde und paßte

*) Cröſe S. 177.
**) Ebenda.

den Moment ab, wo er die Kanzel beſteigen konnte. Er ſchlich ſich hinauf, ſetzte ſich auf das Kanzelbret und fing daſelbſt an vor der ganzen Gemeinde zu ſchuſtern, bis man ihn unter großem Gelärm hinaustrieb und in Gewahrſam brachte *). Keiner trieb indeſſen die Schwärmerei ärger als ein gewiſſer Jakob Naylor, ein ehmaliger Soldat, der auf die Einladung eines gewiſſen Freundes und ſeiner Gattin hin nach Briſtol kam und da einen feierlichen Einzug als Meſſias hielt. Die Freunde zogen ihm mit Hoſianna entgegen und begrüßten ihn als den Geſalbten des Herrn und den Friedefürſten; ſie breiteten ihre Kleider vor ihm aus, führten ihn in die Stadt, bewirtheten ihn, fielen vor ihm nieder, küßten ſeine Füße u. ſ. w. Dieſer Frevel blieb nicht ungeſtraft. Naylor ward vor das Parlament in London geſtellt. Auf die Frage, ob er ſich dieſe Ehre habe erweiſen laſſen, antwortete er kühn mit Ja; doch ſei ihm dieß nicht widerfahren, inſofern er eine Creatur ſei, ſondern ſofern eben Chriſtus in ihm wohne. Naylor wurde zu Pranger und ſcharfer Auspeitſchung verurtheilt, auch ſollte ihm das Brandmal der Blasphemie (ein großes lateiniſches B) auf die Zunge gebrannt werden, worauf er ins Zuchthaus abgeführt wurde. Der Schwärmer hielt alle die grauſamen Züchtigungen ohne das geringſte Zeichen des Schmerzes aus; ja, während der Execution trat aus dem Haufen der Zuſchauer ein gewiſſer Robert Rich hervor und hielt einen großen Zeddel über Naylors Haupt, auf welchem die Worte ſtanden: „dieß iſt der Juden König.“ Auch dieſer ward zur verdienten Strafe gezogen **).

Solche Schwärmereien ſehen nun allerdings auf ein Haar denen ähnlich, wie wir ſie bei den Schweizeriſchen und den Münſteriſchen Wiedertäufern ſeiner Zeit gefunden haben. Auch war die Gegenwirkung dieſelbe wie damals. An grauſamen Strafen, welche häufig das Volk aus eigner Machtvollkommenheit an den Unglücklichen vollzog, an manchem öffentlichen Skandal und an vielfachen Spöttereien und Neckereien fehlte es nicht. Namentlich zeichneten ſich die Studenten von Oxford und Cambridge durch die Rohheiten aus, die ſie an dieſen unglücklichen Verirrten übten, und die einſt

*) Cröſe S. 203. und Adelung.
**) Cröſe S. 188 ff.

Melanchthon ſo väterlich den Wittenberger Studenten, den dortigen Schwärmern gegenüber, unterſagt hatte. Gleichwie nun aber die ſchwärmeriſche Wiedertäuferſecte durch einen Menno Simonis allmählig in eine ruhigere Bahn geleitet und von geordneten geſelligen Formen umgeben wurde, ſo blieb auch die weitere Geſtaltung der Quäkeriſchen Kirche andern und beſonnenern Männern vorbehalten, als Fox war, der, wie wir geſehn haben, nicht einmal ſchreiben konnte und keiner andern, als der Mutterſprache und auch dieſer nur in der dürftigſten Form mächtig war. Was Fox in rohen Worten, in kraſſer Uebertreibung und in unklaren Ergüſſen ſeiner überwallenden Phantaſie hingeſtellt oder vielmehr als einen Zunder in die Maſſe geworfen hatte, das trugen jetzt gebildetere Männer in geordneteter Weiſe vor, brachten es in ein Syſtem und gaben der Geſellſchaft nach außen einen Halt. Erſteres thaten Samuel Fiſher, Georg Keith und Robert Barclay auf theoretiſchem, letzteres Wilhelm (William) Penn auf praktiſchem Wege. Wir betrachten nun zuerſt die weitere geſellſchaftliche Entwickelung der Quäkergemeinde durch Wilhelm Penn und dann werden wir verſuchen, das Religionsſyſtem derſelben (beſonders nach den Darſtellungen des Robert Barclay) uns zur weitern Anſchauung zu bringen.

William Penn, der Sohn des berühmten engliſchen Admirals gleiches Namens, wurde den 14. Octbr. 1644 zu London geboren *). Er zeichnete ſich bald durch beſondere Fähigkeiten aus und bezog ſchon im 15. Jahre die Univerſität Oxford. Schon in ſeinem 12. Jahre hatte der junge Penn zum erſtenmal einen der berühmteſten Quäkeriſchen Prediger, den Thomas Loe gehört und war von dieſem bereits für dieſelben Ideen ergriffen worden, für welche Fox und ſein Anhang kämpften. Die dort erhaltnen Eindrücke begleiteten ihn auch auf die Univerſität. Der Vortrag der dortigen Lehrer erſchien ſeiner jugendlichen Phantaſie trocken und die vornehme Art, womit ſeine Zweifel und Einwürfe zurückgewieſen wurden, ſchreckten ihn nur noch mehr ab. Als er nun gar anfing gleichgeſinnte Stu-

*) Wir halten uns an die Biographie von Marſillac (a. d. Franz.) Straßburg 793. Die Schrift von Clarkson, memoirs of the private and publick life of W. Penn, London 813. 2 T. aus welcher das Morgenblatt 1816. Febr. intereſſante Auszüge giebt, ſtand mir nicht zu Gebot.

dierende um ſich zu verſammeln und Conventikel zu halten, ſah man dieß als eine Störung der akademiſchen Ordnung und als eine gefährliche Ketzerei gegen die biſchöfliche Kirche an. Er mußte Kirchenbuße thun. Vergebens ſuchten ſeine Eltern, ſeine Freunde und die Vorſteher der Univerſität ihn auf andere Gedanken zu bringen. Penn blieb ein Quäker. Als ſolcher durfte er nicht mehr in der Anſtalt geduldet werden. Er verließ Oxford und begab ſich zu ſeinem Vater zurück, der ihn aber mit harten Vorwürfen empfing und als er ſeine Geſinnung nicht ändern wollte, ihn ſogar aus dem Hauſe jagte. Penn ſah darin nur den Beginn ſeines Märtyrthums und das ſanfte, geduldige Betragen des Sohnes rührte am Ende wieder das Herz des Vaters. Dieſer glaubte, daß eine Reiſe und namentlich der Aufenthalt in dem genußreichen Paris wohlthätig auf die düſtre Stimmung des Sohnes wirken würde und der Sohn willigte, obwohl nur mit ſchwerem Herzen, in den Vorſchlag des Vaters ein. Allein er nahm den Quäker, der ſich einmal in ſeiner Ueberzeugung feſtgewurzelt hatte, auch mit über den Kanal. Die Reiſegefährten, die man ihm mitgegeben hatte, ließen indeſſen kein Mittel unverſucht, ihn in die Zerſtreuungen des Weltlebens hineinzuziehn und ihn „die engliſche Metaphyſik", wie ſie ſich ausdrückten, vergeſſen zu laſſen, und wirklich gelang es ihnen, ſtatt des ſteifen Quäkers einen gewandten zierlichen Weltmann nach der damaligen Pariſer Mode in das Vaterhaus nach London zurückzubringen, worüber der alte Admiral eine unendliche Freude bezeugte und den der Welt wiedergegebenen Sohn mit tauſend Liebkoſungen überhäufte. — Ob eine ſolche Bekehrung von der Schwärmerei, die freilich zu allen Zeiten in ähnlichen Fällen verſucht worden iſt, die rechte und von Dauer ſei, wird uns ſogleich die Folge lehren. Penn wurde dem König Karl II. und deſſen Bruder, dem Herzog von York, am Hofe vorgeſtellt und von ihnen mit vieler Achtung behandelt. Er wohnte den Feſten des Hofes und andern Vergnügungen der Großen bei und ſchien bereits die Leiter erklimmen zu wollen, die ihn zu den höchſten Stufen weltlicher Ehre führen ſollte. Aber der Quäker in ihm war nur eingeſchlummert, nicht getödtet. Er erwachte wieder unter furchtbaren Zuckungen des Innern. Man denke ſich die Geiſtesfolter, auf der ein Jüngling ſich befindet, den von außen alles, die liebſten Perſonen ſeiner Umgebung, ſeine Bluts-

Natur eingepflanzten Glückseligkeitstriebe nachzugehn und
vernünftige Leitung ihm zu seiner gesunden Entwicklung zu verh
das ist je gewiß besser, als angeborene Neigungen auszurotten
fremde dagegen einzupflanzen. Wäre man Penns Neigung
gegengekommen, wäre man in seine Ideen eingegangen und h
man so sein Zutrauen zu gewinnen gewußt, es wären dem Ji
ling und der Familie manche Kämpfe erspart, vielleicht auch ma
Einseitigkeiten und Schroffheiten des Charakters vermieden wor
— Die Natur läßt sich nie mit Gewalt unterdrücken, im Ph
schen so wenig als im Geistigen und Moralischen. Das zeigte
auch bei William Penn. Aeußerlich schien sich freilich alles zu
einigen, die Absichten der Eltern und Freunde Penns zu beförde
Der junge Mann hatte nichts weniger als das Abstoßende ei
Schwärmers an sich. Sein Gang war sicher, seine Gestalt
und anziehend, sein Betragen sanft und gefällig, er gewann
leicht die Herzen der Großen, wie des Volkes. Dadurch ward a
die Täuschung nur um so gefährlicher. Mitten unter den rausch
den Festen, mitten unter den Gunstbezeugungen eines üppigen Ho
stiegen Penns stille Seufzer aus der beklommenen Brust zum Hi
mel auf und er dachte nur drauf, wie er der lästigen Bande
entfesseln und sich seinem Gott wiedergeben möchte, dem er in stil
Zurückgezogenheit zu dienen sich sehnte. Er war ungefähr 22 Ja

alt, als ſein Vater, der auf ſeinen praktiſchen Geſchäftsſinn mit großer Sicherheit baute, ihm die Verwaltung beträchtlicher Güter in Irland übertrug. Penn begab ſich dahin. Er war noch nicht lange in ſeinen neuen Wirkungskreis eingetreten, als er erfuhr, daß derſelbe Quäkerprediger Thomas Loe, der 10 Jahre zuvor ſein Herz ſo gewaltig ergriffen hatte, in der Stadt Kork angelangt ſei. Penn begab ſich an den Ort der Verſammlung. Er trat in einen Kreis von Leuten, die alle ſtumm und ſtill daſaßen. Bloß einzelne Seufzer unterbrachen die Stille. Schon dieſer Anblick machte eine tiefe Bewegung auf ſein Inneres, das mit ähnlichen Seufzern erfüllt war. Endlich war über Loe der Geiſt gekommen, zu reden. Er erhob ſich in der Verſammlung und begann mit den Worten: „Es giebt einen Glauben in dem Menſchen, der die Welt überwindet und einen andern, der von der Welt überwunden wird", und über dieſen Gegenſatz des ſiegenden und des unterliegenden Glaubens breitete er ſich dann mit einer ſolchen Fülle von Beredſamkeit aus, daß es bei dem jungen Penn (um in der Sprache der Myſtiker zu reden) zu einem abermaligen Durchbruche kam. Er fühlte ſich zum zweitenmal wiedergeboren und nun konnte ihn nichts mehr abhalten, den Verſammlungen einer Geſellſchaft beizuwohnen, die ihm in dem Alleinbeſitz des wahren Chriſtenthums zu ſein ſchien. Er beſuchte nun dieſe Verſammlungen regelmäßig; er theilte die Freuden derſelben, wie ihre Leiden. Auch an den letztern fehlte es nicht. Als er den 3. November 1667 einer Verſammlung in der Stadt Kork beiwohnte, brach ein Trupp Soldaten in dieſelbe ein, die von dem Stadtmagiſtrat gegen die Sectirer waren abgeſchickt worden. Dem Anführer der Schaar fiel die ausgezeichnete Miene des jungen Penn vor allen andern auf. Dieſer mußte mit den Uebrigen den Soldaten folgen, um vor die Obrigkeit geſtellt zu werden. Eine Menge Volks lief den Gefangenen nach und überhäufte ſie mit Schmähworten. Auch für den Magiſtrat hatte Penns Erſcheinung an dieſem Orte und in dieſer Geſellſchaft etwas auffälliges. Obwohl er ſeiner innern Ueberzeugung nach zur Quäkergemeinde ſich hielt, ſo hatte er doch damals den äußern Zuſchnitt derſelben noch nicht angenommen. Seine weltliche, koſtbare Kleidung und die große friſirte Perrücke ſtachen gegen die einfachen Kutten, die groben Hüte und die ſchlichten Haare

ſeiner Mitgefangenen ſeltſam ab. Auch bemerkten die Richter, daß er nicht, wie die Gewohnheit der übrigen Quäker war, ſie mit Du anredete. Man glaubte deßhalb einen Unterſchied zwiſchen ihm und den Genoſſen machen zu ſollen. Man hielt ihn für kein förmliches Mitglied und wollte ihn gegen Caution freilaſſen. Aber Penns Redlichkeit ſträubte ſich gegen dieſes Anerbieten. Mit großer Freimüthigkeit erklärte er ſich für einen Anhänger der Lehre, um die es ſich hier handle, betheuerte aber zugleich ſeine bürgerliche Unſchuld, die ihn gegen jede Strafe ſichern ſollte und machte ſo den Anwalt für ſich und ſeine Mitgefangenen. Vergebens redeten die Richter, die nun den Sohn des berühmten Admirals in ihm kennen gelernt hatten, dem jungen Manne zu, um ſeiner ſelbſt und der Familie willen von der Verbindung mit dieſen Schwärmern abzuſtehen. Penn blieb unerſchüttert und wanderte ſammt den 18 übrigen Glaubensgenoſſen ins Gefängniß. Von da ſchrieb er einen Brief an den Lord Präſidenten von Munſter, den Grafen Orrery, worin er ihm das Unrecht vorſtellte, das ihm durch die Einkerkerung widerfahren ſei, und wirklich wurde er in Folge dieſes Briefes wieder auf freien Fuß geſetzt. Auch jetzt ſchloß ſich Penn wieder ohne Scheu an die Quäker an. Die Sache wurde auch in England bekannt, ſie machte Aufſehn bei Hofe und wirkte beſonders ungünſtig auf die Stimmung des alten Penn. Dieſer rief ſeinen Sohn ſogleich nach London zurück. Auch jetzt wieder verſuchte er den Weg der gütlichen Beredung. Ja, er ging ſo weit, dem Sohne jede religiöſe Meinung und Neigung zu geſtatten, bei der er glücklich zu ſein hoffte, nur verlangte er von ihm, daß er ſich möchte bei Hofe mit entblößtem Haupte vorſtellen laſſen. Aber eben dieſer ſo allgemeinen Sitte wollten ſich nun einmal die Quäker nicht bequemen, die es für Sünde hielten, das Haupt vor Menſchen zu entblößen und deßhalb überall, auch vor Königen und Fürſten, ſelbſt in den Gotteshäuſern, mit dem Hut auf dem Kopf erſchienen. Man hätte denken ſollen, daß Penn, ein gebildeter und vernünftiger Mann, in dieſer Nebenſache den Bitten eines Vaters würde nachgegeben haben, der jetzt in allem Uebrigen ihn gewähren ließ und nur dieſes eine Opfer von ihm forderte. Allein Penn war in dieſem Stücke ſo unbeweglich wie in ſeinem Glauben. Er nahm

die Sache ſehr ernſt. Er trug ſie Gott im Gebete vor und glaubte von ihm die Beſtätigung des Gebotes erhalten zu haben, ſich vor Menſchen nicht auf die verlangte Weiſe zu demüthigen, und ſo erklärte er denn dem Vater die Unmöglichkeit, dieſen Schritt thun zu können. Nun aber war auch die Geduld des Vaters erſchöpft. Der heftige Mann brach in Zorn gegen den ſtörriſchen Sohn aus, er wies ihm abermals die Thüre des Vaterhauſes und verſchloß ſie hinter ihm. Er zog ſeine Hand gänzlich von ihm ab und überließ ihn ſeinem Eigenſinn. — Penn, von allem Unterhalt des Lebens entblößt, ſah in dieſem Mangel ſelbſt wieder ein Zeichen der göttlichen Gnade, die ihn des Märtyrthums würdige. Jene gewichtige Schriftſtelle, welche Vater und Mutter um Chriſti willen zu verlaſſen jedem ächten Nachfolger des Herrn zur Pflicht macht, war der Anker, auf den er ſich ſtützte. — Endlich ward das Herz des Vaters zum zweitenmal erweicht und der Sohn kehrte abermals in ſein väterliches Haus zurück. Von dieſer Zeit an trat er förmlich als Prediger auf, indem er wie ſeine Vorfahren und Vorbilder gegen das äußere Kirchenthum eiferte und auf das innere Licht und die Herzensbuße drang. Auch ſchrieb er viele Briefe an Leute, von denen er hoffte, ſie zur Geſellſchaft der Freunde hinüberziehn zu können und ſie namentlich von der Welt und ihren Beſtrebungen abzulenken. An mannigfacher ſchriftlicher Polemik fehlte es auch nicht. Er gerieth, wie Fox und die übrigen Quäker, nicht nur mit den Biſchöflichen, ſondern auch mit den Presbyterianern in Streit und ein ſolcher Streit war es, der ihn abermals ins Gefängniß brachte. Auch hier fuhr er mit Schreiben fort. Er verfaßte einen geiſtlichen Tractat unter dem Titel: „ohne Kreuz keine Krone.“ Ein Brief an den Staatsſecretär, den Lord Arlington, verſchaffte ihm abermals die Freiheit und er kehrte wieder nach Irland zurück. Indeſſen zogen die weitern Verfolgungen der Secte auch ihm wieder neue Verfolgungen und neue Einkerkerungen zu. Mitten unter dieſen neuen Kämpfen ſtarb ſein Vater im September 1670, als Penn eben aus ſeiner erſten Gefangenſchaft in Newgate befreit worden war. Der ſterbende Vater hatte ſich mit dem Sohne ausgeſöhnt, ihm ſeinen Segen ertheilt und ihn zum Erben ſeiner Güter eingeſetzt. Aus der zweiten Gefangen-

ſchaft in Newgate, in die er bald drauf gerieth, richtete Penn einen freimüthigen Brief an das Parlament, worin er die große Sache der Gewiſſensfreiheit, die er unter dieſem Titel in einem beſondern Tractate vertheidigte, als eine nothwendige Staatsmaxime aufs Nachdrücklichſte empfahl. Zugleich beklagte er ſich bei den Sherifs über die ſchlechte Behandlung, denen die Gefangenen ausgeſetzt waren, und erhielt nach 6 Monaten aufs Neue ſeine Freiheit. Nach einer Reiſe nach Holland und Deutſchland verheirathete ſich Penn in einem Alter von 28 Jahren und zog ſich nach Rikmersworth in der Grafſchaft Hertfort zurück, wo er ſich nun ganz den Zwecken der Geſellſchaft hingab, Verſammlungen in ſeinem Hauſe hielt, Beſuchsreiſen in den verſchiednen Gegenden machte, predigte, Briefe wechſelte und mehrere Schriften verfaßte, die wir hier nicht weiter analyſiren können. Wir richten vielmehr unſre Blicke auf die Ausbreitung der Geſellſchaft ſelbſt unter Penns Mitwirkung.

Von England und Schottland aus hatte ſich die Quäkergemeinde auf dem Continent verbreitet oder wenigſtens an einzelnen Punkten deſſelben Fuß gefaßt. Namentlich hatten ſich in Holland und in einigen Gegenden von Deutſchland kleine Gemeinden gebildet. Mit dieſen blieb Penn fortwährend in Berührung. Eine zweite Reiſe dahin, in Geſellſchaft von Fox, Barclay und Keith, war beſonders wichtig zur Ausbreitung der quäkeriſchen Grundſätze in jenen Gegenden. Penn hatte ſich unter anderm auch die Gunſt der Prinzeſſin Eliſabeth, der Tochter des unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich V. (des ehmaligen Böhmenkönigs), zu verſchaffen gewußt. Er beſuchte ſie in Herfort im Weſtphäliſchen, wo ſie reſidirte und hielt dort mit Barclay Verſammlungen in ihrem Hauſe; zog dann überhaupt in Weſtphalen und den Rheingegenden umher und ſuchte ſich namentlich auch mit andern Sectirern, wie mit den Mennoniten und auch den Labadiſten (von denen wir nachher reden werden) in Verbindung zu ſetzen; doch blieb bei alle dem ſein Einfluß auf die deutſch-proteſtantiſche Kirche ein ziemlich untergeordneter, da die übrigen religiöſen Elemente, die hier gährten, das ſeinige mehr in ſich verſchlangen, als daß ſie ihm ein bedeutendes Uebergewicht geſtattet hätten.

Eine viel wichtigere und einflußreichere Stellung erhielt aber durch Penns Perſönlichkeit die Quäkeriſche Gemeinde in einem

andern Lande, wodurch sie erst ihre wahrhaft welthistorische Bedeutung erhielt.

Die englische Krone hatte dem Vater Penns bedeutende Summen geschuldet. Um diese abzutragen, verwilligte Karl II. durch öffentliche Briefe vom Jahr 1681 unserm Penn und seinen Erben jene große, am westlichen Ufer des Delaware in Nordamerika gelegene Provinz, welche ehedem zu Holland gehörte und damals „die neuen Niederlande" hieß. Penn, dem zu Ehren der abgetretene Landstrich Pennsylvanien genannt wurde *), machte nun unter dem Titel eines Generalgouverneurs sogleich die Anstalten zur weitern Organisation seiner neuen Besitzung. Nicht blos Quäker, sondern auch manche andre englische Familien gingen ihm als Colonisten voraus. Das wüste Erdreich wich bald der Pflege des menschlichen Fleißes und zwischen dem Delaware und Schuylkill erhob sich die Stadt der Bruderliebe, Philadelphia. So enge sich Penn bisher für seine Person an die Gesellschaft der Quäker angeschlossen hatte, so wenig war es seine Absicht einen bloßen Quäkerstaat zu errichten. Es zeigt sich vielmehr in ihm die merkwürdige Erscheinung, daß neben der engen und ängstlichen Form, in der sich sein eignes religiöses Leben bewegte, ein großartiger Sinn und eine Duldung Platz gegriffen hatte, die in ihren liberalen Grundsätzen ihr Zeitalter weit überragte. „Zur Ehre Gottes," so heißt das erste Constitutionsgesetz des neuen Staates, „des Vaters alles Lichts und alles Geistes, des Urhebers und Gegenstandes alles göttlichen Wissens, alles Glaubens und aller Gottesverehrung, erkläre ich in meinem und in der Meinigen Namen und setze als erstes Fundamentalgesetz dieses Landes fest, daß alle Menschen, die darin wohnen oder noch wohnen werden, die Freiheit haben und das Recht genießen sollen, das, was sie glauben, öffentlich zu bekennen und ihre Ehrfurcht Gott auf die Art zu bezeugen, wie jeder nach seinem Gewissen glaubt, daß es ihm am angenehmsten sei, und so lange diese Menschen keinen Mißbrauch von dieser christlichen Freiheit machen oder sich ihrer nicht

*) Der bescheidene Mann schlug blos den Namen Sylvania vor; aber der König wollte, daß der Name Penn vorgesetzt würde, was sich Penn nur nach langem Sträuben gefallen ließ.

dianer in der neuen Provinz nieder und bereiteten da den Boden vor, auf dem ein großer Theil der Ideen wurzelte, die das 18. und 19. Jahrhundert auch in Europa bewegten.

Was um dieselbe Zeit die Vertreibung der Hugenotten aus Frankreich in einem noch immer beschränkten Maßstab für die ganze neuere Bildungsgeschichte wurde, das wurde in einem viel umfassendern Sinne die Uebersiedlung der in Europa so lange verfolgten Quäker nach Amerika. Hier wie dort wurde der Schutz, den die Verfolgten fanden, ein Hebel der Industrie und aus demselben Eisen, woraus einst die drückenden Fesseln geschmiedet wurden, wurden jetzt die Schlüssel zu neuen noch nie eröffneten Schätzen gefertigt. Merkwürdig, eine Gesellschaft, die in der Person ihres ersten Stifters Fox und auch ferner noch in der Person der meisten ihrer Mitglieder alles dessen sich freiwillig zu entledigen schien, was die bisherige Summe der menschlichen Bildung und der menschlichen Genüsse ausmachte, legte ohne alle Berechnung die ersten Pfennige ein zu einer neuen Betriebssumme, deren reiche Zinsen wieder dem alten Stammkapital vielfach zu gute kamen. Das ist der wunderbare, von keinem menschlichen Scharfsinn je zu berechnende Kreislauf der Dinge, der uns zur Anbetung der Vorsehung hinreißt,

deren Ausſpruch ſich auch hier bewährt: meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken und meine Wege ſind nicht eure Wege. —

Penn machte ſich nun ſelbſt reiſefertig, um ſeine neue Schöpfung mit eignen Augen zu begrüßen. Nicht nur von den europäiſchen Coloniſten wurde er als ihr Vater und Wohlthäter empfangen, ſondern auch den Eingebornen, an die er ſchon das Jahr zuvor von London aus einen herzlichen Brief gerichtet hatte, wußte er ſich bald von einer Seite zu zeigen, die ihnen den chriſtlichen Namen in einem liebenswürdigern Lichte erſcheinen ließ, als in dem, in welchem ſie ihn bisher kennen gelernt hatten *). Nachdem er mehrere zweckmäßige Einrichtungen getroffen hatte, kehrte er wieder nach England zurück. Auch von dort aus ſorgte er ſowohl für das Beſte der Colonie überhaupt, als für das Gedeihen ſeiner Geſellſchaft. Nach einem abermaligen Beſuch in Pennſylvanien (1699) zog er ſich, in ſein Vaterland heimgekehrt, in das Privatleben zurück, arbeitete jedoch noch mehrere Schutzſchriften zu Gunſten ſeiner Lehre und ſeiner Partei aus, und ſtarb (nachdem ihm ſeine Gattin und ſein älteſter Sohn zuvor in ein beſſeres Leben vorangegangen waren) den 30. Mai 1718 in London.

Nach dieſer kurzen Ueberſicht über die äußere Geſchichte des Quäkerthums müſſen wir nun die Lehre dieſer Secte genauer in ihrem Zuſammenhange kennen lernen, wobei wir uns an die Bekenntnißſchriften ihrer eignen Theologen, namentlich an Robert Barclay halten, der eines der unterrichtetſten und gelehrteſten Mitglieder der Secte war **).

Die Quäkergeſellſchaft giebt ſich — das dürfen wir nicht verkennen — als eine chriſtliche Geſellſchaft dar, indem ſie wie alle andern Religionsgeſellſchaften der Chriſtenheit in Jeſu Chriſto das Heil

*) Ueber ſeinen Beſuch bei den Indianern, der auch zu künſtleriſchen Darſtellungen benützt worden, vergl. das Weitere im Morgenblatt an der angeführten Stelle.

**) Er war geb. 1648 zu Edinburg. In Frankreich, wo er ſeine Bildung machte, trat er zum Katholicismus über, wurde aber durch eine Quäkerpredigt, die er als ein 19jähriger Jüngling anhörte (ähnlich wie Penn) beſtimmt, der Geſellſchaft der Freunde beizutreten. Das Hauptwerk, das er in der Quäkerſache ſchrieb, iſt ſeine auch ins Deutſche überſetzte: „Apologie oder Vertheidigungsſchrift der wahren chriſtlichen Gottesgelahrtheit, wie ſolche unter den Vollkommnern, die man aus Spott Quäker d. i. Zitterer nennt, gelehrt wird.“ Er ſtarb 1690 zu Ury in Schottland.

war, durch das alle Dinge gemacht sind und das alle Men
erleuchtet. Dieses ewige Wort, das in Christo Fleisch geworde
wohnt auch in unsern zwar von Natur verdorbnen, aber doch nic
ganz für göttliche Belehrung unempfänglichen Herzen. Dies
Wort, das Gott in unserm Innern zu uns redet, dieses ewige, d
Dunkel der Seele erhellende Licht, ist unser einziger und rechter Lehr
Es ist, obwohl es inwendig in uns vernommen wird, denno
wohl zu unterscheiden von der bloßen menschlichen Vernun
Es ist ein göttliches Wort. Nun enthält zwar auch die heili
Schrift die Offenbarungen desselben göttlichen Wortes, das
unserm Innern redet; aber es ist eben darum nicht dieses äuße
und geschriebene Wort zunächst oder vor allem, aus dem wir schöpf
sollen. Vielmehr steht das geschriebene Wort unter der Reg
des Geistes. Der Geist in uns, d. h. der göttliche von oben u
mitgetheilte Geist, beurtheilt erst den Inhalt des äußern Wo
und erkennt aus eigner Kraft, daß es göttlich sei. Mit eine
Wort, die Geistesregel ist die erste und oberste Regel, die Schri
regel erst eine secundäre, von jener abhängige und ihr unt
geordnete Regel, grade das Umgekehrte der protestantischen A
hauptung, welche die Schriftregel als die oberste Norm erkennt u

nach ihr die Geister prüft und mißt. 2. Mit dieser Annahme, daß der Mensch fähig sei vermöge des innern Wortes die Wahrheit zu erkennen, hängt auch nothwendig die fernere Annahme zusammen, daß folglich in dem Menschen noch ein Rest des Göttlichen, ein göttlicher Funke geblieben sei, den die Erbsünde nicht ganz ausgetilgt habe, kurz eine Empfänglichkeit für das Göttliche, das in uns sich verkündet. Dieß ist eine Vorstellung, die wir fast bei allen Mystikern, im Gegensatz gegen die streng orthodoxe Lehre der Protestanten wiederfinden. Das innere Leben, das freilich unter der Sünde vielfach vergraben liegt, zum Bewußtsein zu bringen, ihm zum Durchbruche zu verhelfen und so den Menschen zu einem würdigen, reinen, geläuterten Organ des göttlichen Geistes zu machen, das ist die praktische Aufgabe des quäkerischen Mysticismus. Eine solche Heiligung unsers ganzen Wesens wird nun auch nach der Lehre der Quäker den Menschen freilich nur möglich durch Christum, durch den wir allein zum Vater kommen; aber eben diese Erlösung durch Christum denken sich die Quäker mehr innerlich und unabhängig von der Kenntnißnahme der historischen Thatsache. Diese tritt wenigstens zurück in den Schatten. Es ist weniger die einmal geschehene Versöhnung durch den Tod am Kreuz, als die immerfort geschehende durch die Wirkung auf die Herzen, welche die Quäker im Auge haben, mehr Christus in uns, als Christus für uns, worauf alles ankommt. Mit dieser absoluten Innerlichkeit hängt nun 3. nothwendig der Gegensatz gegen die Aeußerlichkeit des Cultus zusammen, den die Quäker mit allen Mystikern theilen und auf die Spitze treiben. Wenn gewissen Mystikern doch wenigstens die Außenwelt, die sie als solche gering schätzen, ein tiefsinniges Symbol der innern Welt wird, wie dieß z. B. bei Jakob Böhm der Fall war, so daß sie sich bemühen durch eine poetische Gedankenverbindung die Außenwelt mit der Innenwelt in einen höhern Einklang zu bringen, so sehen dagegen die Quäker von allem Aeußerlichen in der Religion schlechthin ab. Sie verkennen demnach auch die Bedeutung des Symbols gänzlich und verwerfen folgerichtig sogar die Sakramente, in wiefern diese an etwas Aeußeres geknüpft sind. Sie wollen von keiner andern Taufe wissen als der Geistestaufe, von keinem andern Abendmahl als von dem mystischen Abendmahl, wie es in der Offenbarung Johannis angedeutet

stantiſche Kirche aufſtellt, wollen ſie nichts wiſſen. Daß es Le
gebe, die um Geld der Kirche dienen, die für ihre geiſtlichen Dien
eine Beſoldung vom Staate oder von der Gemeinde beziehen,
iſt ihnen ein Greuel. „Umſonſt habt ihr es empfangen, umſ
ſollt ihr es wieder geben", das iſt ihr Grundſatz. Auch ſoll nur
lehren, den Gott ſelber berufen hat, nicht den die Menſchen
ſen. Der Geiſt Gottes weht wo er will. Er braucht dazu
Gelehrten, keine in menſchlichen Schulen Gebildeten; er ber
ſich ſeine Werkzeuge ſelbſt und ſendet ſie hin wo er will, weß
nicht nur Männer, ſondern auch Frauen zu lehren befähigt
Es war der quäkeriſchen Innerlichkeit unerträglich ſich einen
tesdienſt zu denken, der zu beſtimmten Zeiten anfange und
höre, und nach gewiſſen Vorſchriften, welche doch nur Menſ
gegeben, ſich richten ſoll. „Aller wahre und angenehme Got
dienſt wird (nach ihren eignen Worten) einzig und allein durch
innerliche und unmittelbare Bewegung und Neigung ſeines eig
Geiſtes vollbracht, welche weder an Oerter, noch Zeiten, noch
ſonen gebunden iſt *)." Die Kirchengebäude nannten ſie ſp

*) Barclay S. 36. (deutſche Ausgabe 1740. 8.)

weiſe Thurmhäuſer; aller kirchliche Schmuck, alles Liturgiſche und Ceremonielle war ihnen ein Reſt des Papſtthums. Selbſt das Sabbathgeſetz verwarfen ſie als nicht verbindlich für die Chriſten und obwohl ſie ſich der Sonntagsfeier als einer nützlichen menſchlichen Einrichtung fügten, ſo glaubten ſie doch, daß andere Tage eben ſo heilig ſeien. Ja, zu jeder Zeit, an jedem Orte kann man ſich verſammeln, um Gott zu dienen und jeder darf reden, über den der Geiſt Gottes kommt; aber auch nur der, und nur zu der Zeit und Stunde, wo der Geiſt über ihn kommt. So waren denn auch die üblichen Gebräuche bei Hochzeiten, Begräbniſſen u. ſ. w. den Quäkern anſtößig, wie ſie denn auch endlich die mannigfachen Gebräuche des bürgerlichen Lebens nach ähnlichen Grundſätzen zu reformiren gedachten. Hierin zeigen ſie namentlich viele Aehnlichkeiten mit den Wiedertäufern und Mennoniten. Sie verwerfen wie dieſe den Eid, den Krieg, das Tragen der Waffen und verweigern ſogar die Abgaben an die Obrigkeit, die ſie jedoch geduldig von Andern ſich nehmen laſſen, wenn ſie nur nicht mit eigner Hand ſie geben müſſen. Auf dieſelbe Weiſe halten ſie es mit den Höflichkeitsbezeugungen im gewöhnlichen Leben. Kein Quäker iſt dazu zu bringen, freiwillig ſein Haupt zu entblößen und wäre es auch vor dem König. Das hat uns das Beiſpiel Penns gezeigt. Thut es indeſſen ein anderer für ihn, und nimmt ihm den Hut vom Kopfe, ſo läßt ers ruhig geſchehn. Die Anrede mit Du halten die Quäker für allein ſchicklich und alles, was ſonſt die Sitte oder die Mode unter den Menſchen feſtgeſtellt hat, iſt für ſie ſo gut als nicht vorhanden. Indeſſen befleißen ſie ſich der größten Redlichkeit im Handel und Wandel, der größten Dienſtfertigkeit gegen Andere. Sie ſind unhöflich, aber nicht grob, vielmehr leutſelig, milde und freundlich. Sie enthalten ſich aller Beluſtigungen, des Schauſpiels, des Tanzes u. ſ. w. Eins ihrer größten Verdienſte von Seiten der Humanität iſt die entſchiedene Geſinnung, womit ſie ſich dem Sclavenhandel widerſetzt und das Geſetz allgemeiner Menſchenachtung auf die ihm gebürende Höhe geſtellt haben.

Auf den erſten Anblick findet ſich allerdings in dem Weſen und Benehmen der Quäker einiges von dem wieder, was wir bei den deutſchen Pietiſten gefunden haben. Fehlte es doch nicht an ſolchen,

die schon Spenern bei seinem Auftreten einen Quäker schalten und die sich überhaupt viele Mühe gaben, den Zusammenhang zwischen der Lehre der Pietisten und der der Quäker nachzuweisen! Allein es ist dieß das durchgängige Schicksal der Oberflächlichkeit, daß sie viel geschickter ist zufällige Aehnlichkeiten zu finden, wie sie auch ein Kind zu entdecken vermag, als auf den charakteristischen Unterschied zu merken, der erst bei einigem Nachdenken sich herausstellt *). — Was hat am Ende das Quäkerthum mit dem Pietismus gemein? Allerdings theilt es mit ihm die Opposition gegen ein starres, äußerliches Kirchenthum, es theilt mit ihm das Dringen auf geistige Erneuerung, auf inneres Leben und auf einen strengen sittlichen Wandel. Gewisse Klagen über den Zustand der Kirche und der damaligen Schulen, Klagen über das Verderben der Welt, das sich Ausschließen von der Welt und das Bilden von Conventikeln finden wir allerdings hier wie dort. Aber wie verschieden geben sich doch wieder sowohl diese Klagen dar, als die Mittel, ihnen abzuhelfen. Der Hauptunterschied, der uns sogleich in die Augen springt, ist schon der, daß während Spener alles auf das geschriebene Wort Gottes, alles auf die Bibel gründete, die Quäker neben die Bibel, ja über sie hinaus das innere Licht stellten und also sich damit weit mehr von dem historischen Boden der Reformation entfernten, als die Pietisten, die vielmehr zu demselben zurückzulenken suchten **). Der zweite eben so wichtige Unterschied ist der, daß während die Quäker von der Kirche sich trennten und eine eigne Secte bildeten, die Pietisten vielmehr in der Kirche blieben und auch ihre Conventikel nicht als Abzugskanäle aus der Kirche betrachteten, sondern als Verbindungskanäle, welche, nachdem einmal die Schleusen geöffnet waren, das frische ihr entzogene Lebenswasser wieder in die Kirche hineinleiten sollten. Namentlich hielten sie die Gemeinschaft der Sakramente, Taufe und Abendmahl als göttliche

*) Der Witz steht der Oberflächlichkeit leichter zu Gebot, als der Scharfsinn! —

**) Wie ganz verschieden von den Quäkern urtheilt Spener, wenn er sagt: „nicht unser Gefühl ist die Regel der Wahrheit, sondern die göttliche Wahrheit ist die Regel unsers Gefühls. Diese Regel der Wahrheit ist im göttlichen Wort außer uns u. s. w." vergl. die Auszüge bei Hennicke S. 6 u. 7.

Institute fest*), während die Quäker sich dieser entschlugen und darin sogar weiter gingen als alle bisherigen protestantischen Secten. Wenn nun auch Spener zwar die Idee von einem geistlichen Priesterthum aufstellte, wenn auch er, wie die Quäker, ein unverhaltenes Mißtrauen in die bloße wissenschaftliche Bildung und äußere Berufung der Geistlichen setzte, so zeigte er sich doch in allem diesem gemäßigter und besonnener, überall doch mehr im Anschluß an die Kirche und an das protestantische Princip. Und so ist es auch mit der sittlichen Seite. Daß der Pietist und der Quäker den Tanz und das Theater fliehen, die Kleiderpracht vermeiden und sich der Einfachheit des Lebens befleißen, berechtigt uns noch nicht, sie in eine Klasse zu werfen. Das sind in der That Zufälligkeiten, in denen jedoch auch wieder die Quäker viel weiter gingen als die Pietisten. Denn keinem der letztern fiel es je ein das Hutabziehn für Sünde zu halten. Vielmehr ist es merkwürdig, wie die deutschen Pietisten jenes steife deutsche Ceremoniel, was jener Zeit eigen war, so viel als möglich beibehielten, was freilich zu ihrem sonstigen Wesen einen wunderlichen Contrast bildet. Aber wichtiger als dieß ist, daß die Pietisten auch hier wieder, im engern Anschluß an die Reformatoren, die Rechte der Obrigkeit ungekränkt ließen, während die Quäker in der Verweigerung des Eides und des Kriegsdienstes auf der Seite der Anabaptisten stehn; so daß wenn sie auch positiv sich nicht ins Politische mischten, sie doch negativ mit den Staatseinrichtungen in einen traurigen Conflict geriethen. Unverkennbar ist nun aber auch bei dieser Verschiedenheit der Pietisten und der Quäker der Einfluß der Nationalität. Wenn ich früher

*) „Wer ohne diese äußerlichen Mittel, sagt Spener, allein mit dem Geist umgehen will und darin ein Stück oder Zeugniß seiner Vollkommenheit suchet, der meistert göttliche Ordnung, deren Weisheit zu allen Zeiten unsrer Vernunft thörlich vorgekommen. Hingegen hält sich der Geist gern an seines Gottes einfältiges Wort und begehret deswegen in nichts sich der auch äußerlichen Ordnung, die derselbe eingesetzet, zu entziehen. Daher halte ich es für kein gutes Zeichen, wo man sich, als lang man noch allhier in der Welt lebet und noch nicht lauter Geist ist, sondern unser Geist in der Leibeshütte wohnet, alles dessen entschlagen will, worinnen der weise Gott, der unsre Schwachheit und was sie bedürfe, kennet, mit uns auch äußerlich handelt und uns an seine Ordnung verbindet, hingegen uns nicht verstattet, ihm gleichsam vorzuschreiben, auf was Art und Weise er uns seine Gnade zu ertheilen habe." Bei Hennicke S. 382.

dazu geeignet, eine ſolche äußere Wirkung nach ſich zu zi
Nicht die religiöſen Meinungen der Quäker als Quäker
ren es, welche die Coloniſten nach Pennſylvanien lockten,
dern die verheißene Religions- und Glaubensfrei
überhaupt. Daß dieſe Idee, die wir allerdings als eine
der neuern Zeit zu betrachten haben, grade aus dem quäke
Syſtem hervorging, hat nun allerdings etwas Auffall
Allein hier zeigt es ſich grade recht, wie die Extreme
berühren. Dem Quäkerthum war, wie wir geſehn haben
Idee einer Kirche ſo gut als abhanden gekommen; es
für daſſelbe keine andere Religion mehr als die rein ſ
tive, die perſönliche, individuelle Religion des einzelnen
ſchen. Was der Geiſt Gottes in der Geſchichte Großes
Erhebendes geſchaffen hatte, das Leben religiöſer Corporati
das hatte für die Anhänger dieſes Syſtems keine Bedeu
nur die jedesmalige Neuſchöpfung des Geiſtes im Gemüth
für ſie Leben und Wahrheit: jeder ſteht ſonach mit ſeine
ligion auf ſich ſelbſt; er hat keinen Halt an den Uebrigen
nicht von dem gleichen ſpeciellen Geiſte wie er durchdr
ſind. Somit konnte die Religion der Quäker, indem ſi
von allen hiſtoriſchen Religionen iſolirte, am eheſten eine k

politiſche werden. Wie der Mann ohne Haus und Hof und Heerd am leichteſten ſich acclimatiſirt, ſo konnte auch die Religion des Quäkers überall gleich gut ſich zu Hauſe finden, weil ſie nur im Buſen des jedesmaligen Individuums, nicht aber in weitverzweigten geſchichtlichen Inſtitutionen wurzelte. Die Zuſammenziehung (Contraction) nach innen hatte die Erweiterung (Expanſion) nach außen zur Folge; nach dem Geſetze geiſtiger Elaſticität. Perſönlich nach innenzu gefaßt iſt die Religion des Quäkers eine in ſich verſchloſſene Macht, die mit niemand als wenigen Gleichgeſinnten verkehrt, politiſch (ſocial) nach außenhin iſt ſie die völlige Indifferenz, die alles neben einander aufkommen läßt, ſo lange nur die eine Entwicklung der ſubjectiven Religion der andern nicht ſtörend in den Weg tritt. Man hat nun in der Idee einer ſolchen allgemeinen Religionsfreiheit, wie ſie Penn als oberſten Staatsgrundſatz ſeiner neuen Republik aufſtellte und wie ſie ſeither in Nordamerika die herrſchende geblieben iſt, das Heil der Menſchheit geſehn und ſie als eine beſonders großartige philantropiſche Idee mit Jubel begrüßt, indem man ſie der Engherzigkeit unſrer europäiſchen Politik mit ihren ausſchließlichen Staatsreligionen gegenüber als die bezeichnete, die allein dem fortgeſchrittenen Jahrhundert genügen könne. Ich bin weit entfernt das Großartige dieſer Idee zu verkennen. Wer möchte, wenn er die Geſchichte des Proteſtantismus bis auf die Zeiten Penns durchläuft, wenn er an alle die Verfolgungen denkt, die von Staatswegen über die Diſſidenten ergangen ſind, nicht gerne das transatlantiſche Freiheitsgeſetz als die Morgenröthe einer beſſern Zeit begrüßen, die von einem friſchern und belebendern Hauche begleitet iſt, als die mephitiſchen Dünſte es waren, die aus den Kerkern der katholiſchen wie der proteſtantiſchen Inquiſitionen und aus den Schulſtuben der katholiſchen wie der proteſtantiſchen Scholaſtiker uns entgegendunſteten? Aber es iſt auch nur die Morgenröthe. Für den Culminationspunkt der chriſtlichen Bildung können wir eine ſolche negative Religionsfreiheit nicht halten, die die Religion aus allem Staatsverbande herausreißt und ſie zur bloßen Privatſache der Einzelnen macht. Eine Regeneration der Staaten durch die Religion, eine freie liberale, möglichſt weite, aber doch immer auf dem geſchichtlichen Boden des Chriſtenthums ruhende Staatsreligion, eine Ge-

wohl auch mit ein nothwendiges Glied in der Entwicklung
Proteſtantismus war. Der Aeußerlichkeit der biſchöflichen u
eines großen Theils der übrigen proteſtantiſchen Kirche gegenüb
war jenes Herausheben des Innerlichen durchaus nothwendig.
England mußte es noch ſtärker heraustreten als in Deutſchla
und auch ſelbſt der deutſchen Theologie that es noth, bisweilen da
erinnert zu werden, daß in der That das bloße Bibelchriſtenth
ohne Geiſtes- und Herzenschriſtenthum auch wieder zur tod
Form werde, wenn gleich darum auch eben ſo wahr iſt, daß die
ohne jenes über kurz oder lang in Willkür und Schwärmerei a
artet. So ſoll denn auch hierin die Geſchichte uns zur Lehre
werden, indem ſie uns zeigt, wie ſo leicht über dem Feſthalten
dem Einen das Andere verabſäumt wird, während doch Gott ſich
lich keinen Widerſtreit gewollt hat zwiſchen dem Worte Gottes
uns und außer uns, ſondern den Geiſt eben ſo ſehr an das Wo
geknüpft hat, als er das Wort wieder belebt und erfriſcht du
den Geiſt. Was aber Gott zuſammengefügt hat, das ſoll
Menſch nicht ſcheiden.

Digitized by Google

Vierzehnte Vorlesung.

Ueber Geist und Buchstaben. Einfluß der katholischen Mystik auf die reformirte. Johann Labadie und Anna Maria Schurmann. Grundsätze der Labadisten über die Kirche, die Sakramente und die heilige Schrift. Antoinette Bourignon und Peter Poiret.

Wenn wir auf die Geschichte der religiösen Streitigkeiten, wie sie zu allen Zeiten die Kirche bewegt haben, einen Blick werfen, so finden wir, daß ein großer Theil derselben sich um den Gegensatz des Geistes und des Buchstabens dreht, über den schon viel ist geredet und der schon sehr verschieden ist gefaßt und gedeutet worden. Gleich bei seinem ersten Erscheinen hatte sich das Christenthum als eine Offenbarung des Geistes angekündet und dem todten Buchstabendienste der Pharisäer ein Ende gemacht. Christus hatte es ja selbst bezeugt, daß seine Worte Geist und Leben seien und der Apostel Paulus hatte es wiederholt, der Buchstabe tödte, der Geist mache lebendig. Unter dem Buchstaben, gegen welchen Christus und die Apostel kämpften, verstanden sie freilich zunächst den Buchstaben des mosaischen Gesetzes, den die damaligen Juden in eine todte Formel verkehrt hatten, in ein Gerippe von äußern Satzungen, durch deren pünktliche Erfüllung sie vor Gott gerecht zu werden hofften. Allein es zeigte sich bald, daß auch innerhalb der christlichen Kirche der Buchstabe wieder eine Herrschaft an sich zu reißen suchte, die ihm nicht gebürte, und in dem Maße als die Kirche drauf ausging, die Lehre in bestimmten Satzungen auszuprägen und das Leben in äußere Formen zu zwängen, in eben dem Maße traten auch wieder einzelne Männer, ja ganze Secten und Parteien hervor, welche ein neues Licht anzuzünden versuchten und wenigstens eine neue Bewegung in die erstarrende Masse brachten. Die Reformation hatte sich vortheilhaft von aller schwärmerischen Opposition gegen die Kirche dadurch unterschieden, daß sie nicht ins Unbestimmte hinein auf einen Geist sich berief, von dem man, in einem andern Sinne als Christus es meinte, in der That nicht recht wußte, woher er kam und wohin er ging? sondern daß sie al-

matik, mit dem Wortlaut und der Wortbedeutung der Heil. Schr
aufs Angelegentlichste und bauten ihr ganzes Lehrgebäude auf di
kleinlich scheinende Wissenschaft des Buchstabens. Ja, sie hielt
an dieser Buchstäblichkeit um so treuer fest, in je kühnern Sprü
gen schon zu ihrer Zeit die Schwarmgeister über alles Feste, Posit
und Geregelte sich hinwegsetzten. Indessen war es nach der eige
lichen Lehre Luthers und der Reformatoren nicht der Bibelbu
stabe als solcher, von dem sie die Wiedergeburt der Kirche hofft
Diese hofften sie vielmehr von dem Geist, den sie sich vom Wo
Gottes nie getrennt dachten. Das Wort Gottes war ihnen etw
Lebendiges, es stand für sie nicht nur da in den ehernen Lettern n
sie auf dem Papier sich ausdrücken, sondern sie dachten sichs als e
lebendig wirksames in den Herzen, als ein Samenkorn, das imm
wieder neu aufgeht in den Gemüthern und immer wieder ne
Früchte trägt.

Allein ein großer Theil der bisherigen Geschichte hat uns gezeig
wie auch innerhalb der protestantischen Kirche der Buchstabendien
neuerdings einzudringen suchte und zwar müssen wir hier ei
doppelte Buchstäblichkeit unterscheiden, von der wir die eine d
kirchlich-confessionelle, die andere die biblische Buchstä
lichkeit nennen möchten. Die erstere hatte sich bei den eigentlich
Orthodoxen der lutherischen und der reformirten Kirche, doch b

sonders der erstern, festgesetzt. Da wurde nicht nur auf den Bibelbuchstaben, sondern auch auf die Lehre Luthers und der übrigen Theologen, namentlich aber auf den Buchstaben der symbolischen Bücher (der Bekenntnißschriften) ein übermäßiger Werth gelegt, wodurch alle freiere Entwicklung des Geistes auf eine nachtheilige Weise gehemmt wurde. Gegen diese Buchstäblichkeit der Orthodoxen war nun unter anderm auch der Hallesche Pietismus aufgetreten, der sich wieder allein auf die Autorität des Schriftwortes beschränkte und jedes menschliche Ansehen in seine Grenzen zurückwies. Bei seinem treuen Festhalten am geschriebenen Worte bewahrte der deutsche Pietismus (im Gegensatz gegen die Quäker) eine wohlthätige Nüchternheit, die ihn gegen alle Schwärmerei sicher stellte und ihm dennoch eine reiche Quelle der ächten Begeisterung offen hielt. Allein wir haben schon früher angedeutet, wie der Pietismus in der Folge selbst wieder in eine ängstliche Form zusammenschrumpfte und manche großartige freie Bewegung auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens verkannte. Daran mochte nun zum Theil eine mißverstandene biblische Buchstäblichkeit schuld sein. Diese biblische Buchstäblichkeit besteht darin, daß man die zeitliche und örtliche Bedingung, unter welcher die Bibel entstanden ist, zur ewigen Bedingung machen und alles das ängstlich von der Kirche fernhalten will, was nicht ausdrücklich in biblischer Form sich ankündigt, oder umgekehrt auch das Wandelbare in den Vorstellungsweisen für alle Zeiten festhalten will, ohne eine Fortbildung und Fortentwicklung des auf historischem Grunde ruhenden Glaubensprincips zuzugeben. So schnitt z. B. der Pietismus aller philosophischen Speculation von vorneherein den Nerv ab und machte jede geistige Durchdringung der Wissenschaft und der Religion auf streng wissenschaftlichem Boden unmöglich. Indem man überhaupt in der protestantischen Kirche die Offenbarung gar zu leicht als eine rein äußerliche, einmal geschehene und abgethane Thatsache faßte, und somit jede freie Thätigkeit der menschlichen Vernunft auf dem Gebiete der Religion schon als eine sündliche Vermessenheit bezeichnete, während doch die ächte Vernunft von den ältesten Kirchenlehrern mit Recht als das Organ betrachtet wurde, womit wir das Licht der Offenbarung uns aneignen und zu unserm Eigenthum verarbeiten sollen, schadete man dem Offenbarungsglauben

erleuchten und die Herzen zu erwecken, ja daß er auch noch Neu
zu schaffen im Stande sei (freilich auf dem Grunde, der für imm
derselbe bleibt), das ist eine Ansicht, die wir durchaus festhalte
müssen, wenn wir nicht in eine todte mechanische Vorstellung vo
dem Wesen der Offenbarung verfallen wollen. Denn so wenig w
annehmen dürfen, daß Gott die äußere Schöpfung ein für allem
ihrem Schicksal überlassen habe, wie der Künstler die von ihm g
fertigte oder als Uhrwerk aufgezogene Maschine, so wenig dürfen w
uns denken, daß mit dem äußern Abschluß des Bibelbuches der Gei
aufgehört habe, sich in der Kirche thätig zu bezeigen. Das freili
ist wahr: so wie Gottes Wirken in der Schöpfung ein ordnunge
mäßiges ist, gemäß den Gesetzen, die Gott selbst in die Natur geleg
hat, eben so ist auch das Wirken seines Geistes im Reich der Gnad
und im Reich der sittlichen Freiheit ein solches, das mit der geschich
lichen Grundlage dieses Reiches nie in Zwiespalt gerathen kann
daher bleibt die Bibel stets die Norm, an welcher die Manifestatione
des Geistes zu messen und nach der sie zu beurtheilen sind; abe
umgekehrt wird auch nur die Bibel da recht verstanden, wo der Gei
fortwährend von innenheraus für die Wahrheiten derselben g
schärft, wo er fortwährend durch den Geist, der in der Gemeind
lebt, wach und lebendig erhalten, wo er gleichsam in den Stand g

ſetzt wird, Aehnliches von innenheraus zu erzeugen, wie das was er von außen empfängt. Die Trennung von der großen katholiſchen Kirche, zu welcher der Proteſtantismus genöthigt worden war, hatte für den Augenblick allerdings auch ihre nachtheiligen Folgen, die er aber im Laufe der Zeit ſelbſt überwinden ſollte. Die Bedeutung eines kirchlichen Zuſammenlebens unter dem Einfluß eines die Kirche bewegenden, belebenden, geſtaltenden Geiſtes, die jetzt zu unſrer Zeit erſt anfängt einigermaßen klar zu werden, ſollte noch durch manche Kämpfe ſich durcharbeiten, und zu dieſen Kämpfen rechnen wir eben die mit den ſogenannten Myſtikern und Schwärmern. Gewiß iſt es keine ſo ganz zufällige Erſcheinung, daß gleichzeitig mit der Reformation und immerfort neben der proteſtantiſchen Kirche, die unbeweglich auf ihrem Schriftprincip beharrte, Stimmen ſich erhoben, welche auch an die Bedeutung des innern Wortes, an die Bedeutung des Geiſtes und ſeiner Wirkungen mahnten, dem bloßen kahlen Buchſtaben gegenüber. Es geſchah dieß freilich meiſt auf eine plumpe, ungeſchickte Weiſe, meiſt unter grober Verkennung und mit ſtolzer Verachtung des geſchriebnen Wortes, in Begleitung ſchwärmeriſcher Aufregungen, weßhalb wir denn ſolche Erſcheinungen wie die der Wiedertäufer und der Quäker eben ſo wenig billigen konnten als die meiſten von denen, die uns jetzt noch zu betrachten übrig bleiben. Aber wenn am Ende jedem Irrthum eine Wahrheit oder wenigſtens die Einſicht in einen entgegengeſetzten Irrthum zum Grunde liegt, ſo iſt es unſre Pflicht, auch hier zu fragen, ob nicht dieſem beſtändigen Dringen auf das innere Wort und das innere Leben, wie wir es bei ſolchen Secten und bei den Myſtikern überhaupt finden, ein tieferes Bedürfniß zum Grund liege, das zu befriedigen eben in der Aufgabe der proteſtantiſchen Theologie liegt, die wir ja noch keineswegs als beendet betrachten dürfen. Wir machen dabei noch eine Beobachtung. Wenn die katholiſche Kirche die Zerſplitterung in Secten und Parteien uns zum Vorwurfe macht, ſo müſſen wir allerdings geſtehen, daß dieſe Zerſplitterung an ſich eben kein Segen für die Kirche iſt; allein wir ſehen eben dieſe Zerſplitterung nur als einen Durchgangspunkt und nur als ſo lange nothwendig an, bis die proteſtantiſche Kirche ſich das in einem höhern und beſſern Sinne wird angeeignet haben, was bei der katholiſchen Kirche in der rein objectiven Form einer todten Ueberlieferung,

bei den Secten aber in der rein ſubjectiven willkürlicher Einfälle erſcheint. Das wahre Geiſtesleben, wie es der Proteſtantismus fordert, der rechte Einklang von Geiſt und Buchſtabe iſt noch immer nicht erſchienen, noch immer eine unerfüllte Weiſſagung. Uebrigens iſt es auffallend, daß grade die katholiſche Kirche es war, aus welcher der proteſtantiſche Myſticismus unſrer Periode eine neue Anregung erhielt und zwar finden wir, daß namentlich der Myſticismus in der reformirten Kirche ein Abſenker der katholiſchen Myſtik iſt, während der deutſch-lutheriſche Myſticismus ſich mehr auf ſeinem eignen Grund und Boden ausbildete. Sowohl Johann Labadie, als Antoinette Bourignon, mit denen wir uns in dieſer Stunde beſchäftigen werden, gingen aus der katholiſchen Kirche hervor; beide aber fanden ihre Anhänger in der reformirten Kirche, und wirkten vielfach auf ſie ein. Wir reden zuerſt von Johann Labadie *). Er war geb. den 13. Febr. 1610 zu Bourg in der Guienne. Sein Vater war erſt ein gemeiner Soldat, ſpäter Lieutenant, und übergab ſeinen Sohn den Jeſuiten in Bordeaux zur Erziehung, bei denen er 12 Jahre in die Schule ging; allein ſchon frühe zeigte Labadie manches Sonderbare in ſeinen Anſichten und in ſeinem Betragen, womit die Väter des Ordens keineswegs zufrieden waren. Labadie hatte ſchon jetzt himmliſche Geſichte und Unterredungen mit den Heiligen. Den Jeſuiten war mit einem ſolchen Heiligen nicht gedient; ſie ſuchten ihn mit guter Manier los zu werden und empfahlen ihn nach Rom. Da ſich aber Labadie in dieſen Plan nicht fügen wollte, ſo entließen ihn die Väter gänzlich. In ſeine Heimath zurückgekehrt, fing Labadie an zu predigen, wurde aber deßhalb zur Rede geſtellt und floh nach Genf. Eine Zeitlang hielt er ſich dann in der Picardie unter dem Schutze des Biſchofs von Amiens auf, der ihm ſogar die Viſitation der dortigen Klöſter auftrug. Auch der Erzbiſchof von Toulouſe, M. de Montchal war erſt ſein Gönner. Allein Labadies ſtrenges Eifern gegen den römiſchen Klerus zog ihm noch mehrere Verdächtigungen **) und Verfolgungen zu, bis er

*) Vergl. über ihn: Arnolds Kirchen- u. Ketzerhiſt. Thl. II. Buch XVII. S. 680. Cröſe, Quakerhiſtorie S. 665 ff. Nicéron, Mémoires. Tom. XVIII. p. 386. und die Berichtigungen dazu XX. 140. und Biographie universelle T. XXIII.

**) Sein Verhältniß zu den Nonnen ſoll er, wenn Nicéron zu glau-

endlich durch einen förmlichen Uebertritt zu den Reformirten ſich vor denſelben ſicher zu ſtellen ſuchte. Labadie begab ſich jetzt nach Montauban, wo er Prediger wurde. Es zeigte ſich indeſſen bald, daß er auch mit den Reformirten nicht einerlei Meinung ſei. Man beſchuldigte ihn des Chiliasmus (der Erwartung eines 1000jährigen Reiches Chriſti auf Erden) und andrer Irrthümer. Labadie mußte die Stadt verlaſſen *). Nicht beſſer ging es ihm in Genf, wohin er 1660 als Prediger war berufen worden, und eben ſo war er auch in Holland, wo er vom Jahr 1666 an Prediger in Middelburg war, nicht ſicher vor Angriffen **). Er wurde auch dieſes Amts entſetzt, lebte dann bald hie, bald dort, überall ſeine Grundſätze predigend, ſo unter anderm auch in Bremen, bis er endlich bei der Pfalzgräfin Eliſabeth in Herford (die wir ſchon aus Wilh. Penns Geſchichte als eine Gönnerin dieſer Art von Leuten kennen) zwei Jahre lang Schutz fand; doch vertrieb ihn auch von dort ein kaiſerliches Edict, worauf er ſich nach Altona zurückzog und dort im Verein mit einigen ihm gleichgeſinnten Perſonen Privatverſammlungen hielt. Er ſtarb 1674. Unter ſeinen Anhängern, die man nach ihm Labadiſten nannte, bemerken wir beſonders eine Frau, die durch die Eigenthümlichkeit ihres Weſens und durch ihre ſeltene Gelehrſamkeit mehr Aufſehn machte, als Labadie ſelbſt. Es war dieß die berühmte Jungfrau Anna Maria von Schurmann ***). Sie war den 5. Nov. 1607 von ſehr reichen reformirten Eltern in Cöln geboren, brachte aber ihre meiſte Zeit in Utrecht zu. Sie hatte nicht nur in allen feinern weiblichen Arbeiten und der Blumen-

---

ben iſt, zu argen Unſittlichkeiten mißbraucht haben. Eine Zeitlang lebte er auch unter den Carmelitern, die ihn ihren heiligen Vater nannten und auch mit der Geſellſchaft von Port Royal ſuchte er in nähere Verbindung zu treten. Er nannte ſich auch Jean de Jésus Christ.

*) Nicéron beſchuldigt ihn auch hier wieder unzüchtiger Tendenzen, vergl. Bayle unter Mammillaires Litt. C., der jedoch die Wahrheit der Thatſache in Zweifel ſtellt. Seine Entfernung ſelbſt ſoll die Folge eines Streites geweſen ſein mit dem katholiſchen Pfarrer wegen der Beerdigung eines Convertiten.

**) Namentlich gerieth er in Streit mit dem holländiſchen Prediger Ludwig von Wolzogen wegen der Schriftinterpretation.

***) Vergl. über ſie Reiz, Geſch. der Wiedergeborenen, VI. S. 71. Arnold a. a. O. S. 692. Cröſe S. 668. Schröckh, Lebensgeſch. berühmter Gelehrten, II. S. 146. Bouginé Handb. der Litterargeſch. III. S. 253. und Iſelins Lexikon.

malerei, ſondern auch in den weitern ſchönen Künſten, im Kupferſtechen, Holzſchneiden, Wachspouſſiren einen hohen Grad von Geſchicklichkeit erreicht und dabei las und ſchrieb ſie lateiniſch, griechiſch, hebräiſch, franzöſiſch, engliſch, italieniſch, hoch- und niederdeutſch u. ſ. w. und machte auch Verſe in allen dieſen Sprachen. Selbſt die orientaliſchen und ſemitiſchen Dialekte lagen ihr nicht zu ferne, ſo wenig als die Mathematik und Aſtronomie. Mit den berühmteſten Gelehrten des Jahrhunderts ſtand ſie in Briefwechſel, und es war kein philoſophiſches oder theologiſches Syſtem, das ſie nicht mit ihrem weiblichen Scharfſinn zu durchdringen ſich getraut hätte. Suchten doch ſelbſt gelehrte Bibelerklärer bei ihr Aufſchluß über ſchwierige Stellen!*) Neben der Gelehrſamkeit ſcheint ſich indeſſen auch in früher Jugend ein zarter Frömmigkeitsſinn bei ihr entwickelt zu haben. Als ſie in ihrem 4. Jahre die Worte des Heidelberger Katechismus: „ich bin nicht mein eigen, ſondern meines treueſten Heilandes, Jeſu Chriſti," auswendig lernte, empfand ſie darüber eine ſo lebhafte Freude und eine ſo innige Liebe zum Erlöſer, daß ſie dieſen Augenblick in ihrem ganzen Leben nicht mehr vergeſſen konnte. Eben ſo machten in ihrem 11. Jahre die Märtyrergeſchichten, die ſie las, einen mächtigen Eindruck auf ſie. Gewöhnliche Welteitelkeit, Putzſucht und Kleiderhoffahrt blieben ihrem großartigen männlichen Geiſte von ſelber fern, obwohl ſie die weibliche Anmuth dabei nicht verläugnete. Dagegen klagt ſie ſich ſelbſt an, daß die Gelehrſamkeit ihr zum Fallſtrick der Eitelkeit, ja zur Abgötterei geworden ſei, woran übrigens ihre gelehrten Schmeichler am meiſten ſchuld ſein mochten, da ſie ſie unter anderm die zehnte Muſe, die holländiſche Minerva, das Wunderwerk ihrer Zeit und die Fürſtin der Gelehrten nannten. Bei alledem fühlte ſich aber die gute „Schurmänniu" nicht befriedigt und wenn ſie auch früherhin bemüht geweſen war, die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften auch den übrigen Frauen zu empfehlen und das Vorurtheil zu widerlegen, als ob das Weib blos für den Spinnrocken und die Nadel geboren ſei, ſo fühlte ſie jetzt doch, daß es für Männer ſowohl als Frauen noch etwas Höheres gebe, das über der Wiſſenſchaft hinausliege. Aber wo dieſes Höhere finden? Die Kirche in ihrem dama-

*) Beiſpiele bei Schröckh a. a. O. S. 155.

ligen Zuſtande bot ihr es nicht in der rechten Weiſe. Sie hielt den kirchlichen Zuſtand für einen verdorbenen, in Vorurtheilen und ſchlechten Gewohnheiten verſunkenen. Erſt eine ſtrenge Anhängerin der Dordrechter Lehre, wandte ſie ſich jetzt dem Manne zu, der mit ſo vieler Entſchiedenheit und Gewandtheit der Rede die Blößen des orthodoxen Syſtems und die Gebrechen der Kirche aufdeckte. Sie ſchloß ſich immer mehr an Labadie an, den ſie in den Niederlanden kennen gelernt hatte und begleitete ihn auch nach ſeiner Entſetzung nach Altona, wo ſie bis zu deſſen Tode blieb. Dann zog ſie ſich nach Vinwarden (bei Leuwarden) in Weſtfriesland zurück, wo ſie den 5. Mai 1678 in einem Alter von 71 Jahren unverehlicht ſtarb. Dieſelben Gelehrten, die ſie erſt in den Himmel erhoben hatten, ſchalten ſie nach ihrem Uebertritt zu Labadie eine Närrin. Sie aber verbrannte die Lobſchriften ihrer frühern Anbeter und geſtand, daß alle gelehrten Werke der Welt nicht einen Tropfen von dem Oel enthielten, welches der Geiſt Gottes in die Herzen der Seinigen gieße.

Außer der Schurmann haben ſich unter den Labadiſten Peter Yvon, Peter du Lignon, Heinrich und Peter Schlüter ausgezeichnet. Später verlor ſich die Partei im Dunkeln. Als Grundſätze der Labadiſten haben wir folgende zu merken:

Die Kirche in ihrem jetzigen Zuſtande iſt verderbt. Die wahrhaft Frommen und Erleuchteten müſſen ſich von der Maſſe der Verderbten ausſcheiden und eine reine Kirche mit ernſter Kirchenzucht darſtellen. In einer ſolchen Kirche allein kann auch das Abendmahl wieder auf würdige Weiſe gefeiert werden, das durch den Zutritt ſo vieler Unwürdigen zu demſelben entheiligt wird. Die Labadiſten waren ſonach Separatiſten; ſie trennten ſich faktiſch von der großen Gemeinde und von dem Verband mit derſelben durch die Gemeinſchaft der Sakramente. Sie unterſchieden ſich aber darin von den Quäkern, daß während dieſe die Sakramente für unnöthig hielten, ſie vielmehr einen hohen Werth auf ſie ſetzten und ſie vor Profanation zu ſchützen ſuchten. Das war auch der Fall beim Sakramente der Taufe. Hierin ſchloſſen ſich die Labadiſten an die Wiedertäufer, jedoch mit bedeutenden Modificationen an. Wenn die Wiedertäufer die Kindertaufe ſchlechthin verwarfen und dagegen allen Erwachſenen ihrer Partei die Taufe ertheilten, ſo erſchien dieſes Verfahren den Labadiſten mit Recht gleichfalls als ein Aeußerliches,

die sie auch ohne weiters als eine abgöttische Verehrung des Buchstabens bezeichneten. Man könne, meinten die Labadisten, in Ehre, die man der Bibel als Buch und Schrift erweise, auch so gut zu viel thun als zu wenig und zwar auf Kosten des Geistes. Dieß geschehe, wenn man meine, es hange alle Religion an diesem heiligen Buche, da doch die Religion selbst älter sei als die Bibel und auch im Himmel ohne Bibel fortbestehn werde. Die Religion hängt allein von Gott ab; in seiner Hand sind die Mittel, die er zu ihrer Verbreitung und Begründung wählen will. Diese Mittel können auch andere sein, als die der Schrift. Gott ist nicht an die Schrift gebunden. Auch darf man sich ja die Geschichte der Kirche nicht entblößt denken vom Walten des göttlichen Geistes, der auch außer der Schrift seit zwei Jahrtausenden thätig gewesen ist. „Obgleich die heilige Schrift, so lauten die Worte der Labadisten weiter, die Wahrheit vorträgt, so ist sie doch nicht die Wahrheit selber, sondern Gott und Jesus Christus ist sie. Die Schrift gibt das ewige Leben nicht eigentlich und für sich selbst; Gott allein, der das Leben ist, wirket es." — „Dem eignen Munde Gottes, dem heiligen Geiste, der noch immer zu uns spricht, ist noch mehr zu glauben, als der Feder seiner Schreiber. Die göttliche Wahrheit ist unendlich, sie kann also nicht eingegränzt und eingeschränkt werden in irgend einen Buchstaben, weßhalb es auch viele Wahrheiten gebe

kann, die nicht wörtlich in der Schrift enthalten und dennoch göttliche Wahrheiten ſind, welche nicht anzunehmen, blos weil ſie nicht in der Schrift ſtehn, wir uns verſündigen würden. Nicht darum, weil etwas geſchrieben iſt, ſollen wirs glauben, ſondern weil es von Gott iſt."

Das Bisherige wird hinreichen, uns zu zeigen, daß in dieſem Punkte die Labadiſten mit den Quäkern ziemlich übereinſtimmten, und wir nehmen keinen Anſtand, auch hier wieder an das Wahre zu erinnern, das dieſen Behauptungen bei allem Schiefen und Uebertriebenen zum Grund liegen dürfte. So ſehr indeſſen in dieſen und noch andern Punkten Quäker und Labadiſten übereinſtimmten, ſo wenig wollte die äußere Vereinigung gelingen. Jede Secte blieb für ſich, und bei dem Eifer, womit manche Orthodoxe unter den Lutheranern und Reformirten gegen die Labadiſten auftraten, fehlte es ſogar nicht an manchen Beſchuldigungen in Beziehung auf die Sittlichkeit derſelben, deren Grund oder Ungrund im Einzelnen ſchwer zu ermitteln ſein dürfte. Der Vorwurf, daß ſie eine vollkommne Gütergemeinſchaft hätten einführen wollen, ſcheint auf Mißverſtand ihrer Lehre beruht zu haben.

Wie nun ſchon Labadie die Myſtik aus der katholiſchen Kirche her in die reformirte verpflanzt hatte, ſo auch die Antoinette Bourignon, die, eine geborne Katholikin, zwar nicht wie Labadie förmlich zur reformirten Kirche übertrat, aber durch ihre Verbindung mit reformirten Theologen und durch die Stellung, die ſie zur reformirten Kirche überhaupt einnahm, eher hier als bei der Geſchichte der katholiſchen Myſtiker genannt zu werden verdient. Antoinette Bourignon ward den 13. Jan. 1616 zu Lisle in Flandern geboren *). Ihr Vater war ein Italiener, die Mutter eine Landeseingeborene. Sie kam als ein ſehr häßliches, mißgeſtaltetes Kind mit einer Haſenſcharte zur Welt, ſo daß man ſie 6 Wochen lang den Augen der Leute verborgen hielt. Die Eitelkeit der Mutter war dadurch ſo gekränkt, daß ſie dem Kinde ihre Liebe entzog, während der Vater dagegen mit beſondrer Zärtlichkeit der unglücklichen Tochter ſich annahm. Auch die übrigen Geſchwiſter, die

*) Vergl. la vie de Demlle Antoinette Bourignon, Amst. 1683. und der Jungfrau A. Bourignon innerliches und äußeres Leben v. P. Poiret. (ohne Druckort) — evang. Kirchenztg. März 1837.

die Ehe ihrer Eltern keineswegs zu den glücklichen gehört hatte
wollte darüber die Stimme Gottes selber vernehmen und diese
stätigte sie in ihrem Widerstreben. Jetzt kehrte sich auch die bisher
Liebe des Vaters in Haß um gegen das eigensinnige Mädchen, d
ihm die schönste väterliche Freude verderbe. Antoinette wollte, u
aller weitern Versuchungen überhoben zu sein, ins Kloster trete
Aber ihr Vater sagte, lieber wolle er sie helfen zu Grabe trag
als seine Einwilligung dazu geben, und da er sich fest erklärte, d
er ihr jedenfalls keine Aussteuer ins Kloster mitgeben würde, so zeig
auch das Kloster keine sonderliche Lust eine arme Novizin bei s
aufzunehmen. Antoinette wurde nun eine Nonne außer dem Kl
ster, eine Einsiedlerin. Sie zog sich von aller Welt zurück in i
Kämmerlein und flehte da unter Vergießen von Thränen zu Go
Sie schlief auf dem harten Dielenboden, fastete, wachte oft gan
Nächte und trug ein härenes Bußgewand. Daneben besuchte
die Armen und die Kranken und ging von einer Kirche in die ande
Verlegen um ihr Seelenheil, wußte sie nicht, womit sie den Hi
mel versöhnen sollte. Zwar hatte sie sich keiner groben Sünden a
zuklagen, aber daß sie Gott mit dem Herzen verlassen hatte, w

ihr Sünde genug, ja eigentliche Todsünde. In ihrer Herzensangst fragte sie Gott: was sie denn thun solle? Da glaubte sie eine Stimme zu vernehmen: „Fort in die Wüste!" — Nun war auch der Entschluß gefaßt. Die arme Büßerin kaufte sich Zeug zu einem Pilgergewande, einen Hut und grobe Schuhe und verbarg dieß alles in ihrem Kasten. Des Nachts aber machte sie sich das Gewand zurecht und als alles fertig war, dachte sie auf ihre Abreise. Diese mußte um so mehr beschleunigt werden, da die Ankunft des Bräutigams, den ihr der Vater wider ihren Willen aufdringen wollte, bevorstand. Um Ostern des Jahres 1636 des Morgens früh um 5 Uhr stand die Pilgerin reisefertig auf der Schwelle des Vaterhauses, das sie auf immer zu verlassen Willens war. Ihr Vater begegnete ihr unter der Thür' und fragte sie, wohin so frühe? Zur Kirche war die Antwort und fort war die Tochter aus seinen Augen. Als sie bis zur Mittagsstunde nicht wiederkehrte, ward er unruhig. Er suchte die Tochter durch die ganze Stadt, vergebens! Diese war in ihrem Pilgerkleide zum Thore hinausgewandert, ohne noch zu wissen wohin. Sie hatte erst nur einen Sou mitnehmen wollen, um sich unterwegs ein Brot zu kaufen, aber als sie schon ihr Zimmer verlassen hatte, glaubte sie eine Stimme zu vernehmen: wie? ruhet dein Glaube auf einem Sou und nicht auf Gott allein? Und so warf sie auch diesen Nothpfennig von sich, um sich ganz allein in die Arme Gottes zu werfen. Eben so überließ sie sich auch gänzlich seiner Führung rücksichtlich des Weges, den sie nehmen sollte. Sie nahm ihren Weg nach Tournay, wo sie um 10 Uhr Morgens ermüdet anlangte. Ihre Füße waren voll Blasen und Beulen, weil sie der harten Pilgerschuhe nicht gewohnt war. Nachdem sie daselbst die Kirche besucht und der Messe beigewohnt hatte, zog sie weiter in die Landschaft Hennegau. Unterwegs ward sie aber von einem Trupp Reiter verfolgt, durch die sie erst unerkannt hindurch gegangen war. Der Hauptmann nahm sie zu sich auf sein Pferd und sprengte mit ihr davon bis ins nächste Dorf Blaton. Hier wurde sie durch den dortigen Pfarrer den Händen ihrer Verfolger entrissen. Der Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis, erkundigte sich nach ihrem Vorhaben. Sie eröffnete ihm, daß sie eine Wüste aufsuche, in der sie Gott dienen wolle. Der Geistliche, der selbst schon mancherlei Schicksale erlebt

willigte Antoinette ein, unter der Bedingung jedoch, daß ihr
sie gänzlich ihrer Neigung überlasse und ihr nie mehr vom Heira
rede. Der Erzbischof selbst mußte ihr feierlich geloben, den
zur Erfüllung dieses Versprechens anzuhalten und sich ihrer
nehmen, falls der Vater sein Wort nicht halten sollte.
mit Mühe konnte man sie dahin bringen, daß sie ihr auff
Pilgerkleid gegen die gewohnte Tracht vertauschte und sich
Wagen ihres Vaters setzte, um mit ihm nach Hause zu fah
Nach ihrer Rückkehr durfte Antoinette für den Spott der
nicht sorgen. Sie hieß die Waldschwester und wurde von
leiblichen Schwestern auf alle Weise geneckt und gehöhnt.
der Vater nannte sie bald spottweise eine Heilige, bald schal
im Ernst eine Heuchlerin und fing wider sein gegebene
sprechen an die Heirathsanträge zu erneuern. Das alles
das arme Mädchen nur verwirrter und bestärkte sie in ihr
danken. Sie trug seit ihrer Rückkehr ins väterliche Haus ein

---

*) Um ihr die plötzliche Veränderung zu erleichtern, wu
auf den Rath der Capuziner gestattet, noch eine Zeitlang in t
gustinerkloster in Tournay zu verweilen und dann erst nach Lisle
zukehren, was denn auch nach 4 bis 5 Monaten geschah.

Digitized by Google

zes Trauergewand und errichtete in ihrem Zimmer eine Art von Einſiedelei. Sie hatte vermittelſt einer Bretterwand eine Höhle in dem Zimmer angebracht und darin die wächſernen Bilder des heiligen Antonius und der büßenden Magdalena aufgeſtellt. Nachts ruhte ſie in einem Sarge, ſie ſchlief jedoch nur 3 Stunden, die übrige Zeit wachte und betete ſie. Am Tage beſuchte ſie Arme und Kranke, die Kirchen aber weniger mehr; denn beſſer glaubte ſie dem Herrn in ihrer Einſiedelei zu dienen, zu der niemand der Zutritt geſtattet war. Dabei hatte ſie öfter Viſionen und glaubte unmittelbare Befehle von Gott zu erhalten, die ſie in der Fortſetzung dieſer Lebensart beſtärkten. Nur um ſo heftiger aber drangen die Anfechtungen des Teufels auf ſie ein, den ſie ſogar einmal ſichtbar in der Geſtalt eines Mannes vor ihre Höhle treten und ihr den Eingang wehren ſah. Sie ſtieß ihn mit beiden Händen von ſich, daß er zu Boden fiel, wie eine Säule und ſetzte ihm den Fuß auf den Kopf; da war es ihr, als träte ſie auf ein Ei; darauf ruhte ſie in ihrer Höhle und als ſie des andern Morgens erwachte — war die Geſtalt verſchwunden.

Antoinette verſpürte indeſſen immer wieder den alten Zug, der ſie aus dem väterlichen Hauſe weggetrieben hatte. Auf den Knieen flehte ſie ihren Vater, ſie zu dem Erzbiſchof nach Mons ziehen zu laſſen, der ihr das Verſprechen gegeben hatte ſich ihrer anzunehmen. Der Vater drohte ihr mit ſeinem Fluche; aber der Guardian der Capuziner, der ein Augenzeuge dieſer Scene war, bedeutete dem Vater, daß ſein Fluch ihr nichts ſchaden würde, weil ſie in der Gnade Gottes ſtehe. Und ſo ließ ſie der Vater ziehen. So ging ſie denn abermals aus dem väterlichen Hauſe, und kam nach Mons zu dem Erzbiſchof. Dieſer nahm ſie liebreich auf und wies ſie in ein Frauenkloſter (St. Symphorien) zu Mons. Hier bekehrte ſie bald vier der dortigen Schweſtern, die nun mit ihr zuſammentraten, um ein abgeſondertes geiſtliches Leben mit einander zu führen. Dazu wurde wieder der früher von ihr verlaſſene Ort bei der Kirche von Blaton auserſehen. Antoinette kaufte einer Wittwe einen Morgen Landes ab, das unmittelbar an die Pfarrkirche von Blaton ſtieß und hier ſollte das Gebäude für den neuen Jungfrauenorden aufgerichtet werden. Allein die Jeſuiten ſuchten die Sache zu hintertreiben. Sie bearbeiteten den Erzbiſchof ſo lange, bis er die ertheilte Bewilligung zurückzog, und auch die Schwe-

den Sieg davongetragen zu haben. Antoinette war damals
Jahre alt; der Sinn für häusliche Thätigkeit, die sie bisher ganz a
den Augen gesetzt hatte, schien doch einigermaßen in ihr einzukehr
Sie fing an ihrem Vater die Haushaltung zu führen, und
wohl sie noch fortwährend von ihren Visionen (besonders währe
einer hitzigen Krankheit, in die sie verfiel) zu leiden hatte, so hä
vielleicht doch bei einer klugen Behandlung von Seiten des Vat
das Uebel gehoben oder gemildert werden können. Allein es schi
als ob der Vater zu ihrem Unglück da sei. Schon vor ihrer Krar
heit hatte er sie mit neuen Heirathsgedanken bestürmt und endli
hatte er ihr selbst eine Stiefmutter ins Haus gebracht. Antoine
unterwarf sich erst willig der neuen Prüfung. Allein bald kam
zu neuen Zwistigkeiten, die ihr das längere Bleiben im Hause u
möglich machten. Dießmal begab sie sich in ein leeres Kloster
einer Vorstadt von Lisle, wo sie, da ihr der Vater ihr mütterlich
Erbtheil nicht herausgeben wollte, in großer Armuth lebte. S
verfertigte Spitzen, um ihren Unterhalt zu gewinnen und schl
auf einem Strohlager; ein Mädchen brachte ihr wöchentlich ei
mal Brot und etwas Speise oder Wäsche. Sie sah fast niema
in ihrer Einsamkeit. Ihre Schwester besuchte sie nur einmal d

Digitized by Google

Jahres. „Ganze Tage brachte ſie (nach den Worten ihres Biographen Poiret) ohne Eſſen und Trinken zu in göttlichen Liebkoſungen und Wollüſten.“ Indeſſen verwies ihr der Geiſt dieſes ſinnliche Wohlgefallen an ihren frommen Gefühlen und leitete ſie an, Gott auf rein geiſtige Weiſe zu dienen, damit ihr der Satan um ſo weniger anhaben könne. In dieſer Leibes- und Gemüthsverfaſſung ſchrieb ſie ihr Büchlein von dem einſamen Leben. Indeſſen wurde ſie durch das Einrücken der Franzoſen in die Vorſtadt aus ihrer Einſamkeit vertrieben und mußte ſich in Lisle ſelbſt bei den frommen Schweſtern Thierri aufhalten, wo ſie jedoch nur auf dem Boden ein ſchlechtes Lager fand, das ſogar des Nachts oftmals überſchneit wurde. — Endlich ſtarb auch ihr Vater, der ihr noch vor ſeinem Tode ſeinen Segen ertheilte, im Jahr 1648. Der Erbſchaft wegen kam ſie in allerlei Ungelegenheiten und Prozeßverwicklungen. Eines Tages nun begegnete ihr auf der Straße ein Mann, der ſich angelegentlich nach ihren Verhältniſſen erkundigte und ihr den Gedanken beizubringen wußte, wie viel verdienſtlicher es wäre, ſtatt in ein Kloſter zu gehn, ſich der armen Waiſen anzunehmen, die durch den Krieg ihre Güter und Eltern verloren hätten. Viele Dörfer umher ſeien ohne Pfarrer und Religionsunterricht, und daher die Pflicht doppelt groß, die verwahrloſte Jugend zu bedenken. Die Bourignon fragte ihn nach ſeinem Namen und erfuhr, daß er keineswegs ein Gelehrter ſei, wofür ſie ihn ſeiner gewählten Sprache wegen gehalten, ſondern ein einfacher Landmann aus der Gegend und daß er Saint Saulieu heiße. Er war — ſo erzählte er ihr weiter — früher Soldat geweſen, hatte aber aller Weltluſt entſagt und war nun ein eifriger Verehrer der Religion geworden. Er beſuchte die Kirchen fleißig, lag in tiefer Andacht auf den Knieen, beſuchte Arme und Kranke, ja zog mitten im Winter auf der Straße ſeinen Rock aus, um Dürftige zu kleiden. Genug, er erſchien der Bourignon als der frömmſte Mann der Welt, und gleichwohl war er der abgefeimteſte Heuchler *). Er hatte die Bourignon wirklich beredet,

*) Er hatte ſich früher eine Zeitlang bei einem Eremiten aufgehalten, der ihm beim Abſchied prophezeite: mein Sohn! du wirſt entweder ganz ein Engel oder ganz ein Teufel werden! —

in Gemeinſchaft mit ihm und einem Kaufmann, Johann Stoppart, eine Anſtalt für arme Mädchen zu errichten, oder vielmehr eine ſchon beſtehende Anſtalt der Art zu erweitern und ihre Leitung zu übernehmen, und die Bourignon legte freudig Hand ans Werk. Wie ſchön und würdig hätte ſie durch ein ſolches Liebeswerk aus ihrer Schwärmerei gerettet und dem thätigen Chriſtenthum wieder gewonnen werden können! Aber es war als ob auch die Ungunſt der äußern Verhältniſſe mitwirken ſollte, ſie immer wieder aus einem geordneten Wirkungskreis hinweg in die Irrgänge ihrer Schwärmereien hinein zu treiben! Hatte einſt die Unklugheit und Härte des Vaters ſie von dem häuslichen Heerde vertrieben, ſo war es jetzt die entlarvte Schändlichkeit Saulieu's, die ihr ihre Freudigkeit trübte und durch ſeine frechen Nachſtellungen ihren eignen guten Namen in einen zweideutigen Ruf, ja ſelbſt ihr Leben in Gefahr brachte. Der Elende ſtarb endlich in Raſerei und unter gräßlichen Verwünſchungen. Indeſſen hätte ſich auch ſo die Bourignon in dem Wirkungskreiſe einer Erzieherin nicht lange heimiſch gefunden. Zu tief wurzelte in ihr der Hang zur Schwärmerei. Alle äußere Ordnung, wie ſie in einem ſolchen Inſtitute durchaus nothwendig iſt, erſchien ihr als läſtige Feſſel, als eitles Menſchenwerk. Wenn die Töchter der Anſtalt zur Communion gingen, ſo zitterte ſie für dieſelben, daß ſie unwürdig hingingen, und in den Viſionen, die ſie auch jetzt noch hatte, wollte ſie von Chriſto ſelbſt vernommen haben, daß er durch dieſe Communion mehr beleidigt werde, als durch die Juden, die ihn gekreuzigt hätten. Ueberhaupt empfand ſie einen immer größern Widerwillen gegen alles äußere Kirchenthum, gegen die Predigt, die Meſſe, die Beichte u. ſ. w. Um wo möglich den Hang zum klöſterlichen Leben zu befriedigen, erlangte ſie von den geiſtlichen Behörden, daß das Mädcheninſtitut in ein förmliches Kloſter verwandelt, d. h. unter Clauſur geſetzt wurde und die Regel des heil. Auguſtin erhielt. Nun aber wurden die Jeſuiten, die ſchon längſt die Anſtalt haßten, nur noch mehr erbittert und eine Veranlaſſung kam hinzu, das Inſtitut und deſſen Vorſteherin in ein böſes Geſchrei zu bringen. Der Teufel habe, hieß es, die Kinder der Anſtalt behext. Es war dieß nicht etwa eine Verläumdung, welche die Feinde der Anſtalt ausſtreuten, die Bourignon ſelbſt glaubte an die Beherung.

Sie machte die Entdeckung zuerſt an einem Mädchen, das ſie wegen eines Fehlers hatte einſperren laſſen und das — wie es ihr ſelbſt geſtand — mit Hülfe des Teufels ſeiner Haft entronnen war. Als die Bourignon weiter in das Mädchen drang, vernahm ſie von ihr, daß ſie von Kind auf dem Teufel ſei verbunden geweſen, daß er ihr beſter und liebſter Freund ſei und ſie mit ihm in beſtändigem Verkehr ſtehe. — Das Mädchen wurde aus der Anſtalt entfernt; allein man weiß, wie ſolche Dinge anſteckend wirken. Bald zeigte ſich ein zweites, ein drittes Mädchen, das auf ähnliche Weiſe mit dem Teufel im Bunde zu ſtehn behauptete, was letztere ſogar durch Mahlzeichen und theilweiſe Unempfindlichkeit ihres Körpers als eine unläugbare Thatſache zu beweiſen ſuchte *). Endlich wurde die ganze Anſtalt angeſteckt; nicht nur die 32 Mädchen waren ſammt und ſonders verhext, auch die Katzen, die Hühner und Enten des Kloſters fielen dem Teufel als Beute, ſelbſt das Brot im Backofen wollte nicht mehr ſich backen, das Fleiſch in den Töpfen nicht mehr ſich ſieden laſſen u. ſ. w. Vergebens wurde von den Ortspfarrern und den hierin beſonders bewanderten Capuzinern der Exorcismus verſucht, der Teufel trieb nur ſein Geſpött mit den Beſchwörungen. Endlich erſchien der leibhaftige Satan der Bourignon ſelbſt in Geſtalt einer kleinen luſtigen Frau, die ſie verſpottete und neckte. Nun legte ſich die Obrigkeit ins Mittel. Es ward eine Unterſuchung angeſtellt, die damit endete, daß die Bourignon noch zu rechter Zeit die Flucht ergriff, ehe die Gerichte ſich ihrer als Zauberin bemächtigten, und das Inſtitut hinfüro den Jeſuiten zur Leitung übergeben wurde. Dieß geſchah im Jahr 1662. Die Bourignon begab ſich zuvörderſt nach Gent; dann nach Brüſſel und nach Mecheln. Ueberall hatte ſie wieder Offenbarungen und Viſionen, überall fand ſie auch Leute, die ihr anhingen, und ſolche, die ſie beſtritten. Unter die erſtern gehörte ein geiſtlicher Herr zu Mecheln, Namens van Cordt, der gleichfalls Vorſteher eines Mädcheninſtituts war. Auch hier zeigten ſich nach Bourignons Ankunft dieſelben Spukgeſchichten und dieſelben Wunderdinge. Van Cordt harmonirte immer mehr mit ſeiner

*) Aus der Geſchichte des Somnambulismus laſſen ſich noch viele derartige Beiſpiele anführen, vergl. F. Fiſcher, der Somnambulismus. Baſel. 839.

geiſtlichen Freundin, die von nun an auch als Schriftſtellerin vor dem größern theologiſchen Publicum hervortrat. Immer ſchroffer ſtellte ſich von dieſer Zeit an zugleich ihr Glaube im Gegenſatz gegen den katholiſchen Kirchenglauben und die katholiſchen Kirchengebräuche heraus, und doch hing ſie bis jetzt noch äußerlich mit der römiſchen Kirche zuſammen. Allein auch dieſer letzte Faden der Gewohnheit riß, nachdem ihr Gott geoffenbaret hatte, daß an dem Unterſchied der Religionen nichts gelegen ſei, ſondern allein an der Liebe und Tugend, ohne Rückſicht auf das äußere Bekenntniß. So trug ſie denn auch länger kein Bedenken mehr, ſich auf ketzeriſchen Boden zu verfügen, und begab ſich wirklich mit ihrem Vertrauten, van Cordt, nach Amſterdam*). Hier wurde ſie mit Labadie und den Labadiſten bekannt, konnte ſich aber mit ihnen eben ſo wenig einigen, als mit den Quäkern und andern verſchiedenen Secten, die in dem toleranten Holland ihren Sitz hatten. Auch mit dem berüchtigten Schwärmer Quirinus Kuhlmann, den wir ſpäter werden kennen lernen, kam ſie in Berührung; ſie erkannte ſeine Schwärmerei richtig als Schwärmerei, während ſie auf der ihrigen nur um ſo feſter beharrte. Hingegen gewann ſie einige Gelehrte, wie Amos Comenius, Swamerdam u. a. m. Nachdem ſie Amſterdam verlaſſen, hielt ſie ſich einige Zeit im Schleswigſchen und Holſteiniſchen auf. Da ſich indeſſen immer mehrere Reformirte auf ihre Seite wandten, ſo war es natürlich, daß nun auch die dortigen Prediger, ſowohl Lutheraner als Reformirte, gegen ſie eiferten **). Auch die Labadiſten vereinigten ſich jetzt mit den Orthodoxen wider ſie. Sie war genöthigt, das Holſteini-

*) Dieſer Abbé Bartholomäus de Cordt (de Court) hatte ſich durch die Eindeichung der im Jahr 1634 verwüſteten Inſel (Hallig) Nordſtrand einen Anſpruch auf dieſelbe erworben und bot ſie der Bourignon an, um dort ihre Gemeinde zu ſammeln. Er ſelbſt ſtarb auf dieſer Inſel 1669, auf welcher auch Janſeniſten und Mitglieder des Oratoriums ſich niedergelaſſen hatten und wo bis auf den heutigen Tag die katholiſche Kirche neben der proteſtantiſchen eine Station hat. Vergl. darüber Reuchlins Geſchichte von Port Royal S. 698 und Beilage XII.

**) Ein gewiſſer Prediger Burchard ſuchte zu beweiſen, daß die von der Bourignon aufgebrachten Ketzereien noch viel ärger ſeien als alle, um derentwillen jemals Leute ſeien verbrannt oder enthauptet worden.

ſche zu verlaſſen und ſich ins Däniſche Gebiet, nach Flensburg, zu wenden. Auch hier litt ſie jedoch Verfolgungen *) und kehrte wieder ins Holſteiniſche zurück. Vom Jahr 1676 an lebte ſie in Hamburg, wo ſie ſchriftſtellerte. Allein kaum hatte ſie ein Jahr in der Stille daſelbſt zugebracht, als die Hamburger Prediger im Juni 1677 eine Deputation an den Rath ſchickten, welche meldete, daß eine gewiſſe Antoinette Bourignon in der Stadt ſei, ſo Läſterung wider Gott, Chriſtum und die Jungfrau Maria ausbreite, Verſammlungen hielte, eine neue Rotte aufrichte und gotteslästerliche Bücher ſchreibe. Sie baten, daß dem Uebel geſteuert werde. Man hielt eine Hausunterſuchung bei ihr; die Stadtknechte, die man nach ihr ausſchickte, fanden einige ihrer Freunde bei verſchloſſenen Thüren verſammelt und nahmen die dort vorgefundenen Bücher weg. Die Bourignon hatte ſich auf einen erhaltenen Wink hin geflüchtet. Nun ging ſie nach Oſtfriesland, wo ſie erſt eine Zeitlang einem Armenhauſe vorſtand, dann aber auch dieſe Thätigkeit wieder aufgab und blos mit Gleichgeſinnten, die ſie beſuchte, ihre geiſtlichen Unterhaltungen fortſetzte und noch mehrere Bücher ſchrieb. Auch da war ſie nicht ſicher. Die Beſchuldigungen der Zauberei ließen ſich aufs Neue vernehmen. Unſtät und flüchtig begab ſie ſich von einem Orte zum andern, bis ſie endlich auf einer Reiſe nach Amſterdam in Franecker erkrankte und dort, von allen den Ihrigen verlaſſen, blos von fremden Hausleuten umgeben, die aus Unkunde des Franzöſiſchen nicht einmal ihre letzten Worte verſtanden, den Geiſt aufgab den 18. October 1680. Sie hatte verlangt, nur als eine ſchlechte Magd begraben zu werden, doch als ſie ſchon im Sarge lag, kam ein vornehmer Mann, der zu ihren Anhängern gehörte, nach Franecker, der ſie anſtändig beerdigen ließ. Antoinette hatte nie zugeben wollen, daß ein Bildniß von ihr gemacht würde; es hing dieß mit der Geringſchätzung des Aeußern (namentlich mit der Geringſchätzung der Materie) zuſammen, die allen Myſtikern gemein iſt. Nach der Beſchreibung ihrer Freunde und nach dem Porträt, das von ihrem Freunde Poiret

*) Ihre Druckerei zu Huſum wurde geſchloſſen, die in derſelben gedruckten Bücher zum Theil verbrannt. Sie ſelbſt wurde zur Verantwortung gezogen, konnte ſich aber durch ein allgemein gehaltenes Glaubensbekenntniß den weitern Verfolgungen entziehn, obwohl ihre Anhänger in jenen Gegenden allerlei zu leiden hatten.

Diese Schwärmerei hatte zum Theil in dem Boden der katholischen Kirche, in dem Einsiedler- und Asketenleben ihre Nahrung gefunden sie war aber auch noch besonders gesteigert worden theils durch di rohe und unzarte Behandlung, welche die Bourignon erfuhr, theils durch die Verfolgungen selbst und den allerdings theilweise entarte ten Zustand sowohl der katholischen als der protestantischen Kirche. Als Schwärmerin zeigt sie sich besonders auch darin, daß es ihr neben der rechten Erkenntniß auch an der rechten praktischen Liebe fehlte und an der daraus hervorgehenden Thatkraft. Sie redete zwar viel von Liebe und versank in liebenden Gefühlen, that auch wohl den Armen Gutes, ja sie wollte alle Welt heilig und selig machen, aber wo sie Hand anlegen und wirken sollte, da fehlte ihr überall jene Beharrlichkeit, jene Hingebung und Ge duld, welche das Kennzeichen der ächten praktischen Frömmigkei ist. Wie vortheilhaft nimmt sich in dieser Hinsicht wieder der deut sche Pietismus neben diesem krankhaften Mysticismus aus un gewinnt bei eben dieser Vergleichung an Achtung und Vertrauen Auch die Bourignon wurde zwar, wie August Hermann Francke die Erzieherin armer Kinder, aber wie verschieden ist das Schicksal beider Unternehmungen. Während die Engel Gottes das Waisen=

haus zu Halle beschirmten, treibt hier der Teufel seinen unheimlichen Spuk und stiebt alles wieder auseinander wie Spreu, die der Wind verwehet. Sollte aber nur der Erfolg an dem einen Ort ein glücklicherer gewesen sein als am andern? Gewiß nicht. Schon in der Anlage zeigt sich eben die Verschiedenheit. Alles was die Bourignon im Praktischen unternahm, die Hausorge, die Kranken-, die Armenpflege, das alles unternahm sie immer nur mit einem halben Sinn, mit einem halben Gewissen, mit einer halben Liebe. Kaum schien ein gutes Samenkorn in die Erde gelegt, als die wuchernde Phantasie wieder ihr Unkraut drüber aufschießen ließ und es erstickte. — Wie es ihr an der rechten Liebe fehlte, so fehlte es ihr auch an der rechten Demuth. Auch hier blieb es bei Worten und Gefühlen. Sie demüthigte sich zwar allenthalben in äußerer Geberde, aber eben hinter diese zweideutige Demuth versteckte sich der geistliche Stolz, der ein charakteristisches Merkmal aller Schwärmerei ist. Wir haben vorhin drauf aufmerksam gemacht, wie die Behandlung die sie erfuhr allerdings viel an ihren Verirrungen schuld sein mochte; aber die Schuld war auch auf ihrer Seite. Sie wollte nun einmal Märtyrerin sein und jedes auch scheinbare Unrecht, das ihr widerfuhr, sah sie als ein Unrecht gegen Gott an. Diese beständige Gereiztheit ihres Wesens führte sie bei allen ihren Unternehmungen über die bescheidnen Grenzen der Weiblichkeit hinaus und ließ sie gänzlich die Bestimmung verkennen, welche Gott in der Natur und in der Schrift ihrem Geschlechte angewiesen. So war denn ihr Gottesdienst ein selbsterwählter, wie ihn der Apostel nennt, und eben deßhalb ein gefährlicher und sündlicher. Urtheilen wir indessen nicht zu hart über sie. Sie ist unsers Mitleidens in vollem Maße würdig, und wenn wir ihre tragische Geschichte mit ruhigem Auge noch einmal überblicken, so werden wir auch ein edleres und besseres Streben in ihr nicht verkennen, das aber leider! keinen rechten Ausweg fand und darum verkümmerte.

Einem Manne war es indessen vorbehalten, die reinern Elemente ihres Wesens aus ihrer groben Verhüllung herauszuschälen und sie sogar in eine Art von System zu bringen, und dieser Mann war der reformirte Theologe Poiret, der zur Bourignon in ein ähnliches Verhältniß trat, wie wir später Fenelon zu der

Madam Guyon werden treten sehn, nur daß Poiret selbst nicht diese hohe Stellung einnimmt wie Fenelon. — Poiret war seiner Jugendgeschichte nach nichts weniger als ein Schwärmer. Er hatte weder Visionen, noch solche Anfechtungen, wie sie im Leben der Bourignon vorkommen. Seine Biographie geht einen ganz nüchternen, prosaischen Gang. Er wurde den 15. April 1646 zu Metz geboren, wo sein Vater ein Schwertfeger war*). Anfänglich zum Bildhauer oder Kupferstecher bestimmt, wozu er natürliche Anlage hatte, studirte er auf den Wunsch seiner Eltern Theologie und zwar im Jahr 1664 zu Basel. Seiner Kränklichkeit wegen konnte er jedoch die öffentlichen Vorlesungen nur sparsam besuchen und studirte meist für sich. Am meisten beschäftigte ihn damals die cartesianische Philosophie. Im Jahr 1667 kam er nach Hanau, das folgende Jahr nach Heidelberg. Hernach bekleidete er an verschiedenen Orten der Pfalz das Predigtamt, zuletzt in Anweiler im Zweibrückischen. Zufällig wurde er in Frankfurt a. M. mit den Schriften des Thomas a Kempis und mit einem Buche der Bourignon bekannt, welches den Titel: „Licht der Welt" führte. Durch diese Schriften, gesteht er selbst, habe sein bisher unbefriedigter Geist erst wahre Befriedigung gefunden, und von da an suchte er denn auch die persönliche Bekanntschaft der Bourignon, mit der er einstweilen in einen Briefwechsel trat. In Hamburg, wohin im Jahr 1676 der Krieg ihn vertrieben hatte, sah er sie selbst und wurde von da, nachdem er sein Amt vollends aufgegeben, ihr unzertrennlicher Gefährte. Er begleitete sie auf ihren Reisen und Irrfahrten und nach ihrem Tode zog er sich nach Rheinsburg in der Nähe von Leyden zurück, wo er den 21. Mai 1719 starb.

So sehr Poiret die Bourignon gegen alle Angriffe der Gegner in Schutz nahm und so günstig er auch ihr Leben darstellte, so finden wir doch nicht, daß er in dieselben rohen Schwärmereien sich verirrte; vielmehr hatte sich der Geist der Mystik in ihm etwas abgeklärt, so daß sich in seinen Schriften neben einzelnem Phantastischen auch viel Erbauliches und Beherzigenswer-

*) Vergl. Arnold III. S. 163. Bouginé Litterargesch. IV. 587. und Biographie universelle unt. dem Art. Poiret.

nen Cultus an, ſondern auf die religiöſe Ge-
beides nur ein unvollkommner, annähernder
ſuchte er unter anderm anſchaulich zu machen
Abendmahls. Der Katholik, der ſich vor der
verwirft, weil er in ihr den leibhaften Chriſtus
t eben ſo angenehm, als der Lutheraner, der
äußere Verehrung erweiſt, aber gleichwohl
on Chriſtum im Brote gegenwärtig glaubt,
angenehm iſt ihm der Reformirte, der zwar
iſti im Brote läugnet, aber den Erlöſer
wärtig denkt und ſich im Herzen mit ihm
Formen ſehen es ja auf die Verehrung Chriſti
dung mit ihm ab, wenn gleich die Art, wie
ndung denken, eine verſchiedne iſt. Dieſe
ſie nicht das Weſen der Religion, ſondern
gsform betrifft, hat in den Augen Gottes
denn auch eine falſche dogmatiſche Mei-
er argloſen Geſinnung beſtehn, auf die es
Ein Kind z. B. welches glaubt, ſein irdiſcher
s es thue, und in dieſem Glauben alles Böſe
einem Irrthum befangen, aber in einem
en Irrthum, der ihm ſogar heilſam iſt. So

rift: Gewiſſensruhe u. ſ. w., v. Anf.

wahren Idee der Kirche, und die Reinigung und Heiligung d
Herzens, die in jeder christlichen Gemeinschaft möglich ist **), ist d
Endziel alles religiösen Strebens, Anfang und Ende des wahr
Christenthums.

---

*) Eben so bezeichnend nannte er die Theologie der gewöhnlich
Staatskirchendiener eine Küchentheologie (theologia culinaria).

**) Ueber die christliche Gemeinschaft dehnte Poiret seine Liberalit
nicht aus, da ihm nur innerhalb des Christenthums das re
giöse Leben seine Verwirklichung fand.

Funfzehnte Vorleſung.

Der Myſticismus und die Sectirerei in der deutſchlutheriſchen Kirche. Quirinus Kuhlmann und die Propheten. Johann Gichtel. Friedrich Breckling. De Raadt. Ueberfeldt. Die Engelsbrüderſchaft. Johanna Leade und die Philadelphier in England. Pordage, Bromley u. ſ. w. Johann Gottfried Arnold, der Advokat der Myſtiker. Ueber Schwärmerei.

Wir haben in der letzten und vorletzten Stunde die religiöſen Secten und auch einzelne Myſtiker kennen gelernt, welche theils (wie die Quäker) aus der engliſchen, theils (wie die Labadiſten und die Bourignon, zum Theil auch Poiret) aus der franzöſiſchen Nation hervorgegangen ſind und welche daher, auch da wo ſie von der katholiſchen Kirche ausgingen, in eine nähere Berührung mit der reformirten als mit der lutheriſchen Confeſſion traten. Wir wenden uns jetzt wieder zu den deutſchen Lutheranern, um zu ſehn, wie hier neben dem Pietismus, welcher der deutſchlutheriſchen Kirche zunächſt angehört, auch der Myſticismus ſich aufthat oder vielmehr als ein ſchon vor dem Pietismus vorhandnes Element durch neu geſtiftete Secten ſich fortzupflanzen und auf verſchiednen Wegen ſich fortzubilden ſuchte.

Wenn wir in unſern frühern Vorträgen als einen Hauptrepräſentanten der deutſchen Myſtik Jacob Böhm kennen gelernt haben *), ſo zeigen ſich in unſrer Periode beſonders zwei Männer, deren Köpfe ſich an dieſer theoſophiſchen Myſtik entzündet hatten, Quirinus Kuhlmann und Johann Georg Gichtel. Dieſe beiden und ihre Anhänger wollen wir vorerſt etwas näher kennen lernen. In demſelben Lande, in welchem einſt Schwenkfeld ſein Weſen getrieben hatte, in Schleſien, wurde Quirinus Kuhlmann (Kühlmann) **) geboren den 25. Febr. 1651 zu Breslau. Von

*) S. Vorl. Bd. III. S. 345 ff.

**) Vergl. Arnold III. 19. 1—13. Bayle Dict. Adelung, Geſchichte der menſchlichen Narrheit Bd. V. Schröckh Kirchenq. VIII. S. 399 ff. und deſſen Abbildungen und Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrter Bd. II. S. 257 ff.

seiner frühen Jugend wissen wir nur so viel, daß sich neben einiger Anlage zur Dichtkunst auch die Anlage zur Schwärmerei früh bei ihm einstellte und entwickelte, so daß sein Rector auf dem Magdalenengymnasium seiner Vaterstadt ihm prophezeite, aus ihm werde einst ein großer Theologe oder aber ein großer Ketzer werden. Bereits in seinem 13. Jahre verspürte er in sich den ersten Zug und Trieb zu Gott, und in dieser Verfassung schrieb er sein erstes Buch unter dem Titel „himmlische Liebesküsse", worauf er dann 5 Jahre später als ein 18 jähriger Jüngling durch eine Vision in einen weitern Umgang mit Gott und der Geisterwelt sich eingeführt glaubte. Diese Vision hatte er in einer tödtlichen Krankheit und zwar am hellen Mittag. Er sah sich von Teufeln umringt, mit denen er sich wacker herumkämpfte und erst als diese gewichen, erschien ihm Gott mit allen seinen Heiligen. Er schaute noch weitere unaussprechliche Dinge und dieselben Visionen stellten sich auch zu wiederholten Malen ein, worauf auch seine baldige Genesung erfolgte. Von da spürte Kuhlmann eine Veränderung in seinem ganzen Wesen. Fortwährend erblickte er zu seiner Linken einen runden Heiligenschein, den er nicht mehr aus den Augen verlor und so glaubte er sich auch zum Heiligen berufen. Den Wissenschaften gab er als etwas Ungöttlichem den Abschied, was ihm auch wieder späterhin durch eine Vision versinnbildet wurde, indem er sich plötzlich aus seinem Studirzimmer entrückt und in einen lichterhellen Raum versetzt sah.

Er hatte erst in Jena die Rechtswissenschaften studirt und genoß dort das Lob eines gelehrten und fleißigen Menschen. Er hatte sich bereits den Titel eines kaiserlichen Poëta laureatus erworben. Als er aber von Jena nach Leyden sich begeben, um dort sich für den juridischen Doctorgrad vorzubereiten, überfiel ihn ein gewaltiger Widerwille gegen diese „Hohenschulteufeleien", wie er sie nannte, und gegen den „antichristlichen Thorentitel eines Doctors." Er war mit den Schriften Jakob Böhms bekannt geworden und in diesen suchte er nun alle Weisheit, was er in seinem Buche: „der neubegeisterte Böhme" und in andern Schriften zu Tage legte. Zugleich machte er Bekanntschaft mit einem gewissen Johann Roth von Amsterdam, der sich auf das Weissagen legte und erst ein Anhänger der Labadistensecte gewesen war, nachher aber seinen eignen

Weg ging. Dieser Roth verkündete unter anderm die Ankunft eines neuen messianischen Reiches auf Erden und da zufällig sein Vater Zacharias hieß, so war es ihm ausgemacht, daß er (Roth) Johannes der Täufer sei, der der Ankunft des Messias Bahn brechen müsse. Kuhlmann erkannte ihn auch in dieser Eigenschaft an und weissagte Aehnliches. Eben so wurde er durch die schwärmerischen Prophezeiungen eines Nicolaus Drabicius und Paul Felgenhauer*) in seinen hohen Gedanken von sich selbst befestigt; worauf er sich auch noch mit dem Jesuiten Pater Athanasius Kircher in Verbindung setzte, der sich gleichfalls mit geheimen Künsten und Weissagungen abgab und den eiteln Thoren eine Zeitlang in seinem Irrwahn unterstützte. Nach einem längern Aufenthalt in Holland trieb sich Kuhlmann, der indessen eine ältliche Wittwe geheirathet hatte, in England, Frankreich und anderwärts umher und kam sogar 1678 nach Constantinopel, wo er den Großherrn für sein neues Kuhlmannsthum (wie er seine Religion nannte) gewinnen wollte. Der Großherr wollte aber davon nichts wissen und Kuhlmann entrann mit genauer Noth der Gefahr, gespießt zu werden. Einige Zeit drauf begab er sich nach Rußland, wo er dann wirklich in Moskau ein tragisches Ende nahm, indem der dortige Patriarch ihn ergreifen und nach kurzem Prozeß den 4. Oct. im Jahr 1689 lebendig verbrennen ließ. Mit ihm starb einer seiner Freunde und Anhänger, Conrad Nordermann, denselben Tod. Unter den zahlreichen Schriften Kuhlmanns ist besonders der sogenannte Kühlpsalter merkwürdig, der den baarsten Unsinn in einer solchen verworrnen, über alle Denk- und Sprachgesetze sich kühn hinwegsetzenden Schreibart vorträgt, daß es in der That schwer ist zu wissen, was der arme Mann in seiner Verrücktheit gewollt hat. So viel läßt sich aus dem Ganzen abnehmen, Kuhlmann hielt sich für einen Prinzen Gottes, für den Sohn des Sohnes Gottes, für den Begründer einer neuen Jesusmonarchie, die er die 5. Monarchie der Frommen, das Kuhlmannsthum u. s. w. nannte, und verlangte, daß alle weltlichen und geistlichen Fürsten der Erde ihm als dem König dieses Reiches huldigen sollten. Rom und Babylon, d. h. der Inbegriff aller weltlichen und geistlichen Macht, sollten vor dieser

*) Ueber diese ganze Sippschaft vergl. Adelungs Geschichte der menschlichen Narrheit.

seiner neuen Herrschaft des Kuhlmannsthums sich demüthigen. Solche Grundsätze waren es nun eben, die ihm in einer argwöhnischen Zeit als einem auch politisch gefährlichen Schwärmer den Tod brachten *). Von seinen Phantastereien will ich hier nur einige wenige Proben in seiner eignen verworrnen Sprache geben, ohne die Auslegung davon mir anzumaßen. Nur darauf mach' ich aufmerksam, wie sich das meiste um bizarre Wortspiele, und namentlich um Spielereien mit seinem eignen Namen dreht, in den er sehr verliebt gewesen sein muß. Man höre. „Kohlmann (so schreibt er aus Paris an einen Freund Georg Wende in Breslau **) mußte Kuhlmann sein, Falschheit die Wahrheit, Kohlmann verglimmt in den Kohlen; Kuhlmann kühlet alle Welt. Die Kühlzeit Peters verlescht die Kohlzeit des Papsts. Ist nicht Senf unter dem Kuhl das kleinste und wächst am höchsten? Das Kleinste macht das Größeste zu Schanden. Was Kuhl bei uns Schlesiern eigentlich heißt, ist blau. Nichts Blaueres hat Breslau als ihren vertretenen Kuhl. Nichts Blaueres trägt jemals jeder Breslauer. Blaue Farbe zeiget auf Unschuld, ob ihre Leiblichkeit gleich der ganze Wolkenumkreis ist." Und so geht es denn noch weiter ins Blaue (wo nicht ins Aschgraue) hinein. Eben so spielte er mit seinem Vornamen Quirinus, da Quirinus Rom gegründet, da unter dem Landpfleger Quirinus (Cyrenius) Christus geboren worden und zugleich in dem Namen das griechische Wort Kyrios (Herr) enthalten war, wie er denn auch die mystische Fünfzahl in diesem Namen mehtfach wiederfand. Eben so erging er sich in wunderlichen Wortspielen in Beziehung auf die von ihm gehoffte Vereinigung der Juden und Christen zu einem Volke Gottes. Die Israeliten sollten Jesueliten, Jesraeliten werden und dergl. mehr. Den Namen Jehovahs als der da ist, war und sein wird, bildete er im Deutschen auf eine neunfache Weise nach durch die wunderlichsten Zusammensetzungen und

*) Arnold beschuldigt besonders den lutherischen Prediger in Moskau, Meinecke, durch leidenschaftlichen Zelotismus das Todesurtheil über K. herbeigeführt zu haben. Wenn man aber Arnolds vorgefaßte Meinung gegen alles was von den Orthodoxen ausging in Betracht zieht, und bedenkt, wie sehr damals die Protestanten, die in Rußland nur geduldet waren, alles verhüten mußten, um nicht selbst für eine politisch gefährliche Secte gehalten zu werden, so wird man milder urtheilen.

**) Bei Adelung a. a. O. S. 56.

Versetzungen: „Istwarwird, Warwirdist, Istwirdwar u. s. f.“ Endlich wird es hinreichen, aus seinem Kühlpsalter eine einzige Strophe mitzutheilen, um sich von der zerrütteten Phantasie des Schwärmers vollends einen Begriff zu machen:

Liebküsse Jesus süße Triebe
Der süßten süßten süßten Liebe
Mit ewig süßerm Jesuskuß
Im ewig süßern Liebesfluß.
Liebquelle Jesus liebe lieber,
Je mehr sie quillet ewigst über,
Je mehr sie ewigst dich liebküßt,
Liebküssend ewigst dich durchsüßt,
Durchsüssend ewigst dich umherzet,
Umherzend ewigst in dich sterzet.

Nicht viel besser, als Kuhlmann, wenn auch nicht gar so verworren als er, erscheint Johann Georg Gichtel, ein Mann, den Kanne in seinen Lebensbeschreibungen erweckter Christen „einen sonderbaren Heiligen,“ aber gleichwohl einen Heiligen nennt, während ihn Adelung in seiner Geschichte der Narrheit (Thl. 7.) mit einem Kuhlmann und Consorten unter die Narren versetzt*). Das Letztere ist zu viel gesagt, aber auch daß er ein Heiliger gewesen, dürfte sogar nach dem was Kanne selber uns über ihn mitgetheilt hat noch manchem Zweifel unterliegen.

Johann Gichtel wurde 13 Jahre vor Kuhlmann, im März des Jahres 1638, also noch während des 30jährigen Krieges, zu Regensburg geboren, wo sein Vater das Amt eines Steuerherrn verwaltete und den Ruf eines ehrlichen biedern Deutschen genoß**). Auch bei Gichtel zeigte sich der Hang zu einer sinnlich erregten Frömmigkeit, wie bei Kuhlmann, sehr frühe. Als er in seinem 12. Jahre in der heil. Schrift las, daß Moses, David

*) Zwischen diesen beiden sehr verschiednen Darstellungen hält sich gewissermaßen die in der Mitte, welche die Berliner evangelische Kirchenzeitung Sept. und Oct. 1831 gegeben hat, obwohl wir bei der Beurtheilung des Mysticismus, dessen Verirrungen der Verfasser zugleich auch dem Rationalismus mit unterlegt, uns nicht durchweg mit ihm einverstanden wissen.

**) Bei Ferdinands III. Einzug in Regensburg trug er mit den Thronhimmel und erfreute sich von Seiten des Kaisers eines gnädigen Wortes.

eignen Jugend der lebendigen Eindrücke erinnert, welche die Erzä
lungen von den Unterredungen Gottes mit den frommen Männe
der Vorzeit auf das kindliche Herz machten, wer sich überhaupt
jene schöne Unmittelbarkeit zurück zu versetzen weiß, in welcher d
fromme Kindesglaube noch heut zu Tage zu seinem Gott steht (
daß er gleich Abraham mit ihm redet wie ein Freund mit dem andern
der wird bei dieser Erzählung wohl vielleicht lächeln, aber es wi
dieß Lächeln kein Lächeln des Spottes, sondern jenes Lächeln d
süßen Wehmuth sein, das uns jede ächte Erscheinung der uns en
schwundnen Kinderwelt abnöthigt. Wäre diese Anlage zur Fröm
migkeit verständig geleitet worden, es hätte aus Gichtel allerding
ein Mann werden können zum Heil und Segen der Kirche, wen
auch nicht „ein Heiliger" in Kanne's Weise. Aber gewiß ist, da
eine solche frühzeitig sich äußernde Erregbarkeit des frommen G
fühls einer verdoppelten Aufmerksamkeit, einer gar sorgfältige
Pflege und Leitung bedarf, wenn sie nicht in Schwärmerei, ja i
jugendliche Heuchelei ausarten soll, bei der die zartesten Blüthen de
Menschlichkeit verderben und dann freilich gar zu leicht in ein gif
tiges Kraut sich umwandeln. In der Schule machte Gichtel gut
Fortschritte, namentlich in den Sprachen. Er nannte das Griechisch

seine Muttersprache, Hebräisch, Syrisch und Arabisch seine Geschwister. Doch befriedigte ihn dieß Wissen so wenig als die gelehrte Schurmann, sein Herz sehnte sich nach frommer Gemeinschaft, welche der Umgang mit den übrigen Gespielen ihm nicht darbot, da jener Knabe, mit dem er zusammen gebetet und gesungen hatte, frühzeitig gestorben war. Da sah er sich in den Instituten der katholischen Kirche um, mit denen seine Vaterstadt Regensburg reichlich versehn war und wollte Mönch werden; doch wurde auch daraus nichts. Nur mit vieler Mühe konnte er endlich von seinem Vater erlangen, daß er ihn studiren ließe und so kam er, obwohl von allen Geldmitteln entblößt, nach Straßburg. Seine bedrängte Lage nöthigte ihn frühe, sein besonderes Vertrauen auf die wunderbare Hülfe Gottes zu setzen, von der er auch ermunternde Beweise erhielt. Während seines Aufenthalts in Straßburg starb ihm sein Vater und die Vormünder drangen darauf, daß Gichtel, der lieber Philosophie und Theologie studirt hätte, in der Rechtswissenschaft sich vervollkommne, zu welchem Endzweck er sich nach Speyer begab, um sich bei dem dortigen Reichskammergerichte unter Anleitung eines erfahrnen Rechtsgelehrten im Praktischen weiter zu üben. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, machte er zufällig in einem Buchladen Bekanntschaft mit einem Manne, der ihm bald sein ganzes Zutrauen schenkte und mit dem er gemeinsam an der Wiederaufrichtung des wahren Christenthums zu arbeiten gedachte. Dieß war ein östreichischer Baron, Herr von Welz, der seine vielen Verbindungen mit allerlei Höfen und vornehmen Leuten benützen wollte, um für das Reich Gottes etwas Bedeutendes zu thun, ja eine durchgreifende Reformation herbei zu führen und dazu 12000 Thaler bestimmte. Im Jahr 1664 erschien eine von beiden gemeinsam herausgegebene Druckschrift, die sie bei den Gesandten der protestantischen Reichsglieder in Regensburg einreichten und in der sie auf eine durchgängige Reform der Kirche und auf sofortige Bekehrung der Heiden drangen. Die Reform sollte unter anderm auch darin bestehn, daß in Zukunft bei Bestellung der Predigtämter gar nicht auf Gelehrsamkeit, sondern lediglich auf die Frömmigkeit gesehn würde, weßhalb man eben so gut Handwerker anstellen könne, als Studirte. Mit diesem Grundsatz, der das im Extrem aussprach, was Spener kurz drauf besonnener und eben deßhalb wahrer und richtiger aus-

dabei doch das Herz auf dem rechten Flecke; denn als der
Einfall der Schweden der dortige Superintendent Koch aus Fur
geflohen war und seine Heerde im Stiche gelassen hatte, trat die
Breckling freiwillig vor den Riß, versah mit Genehmigung Koc
ein ganzes Jahr alle Predigten und Betstunden, ohne einen Kreu
zu beziehn, vielmehr überließ er alle Einkünfte und Gefälle dem
flohenen Superintendenten. Dieser fand sich, als die Gefahr vor
war, wieder ein und ließ jetzt seinen Heldenmuth an dem arm
Schwärmer aus, den er nun mit allem Eifer eines Orthodoxen ve
folgte, zum Lohn der Dienste, die dieser ihm geleistet hatte. Ko
ruhte nicht bis Breckling gefänglich eingezogen wurde. Dieser ab
entwischte nach Hamburg und von da nach Holland. Hier verbar
er sich mit einigen andern Schwärmern, mit Ludwig Friedri
Giftheil aus Schwaben, der sich für den zweiten David ausga
Joachim Betke u. a., und erhielt endlich eine Anstellung i
Zwoll. — Die Behandlung, welche somit Breckling von orth
doxer Seite erfahren hatte, mußte ihn natürlich in dem Gedanke
bestärken, daß die herrschende Kirche ein sündliches Babel sei und
schloß sich daher nur um so eifriger an den Baron Weltz und Gic
tel an. — Das Bestreben dieser drei Männer ging nun dahin, ein
christliche Jesusgesellschaft zu stiften auf das „heranna

---

*) Geb. zu Hendewith 1629. Vergl. Adelung a. a. O. IV. S. 1 ff.

hende große Abendmahl" hin; diese Gesellschaft hieß auch die fruchtbringende, die apostolische Gesellschaft von dem Orden des Gekreuzigten und Breckling nannte sich den königlichen Priester und Freiherrn in Christo und mit Anspielung auf seinen Namen den Brechenden, wie denn solche Wortspiele sowohl im Geschmacke der Zeit als besonders im Geschmacke der Mystiker lagen *).

Kehren wir zu Gichtel zurück. Dieser erfuhr ähnliche Schicksale wie Breckling. Er hatte nicht lange die Grundsätze der neuen Jesusgesellschaft ausgebreitet, als er erst in Nürnberg gefangen genommen, drauf nach Regensburg gebracht und dort 13 Wochen eingesperrt wurde. Eben so wurde er in Folge dieses Processes seiner Advocatur und seines Bürgerrechts verlustig erklärt und endlich aus der Stadt verwiesen. Ohne einen Heller Geld, mit einem einzigen Kleid und 4 zerrissenen Hemden — die guten hatte man ihm alle weggenommen — wanderte er in der strengsten Winterkälte zum Thor hinaus **) und ging bis an die Knie im Schnee. „Wohin denn lieber Gott?" sprach er seufzend, indem er sich nach allen vier Winden umsah, „zeige du mir doch den Weg, wohin ich soll," und eine Stimme wies ihn nach Westen. Er pilgerte demnach in süd-westlicher Richtung fort und kam nach Augsburg und Ulm. Bis dahin nimmt der Verfolgte unsre Theilnahme, wenigstens unser Mitleiden in Anspruch und wenn er, verlassen von aller Welt, auf die Hülfe Gottes traute, der „auch die Sperlinge unter dem Himmel nähre," so liegt in diesem Vertrauen, selbst wenn es mit Schwärmerei sollte versetzt gewesen sein, etwas Großartiges und Erhebendes. Aber wenn wir dann weiter lesen, daß der reisende Abentheurer sich keineswegs mit der Sperlingskost begnügte, sondern daß er „in allen Städten, unbekümmert wer bezahlen sollte, in den besten Gasthöfen einkehrte und sich zu den andern vornehmen Gästen an den Tisch setzte, ja auch wohl noch Gäste einlud" ***), so scheint uns dieß zum mildesten ausgedrückt ein cavalierisches Gottvertrauen, von dem wir

*) Noch heut zu Tage finden wir diese willkürliche Behandlung älterer und neuerer Sprachen, das Spiel mit Etymologien, Assonanzen u. s. w. auf Seiten der Mystiker, die hier wie im Gebiete der Natur Jagd machen auf frappante Analogien u. s. w. Kanne selbst dient hierzu als Beleg.

**) Eine ihm hinterher angebotene Syndicatstelle schlug er aus.

***) Kanne S. 36.

Hinsicht viel Aehnliches mit dem Leben der Bourignon; nur
eine solche Lebensweise einem Manne noch übler ansteht als ei
Frau. Sein ganzes religiöses Auftreten, seine Bußkämpfe,
Gebete, seine Visionen, seine Bekehrungen Anderer tragen säm
lich das Gepräge des Exaltirten, Ueberspannten, Ueberreizten
Verrenkten und überall fehlt jener wohlthätige Hauch und
der reinern stillen Frömmigkeit, jene edle Harmonie des Gei
wie sie bei dem Leben wahrhaft erweckter Christen stattfinden

Wenn wir z. B. hören, wie er dadurch, daß er einen r
Flucher bekehrt, in den Besitz eines schönen Pferdes kommt,
dieser ihm aus Dank dafür schenkt, so giebt uns auch dieß w
nicht die beste Idee von der Einfachheit und Uneigennützigkeit se
Strebens und so ließe sich noch das Eine und Andere, anführen,
den Heiligenschein des Mannes beträchtlich trübt. Nach verschiel
Schicksalen, namentlich nach einem längern Aufenthalt bei ei
Geistlichen auf dem Schwarzwalde (in Gersbach) und in Wien,
er in Angelegenheiten des Baron Weltz sich aufhielt, finden
Gichtel im Jahr 1667 in Zwoll bei dem schon genannten Fr

---

*) Kanne S. 145.

rich Breckling wieder, deſſen Vorſänger und Caplan er erſt war und bei dem er endlich die Dienſte eines Hausknechts verſah. Gichtel unterwarf ſich den Launen Brecklings ohne Murren; aber verdient dieß den Namen wahrer Demuth? Mit dieſer Unterwürfigkeit nährte er ja nur den geiſtlichen Stolz Brecklings, ohne im Geringſten einen geiſtigen Gewinn für ſich daraus zu ziehn. Vielmehr ward er in Brecklings unklares Treiben nur tiefer mit hineinverflochten und als die geiſtliche Obrigkeit von Amſterdam die Abſetzung Brecklings betrieb und ſich Gichtel verleiten ließ, eine Vertheidigungsſchrift für ihn zu verfaſſen, mußte er ſichs gefallen laſſen, daß er deßhalb nicht nur ins Gefängniß geworfen, ſondern an den Pranger geſtellt und ihm ſeine Schmähſchrift von dem Scharfrichter um den Mund geſchlagen wurde. Auf 25 Jahre wurde nun Gichtel aus Zwoll und der Landſchaft Ober-Yſſel verbannt und ſetzte im Jahr 1668 ſeine Pilgerſchaft weiter fort. Er begab ſich wieder — nach Weſten und zwar gradewegs nach Amſterdam ſelbſt, wohin ihm auch Breckling folgte, mit dem er aber ſchon jetzt nicht mehr recht übereinſtimmte und am Ende ganz mit ihm zerfiel. In Amſterdam erreichte nun Gichtels ſchwärmeriſche Lebensart den höchſten Grad. Bußkämpfe, in denen er es auf die äußerſte Zerknirſchung abſah und worin er es bis zu einem ſich ſelbſt Verfluchen vor Gott kommen ließ — häufige Nachtwachen und Faſten, dann wieder Entzückungen, in welchen ſich ſeine ganze Seele in eine Liebesflamme verwandelt fühlte, wechſelten miteinander ab. Er zog ſich ganz in die Einſamkeit zurück, las nichts mehr als die Bibel und den Jakob Böhm und dieſen noch mehr als jene. Selbſt das Clavier, zu dem er bisher geiſtliche Lieder zu ſingen gewohnt war, mußte jetzt weichen, weil er auch die Muſik für etwas Sinnliches und Sündliches hielt, das „er in den Tod führen müſſe.“ — Ebenſo fing er nun auch an den öffentlichen Gottesdienſt zu meiden und lieber, wie er ſich ausdrückte, „den Geiſt Gottes in ſich predigen zu laſſen.“ Die heil. Schrift hielt er zwar fortwährend in Ehren, meinte aber doch daß ſie „unter dem Lehrmeiſter,“ d. h. unter dem heil. Geiſte ſtehe, der in uns oder vielmehr in ihm und ſeines Gleichen rede. Auch des äußern Sacramentes glaubte er nicht mehr zu bedürfen. Er beſchränkte ſich darauf, blos geiſtlicher Weiſe „in innerlichſter Vermählung mit dem

stellt. Jedenfalls aber ist diese Art, sich von sündlichen
den zu reinigen, nicht die, welche das Evangelium uns v
wonach kein Mensch eines andern als eines Sündopfers bedar
nur ein Mittler ist zwischen Gott und den Menschen, Chr
der sich selbst für alle dahingegeben und den Geist der Hei
ihnen mitgetheilt hat. — Eine noch viel schauerlichere Ge
der Art ereignete sich nach dem Tode des ältesten Bruders der
Schwestern. Dieser, Namens Gabriel, hatte sich in Folg
unordentlichen Lebens selbst entleibt. Gichtel war über diese
höchst bestürzt, um so mehr, da er die Seele des Selbstm
für ewig verloren hielt Nun aber vernahm er eine
Stimme: „du mußt diese Seele retten!" Und nun kämpft
tel 7 Jahre lang einen schweren, harten Kampf für die vo
zu erlösende Seele. Ein ganzes Jahr hindurch wurde
Nacht aus seinem Leibe entrückt und in die alleräußerste Fin
geführt, wo die zu erlösende Seele mit eben der „Zornkraft,
der sie sich dem Leib entrissen, sich ihm entgegenwarf, bis
die Liebe über den Zorn siegte und die Seele aus ihrem fa
Gefängniß erlöst wurde. Jetzt auf einmal ward sie bekleid
wunderschönem Glanz, der den Glanz aller Sterne übertra

*) Kanne S. 65.

ging ein ins Paradies und in die heilige Lichtwelt, wohin auch der Geist ihres Befreiers sie begleitete.

Gichtel glaubte in allem Ernste und sein neuester Biograph Kamne glaubt es mit ihm, daß er wirklich aus dem Leibe abwesend und sowohl in der Hölle der bösen Geister als in jenem Gefängniß zwischen Zeit und Ewigkeit gewesen sei, wo Christus den Geistern gepredigt hatte. Er schildert den letztern Ort, den Hades, als einen Ort weder des Lichtes noch der Finsterniß, sondern der ewigen Dämmerung, die Hölle dagegen als einen Ort der Verzweiflung und der Angst. Auch bei diesem Experiment ließ es jedoch Gichtel nicht bewenden. Er flehte zu Gott, daß er ihm doch auch die übrigen bösen Geister schenken möchte, damit er auch für sie zum Fluchopfer werden könnte. Aber die Geister spotteten sein' als er den Versuch machte sie zu bannen, gleich wie sie dort die Bourignon verspottet hatten, und so mußte er einstweilen von dem Versuche abstehen.

Wie die Bourignon, so hatte auch Gichtel immer mit denen zu kämpfen, die ihn zur Ehe bewegen wollten. Bei verschiednen Anlässen bat er sich von Gott ein Zeichen aus. Aber so wie sich ihm ein günstiges Zeichen darstellte, hielt er es für ein Trugstück der Hölle, womit der Teufel ihn versuchen wolle und nur in den Stimmen, die ihm die Ehe abriethen, glaubte er die ächte Stimme Gottes zu erkennen. Mit der innigen, feurigen Jesusliebe, der er sich hingegeben, konnte und sollte sich nach seiner Meinung keine irdische Liebe vertragen. Anders lehrt freilich auch hier die heil. Schrift, zumal wenn wir nicht einzelne dunkle Stellen aus dem Zusammenhang herausreissen, sondern den ganzen Inhalt der evangelisch-apostolischen Lehre beherzigen. Gichtel führte gleichwohl eine Art von Haushaltung; er lebte mit einigen gleichgesinnten Brüdern zusammen; auch hatte er drei Kinder eines verstorbenen Freundes zu sich genommen, einen Sohn und zwei Töchter. Der Sohn wollte aber nicht gut thun und ließ sich nach Ostindien einschiffen und als die Töchter groß waren und ihr Brot verdienen konnten, gingen sie mit Undank von ihrem Pflegevater. Hatte Gichtel schon früher bei Breckling selber den Bedienten gemacht, so mußte er sich jetzt von seiner Haushälterin tyranniſiren lassen, die sich sogar rühmte, „sie könne mit dem frommen Manne machen was sie wolle

drauf verfiel, für eine Wirkung jenes Zorngebetes. Als aber B
ling, der nun selber erkrankte, über sein Betragen Reue verspü
und den Gichtel um Vergebung bitten ließ, wurde dieser plötz
von unsichtbarer Hand aus dem Bette gehoben und platt auf
Boden gestreckt, womit die Macht des Satans gebrochen w
jedoch, wie es scheint, nicht auf immer; denn auch später wie
gab es neue Zerwürfnisse unter den beiden. Wer denkt hier n
an den Spruch des Herrn (Luc. XI, 17.): ein jegliches Re
so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste? — Eben
zerfiel er mit einem gewissen Dr. de Raadt*), mit welchem
sich eingelassen und löste nach zehn Jahren den Seelenbund
ihm wieder auf, den er einst in einer Feierstunde auf Ewigkeit
ihm geschlossen hatte. Allerdings war Gichtel bei diesen Zerwü
nissen der unschuldig leidende Theil; aber der Leichtsinn, mit d
er solche Verbindungen einging, zog am Ende die verdiente Str
nach sich. Einer blieb ihm jedoch fortwährend getreu und
war ein gewisser J. W. Ueberfeldt, ein Kaufmann aus Fra

---

*) Was für ein exaltirter Mensch auch dieser gewesen, geht
einer Stelle bei Kanne S. 127 hervor. „Mit Wachen und Fa
hatte er sein Fleisch kreuzigen wollen und dabei so eifrig im Gebet
rungen, daß er vor Schweiß wohl sechsmal des Tages
Hemd hatte wechseln müssen!!" Und dieser nämliche fro
Herr war ein Branntweinsäufer, vergl. Kanne S. 135.

furt und gleichfalls ein Liebhaber der Böhmſchen Schriften, der auch Gichtels Leben beſchrieben hat. Mit dieſem, der nach Amſterdam gekommen war, ſetzte Gichtel ſeine frommen Kämpfe und Uebungen fort, mit ihm betete er auf den Knien für die abgefallenen Freunde, und bei vielen Leuten ſtand beider Männer Gebet in ſo großem Anſehn, daß man ſich ihrer Fürbitte ausdrücklich empfahl. Aber bei all dem übergeiſtlichen Leben fehlte es dann wieder nicht an Verſuchungen. Von Zeit zu Zeit ſtellte ſich der böſe Feind wieder ein und ſuchte den armen Gichtel zu bereden, daß all ſein Beten umſonſt ſei. „Da nimm dieß Meſſer," flüſterte eines Tages der Geiſt ihm ein, „und mache dich mit einem mal von deinen Aengſten los." Schon früher einmal hatte Gichtel, durch die Lehre von der Gnadenwahl zur Verzweiflung getrieben, Anſtalten zum Selbſtmord gemacht, und wenn der Nagel nicht gebrochen wäre, an dem er ſich aufhängen wollte, ſo hätte er die ſchauerliche That wirklich vollführt. Wir ſind nun freilich weit entfernt, ſolche trübe, krankhafte Gemüthsſtimmungen dem Kranken ſelber ohne weiters zur Schuld anzurechnen; aber fragen dürfen wir doch, ob eine Frömmigkeit, die heute mit Paulus in den dritten Himmel entzückt iſt und morgen wieder mit Judas Hand an ſich ſelber zu legen verſucht wird, eine wahre Frömmigkeit aus dem Geiſte Chriſti ſein könne? Allerdings hat auch der beſſere und geförderte Chriſt noch immer zu kämpfen und wehe dem, der zu kämpfen aufgehört hat; aber dieſe Kämpfe werden doch ſich anders und milder geſtalten und werden, wo einmal das Herz feſt geworden, es nicht mehr gleich einem Federball zwiſchen Himmel und Hölle herumwerfen, wie es hier der Fall iſt. Bei einem derartigen Ringen im Gebete mit Gott müſſen wir unwillkürlich an jenes Wort Schleiermachers denken, daß wie ſehr auch die Standhaftigkeit daran zu loben ſei, doch meiſtens eine Verrenkung der Seele aus dieſem Kampfe davon getragen werde, die nicht leicht ein friſches und fröhliches Wandeln vor Gott geſtatte *).

Gichtel ſtarb in einem Alter von 72 Jahren den 21. Januar 1710. Sein Tod war ein ſanftes Erlöſchen, wie das eines Lichtes. Es war manches edlere Streben in dem Manne und beſonders

*) Schleiermachers Feſtpredigten 1826. I. S. 63.

In Berlin, Magdeburg, Nordhausen, Altona wurden Mitglied
derselben entdeckt und auch in die Schweiz hinein verlor sich hie u
da der Same dieser Lehre, der noch bis auf die neueste Zeit in v
schiednen Gestalten des Separatismus und der sogenannten N
gläubigkeit fortwuchert.

Wie bemerkt, sind es also die beiden Hauptideen, Aufrichtu
des melchisedekitischen Priesterthums und die eheloſe Engelsgleichh
um welche sich die Grundsätze dieser Secte bewegen. Beide Id
schweifen, wie man leicht sieht, über die Grenzen der christl
biblischen Lehre gewaltig hinaus. Wenn nach der Lehre der Sch
Christus unser hoher Priester ist, der allerdings in dem Briefe an
Hebräer mit Melchisedek verglichen wird, so maßen sich dage
die Engelsbrüder an, dieses hohepriesterliche Amt aus eigr
Machtvollkommenheit zu vollziehn. Wie dort Gichtel für And
die Höllenqualen auf sich nahm und für sie abbüßte, so wied
holten nun auch seine Anhänger diesen vermessenen Versuch, e
stellvertretendes Fluchopfer für Andere zu werden. Sie maßten s
an, durch ihre Heiligkeit den Zorn Gottes zu besänftigen und A
dern dadurch die Versöhnung zu bewirken, was offenbar in

Lehre der katholiſchen Kirche von einem überſchüſſigen Verdienſt der Heiligen zurückführte, welche von den Reformatoren mit Recht war verworfen worden. — Mit dieſer Idee der prieſterlichen Reinheit und Würdigkeit, womit ſie in das Allerheiligſte zu dringen und den Schleier des göttlichen Rathſchluſſes zu lüften ſich befugt hielten, hing die von der Engelsgleichheit genau zuſammen. Wenn Chriſtus ſagt, daß die Auferſtandnen in dem Zuſtande des Jenſeits den Engeln gleich ſein werden, ſo bezogen die Gichtelianer dieſen Ausſpruch ſchon auf das Dieſſeits und brachten damit den andern Spruch in Verbindung: ſie werden weder freien noch ſich freien laſſen. Auch dieſer Irrthum von der höhern Heiligkeit eines eheloſen Lebens führte wieder (nur noch viel überſpannter gefaßt und bis zum Unſinn geſteigert) in die Irrthümer der römiſchkatholiſchen Kirche zurück, wie denn überhaupt der Satz, daß die Extreme ſich berühren, auch hier wieder ſich bewährt*). Die Secten und Schwärmereien waren eigentlich aus einer Ueberſpannung des Proteſtantismus, aus einem Ultra-Proteſtantismus hervorgegangen, dem auch das Feſte, Beſtehende und Geſetzliche der proteſtantiſchen Kirche nicht genügte. Indem aber dieſer Widerſpruch bis aufs Aeußerſte getrieben wurde, mußte er nach dem Geſetze der Pendelſchwingung, das auch in der ſittlichen Welt ſeine Anwendung findet, nach dem andern Extrem zurückgeworfen werden, bis es den beſonnenern Beſtrebungen der wahren proteſtantiſchen Theologie gelang, die ruhigere und geſetzmäßige Fortbewegung des proteſtantiſchen Princips auf einem ſicherern Wege einzuleiten, als auf dem, den die Schwärmer betraten.

Wir wollen jetzt noch einiger andern Erſcheinungen der Art gedenken, die mehr oder weniger mit den eben betrachteten in Verbindung ſtehn. Kehren wir von der lutheriſchen Kirche in Deutſchland wieder nach England zurück, von wo wir mit der Quäkergeſchichte ausgegangen waren, ſo finden wir dort eine adlige Dame, Johanna Leade, welche gleichfalls als Stifterin einer

*) So war ja auch ſchon jene Unterordnung des geſchriebnen Wortes verwandt wenigſtens mit der katholiſchen Lehre und eben ſo iſt die pelagianiſche Werkheiligkeit hier wie dort, nur unter andern Formen, zu Hauſe.

sogenannten Engelsbrüderschaft hervortritt *). Sie war aus dem Herzogthum Norfolk gebürtig (1633) und zeigte, wie sie selbst erzählt, sehr frühe Anlagen zur Melancholie. Sieben und zwanzig Jahre lang hatte sie mit ihrem Verwandten, Wilhelm Leade, im Ehestand gelebt; nach dessen Tod aber weihete sie sich allein Christo, den sie zu ihrem himmlischen Bräutigam erkor. Auch sie hatte, wie die Bourignon, Gichtel, Kuhlmann u. a., Visionen. Die ewige Weisheit selbst erschien ihr einmal auf einer glänzenden Wolke, begrüßte sie als die Jungfrau Gottes und kündete sich ihr als ihre geistliche Mutter an. Bei einer zweiten Erscheinung überreichte sie ihr ein goldnes Buch mit drei Siegeln, worin die Gesetze der Weisheit und die Verordnungen des Paradieses enthalten waren. Die Verzückte fiel zu den Füßen der himmlischen Weisheit nieder und gelobte ihr Gehorsam. Nun erschien ihr die Göttliche zum drittenmal und zwar dießmal nicht allein, sondern im Begleit jungfräulicher Engel und befragte sie, ob sie nicht in die Gesellschaft dieser himmlischen Jungfrauen aufgenommen werden wolle? Johanna bejahte es und ward auf eine unaussprechliche Weise mit den Geistern des Lichts vereinigt. Die Weisheit nahm nunmehr Abschied von ihr, indem sie ihr verhieß, sie werde ihr hinfort nicht mehr sichtbar erscheinen, aber ihr auf geistliche und verborgene Art die Geheimnisse des Reiches Gottes offenbaren.

Von dieser Zeit an schloß sich die himmlisch Beglückte nur an wenige ihr ähnlich gesinnte Männer an, mit denen sie Bekanntschaft gemacht hatte. Unter diesen verehrte sie besonders einen, der in der Geschichte des Mysticismus und des Visionenwesens nicht ohne Bedeutung ist, Johann Pordage. Sie nannte ihn ihren geistlichen Vater und wohnte in seinem Hause, so lange er lebte. Außer ihm gehörten noch besonders Thomas Bromley und noch einige andere Engländer (Eduard Hooker, Sparrow, Sabberton) zu ihren Auserwählten. Die Gesellschaft wuchs allmählig bis auf 100 Mitglieder an und nannte sich die philadelphische Gesellschaft. Johanna Leade erreichte das hohe Alter von 81 Jahren und erschien noch nach ihrem Tode einer ihrer

*) Corrodi, Geschichte des Chiliasmus III. S. 403 ff. Arnold, K. und K. Gesch. S. 199. b. 298 ff.

Verehrerinnen, einer Wittwe zu Utrecht, in einem Trauergewande, während auf ihrer Bruſt der gekreuzigte Erlöſer nebſt Johannes und Maria zu ſchauen waren.

Ihre Meinungen, die ſie in ihren Schriften niedergelegt hat, hängen mit denen ihrer Freunde Pordage und Bromley genau zuſammen und wir wollen daher auch hier nur das Gemeinſchaftliche ihrer Anſichten ins Auge faſſen. Dieſe laſſen ſich leicht in eine negative und poſitive Seite zerfällen. Im Negativen ſtimmen die Anhänger der Johanna Leade mit allen ähnlichen Myſtikern zuſammen, daß ſie den hiſtoriſch gegebenen Zuſtand der Kirche für eine bloße Karrikatur, für ein Zerrbild der wahren Kirche, für einen durchaus verdorbenen, keiner Verbeſſerung fähigen Zuſtand halten. „Von der Zeit an, ſagt Pordage *), da Chriſtus am Kreuz getödtet worden, die Apoſtel geſtorben und der Abfall eingekommen, iſt nie eine wahre chriſtliche, ſichtbare, verſammelte Kirche auf Erden geweſen, hat auch nie ſein können.“ Alles was unter dieſem Namen entſtanden iſt, ſind ihm antichriſtliche Kirchen und ſomit kann es für ihn auch keine wahren Kirchendiener geben. Aehnlich wie Poiret ſieht auch Pordage in der ſichtbaren Kirche Babylon und in den Glaubensſtreitigkeiten der Theologen einen Beweis der babyloniſchen Verwirrung, der die Aufrichtung des wahren himmliſchen Jeruſalems erſt ein Ende machen werde. Aehnliches behauptete Johanna Leade in ihren myſtiſchen Tractätlein. Weder die römiſchkatholiſche Kirche, noch die biſchöflichanglikaniſche, noch die presbyterianiſche, noch die der Wiedertäufer, noch die der Chiliaſten, noch auch die der Quäker konnte dem Ideal genügen, das ſie ſich von der wahren Kirche machte oder das die Viſionen ihr eingaben. Merkwürdig iſt beſonders die Oppoſition gegen die Quäker. Die Quäker hatten doch ſelbſt von dem gleichen Princip aus alles äußere Kirchenthum verworfen und gleichwohl wurden auch ſie wieder von Johanna Leade und Pordage den antichriſtlichen Secten beigezählt **), denn nur

*) Bei Arnold S. 297.

**) Gleicherweiſe ſchimpfte auch Gichtel ſeines Ortes über die Quäker; „ſie hätten vom s. v. Hurenkelch getrunken, ſprächen äußerlich viel vom innerlichen Lichte und lebten wie alle Weltkinder in Sorgen der Nahrung, ſammelten Schätze, mäſteten den Bauch; es ſtehe ihr Trieb in astro Veneris und habe in ſeinem Rade über ſich den elgenſinnigen Martem“ ſ. evang. Kirchenz. a. a. O. S. 692.

ihre Secte ſollte die wahre, nur bei ihr der Himmelsſchlüſſel zu finden ſein, der alle andern ausſchloß. Und fragen wir nun, worin beſtand denn das Poſitive, der eigenthümliche Lehrgehalt dieſer neuen philadelphiſchen Gemeinde, ſo beſchränkt ſich alles auf ein wunderliches Syſtem von göttlichen Ausflüſſen, wie ſie ſchon die Gnoſtiker der erſten Jahrhunderte kannten und wie Jakob Böhm ſie auf den deutſchproteſtantiſchen Boden verpflanzt hat, worin beſonders jene himmliſche Sophia oder Weisheit, welche der Johanna Leade perſönlich erſchienen war, als die Selbſtoffenbarung Gottes eine bedeutende Rolle ſpielt. Fragen wir dann endlich weiter nach der Beglaubigung dieſer Lehren, ſo ſind es eben Viſionen und wieder Viſionen, deren Pordage eben ſo gut als Johanna Leade theilhaft geworden ſein wollte. So verſichert er, daß nachdem er ſchon von ſeinem 41. Jahre an häufige Viſionen gehabt habe, er in ſeinem 63. Jahre ſeinem ewigen Geiſt nach in die ewige Welt hineingezückt und vom Leib, von der Seele und dem natürlichen Geiſt abgeſondert worden ſei, wobei man billig fragen mag, was denn noch von ſeinem perſönlichen Bewußtſein übrig geblieben. Doch ich fühle, daß ich mich vielleicht ſchon allzulange bei der Geſchichte der Sectirer aufgehalten habe und will Sie mit der Erzählung von Viſionen*), die ſich alle ziemlich gleich ſehen, eben ſo wenig ermüden, als mit der bloßen Nennung von Namen, die leicht noch vervielfältigt werden könnten. Ein merkwürdiger Kopf, Johann Conrad Dippel, ſo wie der Chiliaſt Petersen und ſeine Frau, ſtehen ſchon zu ſehr auf der Grenze der uns vorgeſteckten Zeitperiode, als daß wir ſie nicht lieber dem 18. Jahrhundert aufbewahren ſollten, in deſſen Anfang ihre hauptſächlichſte Wirkſamkeit fällt und an welche ſich dann noch jene weitere Kette anſchließt, die namentlich Stilling in ſeinem Theobald verfolgt. Eines Myſtikers, der gleichfalls auf der genannten Zeitgrenze ſteht, muß ich jedoch hier noch gedenken, da er zugleich der Berichterſtatter, ſowie der Anwalt und Vertheidiger aller der verſchiednen Richtungen geworden iſt, die ſich von jeher gegen die herrſchende, orthodoxe Kirche aufgethan haben. Es iſt dieß der Verfaſſer der unparteiiſchen und dennoch ſehr parteiiſchen Kirchen- und Ketzerhiſtorie,

*) Wer am Bisherigen nicht genug hat, findet in Horſts Zauberbibliothek noch ein Mehreres.

Johann Gottfried Arnold. Geboren zu Annaberg im Meißner Erzgebirg, den 5. Sept. 1666*), erhielt Gottfried Arnold von seinem Vater, einem Schullehrer, eine gelehrte Erziehung. Er bezog im Jahr 1682 das Gymnasium zu Gera und 1685 die Universität Wittenberg, wo er sich auf Philosophie, Philologie und Theologie legte. Frühe faßte er eine gründliche Abneigung gegen das wilde Studentenleben auf den damaligen Universitäten, da man „unter den heidnischen Philosophen und Studenten zu Athen wohl schwerlich ein so ungezogenes, fleischlichgesinntes, wildes, lasterhaftes Wesen jemals gefunden habe, als bei unsern sogenannten christlichen Akademien.“ Vor dieser Rohheit schützte ihn vor allem sein Fleiß im Studiren, der bis ins Unmäßige ging. Nicht eben so aber schützte ihn dieser Fleiß vor Eitelkeit, sondern fachte diese vielmehr in ihm zur Flamme der Leidenschaft an. Nach vollendeten Studien kam Arnold nach Dresden als Hofmeister bei einem churfächsischen Rath. Hier wurde er mit Spener bekannt, dessen Collegia pietatis er besuchte. Nachdem er dann noch eine ähnliche Stelle in Quedlinburg bekleidet hatte, ward er im Jahr 1697 als Professor der Geschichte, die er sich seit längerer Zeit zu seinem Lieblingsfach erwählt hatte, nach Gießen berufen. Allein diese Stelle legte er schon nach einem Jahre nieder, weil er an sich erfahren hatte, daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften seinem Seelenheil eher hinderlich als förderlich geworden sei. Ein solcher Schritt muß nach der Individualität dessen beurtheilt werden, der ihn thut. Nicht allen frommt alles, und so gewiß die Verwerfung der Wissenschaft im Allgemeinen eine tadelnswerthe Schwärmerei ist, so wenig möchten wir dem es zur Schwärmerei anrechnen, der nach einer Uebersättigung mit wissenschaftlichem Stoffe in die stille Ruhe der Betrachtung sich zurück sehnt. Arnold zog sich also nach Quedlinburg zurück, wurde nachher Hofprediger der Herzogin Sophie Charlotte von Sachsen-Eisenach zu Altstädt, drauf seit 1705 Prediger und Inspector zu Werden in der Altmark und endlich 1707 Prediger zu Perleberg in der Priegnitz, wo er den 30. Mai 1714 verstarb. Daß Arnold übrigens in seinem Leben viel studirt hatte,

*) Vergl. Reiz Historie der Wiedergeborenen IV. S. 259 ff. und die allgem. Encyclop. Thl. V.

alten Grundſatze, den ſchon Tertullian aufgeſtellt) zum B
verloren; man ſah in ihnen die erklärteſten Feinde der Kirche;
konnte ſich gar nicht denken, wie neben theilweiſem Irrthume
ein ehrliches Streben nach Wahrheit, ja ſogar auch ma
wirklich Wahre beſtehen konnte. Eben ſo wurde wieder das S
thum von den Proteſtanten von vorneherein als das Antich
thum betrachtet und verdammt. Dadurch wurde aus der Ge
alle Bewegung, alle Entwicklung, alle Mannigfaltigkeit der S
rungen, aller Fortſchritt, alles Leben verbannt; grade das Sc
und Erhebendſte, was ſie hat, wurde ihr entzogen und es blie
weder nur das trockne Gerippe oder das Gift der Leidenſchaft z
Wie nun aber die Myſtiker in den Lehrbegriff mehr Leb
bringen ſuchten, ſo verſuchte es auch Arnold mit der Geſch
der Kirche. Indem er, wie alle übrigen Myſtiker, davon aus
daß keine der ſichtbaren Kirchen die wahre und ausſchließlich
ſondern daß die ächte Kirche Chriſti in den Herzen der Fron
aller Parteien wohne, glaubte er vorzüglich der Entwicklung
innern Lebens, das über der Geſchichte der bloßen Lehrmeinu
und Gebräuche ſo oft vernachläſſigt wurde, ſeine Aufmerkſa
ſchenken zu ſollen, weßhalb ihm denn alle die Erſcheinung

der Kirche willkommen waren, die, im Gegenſatz gegen das Todte und Starre, ein neues Leben anregten. Freilich begegnete es ihm nun, daß er, indem er den Irrthum ſeiner Vorfahren vermeiden wollte, in einen entgegengeſetzten verfiel. Er emancipirte zwar die Geſchichte aus dem Dienſt der herrſchenden Kirchenpartei, aber die Freigelaſſene bewegte ſich nun auch etwas ungeberdig und revolutionär. Während bei den alten Orthodoxen die Ketzer zum Voraus Unrecht hatten, waren ſie jetzt ihres Sieges zum Voraus gewiß, indem es ihrem Anwalt von ſeinem über- und außerkirchlichen Standpunkt aus leicht war zu zeigen, wie eben die Männer, die von den ſogenannten Orthodoxen verfolgt, verſpottet und verdammt worden, das ächte Salz der Erde geweſen ſeien, und nun erhielten die Orthodoxen von vorneherein unrecht. So wurde denn die auf dem Titel verheißene unparteiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie in der That eine parteiiſche vor lauter Unparteilichkeit. Das Princip ſelbſt aber, daß der Geſchichtſchreiber über den Parteien ſtehen müſſe, fand, wenn es auch von Arnold ſelber verletzt wurde, doch von nun an immer mehr Anerkennung und das war immerhin ein Fortſchritt; denn wer weiß ob die mäßige, unbefangene, weiſe Geſchichtſchreibung, wie ſie die deutſche Kirchengeſchichte ihrem Mosheim verdankt, je zu Stande gekommen wäre, würde nicht Arnold vorausgegangen ſein!

Wir ſchließen ſomit unſern Abſchnitt über die Myſtiker und Fanatiker des 17. Jahrhunderts. So unvollſtändig auch die Darſtellung davon ſein mußte, ſo hat ſich uns doch wohl neben gewiſſen immer wiederkehrenden Ideen eine ziemliche Verſchiedenheit der Individuen und eine eben ſo große Verſchiedenheit der Grade dargeſtellt, an welchen das Mehr und Minder der Schwärmerei zur Erſcheinung kommt. Einen Temperirpunkt auf dieſem Thermometer zu fixiren, hält allerdings ſchwer; aber gewiſſe Kriterien können doch angegeben werden, nach welchen das Schwärmeriſche ſich etwas genauer beſtimmen läßt, und das laſſen Sie uns zum Schluſſe noch genauer verſuchen.

Wir würden unrecht thun, jedes Hinneigen zur Myſtik ſchon als Schwärmerei zu bezeichnen. Ich wiederhole es, der ſtarren Begriffs-Orthodoxie jener Zeit gegenüber war eine auf das innere Leben dringende, die äußern Formen durchbrechende, lebendige,

bewegliche Geiſtestheologie nothwendig, und ſo haben wir denn ſchon in der letzten Stunde gezeigt, wie die Lehre von einem innern Worte und einem innern Licht, das ergänzend zum äußern hinzutritt, an und für ſich noch keine Schwärmerei ſei. Es kommt nur drauf an, wie dieß gefaßt, verſtanden und angewandt wird. So lange jene ſogenannte innere Erleuchtung des Geiſtes nicht willkürlich losgeriſſen und getrennt wird von der äußerlich im geſchriebenen Worte uns gebotenen Belehrung und Ermunterung, ja ſo lange an dem Lichte der Schriftoffenbarung auch das Licht unſers Geiſtes (nennen wir's nun Vernunft, Gemüth oder wie wir wollen) ſich entzündet und in edler freier Weiſe ſeine Strahlen über den ganzen innern Menſchen ausſendet, ſo daß der todte Buchſtabe der Schrift in Geiſt und Leben verwandelt erſcheint, ſo lange iſt jene ſchöne Harmonie unſers geiſtigen Weſens vorhanden, die das grade Gegentheil aller Schwärmerei iſt. Erſt wo dieſe Harmonie geſtört, dieſes Gleichgewicht verrückt wird, wo eine eingebildete Erleuchtung ſich hochmüthig auf den Thron ſetzt, Schrift, Vernunft und Erfahrung von ſich ſtößt und als Folge davon jene ſinnlich-phantaſtiſche Geſtalt annimmt, die nach außerordentlichen Viſionen ſich umſieht, weil ihr die gewöhnlichen Mittel der Erleuchtung zu ordinär ſind, erſt da tritt die Schwärmerei ein *). Der Schwärmer ſetzt in der Regel die Erleuchtung, deren er ſich rühmt, der Erleuchtung, welche allen Menſchen durch das natürliche Licht der Vernunft und allen Chriſten durch das geſchriebene Wort der Schrift zukommt, feindſelig gegenüber; er will eine Erleuchtung für ſich, deren die große Maſſe nicht gewürdigt wird, er will ein Bevorrechteter der Gottheit ſein; daher eben der geiſtliche Hochmuth ein charakteriſtiſches Merkmal der Schwärmerei iſt. Daß freilich nicht alle Menſchen in einem gleichen Grade geiſtig erleuchtet ſind und daß nur denen das Licht zu Theil werde, die

*) Wie ferne von aller Schwärmerei war auch hierin wieder der treffliche Spener. „Mit Viſioniſten, ſagt er, habe ich keine Gemeinſchaft... und ob ich wohl nicht abſolut läugnen will, daß Gott nicht ſollte können außerordentlicher Weiſe aus zeitigen Urſachen ſich einigen ſeiner Freunde noch heut zu Tage in Geſichten offenbaren, auch nicht ſagen kann, daß er ſolches durchaus der letzten Kirche abgeſprochen, ſo achte ich doch, daß man in keiner Sache faſt gefährlicher anſtoßen könne, als in dieſer u. ſ. w.", bei Hennicke S. 87. 88.

Augen für das Licht haben und für deſſen Mittheilung empfänglich ſind, das zu behaupten, iſt noch keine Schwärmerei. Aber während hier nur von geſunden Augen die Rede iſt, die jeder zur Wahrheit mitbringen ſoll und mitbringen kann, ſieht der Schwärmer nur durch ſeine Brille, die nur für ihn und ſeines Gleichen geſchliffen iſt und trübt ſich ſo den gewöhnlichen Geſichtskreis, über den er ſich erhaben glaubt, um in einem nebligen Helldunkel ſich zu verlieren.

Daß ferner unter den vorhandnen äußern Kirchen keine die vollkommne ſei, daß alſo auch unſre proteſtantiſche Kirche in ihrer gegenwärtigen Geſtalt keineswegs der befriedigende Ausdruck deſſen ſei, was Chriſtus unter ſeiner Kirche verſtand, das zu behaupten, halte ich noch für keine Schwärmerei; eher würde das Gegentheil zu behaupten, anmaßende Schwärmerei und Intoleranz ſein, wie denn in der That die damaligen Orthodoxen eben ſo gut ihren Fanatismus hatten, als die Myſtiker. Aber Schwärmerei iſt es, wegen der Unvollkommenheiten der äußern Kirchengemeinſchaft, in der man lebt, dieſelbe zu verlaſſen, die Wohlthaten, die man ihr verdankt, zu überſehen, die äußern Gnadenmittel, die ſie uns darbietet, von ſich zu ſtoßen und ſich in eingebildeter Selbſtgenügſamkeit von ihr abzuſondern. Alles Separatiſtiſche iſt ſonach Schwärmerei, wenn man unter Separatismus eine muthwillige und willkürliche Trennung von der großen Gemeinde verſteht. Aber nach dieſem, könnte man fragen, wäre ja auch der Proteſtantismus Schwärmerei? denn worin beſtand die Reformation des 16. Jahrhunderts anders, als in einer Trennung von der alten Kirche? — Hier aber iſt der Unterſchied nicht zu überſehen, daß die Reformatoren keineswegs eine Trennung, ſondern eine Reformation wollten, woher ſie auch den Namen haben, daß ſie nicht die Gemeinſchaft, in der ſie lebten, von vorneherein als unheilbar aufgaben, daß nicht ſie aus der alten Kirche austraten, ſondern von dieſer, die nun einmal keine Reformation wollte, ausgeſtoßen und zu einer Trennung genöthigt wurden. — Auch hat der Proteſtantismus fortwährend die Gemeinſchaft der Sacramente und einen geordneten Lehrſtand der Schwärmerei als einen ſichern Damm entgegenſetzt und hat daran wohlgethan; denn die Geſchichte der Schwärmereien hat uns eben gezeigt, wohin dieſe Auflöſung aller Ordnung führe.

Ueberdieß waren von jeher alle Secten, die von der Kirche ſich trennten, in der Abſicht das Innerliche an die Stelle des Aeußerlichen zu ſetzen, in einer Selbſttäuſchung befangen; denn kaum war die Trennung von der äußern Kirche vollzogen, als ſie ſelbſt wieder, beim erſten Verſuch eine Gemeinde zu bilden, in Aeußerlichkeiten und Förmlichkeiten, oft ſogar der lächerlichſten Art, verfielen, wie uns dieß namentlich die Quäkergeſchichte gezeigt hat. Wir haben damit den Beweis in der Hand, daß es rein unmöglich iſt, eine bloße Innerlichkeit darzuſtellen, die nicht alſobald wieder in irgend einer äußern Form heraustrete, und grade wo man aus Affectation des Innerlichen dieſe Form gewaltſam zurückdrängen will, bricht ſie am Ende nur um ſo greller hervor und zeichnet ſich dann im Unſchönen, im Barocken und Phantaſtiſchen aus, während die klare Frömmigkeit auch überall auf einen würdigen und kunſtgerechten Ausdruck ihres Weſens bedacht iſt.

Daß ferner alle Frommen und wahrhaft Begeiſterten in allen verſchiednen äußern Kirchen noch ein höheres Band anerkennen, das über der ſichtbaren Kirche hinausliegt, daß ſie ſich im Blick auf das ſich immer großartiger entfaltende Gottesreich die Hände darbieten im Geiſte zu einem Glaubens- und Liebesbunde, der in die Ewigkeit hineinreicht, das halte ich wieder für keine Schwärmerei, das halte ich für die Verwirklichung deſſen, was Chriſtus gewollt hat, als er ſagte, es ſoll eine Heerde und ein Hirte werden; aber die Zeit beſtimmen zu wollen, wann dieß geſchehe, und das was geiſtig gemeint iſt in äußern Zeichen und Merkmalen zu ſuchen, es nach Zahlen und Ziffern berechnen zu wollen, das halte ich allerdings für eine zwar unſchuldige, aber doch immer bedauerliche Schwärmerei.

Was endlich jenes innige Anſchließen des Gemüthes an Gott und an Chriſtus, jene myſtiſche Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott betrifft, ſo weiß ich wohl, daß manche ſchon von Schwärmerei reden, wo nur von ferne dieſe Idee angedeutet wird. Dann müßten wir aber das ganze Chriſtenthum für Schwärmerei halten, deſſen höchſte Aufgabe es ja iſt, dieſe Gemeinſchaft zu erhalten und zu befördern.

Zweierlei iſt es einzig, was auch hier wieder den Schwärmer vom Nichtſchwärmer unterſcheidet, das Ausſchließliche und

das Sinnliche. — Wer ſich allein dieſes höhern Umganges mit Gott rühmt oder nur wenige Vertraute deſſelben würdig hält, oder wer die Innigkeit des religiöſen Lebens nach der Lebhaftigkeit und Stärke der ſinnlichen Gefühle mißt; wer das innerliche religiöſe Verhältniß zu Gott willkürlich losreißt von unſerm ſittlichen Verhältniß nach außen und von unſern geſelligen Pflichten, während doch eben beides aneinander gebunden iſt; wer alſo beten will ohne zu arbeiten, Gott lieben will ohne den Menſchen zu lieben, oder gar dieſen um der vermeinten Gottesliebe willen haßt, verachtet und verfolgt, ja der iſt ein Schwärmer und ein Schwärmer der übelſten Art. Wie weit nun dieſe verſchiednen Merkmale der Schwärmerei, wie ich ſie hier anzugeben verſucht habe, wirklich bei den Männern und Secten zur Erſcheinung gekommen ſeien, die wir in dieſer und den vorigen Stunden betrachtet haben, überlaſſe ich Ihnen ſelbſt zu prüfen. Die verſchiednen Modificationen und Abſtufungen werden Ihnen nicht entgangen ſein und Sie werden im Allgemeinen mit mir übereinſtimmen, wenn ich auch auf dieſem Gebiete eine mildere Form von einer ſchrofferen, eine klarere und beſonnenere von einer dunkiern und trübern, eine feinere von einer gröbern unterſcheide.

Auf dem Extrem der Schwärmerei ſteht unſtreitig jener Quirinus Kuhlmann, der in der That an die Verrücktheit ſtreift. Ihm nahe kommen Fox, Gichtel, Breckling und die Bourignon, nebſt Johanna Leade und Pordage, während William Penn und Labadie, die Schurmann, Poiret und Arnold ſchon mehr der gemäßigten Zone ſich nähern, wo wir neben dem freilich noch immer üppigen Wuchſe der eignen Phantaſiegebilde doch auch wohl manche ſchönere Blüthe, ja vielleicht auch hie und da eine gute Frucht gefunden haben, die der Beachtung werth iſt.

Sechszehnte Vorlesung.

Die katholische Kirche, besonders in Frankreich. Jacques Bénigne Bossuet. Seine idealistische Erklärung des Katholicismus. Sein Verhältniß zu Leibnitz. Unionsversuche. Christoph Rojas de Spinola. Innocenz XI. und die gallikanische Kirche. Cornelius Jansen und der Jansenismus. St. Cyran. Arnauld. Pascal.

Wir haben nun bisher verschiedne Richtungen des Protestantismus kennen gelernt, wie sich derselbe in dem Zeitraum vom 30 jährigen Krieg an bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelt hat. Wir haben gesehn, wie sowohl in der lutherischen als in der reformirten Kirche die alte Streittheologie, die aus den Zeiten der Reformation her noch im Solde der Parteien stand, ihren Posten noch immer auf Tod und Leben behauptete und manche Erbitterungen und Gehässigkeiten erzeugte, die uns schon früher das Bild des Protestantismus getrübt haben. Aber dieses trübe Bild hat uns nicht abgeschreckt auch nach den schönern und bessern Erscheinungen zu fragen und deren sind uns Gottlob solche begegnet, die wir mit Freuden als ächte Kinder des evangelisch-protestantischen Geistes begrüßten. Sahen sich diese Kinder auch nicht alle gleich, zeigte auch das eine vor dem andern einen freiern offenern Blick, eine heitrere Stirn, das andere wieder eine zärtere, weichere Natur, immerhin trugen sie doch das ächte Familiengepräge des Protestantismus an sich; und wenn wir schon früherhin beobachten konnten, wie es eben zwei Hauptrichtungen sind, in denen sich der Protestantismus darstellt, so daß in der einen das Freisinnige, Nüchterne, Verständige, Klare, in der andern das Tiefere, mächtig Religiöse, positiv Gläubige vorherrscht, so haben wir auch diese beiden Richtungen, die indessen nothwendig zusammen gehören, in verschiednen Mischungen wieder gefunden. Calixt in der lutherischen, Samuel Werenfels in der reformirten Kirche waren uns Repräsentanten der erstern Richtung, indem wir bei ihnen auf dem Grunde einer stillen, sanften Frömmigkeit eine weise Mäßigung sich entwickeln sahen. Dagegen stellten uns Paul Gerhard und die meisten der Liederdichter, sowie Scriver und Heinrich Müller, na-

mentlich aber Spener und Francke mit ihrem Anhange jene positive Macht in vielartigen Modificationen dar, doch so, daß sich eigentlich kein strenger Gegensatz dieser beiden Richtungen durchführen läßt, sondern daß sie sich wieder vielfach berühren; wie denn z. B. Spener vielleicht unter Allen auf die glücklichste Weise die Mäßigung der christlichen Weisheit, die wir an den Einen fanden, mit der Tiefe des Glaubens, die wir bei den Andern bewunderten, zu verbinden wußte. So wohlthätig indessen diese Mannigfaltigkeit der Richtungen in dem einen Geist uns berühren muß, so durften wir uns nicht verhehlen, daß eben die freie Entwicklung, deren die protestantische Kirche der katholischen gegenüber sich erfreute, auch wieder Auswüchse und Entartungen mit sich geführt hat, die wir selbst als solche bezeichnen mußten und die wir namentlich in den beiden letzten Stunden ohne Schonung aufgedeckt haben. An diese Auswüchse der Schwärmerei und des falschen Pietismus, wie auch wieder an die entgegengesetzten Verirrungen eines einseitigen Verstandes (die auch in dieser Periode bei den Socinianern *) fortdauerten) hat sich nun die katholische Kirche von jeher gehalten, um der protestantischen zu beweisen, daß es mit ihr als Kirche nichts sei, und erst in neuerer Zeit ist diese Beweisart wieder aufgewärmt worden. Ich habe schon früher an das Wort von Görres erinnert, wonach die beiden Hauptrichtungen, die wir selbst als vorhanden anerkennen müssen, in ihrem Extrem gefaßt und schlechtweg als Rationalismus und Pietismus bezeichnet werden, so daß es den Anschein gewinnt, als ob unsere Kirche nothwendig in diese beiden Extreme zerfalle. Dieser Vorwurf wäre nur dann richtig, wenn unsere Kirche in der That nur jene beiden äußersten Spitzen und Ausläufe darstellte; aber daß zwischen diesen Extremitäten ein Leib der Gemeinde lebt und sich bewegt, in dem, Gott sei Dank, bei allen krankhaften Erscheinungen im Einzelnen noch immer ein gesundes Herz schlägt, das von einer vorhandnen Lebens-

*) Im Jahr 1638 wurden die Socinianer, die bisher in Siebenbürgen geduldet waren, aus Rakau vertrieben, weil Zöglinge aus ihrer Schule sich an einem Crucifix vergangen hatten. Auch in Preußen erschienen Gesetze gegen sie und 1658 wurden sie aus Polen vertrieben. In Holland fanden sie Schutz. Uebrigens waren unter ihnen selbst verschiedne Parteien entstanden, indem die Einen eine Anbetung Christi in einem gewissen Sinne gestatteten, andere dagegen strenger und consequenter sich derselben widersetzten.

kraft zeugt, das freilich wollen die Gegner nicht eingeſtehen, die auch in unſern Tagen auf jeden Fieberanfall begierig geſpannt ſind, um von dem Proteſtantismus zu ſagen: er iſt nicht mehr, laſſet in die Erbſchaft uns theilen. Der Vorwurf würde aber auch überdieß der katholiſchen Kirche nur dann wohl anſtehen, wenn die Behauptung, daß bei ihr die volleſte Uebereinſtimmung im Glauben, in Verfaſſung, in Lehre, in Gebräuchen herrſche und immer geherrſcht habe, ſo unbedingt wahr wäre. Nicht als ob wir eine ſolche todte Einförmigkeit für etwas Beneidenswerthes hielten, ſondern nur weil die katholiſche Kirche ſelbſt einen ſolchen hohen Werth drauf ſetzt und ſich deſſen brüſtet, ſo dürfen wir ihr gar wohl einen Beweis für dieſe Behauptung abfordern. Nun aber können wir geſchichtlich nachweiſen, daß es ſich mit dieſer durchgängigen Einförmigkeit und Gleichheit innerhalb der katholiſchen Kirche nicht ſo buchſtäblich verhalte, als ihre Verehrer es uns wollen glauben machen, und wahrlich zum Glück für dieſe Kirche ſelbſt verhält es ſich nicht ſo. Was wir ſchon früher beobachteten, müſſen wir auch hier wiederholen: die reformatoriſche Richtung hat ſich auch innerhalb der katholiſchen Kirche, wenn auch unter andern Formen als in der proteſtantiſchen Kirche, gezeigt, und auch hier bald auf eine löbliche, bald auf eine minder löbliche Weiſe. Auch der Katholicismus hat fortwährend das Geſetz der Beweglichkeit, dem ſich keine Geſchichte zu entziehen vermag, an ſich erfahren und es gehört zur vollſtändigen Entwicklungsgeſchichte des evangeliſchen Proteſtantismus, daß wir ſowohl dieſe Bewegungen innerhalb der katholiſchen Kirche, als auch überhaupt das Verhalten dieſer Kirche dem Proteſtantismus gegenüber, noch etwas näher betrachten.

Eine vollſtändige Geſchichte des Katholicismus nach allen Beziehungen hin darf hier freilich nicht erwartet werden, aber wohl ein Abriß des Denkwürdigſten in ihr, damit an dem Gegenbilde auch das Bild ſelbſt, das wir uns vom Proteſtantismus entwerfen wollen, um ſo klarer hervortrete.

Unter den verſchiednen Ländern, welche mit der katholiſchen Kirche verbunden blieben, hebt ſich in der Zeit, die wir zu betrachten haben, beſonders eines hervor, das in ſeiner Beweglichkeit für die Geſchichte der katholiſchen Kirche eine neue merkwürdige Kriſe einleitete, und dieß iſt Frankreich. Das Zeitalter Ludwigs XIV.

iſt glücklicherweiſe nicht allein durch die Hugenottenverfolgung ausgezeichnet, ſondern auch durch manche großartige Erſcheinungen innerhalb der katholiſchen Kirche. Während das katholiſche Deutſchland dieſer Zeit hinter dem proteſtantiſchen an geiſtiger Bildung unſtreitig zurückſtand, zeichnete ſich dagegen Frankreich (das müſſen wir ohne Neid geſtehn) durch eine Bildung aus, die, wenn ſie auch einſeitig und ungenügend war, doch immer ihre Anerkennung verdient. Ja, die franzöſiſche Nationalbildung hatte ſogar vor der deutſchproteſtantiſchen ihre unverkennbaren Vorzüge, was namentlich auf dem Gebiete des Geſchmackes, der Darſtellung, der redneriſchen Form u. ſ. w. gilt. Während z. B. auch die beſſern und tiefern Kanzelredner der deutſchproteſtantiſchen Kirche jener Zeit einen ſchleppenden, mit fremden Ausdrücken vermengten, weitſchweifigen und ſchwülſtigen Stil hatten, glänzten um dieſelbe Zeit in Frankreich die Bourdaloues, die Maſſillons, die Fléchiers, die Boſſuets*). Es lohnt ſich daher wohl der Mühe zu ſehen, was dieſe gallikaniſche Kirche im Zeitalter Ludwig XIV. in ſich ſelbſt durchgemacht und wie ſie ſich zum Proteſtantismus verhalten hat.

Verſchiedne Richtungen haben wir auch hier ins Auge zu faſſen: die eine, die ſich mehr als die apologetiſch-conſervative im Sinne ariſtokratiſcher Hierarchie, die andere, die ſich mehr als die polemiſch-reformatoriſche im Gewand auguſtiniſcher Strenge zu erkennen giebt, und die dritte, die ſich mehr in die ſtille Contemplation, in das Heiligthum des Herzens und ſeiner innern Offenbarungen zurückzieht. An der Spitze der erſtern erblicken wir einen Mann, den ſeine Anhänger ſogar in den Rang eines Kirchenvaters erhoben haben und der am litterariſchen Himmel des ludoviciſchen Zeitalters als ein Stern erſter Größe leuchtet, den großen Redner Jacques Bénigne Boſſuet. Die zweite Richtung finden wir vorzüglich in dem Janſenismus repräſentirt, oder wenn wir an Perſönlichkeiten

*) Wir reden hier natürlich nicht von dem chriſtlich-theologiſchen Gehalt dieſer Predigten, wo die Vergleichung mit den Deutſchen dennoch meiſt zum Vortheil der letztern ausfallen müßte, ſondern nur von der Form, von der Rundung, der Claſſicität und Eleganz des Ausdrucks, und da müßten wir blind ſein, dieſe Vorzüge nicht anerkennen zu wollen. Selbſt aber auch das wäre unbillig, ſie rein als gehaltlos darſtellen oder ihnen alle Chriſtlichkeit abſprechen zu wollen.

anknüpfen wollen, in St. Cyran, Arnauld und Pascal, und als Repräsentant des dritten steht am vollendetsten Fénélon da, neben einem la Combe und der Frau von Guyon. Lassen Sie uns zuerst Bossuets Charakter und seine Wirksamkeit etwas genauer ins Auge fassen.

Jakobus Benignus (Jacques Bénigne) Bossuet wurde den 27. Sept. 1627 zu Dijon geboren und von seinen in Ehr' und Ansehn stehenden Eltern von Jugend auf dem Dienst der Kirche geweiht, und deßhalb den Jesuiten zur Erziehung übergeben. Er studirte in Paris Theologie und wurde 1652 Doctor der Sorbonne. Durch seine glänzende, in dem Prunkgewande der Philosophie und der Gelehrsamkeit einherschreitende Beredsamkeit zog er bald die Bewunderung aller Gebildeten, namentlich des Hofes auf sich. Die Fastenreden vom Jahr 1666 und die Adventspredigten von 1668 verschafften ihm im Jahr 1669 das Bisthum Condom (in der Gascogne), wie er denn auch durch seine Leichenrede auf den Tod der verwittweten Königin, sowie überhaupt durch die Blumen, die er auf die Gräber der Großen ausstreute, sich in dem Grade den Ruhm eines Schönredners erwarb, wie ihn der einfache Charakter des Evangeliums kaum verträgt. Bald nach seiner Erhebung zum Bischof von Condom ward er Erzieher des Dauphin, und im Jahr 1681 verschaffte ihm die Gunst des Königs das bei Paris nahegelegene Bisthum von Meaux. In schneller Folge ward er mit noch andern geistlichen und weltlichen Ehrenstellen überhäuft. Er ward Hofprediger (Aumonier) der Dauphine, späterhin der Herzogin von Burgund, auch Mitglied des Staatsraths und der königl. Akademie. Endlich verschaffte er sich durch seine Einleitung in die Weltgeschichte einen eben so hohen Ruhm als durch seine Predigten und starb als ein Greis von 77 Jahren den 12. April 1704 zu Paris. Man hat Bossuet häufig einen Hoftheologen genannt und damit sein Wesen und seinen Charakter nicht übel bezeichnet. Man würde aber Unrecht thun mit diesem Ausdruck eine absolut schlimme Vorstellung verbinden zu wollen. An einer edlern Geistesrichtung, an sittlicher Kraft, die dem herrschenden Verderben mit Würde entgegen trat, fehlte es dem großen Bossuet nicht, und sein frommer Eifer, den er bei verschiednen Anlässen bewies, wurzelte gewiß nicht allein in der Selbstgefälligkeit oder der geistlichen Herrschsucht, obwohl er

von dieſen Leidenſchaften hie und da getrübt werden mochte. Hingegen an der rechten Einfalt und Lauterkeit des Herzens, die der Herr von den Seinen verlangt, an jener Kindlichkeit, der das Himmelreich zum Voraus verheißen iſt, ſcheint es dem hochgeſtellten Biſchof allerdings gefehlt zu haben, was ſich beſonders in ſeiner Zuſammenſtellung mit ſeinem Gegenbilde Fénélon zeigen wird. — Daß Boſſuet ein Heuchler geweſen, daß er das ſelber nicht geglaubt habe, was er in Predigten und Schriften vortrug (wie Voltaire ihn beſchuldigt), wer möchte dieß behaupten, ohne ſich ſelbſt dem Vorwurf eines liebloſen und anmaßenden Urtheils auszuſetzen? Daß er aber bei der Gewandtheit und Geſchmeidigkeit ſeines Geiſtes den Glauben ſeiner Kirche ſich grade ſo zurecht zu legen wußte, wie es die damalige ſchöngeiſtiſche Bildung zu verlangen ſchien, das geht allerdings aus ſeinen Schriften, ſo weit ich ſie kenne, hervor. Für unſern Zweck dürfte es beſonders am Platze ſein, die Art, wie er das katholiſche Glaubensſyſtem gegen das proteſtantiſche zu vertheidigen und die Kirchenvereinigung zu vermitteln ſuchte, etwas genauer kennen zu lernen. Es geſchah dieß in ſeiner Schrift: Exposition de la doctrine de l'église catholique sur les matières de controverse, die er noch als Biſchof von Condom im Jahr 1671 verfaßte und die, zu verſchiednen malen wieder aufgelegt, auch von den Mitgliedern beider Kirchen ſehr verſchieden beurtheilt worden iſt.

Schon was die Außenſeite dieſer Schrift betrifft, ſo verräth ſie überall den Mann von Bildung, von Geiſt und Geſchmack. Während die deutſchen Streitſchriften beider Parteien aus dieſer Zeit durch eine ekelhafte Grobheit, durch eine unbeholfene Weitſchweifigkeit und durch dogmatiſche Uebertreibungen ſich auszeichnen, empfiehlt ſich die Boſſuetſche Schrift jedem Leſer durch ihre Nettigkeit und Rundung, durch die Eleganz des Stils und des Ausdrucks und durch eine gewiſſe Mäßigung und franzöſiſche Urbanität, die auch dem Gegner gegenüber mit aller möglichen Zartheit beobachtet wird. Wenn ſonſt die Kämpfer beider Seiten ihren Witz in Erfindung neuer Schimpfwörter zur Bezeichnung ihrer Gegner erſchöpften, ſo begnügt ſich Boſſuet fortwährend mit der höflichen Anrede: Messieurs de la religion prétendu reformée, hinter welche ſich freilich eine feine Ironie verſteckte. Er traut auch den Gegnern Wahrheitsliebe, Billigkeit, geſunde Vernunft und einen Sinn für

Frömmigkeit zu, und giebt ſich alle Mühe, ihnen zu beweiſen, daß ihr Widerwille gegen die katholiſche Lehre auf einem bloßen Mißverſtand beruhe. Aber nun eben hierin muß die Redlichkeit und Offenheit in der Sache der Höflichkeit und Geſchmeidigkeit in der Form nicht ſelten weichen, ſo daß wir am Ende doch bei der groben deutſchen Polemik beſſer dran ſind, als bei dieſer feingeſponnenen Dialektik, bei der uns nicht ſelten die Angſt befällt, ob nicht in dem Honig der ſüßen Rede irgend ein geheimes Gift verborgen liege? Ob der Verfaſſer ſich ſelbſt getäuſcht, ob er zu Beſchwichtigung der eignen Zweifel den Katholicismus idealiſirt habe, oder ob es eine abſichtliche Taſchenſpielerei geweſen, den Reformirten gegenüber, laſſe ich dahin geſtellt, obwohl es ſchwer iſt zu glauben, daß es Boſſuet an Scharfſinn gefehlt habe, die Blößen ſeiner Beweiſe und die Verſchiedenheit ſeines Syſtems von dem römiſch katholiſchen einzuſehn. Am beſten iſt es, wir machen uns ſelbſt mit ſeinem Verfahren genauer bekannt. Boſſuet geht in ſeiner Schrift von der Annahme aus, daß die Proteſtanten mit den Katholiken in der Hauptſache übereinſtimmen und daß nur Mißverſtändniſſe die Trennung länger unterhalten. Die katholiſche Kirche macht wie die proteſtantiſche Gott zum alleinigen Gegenſtand der Anbetung; denn daß die Katholiken die Heiligen und die Bilder anbeten, iſt ein Vorwurf, den die Tridentiniſche Lehre nicht an ſich kommen läßt. Die Heiligen im Himmel, ſagt Boſſuet, ſind nur unſere Fürbitter in derſelben Weiſe wie die Gläubigen auf Erden. Wollten wir die Fürbitte der Heiligen verwerfen, ſo müßten wir ja auch die Fürbitte unſrer Mitchriſten in dieſem Leben verwerfen, die doch das Evangelium empfiehlt und die auch die Proteſtanten annehmen. Unſer eigentlicher Mittler und Hoheprieſter bleibt allerdings Chriſtus allein, der uns mit ſeinen Bitten beim Vater vertritt, aber ſo wenig ſein Verdienſt dadurch geſchmälert wird, wenn auf Erden ein lebender Bruder für den andern bittet, ſo wenig kann auch ſein Verdienſt dadurch geſchmälert werden, wenn im Himmel ein ſchon vollendeter Bruder für uns dieſe Fürbitte vollzieht. — Boſſuet ſtellt alſo die Heiligen der katholiſchen Kirche in eine Linie mit den Gläubigen auf Erden; aber eben darin verfälſcht er die katholiſche Kirchenlehre, welche ausdrücklich ſagt, daß die Heiligen und ihre Gebete Gott angenehmer ſeien, als die Menſchen und ihre Ge-

bete *). Eben ſo willkürlich ſchränkt er die Vorſtellung von der Wiſſenſchaft, welche die Heiligen beſitzen ſollen, ein, wenn er ſagt, es ſei noch nie einem Katholiſchen eingefallen zu behaupten, die Heiligen kennen unſre Bedürfniſſe aus ſich ſelbſt; man müſſe vielmehr annehmen, daß Gott ſie ihnen jedesmal erſt durch Engel oder ſonſt durch eine unmittelbare Offenbarung zu erkennen gebe. Dieſe Erklärung iſt die von Boſſuet, aber nicht die des Trid. Concils, das wenigſtens darüber ſchweigt **). — Daß dieſes Concil ferner die Verehrung der Bilder nicht als eine förmliche Anbetung derſelben betrachtet wiſſen will, iſt allerdings wahr, allein auch hier ſuchte Boſſuet wo möglich noch den Sinn des Concils zu ſchwächen. Er übergeht alle die Legenden von wunderthätigen Bildern und Reliquien, welche grade eine ſo ergiebige Quelle des Aberglaubens auf der einen und des Eigennutzes auf der andern Seite geworden ſind, und ſieht in dem Reliquiendienſte nichts anders, als eine humane Sitte, das Andenken lieber Perſonen durch das Aufbewahren ſolcher äußern Abzeichen zu ehren. Ja, da das Concil ſelber dieſen Dienſt der Heiligen und der Bilder blos einen guten und nützlichen, nicht einen nothwendigen genannt hatte, ſo giebt Boſſuet nicht undeutlich zu verſtehen, daß die katholiſche Kirche auf dieſe Dinge keinen ſo großen Werth ſetze und daß man ſich darüber bei einiger Billigkeit bald verſtändigen werde. Eben ſo leicht macht es ſich der beredte und gewandte Biſchof bei der Ausgleichung der Hauptdifferenz beider Kirchen in Beziehung auf die Rechtfertigungslehre. Die katholiſche Kirche, behauptet er, leite ſo gut wie die proteſtantiſche alles Heil von Chriſto her, und wenn ſie den guten Werken auch einen Werth beilege, ſo ſei daran zu erinnern, daß die guten Werke ſelbſt wieder ein Werk Chriſti ſeien, das er in den Gläubigen hervorbringt. Gott vergebe uns die Sünden allerdings einzig um Chriſti willen; aber dieſe Vergebung ſei eine doppelte, die eine unbedingt, die wir bei der Taufe erhalten (die Vergebung, die ſich auf die

*) Nach dem Ausſpruch des Trid. Conc., den Boſſuet ſelber anführt p. 21. (nach der Ausg. Par. 686. 12.)

**) Vergl. darüber die 25. Sitzung (nach der deutſchen Ueberſetzung von Egli, Lucern. 1825. S. 311 ff. und die 22. Sitzung, Kanon 5. ebend. S. 216.

Erdſünde beſchränkt), die andere bedingt, die uns für wirklich begangene Sünden zu Theil wird. Hier habe es nun dem Erlöſer gefallen, die Vergebung der Sünden, die wir ihm allein verdanken, an gewiſſe Uebungen und Verrichtungen zu knüpfen, die er von uns verlange; daher die Nothwendigkeit genugthuender Werke von Seiten der Gläubigen, welche die Kirche vorzuſchreiben das Recht habe. Von dieſer Vorausſetzung aus rechtfertigt Boſſuet auch die Lehre vom Fegefeuer, indem die abgeſchiednen Seelen auch nach dem Tode noch die ihnen auferlegten Büßungen zu beſtehen hätten, von denen ſie aber durch Gebete und Opfer befreit werden können; da die Indulgenzen, welche die Kirche den Lebendigen zu geſtatten das Recht hat, ſich auch auf die Todten erſtrecken. Wohlweislich ſucht hier Boſſuet jede kraſſe Vorſtellung vom Fegefeuer dadurch abzuwehren, daß er erklärt, die Kirche habe über die Natur dieſes Feuers nichts beſtimmt. Alle die Büßungen, Abläſſe u. ſ. w. ſind aber eingeſchloſſen in das Verdienſt Chriſti und ruhen auf demſelben, ſo daß ſie, weit entfernt es zu ſchmälern, in den Augen der Gläubigen es erhöhen, wie die Früchte des Baums dem Baume ſelbſt zur Ehre gereichen. Hierin giebt eigentlich Boſſuet nichts Neues, ähnliches hatte die katholiſche Kirche immer gelehrt; aber mit aller ihrer Theorie hatte ſie nie vermocht, die Praxis ſelber zu ändern, die doch gar zu handgreiflich der kraſſeſten Werkheiligkeit und der Aeußerlichkeit in ſittlichen Dingen Vorſchub leiſtete.

Am meiſten Mühe giebt ſich Boſſuet in der Lehre von den Sacramenten und beſonders in der Lehre vom Meßopfer, das er mit Recht als den Mittelpunkt der katholiſchen Lehre betrachtet, und wir müſſen geſtehen, daß was er zur Erklärung dieſes Myſteriums beibringt, geiſtreich und ganz geeignet iſt, der Phantaſie angenehm zu ſchmeicheln, wobei wir dann freilich von aller weitern didliſch-theologiſchen Begründung der Lehre abſehn müſſen. Die katholiſche Kirche, die ſich an die wirkliche Faſſung der Einſetzungsworte hält, ſagt Boſſuet, gleicht mit ihren Dogmen und Inſtituten dem Wanderer, der ſich auf der breiten Heerſtraße befindet, und es wäre thöricht, einen ſolchen zu fragen, warum gehſt du dieſen Weg? Vielmehr ſollen die Rechenſchaft geben, welche von der breiten Heerſtraße abweichen und eigenwillig Fußpfade einſchlagen, die,

welche ſtatt der buchſtäblichen eine figürliche Deutung ſtatuiren. Chriſtus hat ſich im Abendmahl ſelbſt für uns geopfert und er will, daß wir hinfort, zu einem lebendigen Zeugniß hierüber, von dieſem Opferfleiſch eſſen ſollen. Gott hatte den Juden im Alten Teſtamente verboten, von dem Opfer zu eſſen, das für ihre Sünden gebracht wurde, um ihnen anzudeuten, daß die wahre Verſöhnung für die Sünde nicht im Geſetz liege, noch im Blut der Thiere. Aber nun da durch Chriſtum die wahre Verſöhnung erfüllt iſt, ſo müſſen wir auch das Opfer als eine wirkliche Speiſe in uns aufnehmen. Eben ſo hatte Gott den Juden den Genuß des Blutes verboten, aber wir ſollen das Blut Chriſti trinken zum Zeichen, daß der alte Bund dem neuen gewichen ſei. Um uns aber den Schrecken zu mildern, den wir bei'm wirklichen Eſſen des Leibes Chriſti und bei'm Trinken ſeines Bluts empfinden würden, wenn dieſe in ihrer wirklichen Geſtalt vor unſere Sinne träten, hat Gott, aus Rückſicht auf unſre Schwäche, den Leib und das Blut des Herrn eingekleidet in die Form einer irdiſchen Speiſe und eines irdiſchen Tranks, ohne jedoch die Realität des Leibes und Blutes ſelbſt zu zerſtören. Ein ſolches Wunder darf uns ebenſowenig wundern, als wenn Chriſtus Kranke heilt, oder Todte auferweckt, oder Sünde vergiebt durch ein einziges Wort. Um nun die Proteſtanten für dieſe Anſicht zu gewinnen, geht Boſſuet auch hier wieder von dem Uebereinſtimmenden ſämmtlicher drei Confeſſionen aus und ſucht zu zeigen, wie die conſequente Verfolgung dieſes Uebereinſtimmenden nothwendig zur katholiſchen Anſicht hinführen müſſe. Alle drei Confeſſionen bekennen ja, daß Chriſtus im Abendmahl gegenwärtig ſei; die Reformirten freilich nehmen nur eine geiſtige Gegenwart an; aber die geiſtige Gegenwart eines Leibes iſt ein Widerſpruch, den die Lutheraner mit Recht vermeiden, indem ſie eine wirkliche Gegenwart des Leibes ſtatuiren. Die Lutheraner bleiben aber auf halbem Wege ſtehen, während die katholiſche Kirche das Wunderbare bis zur äußerſten Spitze verfolgt und ſo ihm erſt zu ſeinem Rechte verhilft. Ueberhaupt thut ſich Boſſuet auf die Conſequenz des katholiſchen Lehrbegriffs überaus vieles zu gut. Nach ihm giebt es nur zwei Wege, den Weg des folgerichtigen Unglaubens und den des folgerichtigen Glaubens. Letztern verfolgt die katholiſche Kirche, die ſich

zieht, so daß man dem Gegner keine andere Wahl lap
zwischen diesen beiden zu wählen und ihn zu bereden sucht,
gäbe durchaus kein Drittes. Dieses durchschneidende Verfah
ist allemal sehr bestechend für den bloßen combinirenden Ver
und es ist auf dem religiösen Gebiete schon viel Mißbrauch
mit getrieben worden. Es wird aber den tiefern Blick des
giösen Forschers nie bestechen; denn dieser weiß, daß grade
Dritte, das man verläugnet, das aber nicht durch einen m
nischen Denkproceß gefunden werden kann, sondern sorgfälti
den Verhüllungen des Irrthums ausgeschieden und gleichsam
einen unmittelbaren Instinct herausgeahnt, durch einen glückli
Griff herausgegriffen werden muß, die eigentliche Wahrheit ist,
sich hinter die Sophismen der Streiter, wie die Sonne hinter
Nebel verbirgt. Uebrigens erlitt die Schrift Bossuets auch bede
tenden Widerspruch. So geschmeidig sonst die Jesuiten sich zei
ten in der Anbequemung an fremde Religionssysteme, so erhob
doch grade einige Theologen aus diesem Orden, wie namentli
der berühmte Maimbourg, ihre Stimmen gegen Bossuets Darst
lung, wenn sie auch schlau genug seine Person zu schonen suchte
Mit Recht zeigte Maimbourg, wie dieser Vermittlungsversu
weder die eine noch die andere Partei befriedige und machte a

Digitized by Google

die Gefahr aufmerksam, welche die katholische Lehre selbst bei diesen willkürlichen Deutungen laufe. Von anderer Seite her freilich sicherte auch wieder die Stellung Bossuets ihm den Beifall angesehner Prälaten und Cardinäle und selbst Papst Innocenz XI. gab ihm in zwei Breven sein Wohlgefallen zu erkennen*).

Protestantischer Seits fehlte es gleichfalls nicht an Widerlegungsversuchen, obwohl merkwürdig bleibt, daß drei von den Männern, die wider Bossuet aufgestanden waren, nachher dennoch zur katholischen Kirche übertraten**) und so das schlagendste Zeugniß von der Ueberlegenheit ihres Gegners ablegten.

Wichtig ist auch noch, das Verhältniß, in welchem der berühmte Leibnitz zu Bossuet gestanden und das Urtheil, das er über seine Vermittlungsversuche gefällt hat, genauer kennen zu lernen.

Leibnitz, auf dessen Persönlichkeit und philosophische Ansichten wir noch später zurückkommen werden, hatte, wie vor ihm Calixt, gleichfalls sich Mühe gegeben, die Kirchenvereinigung herbeizuführen, und dieses Streben brachte ihn auch mit Bossuet in Berührung.

Wir müssen den Faden dieser Unionsversuche hier wieder aufnehmen, um die Stellung des deutschen Philosophen zu dem großen französischen Bischof darnach würdigen zu können. Leibnitz lebte vom Jahr 1676 am Braunschweigisch-Hannöverschen Hofe. Um eben diese Zeit bemühte sich besonders der Kaiser Leopold durch den Bischof von wienerisch Neustadt, Christoph Rojas (Roxas) de Spinola, einen gebornen Spanier, die deutschen Höfe zu bearbeiten, um sie wieder in die katholische Kirche zu locken. Mit kaiserlichen Vollmachten versehen, reiste Spinola 20 Jahre lang an den verschiednen Höfen umher und ließ sich auch mit angesehnen Theologen und Predigern in Gespräche ein. Einen besondern Erfolg versprach er sich an dem genannten Braunschweigischen Hofe, wo der lutherische Abt Molanus von Loccum, dem die Verhandlungen mit ihm von Seiten der beiden regierenden

*) Die sämmtlichen Actenstücke sind der Ausgabe, deren ich mich bedient habe, vorgesetzt.

**) Siehe Schröckh VII. S. 282. Es waren: Brueys, la Bastide und Noguier.

sogenannten Engelsbrüderschaft hervortritt *). Sie war aus dem Herzogthum Norfolk gebürtig (1633) und zeigte, wie sie selbst erzählt, sehr frühe Anlagen zur Melancholie. Sieben und zwanzig Jahre lang hatte sie mit ihrem Verwandten, Wilhelm Leade, im Ehestand gelebt; nach dessen Tod aber weihete sie sich allein Christo, den sie zu ihrem himmlischen Bräutigam erkor. Auch sie hatte, wie die Bourignon, Gichtel, Kuhlmann u. a., Visionen. Die ewige Weisheit selbst erschien ihr einmal auf einer glänzenden Wolke, begrüßte sie als die Jungfrau Gottes und kündete sich ihr als ihre geistliche Mutter an. Bei einer zweiten Erscheinung überreichte sie ihr ein goldnes Buch mit drei Siegeln, worin die Gesetze der Weisheit und die Verordnungen des Paradieses enthalten waren. Die Verzückte fiel zu den Füßen der himmlischen Weisheit nieder und gelobte ihr Gehorsam. Nun erschien ihr die Göttliche zum drittenmal und zwar dießmal nicht allein, sondern im Begleit jungfräulicher Engel und befragte sie, ob sie nicht in die Gesellschaft dieser himmlischen Jungfrauen aufgenommen werden wolle? Johanna bejahte es und ward auf eine unaussprechliche Weise mit den Geistern des Lichts vereinigt. Die Weisheit nahm nunmehr Abschied von ihr, indem sie ihr verhieß, sie werde ihr hinfort nicht mehr sichtbar erscheinen, aber ihr auf geistliche und verborgene Art die Geheimnisse des Reiches Gottes offenbaren.

Von dieser Zeit an schloß sich die himmlisch Beglückte nur an wenige ihr ähnlich gesinnte Männer an, mit denen sie Bekanntschaft gemacht hatte. Unter diesen verehrte sie besonders einen, der in der Geschichte des Mysticismus und des Visionenwesens nicht ohne Bedeutung ist, Johann Pordage. Sie nannte ihn ihren geistlichen Vater und wohnte in seinem Hause, so lange er lebte. Außer ihm gehörten noch besonders Thomas Bromley und noch einige andere Engländer (Eduard Hooker, Sparrow, Sabberton) zu ihren Auserwählten. Die Gesellschaft wuchs allmählig bis auf 100 Mitglieder an und nannte sich die philadelphische Gesellschaft. Johanna Leade erreichte das hohe Alter von 81 Jahren und erschien noch nach ihrem Tode einer ihrer

*) Corrodi, Geschichte des Chiliasmus III. S. 403 ff. Arnold, K. und K. Gesch. S. 199. b. 298 ff.

Verehrerinnen, einer Wittwe zu Utrecht, in einem Trauergewande, während auf ihrer Bruſt der gekreuzigte Erlöſer nebſt Johannes und Maria zu ſchauen waren.

Ihre Meinungen, die ſie in ihren Schriften niedergelegt hat, hängen mit denen ihrer Freunde Pordage und Bromley genau zuſammen und wir wollen daher auch hier nur das Gemeinſchaftliche ihrer Anſichten ins Auge faſſen. Dieſe laſſen ſich leicht in eine negative und poſitive Seite zerfällen. Im Negativen ſtimmen die Anhänger der Johanna Leade mit allen ähnlichen Myſtikern zuſammen, daß ſie den hiſtoriſch gegebenen Zuſtand der Kirche für eine bloße Karrikatur, für ein Zerrbild der wahren Kirche, für einen durchaus verdorbenen, keiner Verbeſſerung fähigen Zuſtand halten. „Von der Zeit an, ſagt Pordage *), da Chriſtus am Kreuz getödtet worden, die Apoſtel geſtorben und der Abfall eingekommen, iſt nie eine wahre chriſtliche, ſichtbare, verſammelte Kirche auf Erden geweſen, hat auch nie ſein können.“ Alles was unter dieſem Namen entſtanden iſt, ſind ihm antichriſtliche Kirchen und ſomit kann es für ihn auch keine wahren Kirchendiener geben. Aehnlich wie Poiret ſieht auch Pordage in der ſichtbaren Kirche Babylon und in den Glaubensſtreitigkeiten der Theologen einen Beweis der babyloniſchen Verwirrung, der die Aufrichtung des wahren himmliſchen Jeruſalems erſt ein Ende machen werde. Aehnliches behauptete Johanna Leade in ihren myſtiſchen Tractätlein. Weder die römiſchkatholiſche Kirche, noch die biſchöflichanglikaniſche, noch die presbyterianiſche, noch die der Wiedertäufer, noch die der Chiliaſten, noch auch die der Quäker konnte dem Ideal genügen, das ſie ſich von der wahren Kirche machte oder das die Viſionen ihr eingaben. Merkwürdig iſt beſonders die Oppoſition gegen die Quäker. Die Quäker hatten doch ſelbſt von dem gleichen Princip aus alles äußere Kirchenthum verworfen und gleichwohl wurden auch ſie wieder von Johanna Leade und Pordage den antichriſtlichen Secten beigezählt **), denn nur

*) Bei Arnold S. 297.

**) Gleicherweiſe ſchimpfte auch Gichtel ſeines Ortes über die Quäker; „ſie hätten vom s. v. Hurenkelch getrunken, ſprächen äußerlich viel vom innerlichen Lichte und lebten wie alle Weltkinder in Sorgen der Nahrung, ſammelten Schätze, mäſteten den Bauch; es ſtehe ihr Trieb in astro Veneris und habe in ſeinem Rade über ſich den eigenſinnigen Martem“ ſ. evang. Kirchenz. a. a. O. S. 692.

war in neuerer Zeit viel Gerede von einer hinterlassenen Hand Leibnitzens **) zu Gunsten des Katholicismus; allein es ist noch nicht erwiesen, daß jene Schrift, die La Mennais vor 20 Jahren mit großem Triumph veröffentlichte, wirklich die Lehre des Leibnitz enthalte, und zudem haben wir so entschiedne andere Aeußerungen Leibnitzens, die hinreichen, diesen Verdacht zu beseitigen. Allerdings dachte Leibnitz über manche Streitpunkte gemäßigter, als die Schaar der gemeinen Polemiker, er wußte aber wohl wie weit man im Nachgeben zu gehen habe, und als Bossuet ihn mit seinem bischöflichen Ansehn erdrücken wollte, da zeigte er sich wenigstens als deutscher Protestant. „Ich antwortete ihm," sagt er selbst, „mit Nachdruck und Festigkeit und nahm einen eben so hohen Ton an als er, um ihm zu zeigen, daß ich, so ein großer Controversist auch wäre, seine feinen Künste zu gut kenne, um durch dieselben überrascht zu werden." — „Man hat bisweilen von mir (sagt er ferner) geglaubt, daß ich eine große Neigung zur römisch

*) Dieser war 1651 schon katholisch geworden, s. oben Vorl. Seite 123.

**) Systema theologicum Leibnitii s. darüber Tholucks litterarisch Anzeiger 1833. No. 62.

Digitized by Google

Johann Gottfried Arnold. Geboren zu Annaberg im Meißner Erzgebirg, den 5. Sept. 1666*), erhielt Gottfried Arnold von seinem Vater, einem Schullehrer, eine gelehrte Erziehung. Er bezog im Jahr 1682 das Gymnasium zu Gera und 1685 die Universität Wittenberg, wo er sich auf Philosophie, Philologie und Theologie legte. Frühe faßte er eine gründliche Abneigung gegen das wilde Studentenleben auf den damaligen Universitäten, da man „unter den heidnischen Philosophen und Studenten zu Athen wohl schwerlich ein so ungezogenes, fleischlichgesinntes, wildes, lasterhaftes Wesen jemals gefunden habe, als bei unsern sogenannten christlichen Akademien.“ Vor dieser Rohheit schützte ihn vor allem sein Fleiß im Studiren, der bis ins Unmäßige ging. Nicht eben so aber schützte ihn dieser Fleiß vor Eitelkeit, sondern fachte diese vielmehr in ihm zur Flamme der Leidenschaft an. Nach vollendeten Studien kam Arnold nach Dresden als Hofmeister bei einem churſächsischen Rath. Hier wurde er mit Spener bekannt, dessen Collegia pietatis er besuchte. Nachdem er dann noch eine ähnliche Stelle in Quedlinburg bekleidet hatte, ward er im Jahr 1697 als Professor der Geschichte, die er sich seit längerer Zeit zu seinem Lieblingsfach erwählt hatte, nach Gießen berufen. Allein diese Stelle legte er schon nach einem Jahre nieder, weil er an sich erfahren hatte, daß die Beschäftigung mit den Wissenschaften seinem Seelenheil eher hinderlich als förderlich geworden sei. Ein solcher Schritt muß nach der Individualität dessen beurtheilt werden, der ihn thut. Nicht allen frommt alles, und so gewiß die Verwerfung der Wissenschaft im Allgemeinen eine tadelnswerthe Schwärmerei ist, so wenig möchten wir dem es zur Schwärmerei anrechnen, der nach einer Uebersättigung mit wissenschaftlichem Stoffe in die stille Ruhe der Betrachtung sich zurück sehnt. Arnold zog sich also nach Quedlinburg zurück, wurde nachher Hofprediger der Herzogin Sophie Charlotte von Sachsen-Eisenach zu Altstädt, drauf seit 1705 Prediger und Inspector zu Werben in der Altmark und endlich 1707 Prediger zu Perleberg in der Priegnitz, wo er den 30. Mai 1714 verstarb. Daß Arnold übrigens in seinem Leben viel studirt hatte,

*) Vergl. Reiz Historie der Wiedergeborenen IV. S. 259 ff. und die allgem. Encyclop. Thl. V.

daher einfach seine apostolische Würde entgegen; dreimal wie
holte er an ihn die Ermahnung, die Freiheiten der Kirche nicht
zutasten. Als dieser aber kein Gehör gab, erklärte er alle Mi
gebrauchen zu wollen, die Gott in seine Hand gelegt habe. „Kei
Gefahr, keinen Sturm werde er dabei fürchten, in dem Kreu
Christi allein sehe er seinen Ruhm **)."

Ludwig versammelte dagegen 1681 seinen Clerus auf einer Sy
ode zu Paris. Die versammelten Erzbischöffe und Bischöffe,
an der Zahl, und eben so viel Abgeordnete des zweiten Stand
sprachen sich im Sinne des Königs aus und faßten bei diesem A
lasse die berühmten vier Artikel ab, welche unter dem Namen
vier Grundsätze des gallikanischen Clerus bekannt sind. Die d
ersten waren nicht neu. Sie betrafen die Unabhängigkeit der we
lichen Gewalt von der geistlichen, die Oberherrlichkeit eines Conci
über den Papst und die Unantastbarkeit der Gebräuche und G
wohnheiten der gallikanischen Kirche. Der vierte Satz aber w
kühner als die übrigen, indem er, offenbar den bisherigen Ansicht
des Katholicismus entgegen, auch die geistliche Autorität d
Papstes beschränkte; denn also wurde festgesetzt: „Selbst in Fr

*) Wenn auch nicht dieser selbst, doch seine Umgebung, s. Rank
Geschichte der Päpste III. S. 160.

**) Ranke a. a. O. S. 163.

Digitized by Google

gen des Glaubens sei die Entscheidung des Papstes nicht unverbesserlich ohne die Beistimmung der Kirche." An diesen Grundsätzen hatte besonders Bossuet Antheil, ja, er verfaßte im Auftrage des Königs noch eine ausführlichere Vertheidigung dieser Grundsätze. Es blieb aber nicht bei Worten und Demonstrationen. Gestützt auf eben diese Grundsätze, besetzte vielmehr Frankreichs bewaffnete Macht die Grafschaft Avignon und rückte, nachdem der Streit sich noch weiter verwickelt hatte*), bis Rom vor. „Sie kommen mit Roß und Wagen," sagte der unerschrockene Papst, „wir aber wollen wandeln im Namen des Herrn**)." Innocenz wich keinen Fuß breit und blieb dem Systeme Roms und seinen eignen Grundsätzen getreu bis zu seinem Tode 1689. Erst unter seinen Nachfolgern, Alexander VIII. und Innocenz XII., ward das Verhältniß zwischen Frankreich und dem römischen Stuhl allmählig wieder hergestellt.

Wir wissen in der That nicht, ob wir in dem gegebenen Falle über Bossuets Protestantismus uns freuen sollen. Das Einmischen der weltlichen Macht in geistliche Dinge, wie Ludwig es versuchte, findet allerdings eine Analogie in einzelnen Parthien der Geschichte des Protestantismus (es hat viel Aehnliches mit dem Benehmen Heinrichs VIII.), aber es gehört dieß wahrlich nicht zur Lichtseite desselben, zumal wenn wir an Ludwigs Persönlichkeit denken, bei der die Kirche gewiß weniger versorgt war, als unter dem Schutze eines Innocenz. Der Tausch der geistlichen Suprematie gegen die weltliche Despotie war sicher kein Gewinn, dessen sich Frankreich, oder dessen sich gar der Protestantismus hätte freuen dürfen, der an Ludwig und seinen Dragonern einen viel grausamern Gegner hatte als an den Päpsten jener Zeit***).

---

*) Dieß geschah besonders durch den Streit über die sogenannte Quartierfreiheit (franchise, ital. franchigie). Nach einem alten Herkommen dienten nämlich die Wohnungen der fremden Gesandten in Rom Verbrechern u. s. w. zu Asylen. Innocenz, dem es um strenge Ordnung und Handhabung der Gerechtigkeit im Kirchenstaate zu thun war, konnte und wollte diesen Mißbrauch nicht länger dulden, Frankreich aber sich ein vermeintliches Vorrecht nicht entziehn lassen, auf welches doch die andern Mächte freiwillig Verzicht leisteten. Ludwig schickte daher 1687 den Marquis von Lavardin nach Rom und unterstützte ihn mit der obengenannten Militärmacht.

**) Ranke a. a. O.

***) Bedeutungsvoll sind mir daher die Worte eines neuern Schriftstellers erschienen, der dieselbe Ansicht noch bestimmter also ausspricht:

Von einer weit erfreulichern, wenn auch nicht vollkommen befriedigenden Seite erscheint uns das protestantische Element innerhalb der katholischen Kirche in dem Jansenismus, dessen Geschichte wir uns zuwenden.

Von den Niederlanden her kam der Streit nach Frankreich. Cornelius Jansen*), Professor der Theologie zu Löwen, nachmals Bischof von Ypern, war durch das angestrengte und gewissenhafte Studium des heil. Augustin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Lehre dieses Kirchenvaters von der Gnade und dem freien Willen unter den Händen der scholastischen Theologen vielfach entstellt worden sei, weßhalb er sich berufen glaubte, diese Lehre, deren Erforschung er sein halbes Leben gewidmet hatte**), wieder in der ganzen rücksichtlosen Strenge vorzutragen, in welcher die Protestanten (namentlich die Reformirten) sie schon seit den Tagen Luthers und Calvins vorzutragen gewohnt waren***). Die Schrift

---

„Der ganze jetzige Ruin des katholischen Clerus und der Kirche in Frankreich, somit die Entfremdung des Volkes von Religion, beruht auf zwei Punkten: in der unmittelbaren Verbindung des höhern Clerus und seiner Abhängigkeit von einem despotischen Hofe, der bald von Maitressen regiert wurde, und in der Unterdrückung der reformirten Kirche." Dr. Hermann Reuchlin, Geschichte von Port-Royal; der Kampf des reformirten und des jesuitischen Katholicismus unter Ludwig XIII. und XIV. 1. Bd. Hamb. 839. 8. — Ich bedaure sehr, diese tiefgehende und auch über verwandte Zweige sich gründlich verbreitende Monographie erst nach der Beendigung der mündlichen Vorträge zu meiner Belehrung haben benützen zu können und sehe mich daher genöthigt, auch bei der Herausgabe des Manuscripts meist nur in Anmerkungen darauf Rücksicht nehmen und nur einiges Wenige im Text darnach ergänzen und berichtigen zu können. Die gleichfalls angekündigte Beschreibung Port-Royals von Sainte-Beuve ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen.

*) Geb. 1585. Der Name ist nach einer noch jetzt auf der Küste der Nordsee verbreiteten Sitte zusammengesetzt aus Johanns Sohn. Sein Geburtsort ist das Dorf Ackoi in der holländischen Grafschaft Leerdam. Die Jesuiten behaupteten, Jansens Eltern seien reformirt gewesen, während die Jansenisten und die mehr Unparteiischen die Katholicität seiner Familie beurkunden. Reuchlin a. a. O. S. 304.

**) Er hatte in einem Zeitraum von 22 Jahren den Augustin nicht weniger als zehnmahl ganz und dessen Werke gegen die Pelagianer 30mal gelesen und den Heiligen selbst oft unter Thränen um seinen Beistand angefleht (ein psychologisches Seitenstück zu Melanchthon bei Abfassung der Augsburgischen Confession!).

***) Daher machten auch die Jesuiten auf den Namen Jansenius das Anagramm: Calvini sensus in ore. Reuchlin S. 337.

Jansens erschien erst nach seinem Tode, im Jahr 1640*), und machte großes Aufsehn. Vor allen andern katholischen Theologen traten die Jesuiten gegen Jansen und seine Lehre auf und vermochten den damaligen Papst Urban VIII., mehrere Sätze derselben zu verdammen. Die Sache wurde bald Parteisache, besonders in Frankreich, wo ein Jugend- und Universitäts-Freund Jansens, Johann du Vergier de Hauranne**), Abt des Benedictinerklosters von St. Cyran, die Studien und die Grundsätze seines Freundes theilte, und um welchen sich bald ein Kreis von Männern schloß, die durch hohe Tüchtigkeit ihrer Gesinnung, durch den Ernst ihrer Frömmigkeit, sowie auch durch ihre gründliche wissenschaftliche Bildung berufen schienen, ein neues Leben in der katholischen Kirche anzuregen und dem Treiben der Jesuiten einen festen Damm entgegen zu setzen. Der Sammelpunkt dieser Männer und auch der ihnen gleichgesinnten Frauen wurde bald das weibliche Cistercienser-Kloster Port-Royal des Champs unweit Versailles, und dann später das neue Port-Royal in Paris selbst, wohin das Kloster verlegt wurde***). Die vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft waren außer dem genannten Abt von St. Cyran die Aebtissin von Port-Royal Jacqueline Marie Angelica Arnauld und ihr Bruder Anton Arnauld, sammt noch andern Mitgliedern dieser Familie †), ferner Peter Nicole, Anton le Maitre, de Sacy, Pascal, Tillemont, Quesnel, der berühmte Racine und noch andre ausgezeichnete Männer. Alle diese wurden unter den Namen der Jansenisten zusammengefaßt und als eine Partei verketzert, die

*) Cornelii Jansenii, Episcopi Iprensis, Augustinus, seu doctrina S. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina, adversus Pelagianos et Massilienses. III. Eine Charakteristik des Werks bei Reuchlin S. 345 ff. und Beil. VII.

**) „Den Beinamen Hauranne, der Gütige, Wohlthätige, hatte sein Großvater sich während einer Hungersnoth durch Unterstützung der Nothleidenden erworben." „Bekanntlich ist gegenwärtig einer der ehrenwerthesten politischen Charaktere Frankreichs ein du Vergier de Hauranne, wie es überhaupt bezeichnend für die gegenwärtige Periode ist, daß die alten parlamentarischen Namen, die Bignon, Pasquier, Molé wiederum unter den bedeutendsten genannt werden." Worte Reuchlins S. 307.

***) Doch ward auch wieder Port-Royal des Champs ein Zufluchtsort der Mitglieder der Gesellschaft (Eremiten), s. Reuchlin.

†) Die Stammtafel und ausführliche Geschichte derselben s. bei Reuchlin.

Ueberdieß waren von jeher alle Secten, die von der Kirche ſich trennten, in der Abſicht das Innerliche an die Stelle des Aeußerlichen zu ſetzen, in einer Selbſttäuſchung befangen; denn kaum war die Trennung von der äußern Kirche vollzogen, als ſie ſelbſt wieder, beim erſten Verſuch eine Gemeinde zu bilden, in Aeußerlichkeiten und Förmlichkeiten, oft ſogar der lächerlichſten Art, verfielen, wie uns dieß namentlich die Quäkergeſchichte gezeigt hat. Wir haben damit den Beweis in der Hand, daß es rein unmöglich iſt, eine bloße Innerlichkeit darzuſtellen, die nicht alſobald wieder in irgend einer äußern Form heraustrete, und grade wo man aus Affectation des Innerlichen dieſe Form gewaltſam zurückdrängen will, bricht ſie am Ende nur um ſo greller hervor und zeichnet ſich dann im Unſchönen, im Barocken und Phantaſtiſchen aus, während die klare Frömmigkeit auch überall auf einen würdigen und kunſtgerechten Ausdruck ihres Weſens bedacht iſt.

Daß ferner alle Frommen und wahrhaft Begeiſterten in allen verſchiednen äußern Kirchen noch ein höheres Band anerkennen, das über der ſichtbaren Kirche hinausliegt, daß ſie ſich im Blick auf das ſich immer großartiger entfaltende Gottesreich die Hände darbieten im Geiſte zu einem Glaubens- und Liebesbunde, der in die Ewigkeit hineinreicht, das halte ich wieder für keine Schwärmerei, das halte ich für die Verwirklichung deſſen, was Chriſtus gewollt hat, als er ſagte, es ſoll eine Heerde und ein Hirte werden; aber die Zeit beſtimmen zu wollen, wann dieß geſchehe, und das was geiſtig gemeint iſt in äußern Zeichen und Merkmalen zu ſuchen, es nach Zahlen und Ziffern berechnen zu wollen, das halte ich allerdings für eine zwar unſchuldige, aber doch immer bedauerliche Schwärmerei.

Was endlich jenes innige Anſchließen des Gemüthes an Gott und an Chriſtus, jene myſtiſche Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott betrifft, ſo weiß ich wohl, daß manche ſchon von Schwärmerei reden, wo nur von ferne dieſe Idee angedeutet wird. Dann müßten wir aber das ganze Chriſtenthum für Schwärmerei halten, deſſen höchſte Aufgabe es ja iſt, dieſe Gemeinſchaft zu erhalten und zu befördern.

Zweierlei iſt es einzig, was auch hier wieder den Schwärmer vom Nichtſchwärmer unterſcheidet, das Ausſchließliche und

Nach Richelieus Tode erlangte St. Cyran seine Freiheit wieder. Er ward nun wie ein Heiliger verehrt, einem Johannes dem Täufer gleich geachtet, ja mit dem auferstandnen Christus selbst verglichen, der sich den Jüngern wiederzeigte, und als er wenige Monate drauf im October 1643 starb, „gingen (nach dem Ausdruck der Jansenisten) seine Schüler wie junge Adler unter seinen Flügeln hervor, Erben seiner Tugend und Frömmigkeit, die das, was sie von ihm empfangen, wieder andern überlieferten. Elias ließ Elisa's nach, die sein Werk fortsetzten*)."

Unter diesen zeichnete sich besonders Anton Arnauld aus, der in seiner Bekämpfung der Jesuiten der Vorgänger Pascals wurde und ein halbes Jahrhundert lang das Haupt der jansenistischen Partei war, ein Mann voll Geist und Kraft, streng in seinen Sitten, heitern Gemüthes und bei aller Zuversicht, die er in seine Ueberzeugung setzte, anspruchlos und bescheiden**). Er erreichte ein hohes Alter. Noch in seinem 80. Jahre hatte er die Psalmen auswendig gelernt, um seiner Seele einen würdigen Gegenstand der Meditation vorführen zu können, wann ihn die Beschwerden des Alters am weitern Arbeiten hindern sollten ***). Er behielt alle Stärke und Lebhaftigkeit seines Geistes bis zu seinen letzten Augenblicken, die ihn auf einem Dorfe bei Lüttich im Jahr 1694 erreichten. Nach seinem Wunsche wurde sein Herz nach Port-Royal gebracht, wo es in der dortigen Kirche als eine heil. Reliquie aufbewahrt wurde. So ein muthvoller Vertheidiger des Glaubens Arnauld war und so sehr er sich in diesem Glauben dem Protestantismus näherte, so ein eifriger Katholik war er, wo es sich um die Bekämpfung der wirklichen Protestanten handelte. Nicht nur führte er mit dem reformirten Prediger Jean Claude einen weitläufigen Streit über das Abendmahl, worin er die katholische Ansicht gegen die reformirte verfocht, sondern auch in andern Schriften griff er die Lehre der Reformirten als eine sittengefährliche, gottlose

*) Nach Ranke a. a. O. und Reuchlin S. 485 und 501.

**) Am meisten Aufsehn machte seine Schrift, die er im 30. Jahre herausgab: de la fréquente communion, worin er sich der Ceremonienwerkheiligkeit, welche die Jesuiten beförderten, ernstlich widersetzte, s. Reuchlin S. 521 ff. und vergl. Schröckhs Biographien 2. Bd.

***) Schröckhs Biographien II. S. 224.

Sechszehnte Vorleſung.

Die katholiſche Kirche, beſonders in Frankreich. Jacques Bénigne Boſſuet. Seine idealiſtiſche Erklärung des Katholicismus. Sein Verhältniß zu Leibnitz. Unionsverſuche. Chriſtoph Rojas de Spinola. Innocenz XI. und die gallikaniſche Kirche. Cornelius Janſen und der Janſenismus. St. Cyran. Arnauld. Pascal.

Wir haben nun bisher verſchiedne Richtungen des Proteſtantismus kennen gelernt, wie ſich derſelbe in dem Zeitraum vom 30 jährigen Krieg an bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelt hat. Wir haben geſehn, wie ſowohl in der lutheriſchen als in der reformirten Kirche die alte Streittheologie, die aus den Zeiten der Reformation her noch im Solde der Parteien ſtand, ihren Poſten noch immer auf Tod und Leben behauptete und manche Erbitterungen und Gehäſſigkeiten erzeugte, die uns ſchon früher das Bild des Proteſtantismus getrübt haben. Aber dieſes trübe Bild hat uns nicht abgeſchreckt auch nach den ſchönern und beſſern Erſcheinungen zu fragen und deren ſind uns Gottlob! ſolche begegnet, die wir mit Freuden als ächte Kinder des evangeliſch-proteſtantiſchen Geiſtes begrüßten. Sahen ſich dieſe Kinder auch nicht alle gleich, zeigte auch das eine vor dem andern einen freiern offenern Blick, eine heitrere Stirn, das andere wieder eine zärtere, weichere Natur, immerhin trugen ſie doch das ächte Familiengepräge des Proteſtantismus an ſich; und wenn wir ſchon früherhin beobachten konnten, wie es eben zwei Hauptrichtungen ſind, in denen ſich der Proteſtantismus darſtellt, ſo daß in der einen das Freiſinnige, Nüchterne, Verſtändige, Klare, in der andern das Tiefere, mächtig Religiöſe, poſitiv Gläubige vorherrſcht, ſo haben wir auch dieſe beiden Richtungen, die indeſſen nothwendig zuſammen gehören, in verſchiednen Miſchungen wieder gefunden. Calixt in der lutheriſchen, Samuel Werenfels in der reformirten Kirche waren uns Repräſentanten der erſtern Richtung, indem wir bei ihnen auf dem Grunde einer ſtillen, ſanften Frömmigkeit eine weiſe Mäßigung ſich entwickeln ſahen. Dagegen ſtellten uns Paul Gerhard und die meiſten der Liederdichter, ſowie Scriver und Heinrich Müller, na-

Buch gesehn zu haben *). Der Vater, von dieser Erscheinung freudig überrascht, zögerte nun auch nicht länger, den Sohn weiter in das Studium der Mathematik einzuführen, zu dem er den Beruf so glänzend an den Tag gelegt hatte, und innerhalb vier Jahren war der Schüler schon so weit gefördert, daß er als 16jähriger Jüngling mit einer Arbeit über die Kegelschnitte hervortrat, welche der berühmte Descartes als ein Meisterstück belobte. Nun hatte Pascal keine Ruhe mehr bis er das Höchste geleistet. Tag und Nacht sann er über neue Erfindungen und namentlich beschäftigte ihn während seines Aufenthaltes in Rouen, wohin er seinem Vater hatte folgen müssen, die Erfindung einer Rechenmaschine, die er im 19. Jahre zu Stande brachte. Aber schon jetzt hatte Pascals Gesundheit durch die vielen Anstrengungen einen gewaltigen Stoß erlitten, und er selbst gesteht, daß er seit seinem 18. Jahr nie von körperlichen Leiden befreit gewesen sei. Dennoch arbeitete er mit wenigen Unterbrechungen unermüdlich fort und gesellte zu den mathematischen Studien auch die der Naturforschung, bis er endlich auf eine gewaltsame Weise aus seiner bisherigen Bahn herausgeworfen und von dem wissenschaftlichen in das religiöse Gebiet hineingewiesen wurde. Ein Todesschrecken brachte ihm (wenigstens nach einigen Erzählungen) diese neue Lebensrichtung **). Es war im Jahr 1654, mithin in seinem 31. Lebensjahre, als er über die Brücke von Neuilly fuhr und die Pferde scheu wurden, so daß er schon eine Beute des Abgrundes zu sein glaubte, über den die Brücke führte. Nur durch ein Wunder glaubte er sich gerettet. Aber die tosende Kluft öffnete sich fortwährend vor dem Auge seines Geistes und der einmal empfundene Schrecken wirkte erschütternd auf das ganze Nervengebäude zurück. Große Männer haben oft in solchen gewaltigen Ereignissen einen Wink des Himmels gefunden, der ihr Schicksal bestimmte. So Luther in dem Blitzstrahl, der an seiner Seite abglitt, so Pascal in dem Ereigniß bei Neuilly. Hatte er schon früher seinen Geist vorzugsweise der Betrachtung

*) Wie er Selbsterfinder war in der Mathematik, so auch später in der Theologie. Der Jansenist de Sacy giebt ihm das Zeugniß, daß er, ohne die Väter der Kirche gelesen zu haben, von sich selbst auf dieselben Wahrheiten gekommen sei. Reuchlin S. 576.

**) Doch erwähnt Madame Périer dieses Umstandes nicht. Nach Bayle u. A. entsagte er schon vom 24. Jahr an den Wissenschaften.

Er hielt es für Unrecht, um einiger Bequemlichkeit willen sich nach
geschicktesten Arbeitern umzusehn; vielmehr soll man fragen, wel
die ärmsten seien und diesen etwas zu verdienen geben, ein Gru
satz freilich, den die heutigen Industriellen schwerlich billigen wer
Auch meinte er (gleichfalls im Gegensatz gegen die Tendenzen un
jetzigen Zeit), daß die Versorgung der Armen in Spitälern
Armenanstalten noch kein Beweis von christlicher Liebe sei; s
soll vielmehr den Armen durch die Armuth dienen **), die Arm
mit ihnen theilen, arm werden um ihretwillen wie Christus
ward um unsertwillen, in ihrem Elend sie aufsuchen und trö
Das sei der ächte Sinn Jesu, den er von seinen Jüngern verla
Eine Gesinnung freilich, die man schneller als eine überspannte
urtheilt, als daß man sich den Kern derselben aneignet! Auch n
Pascal die größte Uneigennützigkeit bei der Menschenliebe beoba
wissen, daher er sogar alle natürliche und persönliche Zuneig
zu andern Menschen, alle Anhänglichkeit an ein Geschöpf

---

*) Doch setzte er einige Forschungen, wie die über die Rou
(das Gesetz der rollenden Körper), fleißig fort.

**) Il faut servir les pauvres pauvrement.

Digitized by Google

etwas Sündliches hielt, das die rechte Liebe eher hindere, die ja nur eine Liebe in und aus Gott sein soll. So beobachtete er nach seiner eignen Schwester Zeugniß sogar gegen seine Geschwister eine scheinbare Kälte, um nicht in der reinen Liebe gestört zu werden, die Gott und allen Menschen gehörte. Neben den Werken der Wohlthätigkeit, die er im Sinne seiner Kirche übte, beobachtete Pascal auch die Gebräuche dieser Kirche mit der größten Gewissenhaftigkeit. Seine Schwester erzählt von ihm, wie er besonders in der letzten Zeit seines Lebens mit besonderm Vergnügen die Tempel besucht und den heiligen Reliquien seine Verehrung erwiesen habe. In seinem Taschenkalender zeichnete er sich alle die Oerter, wo an dem einen oder andern Tag besondere Andachten gefeiert wurden, auf und erfüllte da mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit alles, was der Ritus der Kirche vorschreibt, so daß eine fromme Person bei diesem Anlaß zu dem Ausspruch sich bewogen fand: „Gottes Gnade zeige sich bei großen Geistern in kleinen Dingen, während sie bei den gewöhnlichen Geistern durch Großes und Außerordentliches sich kund gebe." Diese kindliche Einfalt, womit er die Religion seiner Kirche im Herzen bewahrte und im Leben ausübte, überraschte sogar seinen Beichtvater, der von einem so großen Geiste diese Fügsamkeit nicht erwartet hatte. Diese Fügsamkeit rührte aber von den ersten Jugendeindrücken Pascals her. Sein Vater hatte ihm so sehr die katholische Religion als eine von Gott geoffenbarte ans Herz gelegt, und sie ihm als eine solche dargestellt, die über alle Zweifel und Angriffe erhaben sei, daß Pascal bei seinem großem alles andere zersetzenden Scharfsinn auch niemals in Versuchung gerieth, an der Wahrheit derselben zu zweifeln und sich somit alle die Kämpfe ersparte, durch welche sonst weiter denkende Menschen gemeiniglich hindurch müssen, seien sie Katholiken oder Protestanten.

Wie sein Leben, das übrigens bei seiner Kränklichkeit ein beständiges Sterben genannt zu werden verdient, so war auch sein Ende. Er hatte aus Barmherzigkeit einen armen Menschen mit seiner ganzen Familie in sein Haus aufgenommen. Eins dieser Kinder erhielt die Blattern. Da nun die Schwester Pascals aus Furcht der Ansteckung das Haus ihres Bruders mied, konnte es dieser nicht übers Herz bringen, den armen Mann mit seinem

anknüpfen wollen, in St. Cyran, Arnauld und Pascal, und als Repräsentant des dritten steht am vollendetsten Fénélon da, neben einem la Combe und der Frau von Guyon. Lassen Sie uns zuerst Bossuets Charakter und seine Wirksamkeit etwas genauer ins Auge fassen.

Jakobus Benignus (Jacques Bénigne) Bossuet wurde den 27. Sept. 1627 zu Dijon geboren und von seinen in Ehr' und Ansehn stehenden Eltern von Jugend auf dem Dienst der Kirche geweiht, und deßhalb den Jesuiten zur Erziehung übergeben. Er studirte in Paris Theologie und wurde 1652 Doctor der Sorbonne. Durch seine glänzende, in dem Prunkgewande der Philosophie und der Gelehrsamkeit einherschreitende Beredsamkeit zog er bald die Bewunderung aller Gebildeten, namentlich des Hofes auf sich. Die Fastenreden vom Jahr 1666 und die Adventspredigten von 1668 verschafften ihm im Jahr 1669 das Bisthum Condom (in der Gascogne), wie er denn auch durch seine Leichenrede auf den Tod der verwittweten Königin, sowie überhaupt durch die Blumen, die er auf die Gräber der Großen ausstreute, sich in dem Grade den Ruhm eines Schönredners erwarb, wie ihn der einfache Charakter des Evangeliums kaum verträgt. Bald nach seiner Erhebung zum Bischof von Condom ward er Erzieher des Dauphin, und im Jahr 1681 verschaffte ihm die Gunst des Königs das bei Paris nahegelegene Bisthum von Meaux. In schneller Folge ward er mit noch andern geistlichen und weltlichen Ehrenstellen überhäuft. Er ward Hofprediger (Aumonier) der Dauphine, späterhin der Herzogin von Burgund, auch Mitglied des Staatsraths und der königl. Akademie. Endlich verschaffte er sich durch seine Einleitung in die Weltgeschichte einen eben so hohen Ruhm als durch seine Predigten und starb als ein Greis von 77 Jahren den 12. April 1704 zu Paris. Man hat Bossuet häufig einen Hoftheologen genannt und damit sein Wesen und seinen Charakter nicht übel bezeichnet. Man würde aber Unrecht thun mit diesem Ausdruck eine absolut schlimme Vorstellung verbinden zu wollen. An einer edlern Geistesrichtung, an sittlicher Kraft, die dem herrschenden Verderben mit Würde entgegen trat, fehlte es dem großen Bossuet nicht, und sein frommer Eifer, den er bei verschiednen Anlässen bewies, wurzelte gewiß nicht allein in der Selbstgefälligkeit oder der geistlichen Herrschsucht, obwohl er

ständlich, die ein aufrichtiges Herz dazu mitbringen; die Andern fänden darin nur Finsterniß.

Es war also gewiß nicht pharisäische Selbstgerechtigkeit, sondern nur die Anerkennung dessen, was die Gnade Gottes in ihm wirkte, wenn er sich selber folgendes Zeugniß gab: „Ich liebe die Armuth, weil Christus sie geliebt hat. Ich liebe die Güter dieser Welt, weil sie mir ein Mittel an die Hand geben, den Elenden zu helfen. Ich bewahre Treue gegen Jedermann. Denen, die mich beleidigen, vergelte ich nicht Böses mit Bösem, sondern ich wünsche ihnen eine Gemüthsverfassung, wie die meinige, wo man von den meisten Menschen weder Gutes noch Böses empfängt. Ich bemühe mich, immer wahrhaft, aufrichtig und treu zu sein gegen Jedermann und habe ein zärtliches Herz gegen die, welche Gott enger mit mir verbunden hat, und ob ich allein sei oder im Angesicht der Menschen, so habe ich bei allen meinen Handlungen Gott vor Augen, der sie beurtheilen wird und dem ich mein Dichten und Trachten geweiht habe. Das sind meine Gesinnungen, und täglich lobpreise ich meinen Erlöser, der diese Gesinnungen in mich gelegt und aus einem Menschen voll Schwachheit, voll Elend, voll Begierde, Stolz und Ehrgeiz einen neuen Menschen geschaffen hat, der von allen diesen Uebeln befreit ist durch die Kraft der Gnade, der ich alles verdanke, während ich von mir selber nichts habe als das Elend und den Abscheu."

Man hat Pascals Frömmigkeit eine krankhafte genannt; ich möchte lieber sagen, es war die Frömmigkeit eines Kranken, und so mag sie auch zunächst bei ähnlich geprüften Menschen Sympathie erwecken. Allerdings ist es zu weit gegangen, wenn Pascal behauptete, die Krankheit sei das eigentliche Naturell der Christen. Er schloß dieß daraus, weil wir in Krankheiten das gezwungen sind, was wir im gesunden Zustand freiwillig sein sollten, gehorsam, friedfertig, willenlos. Indessen ist ja eben diese passive Tugend nicht die allein, welche das Christenthum von uns verlangt, am wenigsten wenn sie uns abgenöthigt wird durch die Umstände. Krankheit und Gesundheit sind so wenig als Armuth und Reichthum, als Leben und Tod die Bedingungen der Frömmigkeit, sondern jener Sinn ist es, den Paulus hatte und der ihn sagen ließ: ich kann niedrig sein und kann hoch sein, ich bin in allen Dingen

Siebzehnte Vorlesung.

Luther und Pascal. Die Provinzialbriefe. Moral der Jesuiten. Fortsetzung des Jansenistenstreites. Port-Royal. Vergleichung des Quietismus mit dem Pietismus. Der Quietismus. Michael Molinos. Die Guyon und la Combe. Fénélon.

Wenn wir in der vorigen Stunde den großen Pascal im Erkenntniß des katholischen Glaubens haben sterben sehen, so uns das nicht abhalten, auch zugleich die reformatorisch-protestantische Seite an diesem merkwürdigen Charakter zu beachten diese mit in unsere Geschichte des Protestantismus zu verflechten. Wir müssen uns nur über die Begriffe verständigen. Verstehen wir unter dem Protestantismus das in seiner dogmatischen Bildung dastehende Lehrsystem, wie es dem der katholischen Kirche gegenüberstellte, so gehört Pascal allerdings nicht zu den Protestanten, sondern vielmehr zu ihren Gegnern, wie die Jansenisten überhaupt. Gehn wir aber auf den Grund und Ursprung der Reformation zurück, fragen wir: was hat die Reformation hervorgerufen, was hat namentlich einen Luther zuerst auf den Kampf

Digitized by Google

herausgerissen, so war es die durch den Ablaßkram verkehrte Heilsordnung, der er einen frischen, lebendigen Glauben, es war die entstellte und zur Unsittlichkeit entwürdigte Sittenlehre, der er einen ernstern Sinn und strengere Anforderungen an das Gewissen entgegenstellte. Auf diesem praktischen Boden finden wir Pascal wieder, dessen äußere Lebensschicksale sogar mit denen Luthers einiges gemein haben. Pascal hatte gegen die Jesuiten und ihre laxe Moral einen ähnlichen Kampf zu bestehn, wie Luther gegen Tezel. Als Luther jenen Kampf anfing, war er im Uebrigen noch ein eben so guter Katholik als es Pascal bis an sein Ende blieb, und wenn wir daher von einem protestantischen Element in Pascals Wesen reden, so denken wir eben dabei vorzüglich an seine Polemik gegen die verderbliche Moral der Jesuiten. Es ist bekanntlich jenes witzige Buch, das unter dem Namen der Provinciales bekannt ist und das zuerst im Jahr 1656 unter dem angenommenen Namen Louis de Montalte erschien *), was nächst den Pensées den Namen Pascals unsterblich gemacht hat. Pascal kleidete seine Satire in das Gewand von Briefen. Er suchte besonders das Zweideutige, hinter Ausflüchte und Ausbeugungen sich versteckende Verfahren der Jesuiten, das sich auf die Lehrsätze ihrer angesehensten Schriftsteller gründete, in ein grelles Licht zu stellen, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß nicht alle die Folgerungen, welche Pascal aus diesen Sätzen zieht, wirklich von allen Mitgliedern des Ordens seien gemacht worden und Pascal selbst verwahrt sich gegen diesen Mißverstand. Waren es doch sogar einzelne Männer aus dem Jesuitenorden, wie der Jesuit Louis Bourdaloue, welche durch musterhafte Frömmigkeit mitten in einem verdorbenen Zeitalter sich auszeichneten. Es dürfte indessen hier der Ort sein, die Sittenlehre der Jesuiten, im Gegensatz gegen die der Jansenisten, etwas ausführlicher zu besprechen, namentlich mit Rücksicht auf Pascals Provinzialbriefe.

Man würde dem Stifter des Ordens, Loyola, gewiß Unrecht thun, wenn man ihn beschuldigen wollte, er habe mit Bewußtsein und Absicht eine leichtfertige Moral in die Kirche einschwärzen wol-

*) Lettres écrites par Louis Montalte à un provincial de ses amis. Dieser Freund war Perrier, der Schwager Pascals. Montalte nennt er sich nach seinem gebirgigen Vaterlande Auvergne s. Reuchlin S. 633.

sieht in der Lehre der Jesuiten, wie sich alles, das Wahrste
Heilsamste, unter den Händen der Menschen in ein Unwahres
Verderbliches verkehren läßt. Daß ein klar erkannter wirk
guter Zweck auch redlich verfolgt werden müsse, und daß, wer
sen guten Zweck wolle, auch nothwendig die Mittel wollen mü
die dazu führen, ja daß diese Mittel, eben weil sie zum Guten
Rechten führen, auch niemals schlecht sein können, daß also in
That der heilige Zweck auch die Mittel selbst heilige, d. h. daß
jedes unheilige Mittel ausschließe, ist ein Satz, dessen Richtig
auch die ächt christliche Sittenlehre wird anerkennen müssen. Ebe
ist es wahr, daß bei all unsern Handlungen nicht sowohl die äu
Handlung selbst, wie sie in die Erscheinung fällt, als die Ges
nung, in der sie geschieht, in Betracht komme und daß nach d
ser der Mensch zu beurtheilen sei. Dieß ist sogar der wahre p
testantische Grundsatz. Allein statt Zweck und Mittel, Gesinnu
und That in ihrer innern Verbindung, in ihrer innern nothw
digen Einheit aufzufassen, rissen die Jesuiten beides willkür
auseinander, setzten hier den Zweck und dort die Mittel, hier
Gesinnung und dort die Handlung und dachten sich so die M

*) Loyola war an der spätern Moral der Jesuiten vielleicht e
so unschuldig, als die frühere Bußdisciplin der Kirche an dem Ablaßkr

lichkeit aus, daß auch schlechte Mittel zu einem guten Zwecke führen, daß auch verwerfliche Handlungen bei einer scheinbar guten und unschuldigen Gesinnung bestehen könnten. Da kamen denn freilich solche sittliche Monstra heraus, wie die Briefe Pascals sie uns vorführen, so daß es z. B. keine Sünde ist, einen im Zweikampf zu tödten, so bald man nur die Absicht hat, seine Ehre dabei zu retten, nicht aber sich zu rächen; oder daß man keck eine Unwahrheit sagen darf, wenn man nur im Stillen sich etwas anders dabei denkt, als das was man ausspricht (die sogenannte Mentalreservation). Dadurch wurde natürlich alle Moral, alles was Treu und Glauben heißt, über den Haufen gestoßen und alles einer zersetzenden Gewissensdialektik preisgegeben, die für jeden einzelnen Fall wieder eine eigne Regel und für jede Regel wieder eine Ausnahme wußte. Das Bodenlose und Schwankende der jesuitischen Moral sprach sich am kühnsten aus in der Lehre des sogenannten Probabilismus, die auch Pascal mit scharfen Waffen angegriffen hat. Der Probabilismus ist mit andern Worten ein sittlicher Skepticismus, eine moralische Zweifelsucht, deren Ende die Verzweiflung an aller sittlichen Wahrheit überhaupt ist. Sein Grundsatz ist der, daß es eigentlich keine Grundsätze giebt, sondern daß man es, statt zur Wahrheit, nur zur Wahrscheinlichkeit bringe in der Erkenntniß des Sittlichen. Und diese Wahrscheinlichkeit selbst, wonach soll sie sich richten? Einzig nach der Meinung Anderer. Jede Handlungsweise, die den Ausspruch irgend eines angesehnen Lehrers für sich hat, ist probabel, und gesetzt auch daß ihr der Ausspruch irgend eines andern angesehnen Lehrers widerspräche, so darf man sie doch nicht als falsch aufgeben, sondern man kann getrost zwischen beiden Autoritäten wählen, in der Ueberzeugung, daß man nicht ganz schlecht wähle. Dieses sich Stützen auf diese äußere Autorität, selbst da, wo sie mit sich im Widerspruch ist, hängt wieder so genau zusammen mit dem ganzen äußerlichen und zugleich hierarchisch-servilen Geiste des Jesuitismus, so daß man sich wundern müßte, wenn es anders wäre. Der blinde äußere Gehorsam gegen die menschliche Autorität ist ja das oberste Princip der jesuitischen Moral, und aus dieser konnte nie eine selbstständige sittliche Gesinnung sich entwickeln. Dieser laxen, unsichern Moral der Jesuiten gegenüber, bildete sich nun nachgerade die strenge Lehre der Jansenisten

aus, zu der Arnauld und Pascal gehörten. Diese janseniſtiſche Moral ruhte ganz und gar auf der Lehre Auguſtins von dem menſchlichen Grundverderben und der Unfreiheit unſers natürlichen Willens, und machte zugleich die ſtrengſten Forderungen an den Willen des Einzelnen, und eben darin traf ſie mit der proteſtantiſchen Lehre überein. Ich muß hier eine Bemerkung machen, die in der That einiges Nachdenken verdient. Man hat dem auguſtiniſchen Syſtem nicht ohne einigen Schein vorgeworfen, es zerſtöre die Sittlichkeit, indem es alle Zurechnung und Verantwortlichkeit aufhebe. Und in der That ſcheint eine Lehre, welche dem Menſchen die Kraft abſpricht, ſich freiwillig für das Gute zu entſchließen und alles von der Gnade und Vorherbeſtimmung Gottes abhängig macht, zu der gefährlichen Folgerung hin zu führen, es ſei ſomit gleichgültig ob der Menſch ſich ſeines Orts bemühe oder nicht; ſei er zur Seligkeit beſtimmt, wohl und gut, ſo werde er ſelig ohne ſein Zuthun, und ſei er der Verdammniß verfallen, ſo helfe ihm auch da keine Buße und kein Streben. Wir wollen auch nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe gefährliche Folgerung hie und da gemacht worden iſt und daher das Bedenkliche der auguſtiniſchen Lehre keineswegs läugnen, zumal wo ſie von ungeſchickten Händen angefaßt wird. Aber das erfordert einmal die hiſtoriſche Wahrheit, zu bekennen, daß in der Regel die Männer und Parteien, welche ſich zu dem Syſtem Auguſtins bekannten, grade die waren, die ſich durch ſtrengere Sittlichkeit auszeichneten, während die, welche die menſchliche Freiheit ſcheinbar höher ſtellen, gewöhnlich keine glänzenden Früchte derſelben blicken ließen. Woher kommt dieß wohl? Ich denke mir die Sache ſo. Theoretiſch haben allerdings die Unrecht, welche dem Menſchen alle Kraft abſprechen, ſich für das Gute zu entſcheiden, oder doch wenigſtens dem göttlichen Rufe, der an ihn gelangt, ſich aufzuſchließen; aber da dieſer theoretiſche Irrthum nichts anderes iſt als die bloße einſeitige Darſtellung und Uebertreibung einer religiöſen Wahrheit, nämlich der Wahrheit, daß wir allerdings ohne Gott nichts vermögen, ſo kann dieſer Irrthum bei wirklich frommen Menſchen nie praktiſch gefährlich werden; denn indem ſie mit Verzichtleiſtung auf alles eigne Verdienſt, und nach ihrer Meinung ſogar willenlos, dem göttlichen Triebe ſich hingeben, können ſie ja eben nicht anders als gut und edel handeln und beſchämen durch dieſe ſtille, hingebende,

demüthige Tugend ſogar oft die, welche im ſtolzen Gefühl ihrer eignen Freiheit ſich auch nach Belieben ihr eignes Geſetz machen und daher eben ſo viele Niederlagen ihrer ſittlichen Kraft als Siege derſelben erleben. Auguſtin, nach ſeiner Bekehrung, Luther und die Reformatoren überhaupt, die Pietiſten in der proteſtantiſchen und eben ſo die Janſeniſten in der katholiſchen Kirche, ſind uns ſprechende Belege zu dieſer Behauptung. — Es beruht aber dieſe Erſcheinung weſentlich darauf, daß von den Einen die Freiheit noch zu oft mit der Willkür verwechſelt und von den Andern die Wirkungen Gottes und die Thaten und Geſinnungen der Menſchen ſchroff als bleibende Gegenſätze gefaßt werden, während doch bei den wahrhaft Frommen und Wiedergeborenen beides in und mit einander wirken ſoll, da ja auch in dem Erlöſer ſelbſt der menſchliche Wille kein anderer war als der Wille des Vaters. Da nun auch wir nur wahrhaft frei werden, inſofern der Sohn uns frei macht, d. h. inſofern ſeine Geſinnung mehr und mehr die unſrige wird, ſo iſt klar, daß Gnade und Freiheit einander nicht ausſchließen, ſondern vielmehr nur die zwei Aeußerungen des einen religiös-ſittlichen Lebens ſind, die eine nach der religiöſen, die andere nach der ethiſchen Seite hin. Wenn nun der Janſenismus eben durch dieſes Anſchließen an die auguſtiniſche Dogmatik eine Verwandtſchaft mit dem Proteſtantismus hat, ſo hat er ſie auch noch von einer andern Seite, obgleich nur in beſchränkterm Maße, nämlich von Seite der Oppoſition, die er gegen die menſchliche Autorität und namentlich gegen die Allgewalt des Papſtes bildete. Zwar erkannten die Janſeniſten die Oberherrlichkeit des Biſchofs zu Rom an, wie alle übrigen Katholiken; als aber die Entſcheidungen des päpſtlichen Stuhles ungünſtig für die Lehre des Janſenius ausfielen, da gerieth die abſolute Unterwürfigkeit unter dieſen Stuhl in Conflict mit der dogmatiſchen Ueberzeugung.

Schon zu Anfang des Streites hatte nämlich Urban VIII. einige Behauptungen des Janſenius mißbilligt. Noch beſtimmter erklärte ſich Innocenz X. in einer Bulle, indem er 5 Sätze aus der Lehre des Janſenius heraushob, die er als ärgerliche, gottesläſterliche und ketzeriſche Sätze bezeichnete. Dieſe Sätze bezogen ſich auf das menſchliche Verderben, das die Janſeniſten im ſtrengſten Sinne behaupteten, auf die Wirkungen der Gnade, die Gnaden-

wahl u. s. w.*). Gegen die Verdammung dieser Sätze durften die Jansenisten nicht unbedingt sich auflehnen, ohne die Untrüglichkeit des Papstes zu läugnen und dadurch sich förmlich auf den protestantischen Standpunkt zu stellen, was sie ihrer Seits vermeiden wollten. Sie erklärten demnach, daß der Papst allerdings das Recht habe, die genannten Sätze zu verdammen, behaupteten aber zugleich, daß diese Sätze nicht die eigentlichen Lehrsätze des Jansenius seien, oder daß Jansenius sie nicht in dem Sinn geschrieben habe, in welchem der Papst sie verdamme. Untrüglich blieb somit der Papst nur in sofern, als er von dem Thatbestand wohl unterrichtet war; aber eben das Letztere läugneten die Jansenisten. Sie konnten also dasselbe versuchen, was schon vor ihnen andere Katholiken gethan hatten, sie konnten von dem übel unterrichteten Papst an den besser zu unterrichtenden appelliren. Allein auch dieser Ausweg wurde ihnen durch die päpstlichen Erklärungen abgeschnitten, welche dahin gingen, daß der Papst allerdings die Sätze des Jansenius richtig verstanden und sie eben in dem Sinne verdammt habe, in welchem sie ursprünglich seien geschrieben worden. Schon Innocenz selbst gab diese Erklärung (Sept. 1654) und eben so gab sie sein Nachfolger Alexander VII. Dieser wiederholte zugleich die Verdammung der Lehrsätze und suchte es dahin zu bringen, daß alle Geistliche Frankreichs diese päpstliche Constitution annehmen mußten, bei Verlust ihrer Aemter. Nun aber protestirten die Jansenisten von Neuem, indem sie dem Papst das Recht absprachen über eine Thatsache zu entscheiden. Ob ein dogmatischer Satz an und für sich richtig und kirchlich sei oder nicht, das, meinten sie, könne allerdings der Papst entscheiden. Eine solche Frage nannten sie eine Rechtsfrage (question de droit). Ob aber ein bestimmtes Individuum diese Lehre habe, die man ihr aufbürde oder nicht, ob ein bestimmtes Buch einen Lehrsatz wirklich so ausspreche oder nicht, das sei eine Frage der That (question de fait), über welche dem Papst keine Entscheidung zustehe. Wir müssen nun bekennen, wenn diese Unterscheidung von den Jesuiten her käme, wir würden sie ihrer würdig finden. Dießmal aber sind es die frommen Jansenisten, die

*) Die Bulle (in eminenti) erhielt Pfingsten 1653 die förmliche Sanction; abgedruckt bei Reuchlin S. 606 ff.

mit dieſer ſpitzfindigen Unterſcheidung ihr katholiſches Gewiſſen zu beſchwichtigen ſuchten, indem ſie mit andern Worten im Allgemeinen und in der Theorie die Untrüglichkeit des Papſtes anerkannten, im einzelnen Fall aber und in der gegebnen Wirklichkeit ſie läugneten, weil ſie ihnen ungelegen kam. Aber was ſollte eine ſolche abſtracte, allgemeine Untrüglichkeit, die im concreten, beſondern Falle dem Irrthum unterworfen war? Sie ſank zu einem leeren Nimbus, zu einer bloßen Form herab *). Wenn daher etwas, ſo berechtigt uns dieß zur Behauptung, daß der Janſenismus in ſeinem Fortſchritt zum Proteſtantismus auf halbem Wege ſtehn geblieben ſei. Mit dem einen Fuße (dem dogmatiſchen) ſtand er in dem Proteſtantismus, mit dem andern verwickelte er ſich zu ſeinem eignen Schaden in dem Netz der katholiſchen Gewiſſensfragen und der jeſuitiſchen Moral, die er ſelbſt mißbilligte. Allein dieſe nämliche jeſuitiſche Moral kam denn auch wieder dem päpſtlichen Stuhl trefflich zu ſtatten. Nachdem der Streit über question de fait und question de droit ſich immer weiter verworren und verwickelt und manche Gewaltthätigkeiten hervorgerufen hatte, hieb der ſonſt achtungswerthe Papſt Clemens IX. den Knoten damit entzwei, daß er im Jahr 1669 den Janſeniſten geſtattete, die päpſtliche Conſtitution ſeines Vorfahren mit einer Reſervation zu unterſchreiben, die ſo jeſuitiſch als möglich war; nämlich ſie ſollten die päpſtliche Bulle zwar aufrichtig, aber nicht einfach und unbedingt unterſchreiben (sincèrement, aber nicht purement et simplement). Das heißt doch wohl mit andern Worten aufrichtig und doch nicht ſo ganz aufrichtig; es ſollte ihnen eine Hinterthüre offen bleiben, die aber je nach Umſtänden auch dem wieder zur Falithüre werden konnte, der ſich dadurch zu retten meinte. Man nannte den Frieden den clementiniſchen; es war ein fauler Scheinfriede und der Streit dauerte ſomit auch unter den folgenden Päpſten (Innocenz XI. und Clemens XI.) fort. Ludwig XIV. verfolgte die Janſeniſten eben ſo eifrig, wie die Hugenotten, und nachdem er dieſe aus

*) Auch Reuchlin deutet S. 627. 28 auf den Widerſpruch, in welchen ſich die Janſeniſten (trotz der Höhe ihres Geiſtes und der Ehrlichkeit ihrer Geſinnung) verwickelten; denn „die Thatſache und das Glaubensgeſetz laſſen ſich einmal in der auf ihrer Tradition ruhenden katholiſchen Kirche nicht trennen.“

dem Lande gejagt, ruhte er nicht bis auch das letzte Bollwerk der Janseniſten zerſtört war. Das Kloſter Port-Royal ward zu Anfang des 18. Jahrhunderts, in den Jahren 1708—10, auf Antrieb der Jeſuiten dem Boden eben gemacht und ſelbſt die Leichname der ehrwürdigen Frommen, die da begraben lagen, wurden nicht geſchont; die Meiſten der übrigen flohen nach den Niederlanden, dem Vaterlande des Janſenismus und der Zufluchtſtätte ſo vieler Secten. Aber auch in Frankreich ſelbſt nahm der Streit kein Ende, ſondern flammte nur wieder von neuem im Gefolge von Erſcheinungen auf, die nicht mehr in den Rahmen unſrer dießmaligen Darſtellung fallen.

Man hat den Janſenismus häufig mit dem Pietismus zuſammengeſtellt und in der That ruhen beide Erſcheinungen auf ein und demſelben dogmatiſchen Hauptgrunde. Allein wenn ich ſchon früher daran erinnert habe, daß ſich zwiſchen beiden doch noch ein bedeutender Unterſchied finde, der ſowohl in der Verſchiedenheit der Confeſſionen als der Nationalität ſeinen Grund habe, ſo wird ſich uns dieſer Unterſchied jetzt mit ziemlicher Klarheit herausſtellen. Schon was das Dogmatiſche betrifft, finden wir bei dem Janſenismus, trotz aller auguſtiniſchen Glaubensſtrenge, doch auch wieder eine Art von pelagianiſcher Werkheiligkeit, wie wir ſie bei dem deutſchen Pietismus nicht antreffen. Ich erinnre nur an den eiſernen Gürtel Pascals. Einen ſolchen würde weder Spener noch Francke getragen haben. Wenn aber dieſe Zucht des Leibes bei dem Janſenismus an die katholiſche Askeſe erinnert, ſo finden wir dagegen in dem deutſchen Pietismus eine ſtrengere Zucht des Geiſtes, die, wenn Sie wollen, ſogar eine einſeitigere Richtung nimmt, als bei den Janſeniſten. Der Pietismus hat weder dramatiſche Schriftſteller, wie einen Racine, noch Satiriker, wie einen Pascal, aufzuweiſen*). Blieb doch der deutſche Pietismus den Einflüſſen der Kunſt auch auf dem Gebiete der ſprachlichen Darſtellung mit wenigen Ausnahmen verſchloſſen, während der

*) Witz und Satire ſind die geſchwornen Todfeinde des Pietismus. Höchſtens bringt er's zum Humor. Scherze und Myſtificationen, wie ſich die Janſeniſten gegen ihre Widerſacher erlaubten (ſ. z. B. Reuchlin S. 677.), würden die Pietiſten, ſchon aus ſtrenger Ehrfurcht gegen die Wahrheit, ſich nie erlaubt haben.

französische Jansenismus grade in der Schönheit des Stils und in der Handhabung einer correcten und eleganten Diction seinen weitlichen Triumph suchte, ja sogar die Eitelkeit, die ihn dabei beschlich, nicht immer zu verbergen wußte. Auch waren ja die Gegner, mit denen es die Jansenisten zu thun hatten, andere und feinere Leute, als die orthodoxen Polemiker, mit denen die Pietisten kämpften; anderer rein confessioneller Unterschiede nicht zu gedenken.

Wie indessen neben dem deutschprotestantischen Pietismus auch der Mysticismus wieder seinen eignen Verlauf hatte, so finden wir auch in der katholischen Kirche neben der jansenistischen noch eine andere Richtung sich aufthun, die zwar mit ihr in der dogmatischen Grundstimmung verwandt ist, die aber doch wieder ihre besondere Geschichte hat und mit der allgemeinen Geschichte des Mysticismus aufs Innigste zusammenhängt; es ist dieß der Quietismus.

Michael Molinos, ein spanischer Weltpriester, aus Saragossa gebürtig, und Doctor der Theologie, gab im Jahr 1675 zu Rom, wo er sich, ohne ein weiteres Amt zu bekleiden, aufhielt, ein Andachtsbuch unter dem Titel: geistlicher Wegweiser heraus, das in mehrere Sprachen übersetzt wurde und dem auch August Hermann Francke, der es ins Lateinische übersetzte, seinen Beifall nicht versagen konnte. Es war ganz in dem Geiste jener tiefern Herzensmystik geschrieben, die weniger darauf ausgeht, die Geheimnisse des Glaubens erkennen und erklären zu wollen, als mit der ganzen Kraft und Innigkeit des Gemüthes in dieselben sich zu versenken, im Anschauen des Göttlichen sich gleichsam zu verlieren und das eigne Ich völlig aufgehn zu lassen in Gott. Von der richtigen Beobachtung ausgehend, daß alle unsre Vorstellungen, unsre Worte und Begriffe nicht hinreichen, das Göttliche würdig zu bezeichnen und keine unsrer Thaten würdig sei, Gott zu preisen und zu verherrlichen, verlangte Molinos ein gänzliches Stillehalten der Seele, eine absolute Ruhe und Selbstvergessenheit, die nichts vor Gott verdienen, ja sogar nichts von ihm erbitten und verlangen, sondern Alles nur von ihm erwarten will: eine Gesinnung, die eigentlich von Gott nichts anderes begehrt als ihn selbst und an diesem seligen Gottesgefühl ein überschwengliches

Genügen findet. Bis dahin lautet alles schön und erbaulich. Molinos begnügte sich aber damit nicht. Er ging so weit, daß er behauptete, das sei das beste Gebet, das keine Worte, ja das sogar keine Gedanken habe, sondern wobei sich die Seele vollkommen leidend verhalte, so daß sie sich während des Gebetes nicht einmal des Betens bewußt sei. — Das war nun schon eine gefährliche Uebertreibung, die am Ende, vor lauter Eifer recht zu beten, gar nicht mehr betete. Noch gefährlicher war die andere Behauptung, daß sogar die Seele sich ihrer Sünden wegen nicht beunruhigen soll, weil schon in diesem Mißfallen an der Sünde ein geheimer Stolz sich rege, der nicht wolle vor Gott als ein Sünder erscheinen, den es ärgere, als Sünder erfunden zu werden. Vielmehr sollen auch die Sünden uns zum Heil gereichen, indem Gott vermöge seiner unaussprechlichen Weisheit nicht blos aus unsern Tugenden, sondern auch aus unsern Fehlern Himmelsleitern zu bilden wisse. — Diese reine Passivität, die sich alles Denkens, alles Strebens, alles Kampfes enthält, nannte Molinos die selige Finsterniß der Seele und das geistliche Märtyrthum. In der theologischen Sprache erhielt sie den Namen Quietismus von dem lateinischen quies (Ruhe.) —

Es läßt sich denken, daß die römischkatholische Kirche eine solche Lehre, die demnach auch alle äußere Heilsanstalten und alle vorgeschriebnen Buß- und Andachtsübungen verwarf und gering schätzte, nicht gutheißen konnte, so daß sie in der ihr zum Grunde liegenden Innerlichkeit schon ein geheimes protestantisches Gift wittern mußte, das dem Jansenismus verwandt war, ja dessen Grundsätze recht eigentlich auf die Spitze trieb.

Merkwürdiger Weise saß indessen grade damals ein Mann auf dem päpstlichen Stuhl, dessen strenge religiöse Grundsätze besser zu dem augustinischen System der Jansenisten und ihrer Geistesverwandten, als zu dem pelagianischen der Jesuiten paßte, deren gefährliche Moral er offen mißbilligte. Innorenz XI. nämlich hatte schon als Cardinal Odeschalchi das Buch des Molinos sehr erbaulich gefunden und er hütete sich daher als Papst wohl, die Sache von sich aus in Anregung zu bringen. Allein es fehlte nicht lange, so wurde er von Andern dazu aufgefordert, des Molinos Buch zu verdammen und zwar waren es auch hier wieder die

Jeſuiten, die das Feuer anſchürten. Der königliche Beichtvater, Père la Chaiſe, ließ durch den franzöſiſchen Geſandten, den Cardinal d'Etrées, eine Unterſuchung einleiten, die nun der Papſt genöthigt war durch ſein Anſehn zu unterſtützen, ſo ſehr er auch hoffte, den Angeklagten retten zu können. Die Gewalt der Kirche (oder der Jeſuiten) war aber mächtiger als die perſönliche Stimmung und Neigung des Papſtes. Molinos wurde 1685 ein Gefangener der Inquiſition. Zwei Jahre dauerte ſein Proceß und dieſer wurde im Jahre 1687 dahin entſchieden, daß der Verfaſſer des ketzeriſchen Buches in der Kleidung eines Büßenden mit einer brennenden Wachskerze in der Hand in eine Kirche zu Rom geführt wurde, wo er erſt die Akten ſeines Proceſſes anhören und dann ſeine Irrthümer abſchwören mußte. Während des Ableſens dieſer Irrthümer riefen viele Stimmen, entrüſtet über den Inhalt derſelben, zum Feuer! zum Feuer! (al fuoco.) Molinos leiſtete die Abſchwörung mit heiterm Geſichte und empfing die Abſolution; doch wurde er nicht freigegeben, ſondern in einem Kerker des Dominikanerkloſters verwahrt, wo er im Jahr 1696 ſtarb*). — Seine Lehre ward indeſſen nicht mit ihm erſtickt. Mehr Aufſehn als er ſelbſt machte jetzt in Frankreich eine Frau, die in der Geſchichte der katholiſchen Myſtik eine um ſo bedeutendere Stelle einnimmt, als in ihre Lebensſchickſale die eines Mannes verflochten ſind, den die katholiſche Kirche vielleicht mit noch größerm Rechte als Boſſuet unter die erſten ihrer Kirchenlichter zählt. Jeanne Marie Bouvières de la Mothe Guyon iſt die merkwürdige Frau, mit deren Leben und Meinungen wir uns bekannt machen müſſen, um zugleich an dem Faden dieſer Geſchichte der großen Perſönlichkeit Fénélons entgegengeführt zu werden.

Jeanne Marie Bouvières de la Mothe, die uns ihr Leben ſelbſt beſchreibt, das übrigens mit dem der Bourignon viel

*) Die ihm auferlegte Buße beſtand darin, daß er täglich zweimal den Roſenkranz beten, einmal das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß herſagen, dreimal in jeder Woche faſten, viermal im Jahr zur Beichte gehn und ſo oft das heil. Abendmahl empfangen ſollte, als es ſein Beichtvater von ihm verlangen würde. In der That eine allopathiſche Cur! Er mußte grade das Gegentheil von dem thun, was er gelehrt hatte, die Innerlichkeit ſeines Strebens durch die Aeußerlichkeit der Bußübungen verdrängen, vergl. Schröckh VII. S 53 ff.

schon frühe mit Zweifeln zu kämpfen. Sie glaubte, man habe nur darum von der Hölle erzählt, um ihr Furcht einzujagen. ihr aber einst ein fürchterliches Traumbild erschien, worin ihr Hölle mit den lebhaftesten Farben vorgemalt war, sah sie darin ei Beweis von der Wirklichkeit der Sache und klagte sich in der Bei so sehr über ihren Unglauben an, daß der Beichtvater drob staunte. Das Lesen der heil. Schrift wurde ihre Lieblingsbeschä gung und da sie ein glückliches Gedächtniß hatte, behielt sie meisten Geschichten derselben auswendig**). Dazu kam noch sonders das Lesen der Schriften des heil. Franz von Sales, der den katholischfranzösischen Mystikern ein ähnlicher Zündst wurde, wie Jakob Böhm bei den deutschlutherischen. Ueberd übte sie fleißig die Werke der Barmherzigkeit und fing auch sich allerlei Kasteiungen aufzuerlegen. Als sie in dem Leben Madam Chantal, der Freundin des heil. Franz von Sales, gele hatte, wie diese mit einem glühenden Eisen den Namen Jes auf ihr Herz gedrückt hatte, nahm sie einen Bogen Papier, auf d

---

*) La vie de Madame de la Mothe Guyon, écrite par ell même. 3 Voll.

**) Dieselbe Gedächtnißkraft haben wir auch bei Gichtel gefu den, s. oben.

Digitized by Google

Nach Richelieus Tode erlangte St. Cyran seine Freiheit wieder. Er ward nun wie ein Heiliger verehrt, einem Johannes dem Täufer gleich geachtet, ja mit dem auferstandnen Christus selbst verglichen, der sich den Jüngern wiederzeigte, und als er wenige Monate drauf im October 1643 starb, „gingen (nach dem Ausdruck der Jansenisten) seine Schüler wie junge Adler unter seinen Flügeln hervor, Erben seiner Tugend und Frömmigkeit, die das, was sie von ihm empfangen, wieder andern überlieferten. Elias ließ Elisa's nach, die sein Werk fortsetzten*)."

Unter diesen zeichnete sich besonders Anton Arnauld aus, der in seiner Bekämpfung der Jesuiten der Vorgänger Pascals wurde und ein halbes Jahrhundert lang das Haupt der jansenistischen Partei war, ein Mann voll Geist und Kraft, streng in seinen Sitten, heitern Gemüthes und bei aller Zuversicht, die er in seine Ueberzeugung setzte, anspruchlos und bescheiden**). Er erreichte ein hohes Alter. Noch in seinem 80. Jahre hatte er die Psalmen auswendig gelernt, um seiner Seele einen würdigen Gegenstand der Meditation vorführen zu können, wann ihn die Beschwerden des Alters am weitern Arbeiten hindern sollten***). Er behielt alle Stärke und Lebhaftigkeit seines Geistes bis zu seinen letzten Augenblicken, die ihn auf einem Dorfe bei Lüttich im Jahr 1694 erreichten. Nach seinem Wunsche wurde sein Herz nach Port-Royal gebracht, wo es in der dortigen Kirche als eine heil. Reliquie aufbewahrt wurde. So ein muthvoller Vertheidiger des Glaubens Arnauld war und so sehr er sich in diesem Glauben dem Protestantismus näherte, so ein eifriger Katholik war er, wo es sich um die Bekämpfung der wirklichen Protestanten handelte. Nicht nur führte er mit dem reformirten Prediger Jean Claude einen weitläufigen Streit über das Abendmahl, worin er die katholische Ansicht gegen die reformirte verfocht, sondern auch in andern Schriften griff er die Lehre der Reformirten als eine sittengefährliche, gottlose

*) Nach Ranke a. a. O. und Reuchlin S. 485 und 501.

**) Am meisten Aufsehn machte seine Schrift, die er im 30. Jahre herausgab: de la fréquente communion, worin er sich der Ceremonienwerkheiligkeit, welche die Jesuiten beförderten, ernstlich widersetzte, s. Reuchlin S. 521 ff. und vergl. Schröckhs Biographien 2. Bd.

***) Schröckhs Biographien II. S. 224.

Lehre an. Und doch näherte er sich auch wieder den protestantischen Grundsätzen darin, daß er das Lesen der Bibel in den Volkssprachen empfahl und, im Widerspruch mit den Bibelverboten der Päpste und der Jesuiten, als ein nothwendiges Mittel zur Seligkeit anpries.

Wir sehen also wie wunderlich in dieser Zeit noch immer protestantische und katholische Principien durcheinander gährten und wie dieselben Gegensätze, welche ein Jahrhundert zuvor die Kirchen auseinander getrieben, sich innerhalb der verschiednen Confessionen wiederholten.

Fast gleichzeitig mit Arnauld wirkte auch der große Pascal in einem ähnlichen Sinne.

Blaise Pascal*) ist geb. den 19. Juni 1623 zu Clermont in Auvergne, wo sein Vater Präsident des dortigen Steuercollegiums war. Dieser Vater, ein wissenschaftlich gebildeter Mann, widmete, da die Mutter früh gestorben war, der Erziehung seines Sohnes seine ganze Aufmerksamkeit. Schon als Kind verrieth Pascal große Fähigkeiten und setzte durch seine Fragen, die immer auf den letzten Grund der Dinge durchzudringen suchten, jedermann in Erstaunen. Als der junge Pascal sein achtes Jahr erreicht hatte, zog der Vater mit seiner Familie nach Paris und war auch der einzige Lehrer seines Sohnes. Ein durch und durch gründlicher Mann, wollte er auch den Unterricht nach strenger methodischer Abstufung vornehmen, aber der frühreife Geist des Sohnes durchbrach die Schranken bald. Bekannt ist die auffallende Erscheinung, wonach der 12jährige Knabe, noch ehe des Vaters Unterricht bis zur Geometrie vorgerückt war, die Grundsätze dieser Wissenschaft aus eignem Denktrieb herausentwickelte, indem er die 32 ersten Lehrsätze des Euklid mit einer Kohle an die Wand seiner Kammer malte, ohne je vorher den Euklid selbst oder ein ähnliches

*) Vergl. die Biographie seiner Schwester, Mad. Périer, vor der Ausgabe seiner Pensées, Amst. 1712, sowie die kurze Notice vor der Stereotypausgabe derselben; Bayle und die Biographie universelle u. d. A. und Reuchlin S. 631 ff. Die Dissertation von Rust de Blasio Pascale war mir nicht zur Hand. — S. Beuve (bei Reuchlin) nennt Pascal le Génie de Port-Royal, wahrscheinlich in einem feinen Doppelsinne; er war der eminenteste Geist (das Genie par excellence) und zugleich der Genius, der Schutzengel der Anstalt.

Buch gesehn zu haben*). Der Vater, von dieser Erscheinung freudig überrascht, zögerte nun auch nicht länger, den Sohn weiter in das Studium der Mathematik einzuführen, zu dem er den Beruf so glänzend an den Tag gelegt hatte, und innerhalb vier Jahren war der Schüler schon so weit gefördert, daß er als 16jähriger Jüngling mit einer Arbeit über die Kegelschnitte hervortrat, welche der berühmte Descartes als ein Meisterstück belobte. Nun hatte Pascal keine Ruhe mehr bis er das Höchste geleistet. Tag und Nacht sann er über neue Erfindungen und namentlich beschäftigte ihn während seines Aufenthaltes in Rouen, wohin er seinem Vater hatte folgen müssen, die Erfindung einer Rechenmaschine, die er im 19. Jahre zu Stande brachte. Aber schon jetzt hatte Pascals Gesundheit durch die vielen Anstrengungen einen gewaltigen Stoß erlitten, und er selbst gesteht, daß er seit seinem 18. Jahr nie von körperlichen Leiden befreit gewesen sei. Dennoch arbeitete er mit wenigen Unterbrechungen unermüdlich fort und gesellte zu den mathematischen Studien auch die der Naturforschung, bis er endlich auf eine gewaltsame Weise aus seiner bisherigen Bahn herausgeworfen und von dem wissenschaftlichen in das religiöse Gebiet hineingewiesen wurde. Ein Todesschrecken brachte ihm (wenigstens nach einigen Erzählungen) diese neue Lebensrichtung**). Es war im Jahr 1654, mithin in seinem 31. Lebensjahre, als er über die Brücke von Neuilly fuhr und die Pferde scheu wurden, so daß er schon eine Beute des Abgrundes zu sein glaubte, über den die Brücke führte. Nur durch ein Wunder glaubte er sich gerettet. Aber die tosende Kluft öffnete sich fortwährend vor dem Auge seines Geistes und der einmal empfundene Schrecken wirkte erschütternd auf das ganze Nervengebäude zurück. Große Männer haben oft in solchen gewaltigen Ereignissen einen Wink des Himmels gefunden, der ihr Schicksal bestimmte. So Luther in dem Blitzstrahl, der an seiner Seite abglitt, so Pascal in dem Ereigniß bei Neuilly. Hatte er schon früher seinen Geist vorzugsweise der Betrachtung

*) Wie er Selbsterfinder war in der Mathematik, so auch später in der Theologie. Der Jansenist de Sacy giebt ihm das Zeugniß, daß er, ohne die Väter der Kirche gelesen zu haben, von sich selbst auf dieselben Wahrheiten gekommen sei. Reuchlin S. 576.

**) Doch erwähnt Madame Périer dieses Umstandes nicht. Nach Bayle u. A. entsagte er schon vom 24. Jahr an den Wissenschaften.

der himmliſchen Dinge zugewendet, ſo ſollte dieß von nun an ſeine ausſchließliche Beſchäftigung werden. In der Wiſſenſchaft ſah er (ähnlich wie in der evangeliſchen Kirche die Schurmann und Arnold) einen Fallſtrick der Eitelkeit. Er entſagte daher faſt gänzlich den weltlichen Studien, ſo unſchuldig und harmlos ſie auch waren*). Dem Weltvergnügen hatte er ſich ohnedieß nie ergeben; aber auch den einfachſten Bequemlichkeiten des Lebens entſagte er nun und legte ſich ſogar gewaltthätige Büßungen auf. Nicht nur verſagte er ſich alles, was im Geringſten den Sinnen ſchmeichelt (wie er es denn ſchon für eine gefährliche Sinnlichkeit hielt, eine Speiſe ſchmackhaft zu finden), ſondern er erfand ſogar eigne Qualen für ſeinen Körper. Nach dem Zeugniß ſeiner Schweſter, der Madame Périer, die ſein Leben beſchrieben hat, trug er einen eiſernen Gürtel mit Stacheln auf dem Leib, den er ſich von Zeit zu Zeit ins Fleiſch drückte, um ſich vor eiteln Gedanken ſicher zu ſtellen. Er beſorgte ſelbſt ſeine Küche, ſein Bette, ſeinen Anzug und wollte keine Bedienung annehmen. Vielmehr ward er der Diener der Armen. Er hielt es für Unrecht, um einiger Bequemlichkeit willen ſich nach den geſchickteſten Arbeitern umzuſehn; vielmehr ſoll man fragen, welches die ärmſten ſeien und dieſen etwas zu verdienen geben, ein Grundſatz freilich, den die heutigen Induſtriellen ſchwerlich billigen werden! Auch meinte er (gleichfalls im Gegenſatz gegen die Tendenzen unſrer jetzigen Zeit), daß die Verſorgung der Armen in Spitälern und Armenanſtalten noch kein Beweis von chriſtlicher Liebe ſei; man ſoll vielmehr den Armen durch die Armuth dienen **), die Armuth mit ihnen theilen, arm werden um ihretwillen wie Chriſtus arm ward um unſertwillen, in ihrem Elend ſie aufſuchen und tröſten. Das ſei der ächte Sinn Jeſu, den er von ſeinen Jüngern verlange. Eine Geſinnung freilich, die man ſchneller als eine überſpannte verurtheilt, als daß man ſich den Kern derſelben aneignet! Auch wollte Pascal die größte Uneigennützigkeit bei der Menſchenliebe beobachtet wiſſen, daher er ſogar alle natürliche und perſönliche Zuneigung zu andern Menſchen, alle Anhänglichkeit an ein Geſchöpf für

*) Doch ſetzte er einige Forſchungen, wie die über die Roulette (das Geſetz der rollenden Körper), fleißig fort.

**) Il faut servir les pauvres pauvrement.

etwas Sündliches hielt, das die rechte Liebe eher hindere, die ja nur eine Liebe in und aus Gott sein soll. So beobachtete er nach seiner eignen Schwester Zeugniß sogar gegen seine Geschwister eine scheinbare Kälte, um nicht in der reinen Liebe gestört zu werden, die Gott und allen Menschen gehörte. Neben den Werken der Wohlthätigkeit, die er im Sinne seiner Kirche übte, beobachtete Pascal auch die Gebräuche dieser Kirche mit der größten Gewissenhaftigkeit. Seine Schwester erzählt von ihm, wie er besonders in der letzten Zeit seines Lebens mit besonderm Vergnügen die Tempel besucht und den heiligen Reliquien seine Verehrung erwiesen habe. In seinem Taschenkalender zeichnete er sich alle die Oerter, wo an dem einen oder andern Tag besondere Andachten gefeiert wurden, auf und erfüllte da mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit alles, was der Ritus der Kirche vorschreibt, so daß eine fromme Person bei diesem Anlaß zu dem Ausspruch sich bewogen fand: „Gottes Gnade zeige sich bei großen Geistern in kleinen Dingen, während sie bei den gewöhnlichen Geistern durch Großes und Außerordentliches sich kund gebe." Diese kindliche Einfalt, womit er die Religion seiner Kirche im Herzen bewahrte und im Leben ausübte, überraschte sogar seinen Beichtvater, der von einem so großen Geiste diese Fügsamkeit nicht erwartet hatte. Diese Fügsamkeit rührte aber von den ersten Jugendeindrücken Pascals her. Sein Vater hatte ihm so sehr die katholische Religion als eine von Gott geoffenbarte ans Herz gelegt, und sie ihm als eine solche dargestellt, die über alle Zweifel und Angriffe erhaben sei, daß Pascal bei seinem großem alles andere zersetzenden Scharfsinn auch niemals in Versuchung gerieth, an der Wahrheit derselben zu zweifeln und sich somit alle die Kämpfe ersparte, durch welche sonst weiter denkende Menschen gemeiniglich hindurch müssen, seien sie Katholiken oder Protestanten.

Wie sein Leben, das übrigens bei seiner Kränklichkeit ein beständiges Sterben genannt zu werden verdient, so war auch sein Ende. Er hatte aus Barmherzigkeit einen armen Menschen mit seiner ganzen Familie in sein Haus aufgenommen. Eins dieser Kinder erhielt die Blattern. Da nun die Schwester Pascals aus Furcht der Ansteckung das Haus ihres Bruders mied, konnte es dieser nicht übers Herz bringen, den armen Mann mit seinem

kranken Kinde aus dem Hauſe zu weiſen; ſondern er verließ, ſelbſt ſchon in hohem Grade krank und angegriffen, das Haus und mie-thete ſich bei der Schweſter ein, in deren Haus er auch ſtarb. Er hatte ſich herzlich nach dem Sacrament geſehnt; die Aerzte hatten aber die Handlung immer aufzuſchieben geſucht, weil ſie Beſſerung hofften. Dieſe kam aber nicht und als ſich bald ein beſinnungsloſer Zuſtand bei ihm einſtellte, welcher die Ertheilung des Sacraments unmöglich machte, glaubten die Seinen ſchon, ihn ohne die Tröſtungen der Religion müſſen ſterben zu ſehn. Allein ſiehe da! noch einmal kehrt dem Kranken das Bewußtſein wieder, er richtet ſich auf, der Prieſter tritt mit den Sterbſacramenten an ſein Lager; er communicirt, empfängt die letzte Oelung und ſpricht mit dem Glaubensbekenntniß der Kirche zugleich die Zuverſicht aus, daß Gott ihn nie verlaſſen werde. Das waren ſeine letzten Worte. Er ſank in ſein Kiſſen zurück, das Bewußtſein ward von Convul-ſionen erſtickt, die noch 24 Stunden andauerten, bis er 1 Uhr Mor-gens den Geiſt aufgab, den 19. Aug. 1669 in einem Alter von nicht mehr als 39 Jahren und 2 Monaten.

Wir haben fromme Proteſtanten, lutheriſcher und reformirter Confeſſion, ſterben ſehn. Sollte der Tod eines frommen Katholiken, der zu den größten Denkern ſeiner Zeit gehörte, weniger erbaulich für uns ſein? Gewiß war es dieſelbe Kraft des Evangeliums, welche Pascal im Leiden und Sterben aufrichtete, die wir an einem Guſtav Adolf, an einem Paul Gerhard, an einem Scriver, Spe-ner, Francke, Neander, an einem Churfürſten Friedrich Wilhelm und an ſeiner Gattin Luiſe Henriette, ſo wie an vielen andern Frommen dieſer Zeit ſich thätig erweiſen ſahen. Dieſe Kraft Gottes, ſelig zu machen alle die dran glauben, kannte auch Pascal gar wohl, und wenn er auch gläubig an den Satzungen ſeiner Kirche feſthielt, ſo hielt er doch vor allem an dem Grunde feſt, auf den ja auch die katholiſche Kirche von Anfang an gebaut wurde und auf den ſich die proteſtantiſche wieder von Neuem erbaut hat. Wie ſein Geiſtes-verwandter Arnauld, ſo ſchätzte auch er die Bibel überaus hoch und aus ihr ſchöpfte er denn gemeinſam mit den Frommen unter den Proteſtanten den Troſt, den die Welt nicht geben kann. „Die heilige Schrift, ſagte er mit Recht, ſei nicht eine Wiſſenſchaft für den Verſtand (esprit), ſondern für das Herz und nur denen ver-

ſtändlich, die ein aufrichtiges Herz dazu mitbringen; die Andern fänden darin nur Finſterniß.

Es war alſo gewiß nicht phariſäiſche Selbſtgerechtigkeit, ſondern nur die Anerkennung deſſen, was die Gnade Gottes in ihm wirkte, wenn er ſich ſelber folgendes Zeugniß gab: „Ich liebe die Armuth, weil Chriſtus ſie geliebt hat. Ich liebe die Güter dieſer Welt, weil ſie mir ein Mittel an die Hand geben, den Elenden zu helfen. Ich bewahre Treue gegen Jedermann. Denen, die mich beleidigen, vergelte ich nicht Böſes mit Böſem, ſondern ich wünſche ihnen eine Gemüthsverfaſſung, wie die meinige, wo man von den meiſten Menſchen weder Gutes noch Böſes empfängt. Ich bemühe mich, immer wahrhaft, aufrichtig und treu zu ſein gegen Jedermann und habe ein zärtliches Herz gegen die, welche Gott enger mit mir verbunden hat, und ob ich allein ſei oder im Angeſicht der Menſchen, ſo habe ich bei allen meinen Handlungen Gott vor Augen, der ſie beurtheilen wird und dem ich mein Dichten und Trachten geweiht habe. Das ſind meine Geſinnungen, und täglich lobpreiſe ich meinen Erlöſer, der dieſe Geſinnungen in mich gelegt und aus einem Menſchen voll Schwachheit, voll Elend, voll Begierde, Stolz und Ehrgeiz einen neuen Menſchen geſchaffen hat, der von allen dieſen Uebeln befreit iſt durch die Kraft der Gnade, der ich alles verdanke, während ich von mir ſelber nichts habe als das Elend und den Abſcheu."

Man hat Pascals Frömmigkeit eine krankhafte genannt; ich möchte lieber ſagen, es war die Frömmigkeit eines Kranken, und ſo mag ſie auch zunächſt bei ähnlich geprüften Menſchen Sympathie erwecken. Allerdings iſt es zu weit gegangen, wenn Pascal behauptete, die Krankheit ſei das eigentliche Naturell der Chriſten. Er ſchloß dieß daraus, weil wir in Krankheiten das gezwungen ſind, was wir im geſunden Zuſtand freiwillig ſein ſollten, gehorſam, friedfertig, willenlos. Indeſſen iſt ja eben dieſe paſſive Tugend nicht die allein, welche das Chriſtenthum von uns verlangt, am wenigſten wenn ſie uns abgenöthigt wird durch die Umſtände. Krankheit und Geſundheit ſind ſo wenig als Armuth und Reichthum, als Leben und Tod die Bedingungen der Frömmigkeit, ſondern jener Sinn iſt es, den Paulus hatte und der ihn ſagen ließ: ich kann niedrig ſein und kann hoch ſein, ich bin in allen Dingen

und bei allen geschickt, beide, satt sein und hungern, beide, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig machet, Christus.

Diesen Sinn hatte aber auch unser Pascal und nirgends sprach er ihn schöner aus, als in dem Gebete, das seinen tiefsinnigen Pensées angehängt ist: „Ich verlange von Dir, o Gott! weder Gesundheit, noch Krankheit, weder Leben, noch Tod; sondern nur, daß Du verfügest über meine Gesundheit, über meine Krankheit, über mein Leben, wie über meinen Tod, zu Deiner Ehre und zu meinem Heil... Gieb mir, nimm mir, aber mache meinen Willen dem Deinen gleich, daß ich in vollkommner Unterwürfigkeit und in heiligem Vertrauen mich anschicke, die Fügungen deiner ewigen Vorsehung zu erwarten und alles zu verehren, was von Dir herkommt."

Siebzehnte Vorlesung.

Luther und Pascal. Die Provinzialbriefe. Moral der Jesuiten. Fortsetzung des Jansenistenstreites. Port-Royal. Vergleichung des Jansenismus mit dem Pietismus. Der Quietismus. Michael Molinos. Die Guyon und la Combe. Fénélon.

Wenn wir in der vorigen Stunde den großen Pascal im Bekenntniß des katholischen Glaubens haben sterben sehen, so darf uns das nicht abhalten, auch zugleich die reformatorisch-protestantische Seite an diesem merkwürdigen Charakter zu beachten und diese mit in unsere Geschichte des Protestantismus zu verflechten. Wir müssen uns nur über die Begriffe verständigen. Verstehen wir unter dem Protestantismus das in seiner dogmatischen Vollendung dastehende Lehrsystem, wie es dem der katholischen Kirche sich gegenüberstellte, so gehört Pascal allerdings nicht zu den Protestanten, sondern vielmehr zu ihren Gegnern, wie die Jansenisten überhaupt. Gehn wir aber auf den Grund und Ursprung der Reformation zurück, fragen wir: was hat die Reformation hervorgerufen, was hat namentlich einen Luther zuerst auf den Kampfplatz

herausgerissen, so war es die durch den Ablaßkram verkehrte Heilsordnung, der er einen frischen, lebendigen Glauben, es war die entstellte und zur Unsittlichkeit entwürdigte Sittenlehre, der er einen ernstern Sinn und strengere Anforderungen an das Gewissen entgegenstellte. Auf diesem praktischen Boden finden wir Pascal wieder, dessen äußere Lebensschicksale sogar mit denen Luthers einiges gemein haben. Pascal hatte gegen die Jesuiten und ihre laxe Moral einen ähnlichen Kampf zu bestehn, wie Luther gegen Tezel. Als Luther jenen Kampf anfing, war er im Uebrigen noch ein eben so guter Katholik als es Pascal bis an sein Ende blieb, und wenn wir daher von einem protestantischen Element in Pascals Wesen reden, so denken wir eben dabei vorzüglich an seine Polemik gegen die verderbliche Moral der Jesuiten. Es ist bekanntlich jenes witzige Buch, das unter dem Namen der Provinciales bekannt ist und das zuerst im Jahr 1656 unter dem angenommenen Namen Louis de Montalte erschien *), was nächst den Penséos den Namen Pascals unsterblich gemacht hat. Pascal kleidete seine Satire in das Gewand von Briefen. Er suchte besonders das Zweideutige, hinter Ausflüchte und Ausbeugungen sich versteckende Verfahren der Jesuiten, das sich auf die Lehrsätze ihrer angesehensten Schriftsteller gründete, in ein grelles Licht zu stellen, wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß nicht alle die Folgerungen, welche Pascal aus diesen Sätzen zieht, wirklich von allen Mitgliedern des Ordens seien gemacht worden und Pascal selbst verwahrt sich gegen diesen Mißverstand. Waren es doch sogar einzelne Männer aus dem Jesuitenorden, wie der Jesuit Louis Bourdaloue, welche durch musterhafte Frömmigkeit mitten in einem verdorbenen Zeitalter sich auszeichneten. Es dürfte indessen hier der Ort sein, die Sittenlehre der Jesuiten, im Gegensatz gegen die der Jansenisten, etwas ausführlicher zu besprechen, namentlich mit Rücksicht auf Pascals Provinzialbriefe.

Man würde dem Stifter des Ordens, Loyola, gewiß Unrecht thun, wenn man ihn beschuldigen wollte, er habe mit Bewußtsein und Absicht eine leichtfertige Moral in die Kirche einschwärzen wol-

*) Lettres écrites par Louis Montalte à un provincial de ses amis. Dieser Freund war Perrier, der Schwager Pascals. Montalte nennt er sich nach seinem gebirgigen Vaterlande Auvergne s. Reuchlin S. 633.

nen, das nicht sowohl dem katholischen System, dem er huldigt als der Religion angehörte, die über den Gegensatz der Confessione hinausliegt und die, wenn sie immer gepflegt worden wäre i Fénélons Sinne, vielleicht niemals eine Reformation nöthig ge macht hätte.

Nachdem er seine Mission ausgerichtet, wurde er 1689 Er zieher des Enkels Ludwigs XIV., des Herzogs von Burgund, nach mals auch der Herzoge von Anjou und Berry. Mit welcher Schwierigkeiten er in diesem Amte zu kämpfen hatte, welche Weis heit, welche Mäßigung, welche edle Standhaftigkeit er dem Trotz eines böse gearteten Zöglings entgegensetzte, ist eben so bekannt als daß er seinen viel gelesenen Telemach, seine Fabeln und andr Jugendschriften mit Beziehung auf diesen Zögling verfaßte. Ur ihn für seine Verdienste zu belohnen, verschaffte ihm der Köni erst die Abtei von St. Valéry und später, im Jahr 1695, da Erzbisthum von Cambray.

Um diese Zeit war die Spannung zwischen ihm und Bossuet der Frau von Guyon wegen, bereits eingetreten; doch übernahm Bossuet die Einweihung des neuen Erzbischofs in der Kapelle zu St. Cyr den 10. Juni 1695, in Gegenwart der Maintenon und

Digitized by Google

lichkeit aus, daß auch schlechte Mittel zu einem guten Zwecke führen, daß auch verwerfliche Handlungen bei einer scheinbar guten und unschuldigen Gesinnung bestehen könnten. Da kamen denn freilich solche sittliche Monstra heraus, wie die Briefe Pascals sie uns vorführen, so daß es z. B. keine Sünde ist, einen im Zweikampf zu tödten, so bald man nur die Absicht hat, seine Ehre dabei zu retten, nicht aber sich zu rächen; oder daß man keck eine Unwahrheit sagen darf, wenn man nur im Stillen sich etwas anders dabei denkt, als das was man ausspricht (die sogenannte Mentalreservation). Dadurch wurde natürlich alle Moral, alles was Treu und Glauben heißt, über den Haufen gestoßen und alles einer zersetzenden Gewissensdialektik preisgegeben, die für jeden einzelnen Fall wieder eine eigne Regel und für jede Regel wieder eine Ausnahme wußte. Das Bodenlose und Schwankende der jesuitischen Moral sprach sich am kühnsten aus in der Lehre des sogenannten Probabilismus, die auch Pascal mit scharfen Waffen angegriffen hat. Der Probabilismus ist mit andern Worten ein sittlicher Skepticismus, eine moralische Zweifelsucht, deren Ende die Verzweiflung an aller sittlichen Wahrheit überhaupt ist. Sein Grundsatz ist der, daß es eigentlich keine Grundsätze giebt, sondern daß man es, statt zur Wahrheit, nur zur Wahrscheinlichkeit bringe in der Erkenntniß des Sittlichen. Und diese Wahrscheinlichkeit selbst, wonach soll sie sich richten? Einzig nach der Meinung Anderer. Jede Handlungsweise, die den Ausspruch irgend eines angesehnen Lehrers für sich hat, ist probabel, und gesetzt auch daß ihr der Ausspruch irgend eines andern angesehnen Lehrers widerspräche, so darf man sie doch nicht als falsch aufgeben, sondern man kann getrost zwischen beiden Autoritäten wählen, in der Ueberzeugung, daß man nicht ganz schlecht wähle. Dieses sich Stützen auf diese äußere Autorität, selbst da, wo sie mit sich im Widerspruch ist, hängt wieder so genau zusammen mit dem ganzen äußerlichen und zugleich hierarchisch-servilen Geiste des Jesuitismus, so daß man sich wundern müßte, wenn es anders wäre. Der blinde äußere Gehorsam gegen die menschliche Autorität ist ja das oberste Princip der jesuitischen Moral, und aus dieser konnte nie eine selbstständige sittliche Gesinnung sich entwickeln. Dieser laxen, unsichern Moral der Jesuiten gegenüber, bildete sich nun nachgerade die strenge Lehre der Jansenisten

aus, zu der Arnauld und Pascal gehörten. Dieſe janſeniſtiſche Moral ruhte ganz und gar auf der Lehre Auguſtins von dem menſchlichen Grundverderben und der Unfreiheit unſers natürlichen Willens, und machte zugleich die ſtrengſten Forderungen an den Willen des Einzelnen, und eben darin traf ſie mit der proteſtantiſchen Lehre überein. Ich muß hier eine Bemerkung machen, die in der That einiges Nachdenken verdient. Man hat dem auguſtiniſchen Syſtem nicht ohne einigen Schein vorgeworfen, es zerſtöre die Sittlichkeit, indem es alle Zurechnung und Verantwortlichkeit aufhebe. Und in der That ſcheint eine Lehre, welche dem Menſchen die Kraft abſpricht, ſich freiwillig für das Gute zu entſchließen und alles von der Gnade und Vorherbeſtimmung Gottes abhängig macht, zu der gefährlichen Folgerung hin zu führen, es ſei ſomit gleichgültig ob der Menſch ſich ſeines Orts bemühe oder nicht; ſei er zur Seligkeit beſtimmt, wohl und gut, ſo werde er ſelig ohne ſein Zuthun, und ſei er der Verdammniß verfallen, ſo helfe ihm auch da keine Buße und kein Streben. Wir wollen auch nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe gefährliche Folgerung hie und da gemacht worden iſt und daher das Bedenkliche der auguſtiniſchen Lehre keineswegs läugnen, zumal wo ſie von ungeſchickten Händen angefaßt wird. Aber das erfordert einmal die hiſtoriſche Wahrheit, zu bekennen, daß in der Regel die Männer und Parteien, welche ſich zu dem Syſtem Auguſtins bekannten, grade die waren, die ſich durch ſtrengere Sittlichkeit auszeichneten, während die, welche die menſchliche Freiheit ſcheinbar höher ſtellen, gewöhnlich keine glänzenden Früchte derſelben blicken ließen. Woher kommt dieß wohl? Ich denke mir die Sache ſo. Theoretiſch haben allerdings die Unrecht, welche dem Menſchen alle Kraft abſprechen, ſich für das Gute zu entſcheiden, oder doch wenigſtens dem göttlichen Rufe, der an ihn gelangt, ſich aufzuſchließen; aber da dieſer theoretiſche Irrthum nichts anderes iſt als die bloße einſeitige Darſtellung und Uebertreibung einer religiöſen Wahrheit, nämlich der Wahrheit, daß wir allerdings ohne Gott nichts vermögen, ſo kann dieſer Irrthum bei wirklich frommen Menſchen nie praktiſch gefährlich werden; denn indem ſie mit Verzichtleiſtung auf alles eigne Verdienſt, und nach ihrer Meinung ſogar willenlos, dem göttlichen Triebe ſich hingeben, können ſie ja eben nicht anders als gut und edel handeln und beſchämen durch dieſe ſtille, hingebende,

demüthige Tugend ſogar oft die, welche im ſtolzen Gefühl ihrer eignen Freiheit ſich auch nach Belieben ihr eignes Geſetz machen und daher eben ſo viele Niederlagen ihrer ſittlichen Kraft als Siege derſelben erleben. Auguſtin, nach ſeiner Bekehrung, Luther und die Reformatoren überhaupt, die Pietiſten in der proteſtantiſchen und eben ſo die Janſeniſten in der katholiſchen Kirche, ſind uns ſprechende Belege zu dieſer Behauptung. — Es beruht aber dieſe Erſcheinung weſentlich darauf, daß von den Einen die Freiheit noch zu oft mit der Willkür verwechſelt und von den Andern die Wirkungen Gottes und die Thaten und Geſinnungen der Menſchen ſchroff als bleibende Gegenſätze gefaßt werden, während doch bei den wahrhaft Frommen und Wiedergeborenen beides in und mit einander wirken ſoll, da ja auch in dem Erlöſer ſelbſt der menſchliche Wille kein anderer war als der Wille des Vaters. Da nun auch wir nur wahrhaft frei werden, inſofern der Sohn uns frei macht, d. h. inſofern ſeine Geſinnung mehr und mehr die unſrige wird, ſo iſt klar, daß Gnade und Freiheit einander nicht ausſchließen, ſondern vielmehr nur die zwei Aeußerungen des einen religiös-ſittlichen Lebens ſind, die eine nach der religiöſen, die andere nach der ethiſchen Seite hin. Wenn nun der Janſenismus eben durch dieſes Anſchließen an die auguſtiniſche Dogmatik eine Verwandtſchaft mit dem Proteſtantismus hat, ſo hat er ſie auch noch von einer andern Seite, obgleich nur in beſchränkterm Maße, nämlich von Seite der Oppoſition, die er gegen die menſchliche Autorität und namentlich gegen die Allgewalt des Papſtes bildete. Zwar erkannten die Janſeniſten die Oberherrlichkeit des Biſchofs zu Rom an, wie alle übrigen Katholiken; als aber die Entſcheidungen des päpſtlichen Stuhles ungünſtig für die Lehre des Janſenius ausfielen, da gerieth die abſolute Unterwürfigkeit unter dieſen Stuhl in Conflict mit der dogmatiſchen Ueberzeugung.

Schon zu Anfang des Streites hatte nämlich Urban VIII. einige Behauptungen des Janſenius mißbilligt. Noch beſtimmter erklärte ſich Innocenz X. in einer Bulle, indem er 5 Sätze aus der Lehre des Janſenius heraushob, die er als ärgerliche, gottesläſterliche und ketzeriſche Sätze bezeichnete. Dieſe Sätze bezogen ſich auf das menſchliche Verderben, das die Janſeniſten im ſtrengſten Sinne behaupteten, auf die Wirkungen der Gnade, die Gnaden-

wahl u. ſ. w. *). Gegen die Verdammung dieſer Sätze durften die Janſeniſten nicht unbedingt ſich auflehnen, ohne die Untrüglichkeit des Papſtes zu läugnen und dadurch ſich förmlich auf den proteſtantiſchen Standpunkt zu ſtellen, was ſie ihrer Seits vermeiden wollten. Sie erklärten demnach, daß der Papſt allerdings das Recht habe, die genannten Sätze zu verdammen, behaupteten aber zugleich, daß dieſe Sätze nicht die eigentlichen Lehrſätze des Janſenius ſeien, oder daß Janſenius ſie nicht in dem Sinn geſchrieben habe, in welchem der Papſt ſie verdamme. Untrüglich blieb ſomit der Papſt nur in ſofern, als er von dem Thatbeſtand wohl unterrichtet war; aber eben das Letztere läugneten die Janſeniſten. Sie konnten alſo daſſelbe verſuchen, was ſchon vor ihnen andere Katholiken gethan hatten, ſie konnten von dem übel unterrichteten Papſt an den beſſer zu unterrichtenden appelliren. Allein auch dieſer Ausweg wurde ihnen durch die päpſtlichen Erklärungen abgeſchnitten, welche dahin gingen, daß der Papſt allerdings die Sätze des Janſenius richtig verſtanden und ſie eben in dem Sinne verdammt habe, in welchem ſie urſprünglich ſeien geſchrieben worden. Schon Innocenz ſelbſt gab dieſe Erklärung (Sept. 1654) und eben ſo gab ſie ſein Nachfolger Alexander VII. Dieſer wiederholte zugleich die Verdammung der Lehrſätze und ſuchte es dahin zu bringen, daß alle Geiſtliche Frankreichs dieſe päpſtliche Conſtitution annehmen mußten, bei Verluſt ihrer Aemter. Nun aber proteſtirten die Janſeniſten von Neuem, indem ſie dem Papſt das Recht abſprachen über eine Thatſache zu entſcheiden. Ob ein dogmatiſcher Satz an und für ſich richtig und kirchlich ſei oder nicht, das, meinten ſie, könne allerdings der Papſt entſcheiden. Eine ſolche Frage nannten ſie eine Rechtsfrage (question de droit). Ob aber ein beſtimmtes Individuum dieſe Lehre habe, die man ihr aufbürde oder nicht, ob ein beſtimmtes Buch einen Lehrſatz wirklich ſo ausſpreche oder nicht, das ſei eine Frage der That (question de fait), über welche dem Papſt keine Entſcheidung zuſtehe. Wir müſſen nun bekennen, wenn dieſe Unterſcheidung von den Jeſuiten her käme, wir würden ſie ihrer würdig finden. Dießmal aber ſind es die frommen Janſeniſten, die

*) Die Bulle (in eminenti) erhielt Pfingſten 1653 die förmliche Sanction; abgedruckt bei Reuchlin S. 606 ff.

mit dieſer ſpitzfindigen Unterſcheidung ihr katholiſches Gewiſſen zu beſchwichtigen ſuchten, indem ſie mit andern Worten im Allgemeinen und in der Theorie die Untrüglichkeit des Papſtes anerkannten, im einzelnen Fall aber und in der gegebnen Wirklichkeit ſie läugneten, weil ſie ihnen ungelegen kam. Aber was ſollte eine ſolche abſtracte, allgemeine Untrüglichkeit, die im concreten, beſondern Falle dem Irrthum unterworfen war? Sie ſank zu einem leeren Nimbus, zu einer bloßen Form herab *). Wenn daher etwas, ſo berechtigt uns dieß zur Behauptung, daß der Janſenismus in ſeinem Fortſchritt zum Proteſtantismus auf halbem Wege ſtehn geblieben ſei. Mit dem einen Fuße (dem dogmatiſchen) ſtand er in dem Proteſtantismus, mit dem andern verwickelte er ſich zu ſeinem eignen Schaden in dem Netz der katholiſchen Gewiſſensfragen und der jeſuitiſchen Moral, die er ſelbſt mißbilligte. Allein dieſe nämliche jeſuitiſche Moral kam denn auch wieder dem päpſtlichen Stuhl trefflich zu ſtatten. Nachdem der Streit über question de fait und question de droit ſich immer weiter verworren und verwickelt und manche Gewaltthätigkeiten hervorgerufen hatte, hieb der ſonſt achtungswerthe Papſt Clemens IX. den Knoten damit entzwei, daß er im Jahr 1669 den Janſeniſten geſtattete, die päpſtliche Conſtitution ſeines Vorfahren mit einer Reſervation zu unterſchreiben, die ſo jeſuitiſch als möglich war; nämlich ſie ſollten die päpſtliche Bulle zwar aufrichtig, aber nicht einfach und unbedingt unterſchreiben (sincèrement, aber nicht purement et simplement). Das heißt doch wohl mit andern Worten aufrichtig und doch nicht ſo ganz aufrichtig; es ſollte ihnen eine Hinterthüre offen bleiben, die aber je nach Umſtänden auch dem wieder zur Fallthüre werden konnte, der ſich dadurch zu retten meinte. Man nannte den Frieden den clementiniſchen; es war ein fauler Scheinfriede und der Streit dauerte ſomit auch unter den folgenden Päpſten (Innocenz XI. und Clemens XI.) fort. Ludwig XIV. verfolgte die Janſeniſten eben ſo eifrig, wie die Hugenotten, und nachdem er dieſe aus

*) Auch Reuchlin deutet S. 627. 28 auf den Widerſpruch, in welchen ſich die Janſeniſten (trotz der Höhe ihres Geiſtes und der Ehrlichkeit ihrer Geſinnung) verwickelten; denn „die Thatſache und das Glaubensgeſetz laſſen ſich einmal in der auf ihrer Tradition ruhenden katholiſchen Kirche nicht trennen.“

digen wurde das Kaufen, Halten und Lesen der Fénélo[illegible]
untersagt und den Bischöffen der Auftrag ertheilt, diese Verord
ihren Heerden bekannt zu machen. Jedermann kennt die b
dernswürdige Selbstverläugnung, die Fénélon bei diesem
bewies. Einem hochgestellten Prälaten der Kirche, lag ih
Allen ob, mit gutem Beispiel voranzugehn und so mußte de
bischof von Cambray wie jeder andre Bischof den Schri
Fénélon verdammen. Und das that er auch. Fénélon
die päpstliche Constitution selbst in seiner Diöcese bekannt u
mahnte Jedermann, sowohl schriftlich als mündlich von der
herab, sich genau nach derselben zu richten, und gewiß mei
damit aufrichtig und ohne jesuitischen Vorbehalt. Es giebt
sprüche in der Handlungsweise der Menschen, die von auß
gesehen Widersprüche sind und bleiben und die sich nur a
psychologischen Wege einigermaßen lösen lassen, indem man
die Individualität dessen versetzt, der sie in sich vereinigt. U
müssen wir eben hier bei Fénélon. Es scheint nicht als ob
Geringsten mit sich im Zwiespalt gewesen sei, obwohl es un
leicht unbegreiflich vorkommen kann, wie ein Mann, der

---

*) Diese (Contemplation) setzte Fénélon über die Meditat

Digitized by Google

franzöſiſche Janſenismus grade in der Schönheit des Stils und in der Handhabung einer correcten und eleganten Diction ſeinen weltlichen Triumph ſuchte, ja ſogar die Eitelkeit, die ihn dabei beſchlich, nicht immer zu verbergen wußte. Auch waren ja die Gegner, mit denen es die Janſeniſten zu thun hatten, andere und feinere Leute, als die orthodoxen Polemiker, mit denen die Pietiſten kämpften; anderer rein confeſſioneller Unterſchiede nicht zu gedenken.

Wie indeſſen neben dem deutſchproteſtantiſchen Pietismus auch der Myſticismus wieder ſeinen eignen Verlauf hatte, ſo finden wir auch in der katholiſchen Kirche neben der janſeniſtiſchen noch eine andere Richtung ſich aufthun, die zwar mit ihr in der dogmatiſchen Grundſtimmung verwandt iſt, die aber doch wieder ihre beſondere Geſchichte hat und mit der allgemeinen Geſchichte des Myſticismus aufs Innigſte zuſammenhängt; es iſt dieß der Quietismus.

Michael Molinos, ein ſpaniſcher Weltprieſter, aus Saragoſſa gebürtig, und Doctor der Theologie, gab im Jahr 1675 zu Rom, wo er ſich, ohne ein weiteres Amt zu bekleiden, aufhielt, ein Andachtsbuch unter dem Titel: geiſtlicher Wegweiſer heraus, das in mehrere Sprachen überſetzt wurde und dem auch Auguſt Hermann Francke, der es ins Lateiniſche überſetzte, ſeinen Beifall nicht verſagen konnte. Es war ganz in dem Geiſte jener tiefern Herzensmyſtik geſchrieben, die weniger darauf ausgeht, die Geheimniſſe des Glaubens erkennen und erklären zu wollen, als mit der ganzen Kraft und Innigkeit des Gemüthes in dieſelben ſich zu verſenken, im Anſchauen des Göttlichen ſich gleichſam zu verlieren und das eigne Ich völlig aufgehn zu laſſen in Gott. Von der richtigen Beobachtung ausgehend, daß alle unſre Vorſtellungen, unſre Worte und Begriffe nicht hinreichen, das Göttliche würdig zu bezeichnen und keine unſrer Thaten würdig ſei, Gott zu preiſen und zu verherrlichen, verlangte Molinos ein gänzliches Stillehalten der Seele, eine abſolute Ruhe und Selbſtvergeſſenheit, die nichts vor Gott verdienen, ja ſogar nichts von ihm erbitten und verlangen, ſondern Alles nur von ihm erwarten will: eine Geſinnung, die eigentlich von Gott nichts anderes begehrt als ihn ſelbſt und an dieſem ſeligen Gottesgefühl ein überſchwengliches

stes, das sie selber hervorgerufen, war unter andern der Au
gebraucht worden, daß der Papst aus eigner Bewegung (p
motu) die Verdammung ausgesprochen habe; an diesen A
stieß sich die Nationaleitelkeit der französischen Bischöffe, wel
Freiheit der gallicanischen Kirche drin gefährdet sahen. Sie
ten aber dießmal ihren Unwillen nicht laut werden lassen.
schonungsloser behandelten sie den trefflichen Fénélon, so daß
der Papst den treffenden Vorwurf machte, Fénélon habe zw
irrt, aber aus Uebermaß der Liebe zu Gott, ihr Irrthum aber
her aus Mangel an Liebe zum Nächsten***). Und wie e
in solchen Fällen nichts leichteres giebt, als mit dem Verda
einer unverstandnen Größe seine eigne Kleinheit und Erbärml
zu bedecken, so warfen sich jetzt auch die dem Erzbischof unter
neten Bischöffe zu seinen Richtern auf. Fénélon setzte ihn

---

*) Vergl. (Ramsay) histoire de la vie de Fénélon, à la
1723. p. 74. 75. „Il y a un stile du coeur et un autre de l'
un langage de sentiment et un autre de raisonnement; ce q
souvent une beauté dans l'un, est une imperfection dans l'aut

**) Bei Bausset, vie de F. II. 110.

***) Peccavit excessu amoris divini, sed vos peccaties d
amoris proximi.

Digitized by Google

Jesuiten, die das Feuer anschürten. Der königliche Beichtvater, Père la Chaise, ließ durch den französischen Gesandten, den Cardinal d'Etrées, eine Untersuchung einleiten, die nun der Papst genöthigt war durch sein Ansehn zu unterstützen, so sehr er auch hoffte, den Angeklagten retten zu können. Die Gewalt der Kirche (oder der Jesuiten) war aber mächtiger als die persönliche Stimmung und Neigung des Papstes. Molinos wurde 1685 ein Gefangener der Inquisition. Zwei Jahre dauerte sein Proceß und dieser wurde im Jahre 1687 dahin entschieden, daß der Verfasser des ketzerischen Buches in der Kleidung eines Büßenden mit einer brennenden Wachskerze in der Hand in eine Kirche zu Rom geführt wurde, wo er erst die Akten seines Processes anhören und dann seine Irrthümer abschwören mußte. Während des Ablesens dieser Irrthümer riefen viele Stimmen, entrüstet über den Inhalt derselben, zum Feuer! zum Feuer! (al fuoco.) Molinos leistete die Abschwörung mit heiterm Gesichte und empfing die Absolution; doch wurde er nicht freigegeben, sondern in einem Kerker des Dominikanerklosters verwahrt, wo er im Jahr 1696 starb*). — Seine Lehre ward indessen nicht mit ihm erstickt. Mehr Aufsehn als er selbst machte jetzt in Frankreich eine Frau, die in der Geschichte der katholischen Mystik eine um so bedeutendere Stelle einnimmt, als in ihre Lebensschicksale die eines Mannes verflochten sind, den die katholische Kirche vielleicht mit noch größerm Rechte als Bossuet unter die ersten ihrer Kirchenlichter zählt. Jeanne Marie Bouvières de la Mothe Guyon ist die merkwürdige Frau, mit deren Leben und Meinungen wir uns bekannt machen müssen, um zugleich an dem Faden dieser Geschichte der großen Persönlichkeit Fénélons entgegengeführt zu werden.

Jeanne Marie Bouvières de la Mothe, die uns ihr Leben selbst beschreibt, das übrigens mit dem der Bourignon viel

*) Die ihm auferlegte Buße bestand darin, daß er täglich zweimal den Rosenkranz beten, einmal das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen, dreimal in jeder Woche fasten, viermal im Jahr zur Beichte gehn und so oft das heil. Abendmahl empfangen sollte, als es sein Beichtvater von ihm verlangen würde. In der That eine allopathische Cur! Er mußte grade das Gegentheil von dem thun, was er gelehrt hatte, die Innerlichkeit seines Strebens durch die Aeußerlichkeit der Bußübungen verdrängen, vergl. Schröckh VII. S 53 ff.

Aehnliches hat*), wurde den 13. April 1648 zu Montargis (in der Provinz Orleans) von adligen Eltern geboren. Sie hatte ſchon frühe viele körperliche Leiden, obwohl ſie ein hübſches Kind war; ja, ihr ganzes Leben war, wie ſie ſelbſt bezeugt, ein Gewebe von Leiden. Auch ſie beklagt ſich, wie die Bourignon, über Zurückſetzung hinter ihre Geſchwiſter und über ungerechte Behandlung von Seiten der Ihrigen. Schon als Kind ſtießen ihr mehrere Unglücksfälle zu, die aber auch beſondere Bewahrungen mit ſich führten. So fiel ſie das einemal in einen Keller, ein andermal in eine Kloake, ein drittesmal von dem Verdeck einer Kutſche herunter aufs Pflaſter — ohne daß ſie je bedeutenden Schaden genommen hätte. Ihre Erziehung war eine klöſterliche Erziehung bei den Urſulinerinnen und bald zeigte auch die kleine Schülerin Empfänglichkeit für dieſe Lebensart. Das Nonnenkleid nach damaliger Seite zu tragen ſchmeichelte ihrer kindiſchen Eitelkeit; jedoch hatte ſie auch ſchon frühe mit Zweifeln zu kämpfen. Sie glaubte, man habe ihr nur darum von der Hölle erzählt, um ihr Furcht einzujagen. Als ihr aber einſt ein fürchterliches Traumbild erſchien, worin ihr die Hölle mit den lebhafteſten Farben vorgemalt war, ſah ſie darin einen Beweis von der Wirklichkeit der Sache und klagte ſich in der Beichte ſo ſehr über ihren Unglauben an, daß der Beichtvater drob erſtaunte. Das Leſen der heil. Schrift wurde ihre Lieblingsbeſchäftigung und da ſie ein glückliches Gedächtniß hatte, behielt ſie die meiſten Geſchichten derſelben auswendig**). Dazu kam noch beſonders das Leſen der Schriften des heil. Franz von Sales, der bei den katholiſchfranzöſiſchen Myſtikern ein ähnlicher Zündſtoff wurde, wie Jakob Böhm bei den deutſchlutheriſchen. Ueberdieß übte ſie fleißig die Werke der Barmherzigkeit und fing auch an ſich allerlei Kaſteiungen aufzuerlegen. Als ſie in dem Leben der Madam Chantal, der Freundin des heil. Franz von Sales, geleſen hatte, wie dieſe mit einem glühenden Eiſen den Namen Jeſus auf ihr Herz gedrückt hatte, nahm ſie einen Bogen Papier, auf den

*) La vie de Madame de la Mothe Guyon, écrite par elle-même. 3 Voll.

**) Dieſelbe Gedächtnißkraft haben wir auch bei Gichtel gefunden, ſ. oben.

ſie dieſen heil. Namen mit großen Lettern ſchrieb und nähte ſich dann den Bogen mit blutigen Stichen auf die Haut. Ihre Verehrung gegen den Orden der Viſitantinnen, welchen Franz von Sales und die Chantal geſtiftet hatten, war ſo groß, daß ſie wider den Willen ihrer Eltern in denſelben zu treten ſich anſchickte. Ja, ſie erlaubte ſich, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, einen frommen Betrug, indem ſie die Handſchrift ihrer Mutter nachahmte, um die Vorſteherin des Kloſters glauben zu machen, ſie habe die elterliche Bewilligung. Der Betrug wurde aber entdeckt und ſo konnte ſie ſo wenig als einſt die Bourignon ihren Willen in dieſer Hinſicht durchſetzen. Ja, wenn es der Letztern gelungen war, den Heirathsplanen ihres Vaters ſich ſtandhaft zu entziehn, ſo war Jeanne Marie nicht ſo glücklich. In einem ſehr frühen Alter, als ſie ihr 16. Jahr noch nicht erreicht hatte, wurde ſie dem Manne verlobt, von dem her ſie den Namen Guyon trägt. Mit dieſem lebte ſie in einer zwölfjährigen höchſt unglücklichen Ehe. Dieſelbe Unzufriedenheit mit ihren Umgebungen ſpricht ſich bei ihr aus wie bei der Bourignon; überall ſieht ſie ſich zurückgeſetzt, verfolgt, verkannt, geſchmäht. Ihr Mann war kränklich, ihre Schwiegermutter zankſüchtig, ihr Geſinde ſtörriſch, ſelbſt einer ihrer Söhne empörte ſich wider ſie mit unkindlichem Trotze. Wie viel ſie ſelber ſchuld war, ſagt ſie zwar nicht ausdrücklich. Daß ſie aber beſtändig nur in frommen Betrachtungen ſchwelgen wollte und jeder häuslichen Sorge ſich zu entziehn ſuchte, mochte eben nicht das Mittel ſein, den häuslichen Frieden aufrecht zu erhalten und die Erziehung ihrer Kinder zu fördern. Wir dürfen nur einiges von ihren Geſtändniſſen vernehmen, um uns zu überzeugen, auf welchen Irrwegen ſie ſich bei all ihrem Streben nach tiefer Innerlichkeit befand. So wollte ſie ſich einſt mit einem Meſſer die Zunge abſchneiden *), um mit ihren Umgebungen nicht mehr reden zu müſſen, weil die Geſpräche ihr zu weltlich waren. Und doch ſaß die Welt ſelber noch ſehr tief in ihrem Herzen; denn ſie geſteht ganz offen, wie ſie um dieſelbe Zeit ihre Schönheit in eitler Selbſtbewunderung zur Schau getragen habe und wie ſie oft in die Kirche ge-

*) Ein Pendant zu Gichtel, der ſich erhenken wollte. Der Hang zum Selbſtmord und zur Selbſtverſtümmlung hängt mit der ſchwärmeriſchen Uebergeiſtigkeit genau zuſammen.

schichte der Sieg offenbar auf der Seite der Gemüthsreligion (einer einseitig berechnenden Verstandes-Theologie gegenüber), können wir an einem andern Streite in der französisch-katholischen Kirche auch wieder sehn, wohin die von dem Verstand verlassene und von der Wissenschaft sich losreissende Schwärmerei führen konnte und wie übel sie sich der wahren Besonnenheit und Gelassenheit eines Fénélon gegenüber ausnimmt. Ich wähle dazu ein Beispiel aus der Geschichte der Mönchsorden, die wir hier natürlich nicht in ihrer Ausdehnung verfolgen können.

Der Benedictinerorden, der schon so oft von seiner alten Gestimmung abgewichen war, hatte zu verschiednen Zeiten verschiedne Reformen erlebt und auch das 17. Jahrhundert ließ es an solchen Reformen nicht fehlen. Wenn die wissenschaftliche Richtung und die strenge Zucht der Frömmigkeit in der ursprünglichen Absicht der Stiftung lag, so finden wir, daß bald die eine, bald die andere Seite erkannt wurde und daß man daher auch die Reformation von zwei verschiednen Enden angriff, bald dadurch, daß man in dem gesunkenen Orden ein neues wissenschafliches Leben anzuregen, bald dadurch, daß man eine strengere Zucht einzuführen suchte. Das Erstere war die

fiel *). „Ich konnte, bezeugt sie weiter, weder von Gott noch von Christus reden, ohne außer mich selbst versetzt zu werden. Meine wörtlichen Gebete, die ich zu sprechen gewohnt war, konnte ich nicht mehr hersagen. Kaum öffnete ich den Mund dazu, so bemächtigte die Liebe sich meiner dergestalt, daß ich in ein tiefes Stillschweigen und in einen Seelenfrieden versank, den nichts auszusprechen im Stande war **)." Daß dabei das äußere Leben wie ein Traum und Schatten an ihr vorüberschwankte, daß sie alles vergaß, was man ihr sagte oder auftrug und ihre Vertiefung nach innen eben so viele Zerstreuung nach sich zog, wo es der äußern Aufmerksamkeit bedurfte, läßt sich von selbst denken und grade darin lag eine Hauptquelle ihrer ehelichen Zerwürfnisse ***). Diese fromme Dämmerei, wie sehr sticht sie gegen das praktische Christenthum ab, und wie verschieden ist dieser in sich versunkene Quietismus von dem lebenskräftigen nach außen regsamen Pietismus!

Verschiedues wirkte indessen dazu mit, in der Guyon eine solche schwärmerische Gemüthsstimmung zu unterhalten. Mehrere Krankheiten, besonders die Blattern, durch welche sie nicht nur ihre frühere Schönheit, sondern auch einen Theil ihres Gesichts einbüßte, der Verlust einer geliebten Tochter, legten zu dem selbsterwählten Kreuze eine neue Kreuzeslast hinzu. Unter den Personen aber, die einen entschiednen Einfluß auf sie übten, sind besonders die Mutter Grange, Priorin eines Frauenklosters zu Paris und der Superior der Barnabiten zu Thonon (im Chablais), Franz de la Combe, zu nennen. Mit der erstern hatte sie in Paris Bekanntschaft gemacht und sich von ihr bereden lassen, ein Jahr vor dem Tode ihres Mannes, sich dem Bilde des Jesuskindes als ihrem geistlichen Ehgemahl antrauen zu lassen, was durch einen förmlichen Contract und unter allerlei religiösen Feierlichkeiten geschah. Mit dem Père la Combe (den sie schon früher kennen gelernt hatte) unterhielt sie nach dem Tode ihres Mannes einen ununterbrochnen Briefwechsel und durch ihn gelangte sie zugleich auf die Stufe des Mysticismus, auf welcher Bossuet und Fénélon sie trafen. Indem sie nämlich immer mehr allem äußern Streben nach Gerechtigkeit absagte, zog

*) Ib. p. 112 und 227.
**) Ib. p. 121.
***) Ib. p. 157.

ſie ſich rein in die verborgenſten Tiefen der innern Welt zurück, bei welcher ihr alles, was in Gedanken, Worten oder Werken ſich ausdrückt, vor dem Bewußtſein verſchwand. Ja ſchon das ſich Bewußtwerden ihrer ſelbſt trübte ihr den reinen ſeligen Gottesfrieden, die völlige Ruhe in Gott. Dieſen Gottesfrieden oder Gottfrieden (Paix-Dieu), den die Guyon erſt ſeit ihrer Verbindung mit la Combe vollkommen erhalten haben wollte, unterſchied ſie wieder von dem bloßen Frieden Gottes (Paix de Dieu), der ihr nur der Vorbote von jenem geweſen war *). Es gehört überhaupt zum Weſen des Myſticismus, in ſolchen Dingen einen Scharfſinn des Gefühls zu zeigen, der den innerſten Zuſtänden der Seele bis in alle die tauſend Nuancen nachgeht, die dem gewöhnlichen Auge des nüchternen Verſtandeschriften verſchwinden. Wir könnten dieſe Art des religiöſen Denkens einen geiſtigen Somnambülismus nennen, der die natürlichen Augen des Verſtandes verſchließt, um durch die Herzgrube oder die Fingerſpitzen eines exaltirten Gefühls zu leſen. Aber eben deßhalb iſt auch die Erſcheinung krankhaft; denn ſo gewiß es iſt, daß der bloße ſogenannte geſunde Menſchenverſtand nicht immer ausreicht, die Dinge der innern Welt zu erforſchen, ſo gewiß iſt es, daß man denſelben nie ungeſtraft bei Seite ſetzt. Das zeigt ſich uns auch hier, wenn wir das Syſtem der Frau von Guyon und ihrer Geiſtesverwandten etwas genauer betrachten. Es liegt nun zuvörderſt dem Quietismus allerdings eine tiefe Wahrheit zu Grunde, die der ſogenannte geſunde Verſtand oft gar zu leicht verkennt. Es iſt dieß die Wahrheit, daß das Weſen der Religion in keine äußere Form gefaßt werden kann, daß der Sitz der Religion im Gefühl iſt, und zwar nicht im ſinnlichen Gefühl, ſondern in dem geheimen Urgrund unſers Weſens, der uns unmittelbar mit Gott und der Ewigkeit verbindet, durch den wir uns auf eine urſprüngliche Weiſe als göttlichen Geſchlechts bewußt werden. Es iſt die Wahrheit, daß jeder theologiſche Begriff, jedes Syſtem, das aus ſolchen Begriffen beſteht, jeder Ausdruck unſers Gefühls und jede Erklärung derſelben, jedes Bild davon unzureichend iſt und hinter der Sache zurück bleibt, die ausgedrückt werden ſoll. Es iſt ferner die große Wahrheit, daß alle Bewegung, aller Kampf, aller Fort-

*) Ib. p. 263.

ſchritt, alles Ab- und Zunehmen, wie dieſe Welt es uns darſtellt, nur die Wellenſchläge ſind, die von dem Sturm der Zeit und zum Theil auch durch das innere Wogen der Leidenſchaft erregt werden, und daß hinter all dieſem Fluthen und Treiben noch eine Ruhe vorhanden iſt, in die ſich das ahnungsreiche Gemüth ſchon hier ſo gerne verſenkt. Es iſt endlich die Wahrheit, daß nichts verdient geliebt zu werden als Gott, der die Liebe ſelber iſt und daß wir die Geſchöpfe erſt dann recht lieben, wenn wir ſie in ihm lieben und rein um ſeinet-, nicht um unſert- oder der Geſchöpfe willen. — Bis dahin hat auch der Quietismus ſeinen Grund in der Schrift und darf der Aeußerlichkeit des römiſchkatholiſchen Kirchenglaubens gegenüber von uns als eine Erſcheinung begrüßt werden, die dem evangeliſchen Proteſtantismus verwandt iſt. Ja, daſſelbe was wir auch wieder innerhalb des Proteſtantismus an der Myſtik gelobt haben (einer todten Orthodoxie gegenüber), müſſen wir auch an dem Quietismus loben, und wir dürfen uns dieſes Lobes nicht ſchämen, da wir in dieſer Anerkennung einen Mann wie Fénélon auf unſrer Seite haben. Aber dieſes Lob iſt gleichwohl ein ſehr bedingtes. Dicht neben der Wahrheit, die dem Quietismus zum Grunde liegt, ſehn wir auch den Irrthum aufſproſſen, den die katholiſche Kirche mit Recht verwarf und den auch der Proteſtantismus ſeinerſeits vielleicht mit noch größerm Rechte von der Hand weiſt. Der Irrthum beſteht, wenn ich ſo ſagen ſoll, in der Uebertreibung und Ueberſpannung der Wahrheit, in der Verkennung aller der tauſend Mittelglieder und Mittelſtufen, die zwiſchen der rein idealen Welt und zwiſchen der alltäglichen liegen und die eben das Leben bedingen, in dem wir uns bewegen und zu dem wir uns keineswegs nur paſſiv verhalten ſollen. Das Chriſtenthum ſetzt den Himmel und die ewige Ruhe, das reine Leben in Gott allerdings als Ziel; aber es vermittelt uns zugleich dieſes Ziel. Es trennt auf der einen Seite ſcharf zwiſchen den Dingen, die droben und den Dingen, die auf Erden ſind, zwiſchen Welt und Himmel, Fleiſch und Geiſt, Licht und Finſterniß, Göttlichem und Menſchlichem. Aber auf der andern Seite baut es auch wieder die Brücke von dem einen zum andern und was das zweiſchneidige Schwert ſeines ſtrengen Gerichtes getrennt hat, das vereinigt und verſöhnt wieder der Glaube an den Gottmenſchen, in welchem

bereits die Vermittlung des Göttlichen und Menſchlichen zu finden iſt, die ſich auch in uns verwirklichen ſoll. Der Geiſt der Liebe, des Friedens, der ungeſtörten Seelenruhe ſoll ſich nach der reinen Lehre des Evangeliums nicht aus der Welt und den menſchlichen Verhältniſſen zurückziehn, ſondern dieſelben veredeln und durchdringen; er ſoll das Todte und Starre beleben und bei all ſeiner Göttlichkeit uns wieder in menſchlicher Form nahe treten. Und eben dieß verkennt der Quietismus; er verkennt mit einem Wort den praktiſchen Segen des Chriſtenthums, den grade die Reformatoren mit ihrem geſunden, lebenskräftigen Sinn erkannten und ergriffen und ihn der chriſtlichen Welt wiedergaben, nachdem er ihr eine Zeitlang entzogen und verkümmert worden war. Ja, der Quietismus trat in ſeiner hiſtoriſchen Erſcheinung nicht nur hinter die Reformation, er trat gewiſſermaßen hinter das Chriſtenthum ſelbſt zurück, indem er wieder in jene alt-indiſche und heidniſche Gymnoſophiſtik zurückführte, welche in der Vernichtung des eignen Ichs und in der beſtändigen Verſenkung der Seele in Gott die Aufgabe der Frömmigkeit ergriffen zu haben meinte, dabei aber in das leere Nichts einer endloſen Träumerei verſank. Wir dürfen uns daher jetzt nicht mehr wundern, wenn die Lehre von der Guyon auf dem Punkt, auf dem wir ſie hier finden, mit jeder chriſtlichen Confeſſion, ſowohl mit dem beſtehenden Katholicismus als mit dem Proteſtantismus in Conflict gerieth und ſich als unvereinbar mit beiden Syſtemen an den Tag legte. — Gleichwohl ſollte die Frau von Guyon anfänglich im Dienſt und Auftrag des Katholicismus als Werkzeug dienen, die Proteſtanten zu bekehren. Ihr Gewiſſensrath, der Père la Combe, wollte nämlich darüber während der heiligen Meſſe eine Offenbarung vom heiligen Geiſt erhalten haben und der damalige Biſchof von Genf (d'Arenthon) willigte in den Plan, ſie zur Bekehrung der abtrünnigen Genfer zu verwenden, die man wieder in die katholiſche Kirche zurückzuerhalten hoffte. Die Guyon ſelbſt ſah in prophetiſcher Begeiſterung ſchon das ketzeriſche Genf wieder verſöhnt mit der alten Kirche *)

*) „In deinen Mauern, ſo rief ſie aus, ſollſt du, o Genf! die Wahrheit wieder aufblühen ſehn, die der Irrthum aus ihnen verbannt hat; die ſchöne Inſchrift deines Rathhauſes: „„nach der Finſterniß das Licht (post tenebras lux)““ ſoll ſich an dir in einem andern Sinne erwahren,

und in dieſem guten Glauben begab ſie ſich wirklich in die Gegend von Genf, und erhielt von dem Biſchof den Auftrag, der Frauenverbindung der neubekehrten Katholikinnen in Gex ſich anzuſchließen und dieſelbe als Superiorin zu leiten. Allein es ſtellten ſich bald manche Schwierigkeiten ihrem Werk entgegen und ſo wenig die gute Frau ihrem eignen Hausweſen vorzuſtehen wußte, eben ſo wenig wußte ſie ſich in dieſer ſchwierigen Stellung das rechte Anſehn zu verſchaffen. Zur innern Ruhe, die ſie predigte, trat, wie bei allen Schwärmern, die äußere Unruhe und Unbeſtändigkeit, das ewige Anknüpfen und Aufgeben von Verhältniſſen, das beſtändige Herumfahren in der Welt in einen merkwürdigen Contraſt. Alſo gab ſie das angeknüpfte Verhältniß bald wieder auf und zog ſich erſt mit ihrem Beichtvater la Combe nach Thonon zurück, wo ſie ſich zu den Urſulinerinnen hielt; dann lebte ſie in Grenoble, in Vercell, in Turin und an verſchiednen Orten, bis ſie endlich im Jahr 1687 nach einer ſechsjährigen Abweſenheit wieder nach Paris kam. Der Wechſel dieſer Aufenthalte hing freilich auch mit den theils wirklichen, theils ſelbſtgeſchaffnen Verfolgungen zuſammen. Der Biſchof von Genf, ihr ehmaliger Freund, und mehrere andere geiſtliche Behörden betrachteten die Aufregung mit Mißtrauen, die ſie nicht nur durch ihre Lehre und Schriften, ſondern auch durch ihre angeblichen Wunder bewirkt hatte, und auch die öffentliche Stimmung ſprach ſich verſchieden aus. Von den Einen wurde ſie als Irrlehrerin, als Hexe, als Falſchmünzerin bezeichnet, von Andern aber wieder als Heilige, ja als das Weib der Offenbarung (Apok. XII, 2.) verehrt, das eine neue Kirche gebären werde. — Jetzt erſt machte ſie auch rechtes Aufſehn in Paris, und es fehlte nicht lange, ſo wurde ſowohl ſie als la Combe bei dem damaligen Erzbiſchof Harlay verdächtigt. Dieſer wirkte von dem König eine Erlaubniß aus, ſich der gefährlichen Perſonen zu bemächtigen, und ſo ward la Combe bereits im Oct. des genannten Jahres, die Guyon aber im Januar 1688 verhaftet. Erſterer ward einſtweilen in der Baſtille gefangen gehalten, dann nach der Inſel Oleron und endlich nach dem Schloß Lourdes in den Pyrenäen geſchafft, während

als in dem verkehrten Sinn, in dem du ſie hingeſetzt haſt; und deine prächtige Peterskirche wird wieder die ſchauervollen Geheimniſſe unſrer Religion in ihren Schooß aufnehmen."

man die Guyon zuerſt in einem Frauenkloſter zu Paris auf beſſere Gedanken zu bringen ſuchte. Es läßt ſich denken, daß an einem Hofe, der alles Neue und Pikante, alles was den Anſtrich des Geiſtreichen hatte, in ſeine Sphäre zog, auch das Leben und die Meinungen der Guyon vielfach beſprochen wurden und ſo war denn namentlich auch die Frau von Maintenon begierig ihre Bekanntſchaft zu machen und ſie machte ſie, wie man glaubte, zum Vortheil der Gefangenen. Die Frau Guyon wurde aus ihrer Kloſtergefangenſchaft befreit, hielt religiöſe Verſammlungen, denen die Maintenon und andre vornehme Damen beiwohnten und wurde dann in der Anſtalt von St. Cyr ein Gegenſtand der Bewunderung der ſchönen Geiſter Frankreichs. Aber dieſe Gunſt des Hofes dauerte nicht lange. Die hohen Prälaten der gallicaniſchen Kirche, Boſſuet an ihrer Spitze, obwohl er ihr anfänglich einige Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte, traten immer entſchiedner gegen eine Lehre auf, die nach ihrer Anſicht zu nichts weiterm führe, als in vollkommner Selbſtvergeſſenheit alles gehn zu laſſen wie es will und unter dem Titel der Freiheit der Kinder Gottes alle Bande der Zucht und der Ordnung aufzulöſen *). Blos der edle, milde, liebende Fénélon, der die zartern Umriſſe zu dieſem verzeichneten und verzerrten Bilde auf dem Grunde der eignen Seele in richtigern Verhältniſſen wiederfand, Fénélon, in deſſen Gemüth ſo manche Saite ſich lebhaft berührt fühlen mochte bei dem herzergreifenden Grundton, den die Guyon angeſchlagen und den er aus allen Diſſonanzen heraushörte — eben dieſer Fénélon warf ſich zum kühnen Vertheidiger ihrer Lehrſätze, zum Verfechter ihrer Unſchuld, ja zum Märtyrer ihres und ſeines Glaubens, des Glaubens an die reine Liebe, auf. Wir laſſen ſomit das Bild der Guyon für einmal in den Hintergrund treten und nähern uns dem Bilde des Mannes, der als eine der edelſten Geſtalten aus dem trüben Gewölk des 17. Jahrhunderts hervorragt und um deſſen Beſitz wir die katholiſche Kirche zu beneiden am eheſten verſucht ſein dürften.

Franz Salignac de la Mothe Fénélon iſt geboren auf

*) So nannte der Biſchof von Chartres die Lehre der G. „une doctrine, qui invitait à ne se gêner en rien, à s'oublier entièrement, à n'avoir jamais de retour sur soi-même, et à cette liberté des enfants de Dieu, dont on ne se servait, que pour ne s'assujétir à rien.“ Bausset, vie de Fénélon, I. p. 263.

dem Schloße Fenélon in Perigord, den 6. Aug. 1651. Er erhielt von ſeinem Vater bis zum 12. Jahr eine äußerſt ſorgfältige Erziehung, die übrigens durch den ſanften, biegſamen Charakter des Kindes gar ſehr erleichtert wurde. Ein Hauslehrer führte ihn tiefer in das Studium der alten Sprachen ein, die auf die Blüthe und Gediegenheit ſeines Stiles und auf den großartigen Schwung ſeiner Phantaſie, die wir bei ihm überall mit dem feinen guten Geſchmack verbunden finden, einen entſchiednen Einfluß übten. Nachdem er in Cahors die Vorbereitungsſtudien noch weiter fortgeſetzt hatte, kam er nach Paris, wo er unter der Aufſicht ſeines Oheims, des Marquis von Fénélon, Philoſophie und Theologie ſtudirte. Schon im 15. Jahre hielt er ſeine erſte Predigt (was auch von Boſſuet erzählt wird). Nun trat er in das Seminar von St. Sulpice, zu einer Zeit, wo eben der janſeniſtiſche Streit in der größten Gährung war. In eben dieſer Prieſtercongregation erhielt er dann die geiſtliche Weihe, und das erſte kirchliche Amt, das ihm zufiel, war die Aufſicht über die neu bekehrten Katholikinnen, eine ähnliche Aufgabe alſo, wie die der Frau von Guyon zu Ger, und ein Beweis zugleich, wie ſehr die katholiſche Kirche bemüht war, durch ausgezeichnete Perſönlichkeiten ihren Bekehrungen Nachdruck und Dauer zu verſchaffen. Fénélon war mit voller Ueberzeugung Katholik und widmete ſich daher auch dieſem Auftrag mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit *). Nachdem er 10 Jahre dieſem Amte vorgeſtanden und während dieſer Zeit auch ſeine treffliche Schrift über die Erziehung der Töchter und eine Anweiſung zur Führung des geiſtlichen Amtes verfaßt hatte, wurde ihm, zu der Zeit als Ludwig

*) Die Proſelytinnen, über deren weitern Glauben er zu wachen hatte, lebten in einem Hauſe nach klöſterlichen Einrichtungen zuſammen, ohne jedoch an ein förmliches Gelübde gebunden zu ſein. Das Inſtitut war im Jahr 1634 durch den damaligen Erzbiſchof von Paris, Johann Franz von Gondi, geſtiftet und durch eine Bulle Papſt Urbans VIII. beſtätigt worden. Der große Turenne hatte nach ſeinem Uebertritt zum Katholicismus daſſelbe in beſondere Gunſt genommen und ihm eine geräumige Wohnung verſchafft, und auch Ludwig XIV. mußte natürlicher Weiſe eine Anſtalt unterſtützen, die ſeinen Wünſchen, das ganze Land wieder katholiſch zu machen, ſo bereitwillig entgegenkam. Schon damals zog Fénélon die Aufmerkſamkeit Boſſuets auf ſich, der ihm an Jahren bedeutend überlegen war und bereits in hohem Anſehn ſtand. Boſſuet blieb ſein Freund und Gönner bis zu dem unglückſeligen Streite, der ſich wegen der Guyon und der quietiſtiſchen Lehre erhob.

seine Dragoner aussandte, die Hugenotten zu bekehren, die Mission in Poitou übertragen. Aber Fénélon verbat sich die Dragoner, denn also schrieb er an Bossuet, mit dem er bereits in freundschaftlichen Verhältnissen stand, der König brauche den Leuten nur Dragoner zu schicken und er könne sie eben so gut zum Mahomedanismus als zum Christenthum nöthigen. Seine Waffen, deren er sich bediente, sollten keine andre sein als die der Wahrheit und Liebe und er bediente sich ihrer redlich nach dem Maaße der Einsicht, die ihm geworden. Und warum sollten wir nicht glauben, daß es einem Manne wie Fénélon habe gelingen können, manchen Protestanten wirklich wieder für einen Glauben zu gewinnen, den er nicht nur wie Bossuet mit schönen zweideutigen Redensarten aufstutzte, sondern den er in der rechten Einfalt und Unschuld des Herzens von seiner wohlthätigsten Seite darstellte? Wenn Bossuet den Katholicismus theoretisch idealisirte, so stellte Fénélon in seiner ganzen Persönlichkeit das praktische Ideal des Katholicismus dar, oder vielmehr er ließ den Katholicismus in einem Licht erscheinen, das nicht sowohl dem katholischen System, dem er huldigte, als der Religion angehörte, die über den Gegensatz der Confessionen hinausliegt und die, wenn sie immer gepflegt worden wäre in Fénélons Sinne, vielleicht niemals eine Reformation nöthig gemacht hätte.

Nachdem er seine Mission ausgerichtet, wurde er 1689 Erzieher des Enkels Ludwigs XIV., des Herzogs von Burgund, nachmals auch der Herzoge von Anjou und Berry. Mit welchen Schwierigkeiten er in diesem Amte zu kämpfen hatte, welche Weisheit, welche Mäßigung, welche edle Standhaftigkeit er dem Trotze eines böse gearteten Zöglings entgegensetzte, ist eben so bekannt, als daß er seinen viel gelesenen Telemach, seine Fabeln und andre Jugendschriften mit Beziehung auf diesen Zögling verfaßte. Um ihn für seine Verdienste zu belohnen, verschaffte ihm der König erst die Abtei von St. Valéry und später, im Jahr 1695, das Erzbisthum von Cambray.

Um diese Zeit war die Spannung zwischen ihm und Bossuet, der Frau von Guyon wegen, bereits eingetreten; doch übernahm Bossuet die Einweihung des neuen Erzbischofs in der Kapelle zu St. Cyr den 10. Juni 1695, in Gegenwart der Maintenon und

der Prinzen, ſeiner Zöglinge. Von da an aber wird der Prozeß der Guyon auch der ihres Anwaltes Fénélon. Seine einzelnen Stadien alle zu durchlaufen würde für uns nur ermüdend ſein. Indeſſen werden wir genöthigt ſein, noch einiges aus demſelben in der nächſten Stunde herauszuheben, theils um die Lehre der Frau von Guyon in dem Wiederſchein der mildern Fénélon'ſchen Deutung uns noch einmal vorzuführen, theils aber auch und vorzüglich um die treffliche Geſinnung des letztern um ſo glorreicher daraus hervorleuchten zu ſehn.

Achtzehnte Vorleſung.

Verſtandes- und Gefühlsrichtung in der Religion. Boſſuet und Fénélon. Fénélons Unterwürfigkeit unter die Autorität des Papſtes. Seine Liebenswürdigkeit. Parallele zwiſchen Fénélon und Spener. Fénélons Tod. Seine Biographen: Ramſay und Bauſſet. Die Väter des Oratoriums. Bouthillier de Rancé und der Trappiſtenorden Die deutſchkatholiſche Kirche. Abraham a Sancta Clara. Angelus Sileſius. Ueber Pantheismus. Die griechiſche Kirche. Cyrillus Lucaris. Die ruſſiſche Kirche. Nicon und die Raskolniken. Die Waldenſer.

Daß ſich in der Auffaſſung des religiöſen Lebens zwei Hauptrichtungen zeigen, wovon man die eine die Verſtandes-, die andere die Gefühlsrichtung zu nennen beliebt, kann, wenn man die Sache in dieſer Allgemeinheit faſſen will, ſchwerlich geläugnet werden, obwohl ſolche Richtungen ſich ſelten ſo rein darſtellen, daß nicht auch die andere auf irgend eine Weiſe mit enthalten wäre. Das aber wäre unrecht und würde von höchſt oberflächlicher Beobachtung zeugen, wenn man etwa ſagen wollte, die Verſtandesrichtung habe im Proteſtantismus, die Gefühlsrichtung im Katholicismus ihren Sitz; denn es ließe ſich eben ſo gut mit einiger Gewandtheit des Gedankens das Gegentheil herausbringen, das aber ſeines Orts eine eben ſo ſchiefe Behauptung enthielte. Wir haben vielmehr geſehn, wie beide Richtungen, wenn man ſie ein-

mal als ſolche bezeichnen will, d. h. ſowohl die Verſtandes- als die Gefühlsrichtung, in beiden Confeſſionen ſtattfinden können und auch wirklich ſtattfanden und wie ſie auch in beiden ihre Repräſentanten haben. Die todte Orthodoxie, wie der blos verneinende Rationalismus, wie ſie in der proteſtantiſchen Kirche ſich gebildet haben, ruhen allerdings auf einer einſeitigen Geltendmachung des Verſtandes und auf Verkennung der Rechte des Gefühls in der Religion, wie hinwiederum umgekehrt der Myſticismus häufig in einer einſeitigen und krankhaften Gefühlsrichtung wurzelt. Aber dieſe beiden Richtungen, die ſich unter verſchiednen Brechungen und Modificationen in der proteſtantiſchen Kirche bekämpften und noch bekämpfen, ſehen wir auch in der katholiſchen Kirche ſich wider einander erheben. Zwar fehlte es auch nicht an Ausgleichungen in beiden Kirchen; denn dem proteſtantiſchen Pietismus kann man bei aller Tiefe des Gefühls eine gewiſſe praktiſche Verſtändigkeit eben ſo wenig abſprechen, als dem katholiſchen Janſenismus, der uns ſo tüchtige Mathematiker wie einen Pascal und ſo gediegene Schriftſteller wie die von Port-Royal aufgeſtellt hat. Wenn nun aber doch einmal auch in der katholiſchen Kirche ein Kampf zwiſchen der ſogenannten Verſtandes- und Gefühlsreligion ſtattfand, ſo dürfen wir gewiß Boſſuet als den Repräſentanten der erſtern, Fénélon als den der zweiten Richtung betrachten; denn wenn wir auch dem Boſſuet keineswegs alles Gefühl abſprechen wollen und noch viel weniger einem Fénélon den Verſtand, den er vielmehr in ſeiner größten Feinheit und Energie beſaß, ſo werden wir doch ſagen müſſen: in dem Erzbiſchof von Meaux ſtellt ſich uns überwiegend die verſtandesmäßige, in dem Erzbiſchof von Cambray mehr die gefühlsmäßige, gemüthliche Auffaſſung der Religion dar. Boſſuet betrachtete die Religion mehr mit den Augen eines weiſen praktiſchen Staatsmanns von ihrer objectiven, gegenſtändlichen Seite, als etwas poſitiv Gegebenes, von beſtimmten Formen Begrenztes, äußerlich Darſtellbares und durch äußere Mittel Haltbares. Er verlangte daher Klarheit der Begriffe und Zweckmäßigkeit der ſittlichen Vorſchriften. In dieſer Forderung bewies er ſich nicht etwa grade proteſtantiſch, ſondern im Gegentheil conſequent katholiſch; denn die katholiſche Kirche, inſonderheit die moderne ſeit der Zeit der Jeſuiten und des Tridentinerconcils hat von jeher dieſes

System der Verständigkeit verfolgt, allem dem gegenüber was ihr nur im Geringsten den Verdacht von Schwärmerei erwecken konnte; und in dieser logischen Consequenz fand ja auch Bossuet den eigentlichen Beweis für die Wahrheit des Katholicismus. Mit einer Religion, die sich weder theoretisch in Dogmen, noch praktisch in Gebote fassen läßt, mit einer Religion, die so weit sich alles Aeußern entschlägt, daß sie sogar der wörtlichen Gebete nicht mehr bedarf, sondern sich mit der in Gott ruhenden Stimmung (oration mentale) begnügt, wußte er nichts anzufangen; mit ihr konnte auch einem Redner, der es auf bestimmten Effect absah, und einem Hof- und Staatstheologen nicht gedient sein. Eben so wenig konnte er sich unter einer sogenannten reinen Liebe (pur amour) etwas denken, die nicht wenigstens in der Aussicht auf die verheissene Seligkeit, die überhaupt um gar keines äußern Zweckes willen liebt, sondern nur liebt, um zu lieben. Eine solche Ueberspannung der Grundsätze, welche die Liebe sogar von der Hoffnung getrennt noch als Liebe umfaßte, mußte ihm, auch wenn er die Sache ganz redlich und ohne Leidenschaft bedachte, in der That als etwas Gefährliches erscheinen, und gewiß ist, daß die allgemeine Verbreitung solcher Grundsätze der römischkatholischen Kirche sowohl als der Bossuetschen Wirksamkeit, die großentheils auf den äußern Motiven derselben ruhte, ein Ende würde gemacht haben. Anders war es mit Fénélon. Die Erscheinung einer weiblichen Natur, die bei allen Sonderbarkeiten die ihr anhafteten, bei allen Verfolgungen die sie erduldete, sich für die Religion einer reinen, uneigennützigen, von keiner Berechnung geleiteten Liebe zu Gott und Christus entschied, machte auf ihn einen gewaltigen Eindruck und er fürchtete sich an Gott und seinem Gewissen zu versündigen, wenn er es wagte, ein Heiligthum anzutasten, das ihm selber das innerste Heiligthum seines Lebens und das erste und letzte Geheimniß aller Religion geworden war. Fénélon war weit entfernt, das Extravagante an der Frau von Guyon zu verkennen; aber durch die getrübte Oberfläche schaute er tiefer auf den Grund der Sache. Alles Verdienenwollen der Seligkeit, alle Aussicht auf Lohn, selbst alle Aussicht auf Gegenliebe schien ihm die reine Liebe zu trüben, die er als das Höchste von Allem hegte, in der er selbst so fest gewurzelt stand wie einst der Schooßünger des Herrn, und in der er seinen

ganzen Reichthum, seine ganze Seligkeit fand. Auf das alles war Fénélon nicht gekommen durch gelehrte Studien, durch mühsames Nachdenken, auch nicht durch schwere Glaubenskämpfe, durch Disputiren und Zweifeln, sondern es hatte sich dieß in ihm gebildet auf eine Weise, die das Werk der Gnade von dem der Natur kaum unterscheiden läßt. Beides war in seiner Seele eins. Die Natur war aufgenommen in die Gnade und die Gnade war ihm zur Natur geworden. — Wie ganz anders Bossuet! bei dem alles mehr ein Werk des Nachdenkens, der Reflexion, der Combination war. Aber auch der Studiengang beider Männer war ein verschiedner gewesen. Bossuet war wie Fénélon in den Werken der alten Classiker und der römisch-orthodoxen Kirchenschriftsteller wohl bewandert, aber den Mystikern hatte er bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt; daher war ihm auch manches in der Sprache der Frau von Guyon neu, anstößig und ketzerisch, während Fénélon diese Litteratur von jeher mit Vorliebe verfolgt und gepflegt, sich lange schon in einen Franz von Sales und in die ältern Mystiker hineingelesen und sich so mit einer Sprache vertraut gemacht hatte, die in der That ihre eigene Auslegung erfordert, wenn man sie nicht voreilig mit der Sprache des Unsinns oder der Vermessenheit verwechseln will. Es war ihm daher ein Leichtes, (im Jahr 1697) dem eifernden Bossuet gegenüber eine Schrift erscheinen zu lassen, welche eine Erklärung der Grundsätze der Heiligen über das innere Leben enthielt *) und mit diesen Zeugnissen in der Hand den Beweis zu führen, daß das, was die Guyon behaupte, schon längst von anerkannten Männern der katholischen Kirche behauptet worden sei. Nun erst mußte sich Bossuet in die Schriften der Mystiker hinein studiren. Er that es mit großer Gewandtheit, ja mit löblicher Anstrengung und Beharrlichkeit, aber er studirte sich doch mehr nur hinein, während sich Fénélon hinein gelebt hatte.

Was nun den äußern Verlauf des Streites und zunächst die Frau von Guyon selbst betrifft, so war diese erst unter die besondere Aufsicht Bossuets gestellt worden, hatte sich aber derselben durch die Flucht zu entziehen gewußt, und als sie trotz einer schriftlichen Er-

*) Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure.

klärung, die sie gegeben hatte, dennoch wieder zu lehren fortfuhr, wurde sie 1695 in dem Schloßthurm zu Vincennes, später zu Vaugirard, und endlich über 10 Jahre in der Bastille zu Paris gefangen gehalten, bis zum Jahr 1705. Sie starb, nachdem sie in dem genannten Jahre ihre Freiheit wieder erlangt und sich auch einige Zeit in Holland aufgehalten hatte, im Jahr 1717 zu Blois. Weit wichtiger wird für uns der Prozeß gegen Fénélon selbst. War es blos die Verschiedenheit der Glaubensansichten, oder war es zugleich geheime Eifersucht Bossuets, der sich von dem tiefern geistreichen Manne nicht gern überragt sah? Dieß ist schwer zu entscheiden. Genug, Bossuet wandte alles auf, den Erzbischof von Cambray bei Hofe in Mißcredit zu setzen. Die Frau von Maintenon zeigte sich immer gleichgültiger gegen ihn und der König entzog ihm sogar endlich das Geschäft der Erziehung seiner Enkel und verwies ihn in seine Diöcese. Der Streit zwischen ihm und Bossuet setzte sich in Schriften fort; Bossuet zeigte sich empfindlich, Fénélon aber sanft, bescheiden und immer bereit, bessere Belehrung anzunehmen, sofern ihm diese wirklich gegeben werde. Doch welche Autorität sollte hier entscheiden? Hatte Luther einst seinen Gegnern sich bereit erklärt, wenn er aus der heiligen Schrift eines Andern belehrt werde, so finden wir freilich diese Sprache bei Fénélon nicht, der überhaupt mit Luthern sich nicht wohl zusammenstellen läßt. Fénélon blieb ganz auf dem Standpunkt der katholischen Kirche. Sein Protestantismus, den er Bossuet gegenüber bewies, schränkte sich einzig darauf ein, daß er behauptete, Bossuet habe ihn mißverstanden und schiebe ihm falsche Folgerungen unter. Daß aber der Papst als höchste Autorität entscheide, das ließ sich Fénélon gerne gefallen und mußte sichs gefallen lassen, in sofern er rechtgläubiger Katholik bleiben wollte. Und so kam denn die Sache an den Papst Innocenz XII. Es handelte sich besonders um die eben genannte Schrift Fénélons über die Grundsätze der Heiligen, eine Schrift, über welche erst ein Doctor der Sorbonne geurtheilt hatte, daß sie ein durch und durch goldnes Buch sei, gegen welche aber nun der von Bossuet angeblasene Sturm der Eiferer von allen Seiten losgebrochen war. In Rom wurden deßhalb mehrere Conferenzen gehalten, und in denselben erst mancherlei widersprechende Urtheile geäußert. So sagte einer der Inquisitoren, entweder müsse

man die allgemein geschätzten Schriften des heiligen Franz von Sales gänzlich verbrennen, oder man müsse auch Fénélons Schrift gut heißen, weil diese ganz auf den Grundsätzen jenes beruhe. Aber solche Stimmen wurden von andern übertönt. Nach 18 Monaten endlich erfolgte ein päpstliches Breve unterm 12. März 1699, worin 23 Sätze aus dem Buche Fénélons herausgehoben und als irrige, verwegene, frommen Ohren anstößige Sätze bezeichnet wurden. So wurde gleich zuerst der Satz verdammt, daß es eine uneigennützige Liebe gebe, die ohne Aussicht auf Lohn und Furcht vor Strafe, auch ohne Rücksicht auf die eigene Seligkeit die es gewährt, Gott rein um seiner selbst willen liebe, und mit dieser Lehre von der reinen Liebe wurden dann auch die übrigen mehr oder weniger damit zusammenhängenden Sätze von der absoluten Ruhe und Gleichgültigkeit der Seele, von dem Wesen der unmittelbaren Beschaulichkeit *), von dem blos innerlichen Gebete, das sich keiner Worte bedient (oration mentale) u. s. w. verworfen. Allen Gläubigen wurde das Kaufen, Halten und Lesen der Fénélonschen Schrift untersagt und den Bischöffen der Auftrag ertheilt, diese Verordnung ihren Heerden bekannt zu machen. Jedermann kennt die bewundernswürdige Selbstverläugnung, die Fénélon bei diesem Anlaß bewies. Einem hochgestellten Prälaten der Kirche, lag ihm vor Allen ob, mit gutem Beispiel voranzugehn und so mußte der Erzbischof von Cambray wie jeder andre Bischof den Schriftsteller Fénélon verdammen. Und das that er auch. Fénélon machte die päpstliche Constitution selbst in seiner Diöceſe bekannt und ermahnte Jedermann, sowohl schriftlich als mündlich von der Kanzel herab, sich genau nach derselben zu richten, und gewiß meinte ers damit aufrichtig und ohne jesuitischen Vorbehalt. Es giebt Widersprüche in der Handlungsweise der Menschen, die von außen angesehen Widersprüche sind und bleiben und die sich nur auf dem psychologischen Wege einigermaßen lösen lassen, indem man sich in die Individualität dessen versetzt, der sie in sich vereinigt. Und das müssen wir eben hier bei Fénélon. Es scheint nicht als ob er im Geringsten mit sich im Zwiespalt gewesen sei, obwohl es uns vielleicht unbegreiflich vorkommen kann, wie ein Mann, der mit so

*) Diese (Contemplation) setzte Fénélon über die Meditation.

inniger Ueberzeugung sein Buch geschrieben hatte, wie Fénélon, dennoch das Verbot gegen dasselbe amtlich gutheißen und einschärfen konnte. Aber wir müssen uns eben daran erinnern, daß während Fénélon in einzelnen Glaubenssätzen offenbar auf dem Standpunkt der evangelisch-protestantischen Glaubenslehre sich befand (und dahin ist doch wohl die Lehre von der uneigennützigen Liebe ihrem Wesen nach zu rechnen), er eben in seiner kirchlichen Stellung Katholik war und Katholik bleiben *wollte*. Die Unterwürfigkeit des Einzelnen unter den höhern Willen des Kirchenhauptes, in dem er das Organ Gottes verehrte, war ihm heilige Gewissenssache und es blieb ihm nichts anders übrig, als damit sich zu trösten, daß vielleicht dereinst seine jetzt verkannte Lehre siegreich aus den Mißverständnissen sich hervorarbeiten werde, von denen sie jetzt noch umgeben war und um derentwillen sie also auch wirklich für Manche schädlich sein *konnte*. Wenn Luther, gefangen in Gottes Wort, auf dem Reichstag zu Worms gesagt hatte: hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen; so war Fénélon gefangen im Glauben an den höhern Willen der kirchlichen Autorität, die für ihn dieselbe Geltung hatte, wie für Luther die Bibel. Er beugte sich ohne Widerrede unter diese gewaltige Macht, legte die Hand auf seinen Mund und überließ Gott die weitere Führung der Sache. Wohl hätte Fénélon, wie dort die Jansenisten, einen Unterschied machen können zwischen der Untrüglichkeit des Papstes im Allgemeinen und *der* im besondern Fall (zwischen der question de droit und der question de fait); aber die lautere Seele ohne Falsch verschmähte solche Unterscheidungen als eitle Ausflüchte, und hierin zeigte er sich in seiner großartigen Unschuld offenbar noch von einer schönern und edlern Seite und zugleich consequenter als die Jansenisten. Wenn diese den Zwiespalt zwischen ihrem katholischen und protestantischen Bewußtsein nur mit einiger Bitterkeit überwanden, so ließ dagegen Fénélon auch nicht die leiseste Empfindung des Mißbehagens in sich aufkommen, sondern suchte vielmehr das Verfahren des Papstes aufs Beste zu deuten. Er gestand es ohne Hehl, daß die in seinem Buche gebrauchten Ausdrücke leicht von der großen Masse der Leser mißverstanden werden könnten, indem der *Stil des Herzens*, dessen er sich bedient habe, ein andrer sei als der Stil des Verstandes, die Sprache des contemplativen Gefühls eine andre als die

der überlegenden und abwägenden Vernunft*), und ſo habe auch der Papſt, der das Ganze der Kirche im Auge behalten müſſe, zu dem Verbote ſeine guten Gründe haben können; denn Fénélon hielt es für unrecht, daß der Einzelne die Kirche zu ſehr mit ſeinen Privatmeinungen behellige und lieber erwählte er das Kreuz, das er in ſtiller Geduld trug, als daß er durch den Sieg ſeiner Lehre der Kirche Aergerniß gegeben hätte. — Seine Unterwürfigkeit war ſonach keine Menſchenfurcht, ſondern wie die Nichtunterwürfigkeit Luthers eine Frucht der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit, und ſo bleibt uns bei der gänzlichen Verſchiedenheit beider Männer und ihrer Anſichten über die Autorität der Kirche, ihre Geſinnung gleich ehrenwerth; wenn wir auch Luthers Einſicht für die richtigere halten.

Dieſe Unterwürfigkeit eines ſo hochgeſtellten Prälaten und eines ſo reichbegabten und edeln Geiſtes rührte den heil. Vater ſelbſt und er gab ihm darüber ſeine Zufriedenheit in einem wohlwollenden Hirtenbrief**) zu erkennen. Nicht ſo zufrieden waren Boſſuet und ſeine Anhänger. In dem Verdammungsbreve des Papſtes, das ſie ſelber hervorgerufen, war unter andern der Ausdruck gebraucht worden, daß der Papſt aus eigner Bewegung (proprio motu) die Verdammung ausgeſprochen habe; an dieſen Ausdruck ſtieß ſich die Nationaleitelkeit der franzöſiſchen Biſchöffe, welche die Freiheit der gallicaniſchen Kirche drin gefährdet ſahen. Sie durften aber dießmal ihren Unwillen nicht laut werden laſſen. Um ſo ſchonungsloſer behandelten ſie den trefflichen Fénélon, ſo daß ihnen der Papſt den treffenden Vorwurf machte, Fénélon habe zwar geirrt, aber aus Uebermaß der Liebe zu Gott, ihr Irrthum aber rühre her aus Mangel an Liebe zum Nächſten***). Und wie es denn in ſolchen Fällen nichts leichteres giebt, als mit dem Verdammen einer unverſtandnen Größe ſeine eigne Kleinheit und Erbärmlichkeit zu bedecken, ſo warfen ſich jetzt auch die dem Erzbiſchof untergeordneten Biſchöffe zu ſeinen Richtern auf. Fénélon ſetzte ihnen ein

*) Vergl. (Ramsay) histoire de la vie de Fénélon, à la Haye 1723. p. 74. 75. „Il y a un stile du coeur et un autre de l'esprit, un langage de sentiment et un autre de raisonnement; ce qui est souvent une beauté dans l'un, est une imperfection dans l'autre."

**) Bei Bausset, vie de F. II. 110.

***) Peccavit excessu amoris divini, sed vos peccaties defectu amoris proximi.

würdiges und festes Benehmen entgegen. Aber auch der höherstehende Bossuet, der besonders durch seinen Neffen, den Abbé Bossuet (einen aufgeblasenen Menschen), die Verdammung der Fénélonschen Schrift in Rom betrieben hatte, hörte auch jetzt nicht auf (nachdem doch der Papst befriedigt war), die Rechtgläubigkeit seines Collegen zu verdächtigen. Fénélon trug auch dieß mit Geduld. In der geistlichen Wirksamkeit, die er unverdrossen übte, in der Lehre und in der Seelsorge, im Verkehr mit Gleichgestimmten und im stillen Herzensumgange mit Gott fand er seine volle Befriedigung, und eben in diesem letzten Abschnitte seines Lebens müssen wir ihn jetzt noch kennen lernen.

Fénélon war ein Bischof nach der Art, wie Paulus sie sich dachte, wenn er sagte, daß der Bischof soll unsträflich sein, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig und gelinde. Er leuchtete als ein Muster den übrigen Bischöffen seiner Diöcese vor, führte genaue Aufsicht über alles, setzte sich mit jedem in Verbindung, ließ sich zu den Niedersten demüthig herab und schwang sich auch wieder wo es nöthig war zur höchsten Höhe denkender Geister auf. Wie Spener machte er die Einfachheit zur Grundeigenschaft seiner Predigten; nur daß die natürliche gefällige Form und Rundung des Ausdrucks ihm mehr zu Gebote stand, als jenem, so daß er, ohne darnach zu streben und zu jagen, bei allem was er sagte oder schrieb als Classiker sich bewährte. Auch sonst erinnert manches in seinem Leben und in seiner Wirksamkeit an Spener, wobei freilich sowohl der Unterschied der Nationalität als der der Confession nicht außer Acht zu lassen ist. Wie Spener mit tausend Menschen, die nicht zu seiner directen Gemeinde gehörten, in brieflichem Verkehr stand als Gewissensrath und geistlicher Führer, so auch Fénélon, dessen Briefe zugleich durch eine Eleganz sich auszeichnen, die freilich den breitergefaßten Spenerschen Bedenken abgeht. An Reinheit und Strenge der Sitten stehen wohl beide Männer, die wir uns gerne als die edelsten Repräsentanten ihrer Confessionen in dieser Zeit denken, gleich groß da. Selbst manche Eigenheiten, wie die strenge Benützung der Zeit, haben sie mit einander gemein. Im Umgange mit der Welt zeigte Fénélon wohl leicht eine größere Gewandtheit als Spener, denn der Hof Ludwigs XIV. war auch ein anderer, als der churſächsische und der churbrandenburgische

städtischen und von da wieder an den Fürstlichen Ho f zu Go
wo er unter dem Titel eines Raths und Hofjunkers sich noch fe
in den Wissenschaften üben und die schöne Bibliothek nebst
Archive des Fürsten nach Belieben benützen konnte. Noch ist
über seine dortige Lebensweise die Tagesordnung aufbehalten,
der hervorgeht, daß seine Zeit zwischen den Uebungen der Fröm
keit, den Studien und den Waffen- und Leibesübungen sorgfä
getheilt war. Nach mehrern Beförderungen trat er in die Dien
des Herzogs Moritz zu Sachsen-Zeiz, worauf er auch noch von Ch
fürst Johann Georg II. von Sachsen den Titel eines churfürstlich
geheimen Raths u. s. w. erhielt; dann ward er herzoglich-eisena
scher und 1691 churbrandenburgischer Geheimrath und Kanzler
Universität Halle, nachdem er sich zuvor eine Reihe von Jahren
die Stille zurückgezogen und auf seinem Gute Meuselwitz ausschli
lich den Studien gelebt hatte. In dieser seiner letzten Stellung
Kanzler erwarb sich Seckendorf besonders viele Verdienste durch
Mäßigung und Besonnenheit, die er in den damaligen pietistisch
Streitigkeiten bewies; doch dauerte seine Wirksamkeit daselbst n
allzukurz. Er starb schon das Jahr drauf den 18. Dec. 1692
einem Alter von 66 Jahren. Er war zweimal verehlicht gewesen u
hinterließ einen einzigen Sohn aus zweiter Ehe, der ihn jedoch n
drei Jahre überlebte. Seckendorf war Staatsmann und Theolo
zugleich und das gemeinsame Band dieser Wissenschaften war ih

Digitized by Google

die Geſchichte, die er im Lichte der Religion auffaßte und behandelte. Wenn wir früher geſehn haben, wie der Myſtiker Arnold die Unparteilichkeit gegen die Secten bis zur Parteilichkeit trieb, ſo ſehen wir dagegen Seckendorf in ſeiner Geſchichte des Lutherthums feſten Fuß faſſen auf dem Boden ſeiner Confeſſion. Dieß mußte er um ſo mehr, da der Zweck ſeiner Arbeit ſelbſt ein apologetiſcher war; indem er die Geſchichte Luthers und der Reformation gegen die Beſchuldigungen und Verläumdungen, die der Jeſuit Maimbourg dagegen ausgeſtreut hatte, zu vertheidigen ſuchte. Bei dem entſchiedenſten Proteſtantismus hielt ſich indeſſen Seckendorf ferne von aller leidenſchaftlichen Parteilichkeit und bewahrte ſeinem Gegner gegenüber Anſtand und Würde. Er geſtand die Fehler und Gebrechen offen ein, die ſich ſeit der Reformation in alle Stände der evangeliſchen Kirche eingeſchlichen hatten und anerkannte hinwiederum das Gute, das ſich die katholiſche Kirche indeſſen angeeignet, ohne das noch fortwuchernde Verderben in ihr zu verdecken. Ein hoher Ernſt, eine reine Wahrheitsliebe, verbunden mit großer Beſcheidenheit des Urtheils, erheben ſomit das Seckendorfiſche Werk über die Reformationsgeſchichte in den Rang der erſten Geſchichtswerke jener Zeit, das obendrein durch den Reichthum der benützten Quellen eine treffliche Fundgrube für Alle geblieben iſt, welche die Reformationsgeſchichte gründlich ſtudiren wollen *). Ueber den Confeſſionsunterſchied hinaus, ſtrebte aber Seckendorfs praktiſch frommer Sinn beſonders dahin, daß in allen Confeſſionen die ächte Gottesfurcht möge gepflegt und den überhand nehmenden Laſtern, ſo wie dem Unglauben, der ſchon damals ſeine Jünger hatte, möge geſteuert werden **).

In dieſer Abſicht hatte er ſeinen Fürſtenſtaat und ſpäterhin ſeinen Chriſtenſtaat verfaßt, eine Schrift, in welcher er nach einer kurzen Apologie des Chriſtenthums eine treffliche Sittenlehre für die drei ſogenannten Stände, den geiſtlichen, den weltlichen und den Hausſtand giebt. Wir wollen nur einiges von den Abſchnitten

*) Commentarius hist. et apologet. de Lutheranismo. 1688. 92. 4°. deutſch bearbeitet von Junius und in einen Auszug gebracht von Roos. Tübingen 788. 2 Bde. 8.

**) Doch ging er in der Gleichſtellung der Confeſſionen lange nicht ſo weit als z. B. Poiret, mit dem er im Gegentheil wegen der Bourignon in eine litterariſche Fehde gerieth.

Schmeichler sind gleichsam die Trompeter und Trommelschl
unter deren Getön das Würgen und Tödten in den Schlachten
Treffen verübt wird und die dabei ihres Lebens selbst nicht s
sind **)." — Noch größere Verantwortung ziehen gottlose Fü
durch das Aergerniß nach sich, das sie dem Volk geben. An
Lastern der römischen Kaiser ärgerten sich die ersten Christen n
weil sie wußten, daß es Heiden waren; aber ganz anders ist es
christlichen Obrigkeiten, und besonders mit denen der evangeli
Religion, denen die Sorge für die Kirche übertragen ist. — In
sem Verhältniß der evangelischen Fürsten zur Kirche sieht Secken
von seinem Standpunkt aus etwas Gutes und Heilsames,
sucht er dieses sogenannte bischöfliche Recht der Fürsten in die ge
gen Schranken zu weisen. „Sie sollen ihre Macht mit Mäßig
gebrauchen (S. 270), sie sollen sich nicht zu Herrn über den G
ben aufwerfen, den Lehrern der Kirchen und den Gemeinden
Glaubensartikel aufdringen und überhaupt in Glaub
sachen keine Gewalt gebrauchen." Uebrigens ist das beste
wahrungsmittel gegen diesen Mißbrauch der Gewalt die w

*) Christenstaat, worin von dem Christenthum an sich selbst
dessen Behauptung wider die Atheisten und dergleichen Leute, wie
von der Verbesserung sowohl des welt- als geistlichen Standes nach
Zweck des Christenthums gehandelt wird. Leipzig, 706. 8.

**) Ebend. p. 247.

Digitized by Google

christliche Gesinnung selbst, die dergleichen verabscheut, da Christus und die Apostel nur durch die Macht ihrer Lehre und ihrer Wunder, nicht durch Anwendung von äußern Gewaltsmitteln die Welt bekehrt haben. „Die wahre christliche Religion, sagt der weise Staatsmann eben so schön als wahr (S. 276), braucht solcher Erfindungen keineswegs, sie soll und will durch Lehre und Exempel gepflanzet und mit gläubigem, freiwilligem Herzen bekennet sein. Gott erfordert den innerlichen Beifall und nicht nur das äußerliche, am allerwenigsten ein gezwungen Bekenntniß. Dadurch werden keine Christen, sondern Heuchler und anders nichts als Atheisten, die nur den äußerlichen Haufen mehren, aber keine wahren Glieder der Kirche Gottes sein können." Ferner zeigt dann der Verfasser, wie es Pflicht der christlichen Obrigkeiten sei, für Kirchen und Schulen zu sorgen, den Frieden zu erhalten und auch bei einem rechtmäßig unternommenen Kriege, den er gegen die Meinungen der Wiedertäufer und Quäker in Schutz nimmt, so schonend als möglich zu verfahren und gute Zucht zu erhalten. — Wenn man bedenkt, wie Seckendorfs Jugendzeit in die Zeiten des 30jährigen Krieges gefallen, so begreift man wohl, zu wie ernstlichen Rügen er in dieser Hinsicht sich veranlaßt sehen mußte, und wie er auch hier nur von dem wahren Christenthum eine Verbesserung des Kriegswesens erwarten konnte. Merkwürdig ist auch, wie sich der Verfasser über das Treten in fremde Kriegsdienste ausspricht. „Es sei dieß, meint er, schwerlich nach den Grundsätzen des Christenthums zu justificiren," weil sich die Rechtmäßigkeit des Kriegs allein aus der Pflicht gegen das Vaterland und den Gehorsam gegen die Obrigkeit vertheidigen lasse *). Die wahre Tapferkeit aber

*) So widersetzte sich auch nächst der Zürcher- die baselsche Geistlichkeit unter Antistes Lucas Gernler den französischen Militärcapitulationen unter Ludwig XIV., indem sie es für widersprechend hielt, im Kirchengebete zu sprechen: „zerbrich den Arm aller derer, die Lust haben zu unbilligen Kriegen" und dennoch diesen Arm mit „eignem Fleisch und Blut zu verstärken", oder für die verfolgten Glaubensbrüder in Frankreich und den vereinigten Niederlanden zu beten und doch mittelbar oder unmittelbar zu ihrer Verfolgung beizutragen; denn selbst wenn die protestantischen Schweizertruppen auch nicht zum directen Kriegsdienst gegen ihre Glaubensbrüder verwendet würden, so würden sie auch nur bei dem innern Dienst, den sie die Zeit über versehen, dem Saulus gleichen, der die Kleider derer gehütet habe, welche Stephanum steinigten. — Gernler predigte auch tapfer dagegen, was aber vom Rath übel aufgenommen wurde. S. das Basler Kirchenarchiv und Ochs VII. S. 112.

sundheit des Urtheils und eine Tüchtigkeit der Gesinnung, die g
die überspannten Ansichten der Quäker in diesem Stü[cke] sich
lich ausnimmt. — Von dem Kriegswesen kommt der Verf
auf die Justiz, wo er wieder alles höchst einfach und gesund
die ächt christlichen Principien zurückführt. Daß Prozesse u
den Christen entstehn, ist an sich schon traurig, wie denn der A
stel den Corinthern schreibt: „es ist schon ein Fehler unter e
daß ihr mit einander rechtet.“ Wo nun aber einmal Prozesse
stehen, da soll die Obrigkeit wieder „nach den Hauptlehren
Christenthums und nicht nur nach weltlichen Sätz
gen ihr Amt führen;“ denn sollte es nicht möglich sein b
Richteramte ein christliches Gewissen zu bewahren, so hätten
Recht, welche dem Christen wehren ein obrigkeitliches Amt anzun
men. Nun aber sollen christliche Richter nicht nur nichts wider
Gewissen thun, sondern sie sollen dazu mitwirken, „daß die
meine Justiz durch christliche Lehre und Liebe aus der gemeinen
so zu sagen wilden Art der menschlichen Gesetze in eine fürtrefflich
und bessere versetzet und veredelt werde; gleichwie ein gepfrop
Baum viel lieblichere und gesundere Früchte bringet, als er etw
gethan, wann er nur in seiner natürlichen rohen Art gebliebe
wäre.“ — Sehr weise und christlich urtheilt dann auch der V
fasser über den Zweck der Strafe. Es ist unrecht und unchrist

Digitized by Google

die Geldstrafen in der Absicht zu verhängen, damit der Fiscus dadurch bereichert werde; denn „bei einer christlichen Obrigkeit soll keine Begierde noch Lust Platz finden, die Unterthanen allein darum in Strafe zu ziehn, daß es einen Geldnutzen eintragen möchte" (S. 345); und eben so human erklärt sich der christliche Staatsmann gegen die barbarischen Strafen des Auspeitschens und der Landesverweisung und empfiehlt dagegen, ganz im Geiste der neuern Zeit, die Missethäter in guten Zuchthäusern unterzubringen, sie zur Arbeit anzuhalten und vor allem im Christenthum sie besser zu unterweisen. Auch eifert er von dem christlichen Standpunkte aus gegen das lange Aufziehn der Prozesse, das meist aus dem Eigennutz der Advocaten herrühre. Nach gleichen christlichen Grundsätzen beurtheilt Seckendorf auch die Art, wie der Staat die Einkünfte bezieht und festsetzt, mit einem Wort die ganze Nationalökonomie. Er gesteht der Obrigkeit das Recht zu Abgaben zu fordern, aber es soll dieß nicht zu Beförderung der fürstlichen Pracht, sondern alles zum Besten des Landes und nach billigen Verhältnissen geschehn. Zugleich soll sich aber eine christliche Obrigkeit angelegen sein lassen, den Wohlstand des Landes zu mehren. „Sie soll (S. 386) mit Rath und That dazu helfen, daß alle Unterthanen insgemein eine ehrliche und beständige Handthierung und Nahrung haben, auch so viel gewinnen möchten, daß sie nicht allein keine Ursache hätten, wegzuziehn, sondern vielmehr Fremde an sich locken und das Land je mehr und mehr volkreich machen." Wie übereinstimmend das Verfahren des brandenburgischen Hauses mit diesen Grundsätzen war, hat uns die Geschichte der hugenottischen Colonien gezeigt. Was dann noch ferner in dem Buche von den Gefahren des Handelsstandes, von den Mißbräuchen vieler Handwerke und von der großen Bedeutung des dritten Standes überhaupt bemerkt wird, zeugt von eben so viel Einsicht in die Sache als von tüchtiger Gesinnung.

Ich habe mich absichtlich bei diesem Werkchen etwas länger aufgehalten, um Ihnen zu zeigen, wie die einfache christliche Sittenlehre, die in jener Zeit von den Theologen so oft vernachlässigt wurde, hier von einem Staatsmanne aufgegriffen und mit einem eben so verständigen als frommen Sinne in die Verhältnisse des öffentlichen Lebens eingeführt wurde. Was er dann noch in den

einem ehmaligen Proteſtanten und Schüler J. Böhms. Es iſt dieß der berühmte Angelus Sileſius, mit ſeinem eigentlichen Namen Johann Scheffler aus Breslau. Geboren 1624, hatte er ſich auf das Studium der Medicin gelegt, war früher mit den myſtiſchen Schriften Schwenkfelds, Weigels und Böhms bekannt geworden und bekleidete eine Zeitlang die Stelle eines Würtembergiſch-Oelsiſchen Leibarztes. Es iſt merkwürdig, wie die Myſtik eine verſchiedne Stellung zwiſchen den beiden Confeſſionen der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche einnimmt. Nicht nur finden wir ſie in beiden Kirchen auf eigenthümliche Weiſe gepflegt und genährt, ſondern ſie wurde auch je nach den Umſtänden und Individualitäten bald der Anlaß zum Uebertritt aus der katholiſchen Kirche in die proteſtantiſche, bald auch wieder zum umgekehrten Schritte. So haben wir geſehn, wie Labadie aus Myſticismus zur reformirten Kirche übertrat und die Bourignon wenigſtens ihre Lehre auf den Boden derſelben verpflanzte. Bei Scheffler nun fand das Umgekehrte ſtatt. Sein Myſticismus ſchien erſt auf dem Boden der katholiſchen Kirche recht gedeihen zu wollen, und ſo trat er 1653 förmlich zu dieſer Kirche über und nannte ſich, einem ſpaniſchen Myſtiker Johannes ab Angelis zu Ehren, Johannes Angelus mit dem Beinamen Sileſius (der Schleſier). Er ward zugleich Prieſter und lebte unter dem Titel eines fürſtbiſchöflichen Raths im Jeſuitenkloſter zu Breslau bis zu ſeinem Tod den 9. Juli 1677. Was nun die verſchiedne Stellung des Myſticismus zu den beiden Confeſſionen betrifft, ſo liegt dieſe in ſeiner Natur. Entweder verhält ſich der Myſticismus den Confeſſionen gegenüber neutral (wie wir dieß z. B. bei Poiret gefunden haben), weil ihm doch einmal unter allen Formen keine genügt und er in ſeiner idealen Innerlichkeit ſich über den Parteien erhaben glaubt, oder er hängt ſich mit Vorliebe an das eine oder andere Dogma, wie es in der einen oder andern Kirche ſtärker zur Erſcheinung kommt. Das Dringen auf das Innere, gegenüber einem äußern Ceremoniendienſt und einer äußern Werkheiligkeit, ſollte eigentlich dem Myſticismus ſeine Stelle innerhalb des Proteſtantismus anweiſen und wir finden auch wirklich, daß er da Fuß gefaßt hat; denn aus der Myſtik eines Tauler und der deutſchen Theologie hatte ja Luther ſelbſt ſeine Glaubensinnigkeit geſchöpft,

ſo wunderbarlich und heiliglich geführet, welche auch in derſelben Krankheit ihn mildiglich erquicket, daß er dem lieben frommen Gott nicht genug danken könnte. Er ruhete ganz und gar in deſſen väterlichen Willen und getröſtete ſich mit David, daß Gott ſein Troſt und ſein Theil ſei.... hat zugleich gar herrliche Worte geredet von der himmliſchen Weisheit, die nach dem Tode erſt völlig würde offenbar werden, dagegen alle Weis- und Klugheit dieſer Zeit nichts wäre und die blinde Welt beklaget, welche in dem Irdiſchen ein großes Gut zu finden vermeinte und die Erkenntniß Gottes ſo gering hielte. Er dankte Gott, der ihn Chriſtum erkennen laſſen als ſeine Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöſung und außer demſelben hätte er in allem Weſen nichts denn Thorheit gefunden, da man ſonſten allenthalben mit dem Kopfe hindurch wollte und alſo am meiſten der Wege Gottes verfehlete..... Das Weſen der Welt habe ihn nicht vergnügen können, wolle auch nicht, daß die Seinigen auf zeitliche Güter ihr Vertrauen ſetzen ſollten, als welche da unbeſtändig und vergänglich, ja Vielen ſehr ſchädlich wären.... Gott ſei allein der Vater, der ihn wohl verſorget, aber auch gelehret mit David, daß alles Zeitliche nichts ſei, dahero er mit demſelben wünſchte zu erwachen nach ſeinem Bilde, und alsdann erſt ſatt zu werden, inzwiſchen mit ihm ſeufzte: Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angeſicht ſchaue?"

So weit die Meinungen und das Leben dieſes deutſchprotestantiſchen Staatsmanns von altem Schrot und Korn. Wir haben in ihm noch das innige Zuſammenſein von Religion und Politik gleichſam verkörpert in concreter Perſönlichkeit erblickt *). Aber die Folgezeit hatte wenige ſolcher Charaktere mehr aufzuweiſen. Wie nämlich in Frankreich factiſch die Politik von der Religion getrennt wurde und ſich als eine ſelbſtſtändige Macht hinſtellte, ſo fingen um dieſe Zeit auch die Deutſchen an, in der Theorie wenigſtens die Politik von der Theologie mehr und mehr zu ſondern und die Principien des Staatsrechts auf eigne Füße zu ſtellen. Den Verſuch dazu

*) Auf ihn konnte man noch anwenden, was Heinrich Müller ſagte, daß er während ſeines Dienſtes „manchen guten Theologus beim Politicus gefunden habe." Erquickſtunden S. 67. (nach Rußwurms Ausg.)

eingeweiht wurde. Pufendorfs Ansichten, die von denen der
logen sehr verschieden waren, machten um jene Zeit viel Au
und mochten mit dazu beigetragen haben, den jungen Thom
für das Studium der Rechte zu bestimmen. Nachdem er
in Frankfurt a. d. O. begonnen und vollendet hatte, machte e
gelehrte Reise nach Holland und kehrte dann in seine Vate
zurück, wo er bald selbst als akademischer Lehrer auftrat.
in der äußern Form seines Auftretens, daß er statt der latein
Sprache die deutsche zu seinen Ankündigungen am schwarzen

---

*) Ein Mehreres über Hobbes in der folgenden Vorlesung.
ihm haben in England Harrington (gest. 1677) in seiner Oce
und Algernon Sidney (discourses on government) sowie
Milton den Grund zu einer wissenschaftlichen Politik gelegt,
Kortüm, Gesch. der engl. Revol. S. 327. f.

**) Geb. 1632 zu Flöhe in Obersachsen, wo sein Vater
diger war. Er studirte erst Theologie, nachher die Rechte, zu
lehrte dieselbe erst in Heidelberg und dann zu Lund in Schweden.
wurde drauf schwedischer Rath und Geschichtschreiber zu Stockh
1688 ging er nach Berlin, die Geschichte des großen Churfürste
schreiben und erhielt die Würde eines brandenburgischen geheimen R
und Historiographen. 1694 ward er in den Baronenstand erhoben
starb in demselben Jahre daselbst.

Digitized by Google

und zu seinen Vorträgen auf dem Katheder wählte, daß er nach dem Vorgange der Franzosen die neu erschienenen Bücher in periodischen Schriften flüchtig anzeigte und mit Witz beurtheilte und überhaupt die beissende Satire, deren er sich in seinen Darstellungen bediente, brachten ihn bei Vielen in den Ruf eines oberflächlichen Kopfes und gefährlichen Neuerers. Aber auch in seinen Ansichten und Behauptungen selbst wich er beträchtlich von dem ab, was man bisher für ausgemachte und unumstößliche Wahrheit gehalten hatte. Ich beschränke mich darauf nur das namhaft zu machen, was mit den protestantischen Religionsansichten und Uebungen und mit den christlichen Staatseinrichtungen in genauerer Verbindung steht. Thomasius war, wie Spener und viele andere besser denkende Männer jener Zeit, ein Gegner der bloßen todten Orthodoxie, ein Gegner jener bloß äußern Glaubensgerechtigkeit, die am Ende nicht besser als die Werkgerechtigkeit der Katholiken war. Allein wenn denn Spener und die ihm Gleichgesinnten doch strenge an dem Glaubensgrunde selbst festhielten und die alte lutherische Orthodoxie in ihrem ganzen Umfang bewahrten, nur daß sie bei ihnen eben wie bei Luther selbst eine lebendige wurde, so nahm es Thomasius in dieser Sache weniger genau. Bei ihm herrschte das verneinende, aufklärende Element entschieden vor vor dem positiv gläubigen; daher er auch z. B. ungescheut bekannte, daß der Aberglaube noch gefährlicher sei als der Unglaube oder der Atheismus *); eine Behauptung, die ihren tiefern Grund in jener rationalistischen Denkweise hat, welche die Richtigkeit oder vielmehr die Nüchternheit und Ebenheit religiöser Vorstellungen höher schätzt, als die Innigkeit und Tiefe derselben und somit lieber diese, als jene aufgiebt. Mit Recht stellte zwar auch Thomasius den praktisch thätigen Glauben über den bloß theoretischen, die subjective, innerliche Glaubenstreue über den bloßen objectiven von außen angeeigneten Glaubensinhalt; aber auf den letztern legte er vielleicht zu wenig Gewicht; wenigstens entfernte er sich in dem, was er „Glauben" nannte, gar sehr von der Lehre der rechtgläubigen Protestanten über diesen Punkt.

*) In seiner Schrift: Ausübung der Sittenlehre S. 169. vergl. Schröckh allg. Biogr. V. S. 325. und Luden, Christian Thomasius. Berlin 805. S. 197. Gewöhnlich (meinte er) seien es nur die „unvernünftigen Bestien", welche denkende Köpfe als Atheisten ausschrien.

Sittenlehre sagt mir, Glaube, Liebe, Hoffnung machen sel
die Hoffnung. Wo eines mangelt, da ist das ande
nicht." — In der Sache hatte Thomasius hier gewiß rech
man konnte ihm vorwerfen, daß er doch die tiefere Bedeut
Glaubens, aus welchem die Liebe und die Hoffnung erst
gehn, verkannte, daß er die Resultate vorschob, wo es sich
Principien handelte und auf die Früchte des Baumes sie
wo es galt, die Wurzel zu bestimmen. — Uebrigens se
Vollkommenheit des Christen mit Recht dahinein, daß du
in uns wirkenden Geist Christi der Funke verr
ger Liebe die Oberhand über die drei lasterhaf
müthsbewegungen erhalte, die er als die Hauptl
Menschen ansah, Müssiggang, Zorn und Neid, und welche
winden die natürlichen Kräfte nicht hinreichen. Eben so
treffend sagt er an einem andern Orte: „die Liebe ist d
Maaß aller Tugenden und ohne dieselbe ist die Tugend tot
wo Liebe ist, bekümmere ich mich um keine Mittelmaaß.
Liebe kommen alle Tugenden weit besser zusammen, als
gemeinen Rede in der Gerechtigkeit. Allzugerecht ist schon
nünftig, aber man kann des Guten so wenig als der vern

*) Bei Schröckh a. a. O.

Digitized by Google

Liebe zu viel thun*). Es ist überhaupt merkwürdig, in wie naher Verbindung damals die Keime der spätern sogenannten rationalistischen Aufklärung, wie wir sie im 18. Jahrhundert aufgehn sehn, mit der pietistischen und der mystischen Richtung waren. Es läßt sich dieß aber leicht erklären. Die beiden Zwillingsbrüder stammten ja von derselben wahren Mutter, der protestantischen Gesinnung. Sie bildeten gemeinsam die Opposition gegen die alte, zänkische Stiefmutter, die Orthodoxie. Jeder rettete auf seine Weise den Protestantismus von seinem Untergange, doch so daß die einen mehr sich an den negativen, die andern mehr an den positiven Pol desselben hingen, die einen mehr das Palladium der Denk- und Gewissensfreiheit, die andern mehr den verborgenen Schatz des Evangeliums selber in seiner Ungetrübtheit zu erhalten suchten.

Wir haben früher erwähnt, wie Thomasius die Pietisten in Schutz nahm und selbst am Ende als ihr Genosse behandelt wurde. Die Coalition dauerte freilich nur so lange als der Krieg dauerte und später zerfiel Thomasius mit seinen Clienten, indem sie ihm zu eng waren und er ihnen zu weit. Eine Zeitlang machte Thomasius auch den Anwalt der Mystiker. Er nahm den Poiret in Schutz und er war es gewesen, der besonders Arnold zu seiner Ketzergeschichte ermuntert hatte, und die er denn auch nach dem Erscheinen des Buches übermäßig anpries, indem er sie das beste und nützlichste Buch nach der heiligen Schrift nannte**) und seinen Zuhörern rieth, dasselbe zu kaufen, wenn sie auch das dazu nöthige Geld ihrem Mund absparen oder gar erbetteln sollten. Und wirklich hatte Thomasius selbst einen Hang zur Mystik in sich, was sich gar wohl mit seinem etwas phantastischen Aufklärungstrieb vereinigen ließ. Ja, er meinte, und wohl nicht ganz mit Unrecht, daß die Vereinigung der Gegensätze von Natur und Gnade, von Vernunft und Offenbarung am ehesten in den Schriften der mystischen Theologen gefunden werden könne, d. h. eben (nach seiner eignen Erklärung) „solcher Schriftsteller, die nicht sowohl eine gelehrte und scharf überdachte Religionswissenschaft, als vielmehr eine durch Gebet, Betrachtungen und andere gottselige Uebungen erworbene, auch in den lebhaftesten innern Empfindun-

*) Bei Luden S. 199.
**) Schröckh S. 360.

gen fühlbare und wirksame Erkenntniß des Christenthums zu ihrem Eigenthum machen." — Wir würden überhaupt Thomasius sehr unrecht thun, wenn wir ihm eine ausschließlich negative, zerstörende Tendenz zuschreiben oder wenn wir ihn mit Carpzov beschuldigen wollten, er habe sich der Pietisten blos angenommen, „um in der Kirche das Unterste zu oberst zu kehren." Vielmehr geht aus allem hervor, daß Thomasius ein Mann von trefflichen Gemüthsanlagen war, zugleich aber auch von einem heftigen Temperament und von einem schwer zu bezähmenden Ehrgeiz, dessen er sich selbst offen und ehrlich genug anklagt, („der Point d' honneur habe ihn von Jugend auf ziemlich verführet und sei der Leitstern seines meisten Thuns und Lassens gewesen"). Daß er in Spener nicht nur den Gegner der damaligen Orthodoxen, sondern wirklich den frommen Mann Gottes ehrte, geht aus der schönen Aeußerung hervor, „daß ihm das Gebet, welches dieser würdige Mann für ihn thue, lieber sei, als große Ehre und Geschenke eines mächtigen Fürsten*)". Ja, er nannte diese wahre Herzensfrömmigkeit, wie er sie an Spener und seinen ächten Anhängern bewunderte, „eine übernatürliche, göttliche Wissenschaft, in welcher er sich selbst billig für einen der geringsten Schüler erachte**)". Was ihn aber in der Folge immer mehr von den Pietisten entfernte, war außer der von ihm weiter getriebenen Freisinnigkeit der Ansichten, vor allem seine satirische Ader, die sich nun einmal, wie wir früher gesehn haben, mit dem Pietismus schwerlich verträgt. Thomasius fühlte selbst bisweilen den Stachel dieser Satire als einen solchen, der leicht das bessere Ich in ihm verwunde und vergifte und kämpfte gegen den zu starken Hang derselben; aber der Hang dazu schien mächtiger als er. „Seine Neigung," gestand er offen, „sei für den Demokrit, sein Sinn aber für den Heraklit; denn es sei menschlich die Thorheit der Welt zu belachen, aber christlich sie zu beweinen***)." So hatte er denn auch in seinen „Ostergedanken," die er herausgab, den ernsten Entschluß gefaßt, der satirischen Schreibart zu entsagen, aber bald brach die alte Natur wieder hervor, so daß man von ihm sagte, seine Ostergedanken

*) Schröckh S. 340.
**) Luden S. 205.
***) Luden S. 160.

wären nur Gedanken, die er in den Osterfeiertagen, aber nicht im übrigen Jahr hätte.

Wir haben bisher Thomasius den Theologen kennen gelernt. Wir wollen ihn aber unsrer heutigen Aufgabe gemäß zugleich als Staatsmann und Juristen und somit in seinem eigentlichen Berufe kennen lernen, um den Einfluß seines Protestantismus auf die Politik zu würdigen. Und hier sind es denn namentlich zwei Gebiete, auf welchen Thomasius als Reformator erscheint. Das eine betrifft die Feststellung des Verhältnisses von Kirche und Staat oder die Feststellung der Rechte der Fürsten und Obrigkeiten in geistlichen Dingen, mit einem Wort die Begründung des protestantischen Kirchenrechtes; das andere die Ketzer- und Hexenprozesse, die bedeutend in die damalige Criminalistik eingriffen. Was das Erste betrifft, so müssen wir hier zuerst einiges über die bisherige Stellung der evangelischen Kirche zum Staat und über die rechtlichen Verhältnisse der Fürsten in dieser Hinsicht vorausschicken.

Als die Reformatoren des 16. Jahrhunderts sich von dem Papstthum losgesagt hatten, legten sie die Anordnung des Kirchenwesens einfach und zutrauensvoll in die Hände der Fürsten und Obrigkeiten, doch nicht in dem Sinne, als ob diese von nun an willkürlich in Sachen der Religion schalten und walten könnten. Vielmehr blieben die Obrigkeiten der Kirche selbst, die ihnen dieses Amt übertragen hatte, verantwortlich und diese war entweder durch ihre Geistlichen in den Consistorien oder durch Geistliche und Laien zugleich in den Presbyterien vertreten. Was aber bei diesem Verhältniß schmerzlich vermißt werden mußte, war der Zusammenhang der einzelnen Landeskirchen unter einander. Nirgends trat die protestantische Kirche in irgend einer sichtbaren Form als eine einheitliche Gesellschaft heraus, die nach bestimmten Grundsätzen regiert wurde, die gemeinsame Zwecke verfolgte, gemeinsame Anstalten gründete u. s. f. So viele Staaten es waren, so viele Kirchen entstanden und wo irgend eine Erscheinung auftauchte, die das Gesammtinteresse der protestantischen Kirche in Anspruch nahm, da fehlte es an einem Gesammtwillen, derselben auf die eine oder andere Weise zu begegnen. Man kann freilich sagen, es gehörte dieß mit zur Freiheit des Protestantismus, daß nicht ein äußeres

Uebergewicht der Stimmen irgend einen Druck ausübte, wie die Concilien der alten Kirche es wohl hie und da gethan hatten: allein es hätten sich immer Formen denken lassen, welche vermögend gewesen wären, den Mißbrauch zu verhindern, während hingegen bei der Zerstückelung die Freiheit nichts gewann, sondern die Kirche oft in noch größere Abhängigkeit von den Launen der Fürsten oder von allerlei Zufälligkeiten gerieth. — Diesem Mangel an Einheit hatte man freilich in der lutherischen wie in der reformirten Kirche abzuhelfen gesucht; aber auf ungenügende Weise. Leider war das allgemeine Concilium, welches die reformirte Kirche seiner Zeit nach Dordrecht ausgeschrieben hatte, nicht geeignet gewesen, den Geist der Einigkeit und des Friedens unter den Glaubensbrüdern zu pflanzen und auch in unserm Vaterlande wurden die schweizerischen Cantonalkirchen durch die Consensformel nur schlecht zusammengehalten, vielmehr trat auch späterhin mit der politischen Zersplitterung die kirchliche immer mehr ein, und ein gewisser Geist der Engherzigkeit, wenn ich so sagen darf der Spießbürgerlichkeit, beschränkte eine jede Cantonalkirche nur auf ihren nächsten Hausbedarf, ohne daß sie sich um die andern bekümmert hätte. Das war nun allerdings nicht die Lichtseite der Reformation. In Deutschland schien es noch etwas besser. Hier bestand der Reichsverfassung gemäß das Corpus Evangelicorum, d. h. die Gesandten sämmtlicher protestantischer Stände bildeten (seit dem Jahr 1663) auf dem ständigen Reichstage zu Regensburg eine Behörde, welche die Gesammtinteressen der lutherischen Kirche zu wahren und besonders den Religionsfrieden aufrecht zu erhalten suchte. An der Spitze dieses Corpus stand Churſachsen. Aber Bedeutendes kam auch dabei nicht heraus. Es blieb also zunächst auch hier jede Landeskirche für sich und wenn sich daher ein protestantisches Kirchenrecht ausbilden wollte, so konnte es nicht wohl anders geschehn als auf dem Grund und Boden des einmal historisch gegebnen, aber unbefriedigenden Zustandes. Längere Zeit hatte man sich nun mit der Vorstellung begnügt, daß eben die Landesfürsten und Landesobrigkeiten die geborenen Bischöffe der evangelischen Kirche seien. Dadurch erhielt die Sache doch wenigstens einen kirchlichen Anstrich und Namen; allein mehr als dieß war es nicht; denn eigentliche Bischöffe waren denn doch einmal die Fürsten schon aus dem Grunde

nicht, weil sie gar nicht zur Geistlichkeit gehörten *). Offener und in ihrer Weise consequenter verfuhren daher diejenigen, welche den Bischofsmantel, den man den Fürsten ehrenhalber umgehängt hatte, wegließen und ohne weitere Umschweife behaupteten, der Fürst sei eben als weltlicher Landesfürst (nicht als Bischof) von vorneherein befugt, die religiösen Verhältnisse seines Landes nach Willkür zu ordnen oder mit andern Worten, wessen das Land, dessen sei auch die Religion. Ein höchst gefährlicher Grundsatz, der aus dem geistlichen Papstthum nun stracks in das weltliche hineinführte und daher auch den Namen des Kaiser-Papstthums (Cäsaropapie) erhalten hat. Keiner hat diesen Grundsatz von der unbeschränkten Macht der Fürsten in Religionssachen mehr auf die Spitze gestellt, als der Engländer Hobbes, der aus seinem Widerwillen gegen die Gewalt der Geistlichen und aus einem geheimen Widerwillen gegen die positive Religion überhaupt zu diesem Extrem hingetrieben wurde. Indessen kam Thomasius demselben sehr nahe und gab dadurch den merkwürdigen Beweis, wie man aus einem einseitig verfolgten scheindar ilderalen Grundsatze leicht wieder in einen Despotismus andrer Art hineingetrieben werden kann. Thomasius verwarf zwar ausdrücklich jenen unbedingten Satz des Hobbes, daß der Besitz des Landes auch eine Herrschaft über die Religion, somit eine Herrschaft über die Gewissen oder doch wenigstens über die Gewissens-Aeußerung der Unterthanen begründe. Er verwarf namentlich seiner freisinnigen Denkweise nach allen Druck in Religionssachen, alle Verfolgungen um des Glaubens willen und schränkte in dieser Beziehung die Rechte der weltlichen Macht wie die der geistlichen ein. Aber indem er die Ruhe und den äußern Frieden des Staates für das Höchste achtete und ihm, nicht ohne Grund, die theologischen Zänkereien gar sehr zuwider waren, so stellte er es den Fürsten frei, zu Erhaltung der Ruhe alle die, welche theologische Streitigkeiten erregten, ohne weiters aus dem Lande zu weisen, oder beliebige Zwangsmittel gegen sie anzuwenden; mit andern Worten die Leute sollten mit Gewalt zur Vernunft, zur aufgeklärten toleranten Denkweise gezwun-

*) Sie waren es in der That nicht mehr als Constantin, der nach Eusеb (Vita Const. IV. 24) sich einen Bischof über die nannte, die außer der Kirche sind. Ein bloßes Witzspiel mit dem Wort episcopus!

dieſe von Frankreich und den ſüdlichen Höfen aus verfolgt wurden, da litten auch die Waldenſer mit. In den piemonteſiſchen Thälern hatten ſich auch nach den Verfolgungen, die ſchon im 16. Jahrhundert ausgebrochen waren, dieſe einfachen, auf ein bibliſch praktiſches Chriſtenthum beſchränkten, auf allen weitern Schmuck des Cultus und der Gelehrſamkeit verzichtenden Leute unter fortwährendem Drucke erhalten, der durch Verwendungen der großbrittanniſchen Macht unter dem Herzog von Savoyen Victor Amadeus etwas gemäßigt wurde. Allein nachdem der Papſt Gregor XV. im Jahr 1622 jene Geſellſchaft zu Ausbreitung des katholiſchen Glaubens in fremden Ländern gegründet hatte, die wir unter dem Namen der Propaganda kennen, da bildete ſich auch in Turin ein katholiſcher Verein zu Ausrottung der im Lande lebenden Ketzer. Der Markgraf Pianaſſe überfiel im Auftrag des Herzogs Karl Emanuel an der Spitze eines Heerhaufens im Jahr 1655 die unſchuldigen Thalbewohner und ein gräßliches Blutbad erfolgte. Zwei und zwanzig Dörfer lagen in der Aſche und in der Stadt Cabrières zählte man allein 700 erſchlagene Waldenſer, geſchweige der übrigen Hunderte, die anderwärts für ihren Glauben gefallen*). Da verwendeten ſich die evangeliſchen Orte der Schweiz für eine Geſellſchaft, die wenn auch nicht durch die äußerlichen kirchlichen Bande mit ihnen verbunden, doch als kirchliche Schirmverwandte mit Recht betrachtet werden konnten, und ſo kam den 3. Aug. 1655 der Vertrag von Pignerol zu Stande, der den Waldenſern wenigſtens, wenn auch unter vielen harten und erſchwerenden Bedingungen, die Ausübung ihrer Religion gewährleiſtete. Aber auch dieſer Vertrag, den Cromwells Anſehn eine Zeitlang ſchützte, wurde ſo wenig gehalten als ähnliche Verträge mit den Proteſtanten und der Krieg brach von neuem aus. Die Widerrufung des Edicts von Nantes unter Ludwig XIV. wurde vollends die Loſung zur Verfolgung der Waldenſer, aber dieſelben Zufluchtſtätten, welche den Hugenotten ſich öffneten, nahmen auch die Waldenſer auf. So namentlich wieder

*) Im Ganzen werden an 4000 evangeliſche Schlachtopfer gezählt. Im Dorfe Tillard trieben die Verfolger mit 150 Weibern und Kindern erſt ihren Muthwillen, ſchlugen ihnen hernach die Köpfe ab und ſpielten damit Kegel. Das Weitere iſt zu kannibaliſch, um nachgeſchrieben zu werden. Wir verweiſen auf Moſer, Geſchichte der Waldenſer. Zürich, 798. S. 49 ff. vergl. Kortüm, Geſch. der engl. Revolution. S. 307.

denkt man vollends, daß Thomasius diese Aeußerung that zu einer Zeit, wo grade das Halleſche Waiſenhaus als ein Denkmal proteſtantiſcher Mildthätigkeit auf dem Grunde eines durch Liebe thätigen Glaubens ſich erhob und auch den Gegnern die gerechte Bewunderung abnöthigte, ſo muß es uns doppelt ſchmerzen, wie der ehmalige Freund und Vertheidiger der Halleſchen Pietiſten zu einem ſolchen gereizten Urtheile ſich hinreiſſen laſſen konnte. Aber zugleich iſt uns auch dieſe Aeußerung ein Beleg zu der vorhin ausgeſprochenen Behauptung, daß die Liberalität, die immer mit den Staatszwecken um ſich wirft und weder von Kirche, noch von frommen Stiftungen etwas wiſſen will, am Ende ſelbſt wieder zur Illiberalität werden kann, die, wenn ſie könnte, gerne alles in ein Zuchthaus ſperren möchte, was noch etwas andres verlangt und erſtrebt als abſtracte Staatstheorien! Wie? hätte nicht auch unſre Zeit ähnliche Beiſpiele aufzuweiſen? Wir brauchten ſie nicht weit zu ſuchen. Doch, ſeien wir billig. Wir dürfen aus einzelnen paradoxen Aeußerungen, die einem lebhaften Manne im Unwillen entſchlüpften, nicht auf ſeine Geſinnung zurückſchließen. Thomaſius bleibt bei alle dem einer der Männer, welche die Aufklärung des 18. Jahrhunderts nicht nur im ſchlimmen, ſondern auch im guten Sinne vorbereiteten und einleiteten. Ja, er ſelbſt ſteht auf der Grenze beider Jahrhunderte als ein merkwürdiges Janusbild da, deſſen eine Geſichtshälfte zurückſchaut in die alte Zeit, die ihn groß zog, und deſſen andere vorwärts blickt in die neue Zeit, der ſeine Hoffnungen galten. Grade auf der Grenzſcheide der Jahrhunderte, ja eigentlich ſchon mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, begegnen wir unſerm Thomaſius mit der Fackel in der Hand, womit er die ſchauerlichen Hexenprozeſſe beleuchtete, und dieſer wichtigſten Seite ſeiner reformatoriſchen Wirkſamkeit müſſen wir jetzt noch (wenn ſie auch die Grenzen unſrer Periode überſchreitet) einige Augenblicke ſchenken.

Ueber dieſe Hexenprozeſſe ſelbſt habe ich ſchon in meinen frühern Vorträgen einiges bemerkt*). Ich ſetze nur hinzu, daß auch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts dieſelbe Barbarei, wenn auch nicht in demſelben Umfange, fortdauerte. So fehlte noch z. B.

*) Vorl. Bd. III. S. 524 und 432.

kirchlichen Bekenntniſſe geſtellt ſehn. Erwarten Sie indeſſen keine politiſche Vorleſung, ſondern blos einige Beiträge zur Geſchichte des chriſtlichen Staatslebens, die für jeden, dem die weitere Politik auch ferne liegt, von Intereſſe ſein müſſen. Die bisherige Geſchichte hat uns gezeigt, wie enge noch in dieſer Zeit Religion und Politik verflochten waren, ſo daß das Verfolgen eines religiös-theologiſchen Zweckes auch das Verfolgen eines beſtimmten politiſchen Syſtems nothwendig machte, wie dieß z. B. bei Guſtav Adolf der Fall war. Indeſſen können wir doch die Beobachtung machen, daß eben die Zeit, die wir betrachtet haben, auch die Zeit war, welche den Uebergang bildete aus der religiös-theologiſchen Politik in die ſelbſtſtändige Staatsklugheit und Staatsverwaltung. Der dreißigjährige Krieg bildet in dieſer Hinſicht einen merkwürdigen Wendepunkt. Er beginnt als Religionskrieg und endet mit der Herſtellung des europäiſchen Gleichgewichts. Anfangs ſtehen ſich Proteſtanten und Katholiken als geborene Feinde entgegen, und zuletzt finden wir Streiter beider Confeſſionen unter einander auf beiden Seiten. Zu dieſer Veränderung des Verhältniſſes hatte beſonders die franzöſiſche Politik beigetragen und es zeigt ſich uns denn auch fernerhin, daß Frankreich unter allen Ländern Europas zuerſt das Land war, welches unabhängig von religiöſen Zwecken rein die politiſchen Zwecke verfolgte. Wir können daher auch nicht ſagen, daß die franzöſiſche Politik dieſer Zeit eine katholiſche geweſen ſei, in dem Sinne wie etwa die ſpaniſche, oder die öſtreichiſche, oder die bairiſche. Vielmehr trennte, wie Raumer richtig bemerkt, Ludwigs XIV. Eroberungsluſt die katholiſche Welt und trieb die eine Hälfte zum Bunde mit der proteſtantiſchen *). Die Vertreibung der Hugenotten könnte freilich die Meinung von einer katholiſchen Politik ſcheinbar begünſtigen; aber dieſe ſteht auch mehr in der Geſchichte da als ein Denkmal deſpotiſcher Willkür, als eine augenblickliche Raſerei, denn als ein natürliches Reſultat der franzöſiſchen Denkweiſe und des politiſchen Verfahrens in Religionsſachen; denn daß Frankreich keineswegs gewillt war, ſich unbedingt an Rom und die römiſchen Zwecke

*) Raumer VI. S. 382. Selbſt Spanien wurde durch Frankreichs Politik in eine falſche Stellung gebracht und Jakob II. von England klagte nicht mit Unrecht (von ſeinem Standpunkte aus) die Franzoſen als die ärgſten Feinde der katholiſchen Religion und Verbündete der Ungläubigen an. Vergl. ebend. S. 408.

des bereits gemäßigtere Ansichten über diese Dinge gefaßt hatte. Thomasius ärgerte sich darüber, daß ihm sein erster Hexenprozeß so übel gerathen sei, allein sein Aerger führte ihn bald zu weitern Untersuchungen, die Untersuchungen führten zu Zweifeln, die durch das Lesen von Gegenschriften immer mehr bestärkt wurden, und so erschien im Jahr 1701 seine lateinische Abhandlung vom Verbrechen der Zauberei, welcher dann bald mehrere andere über den gleichen Gegenstand nachfolgten. Was die praktisch-rechtliche Seite der Sache betrifft, so hielt er es schon in seiner ersten Schrift für das Rathsamste, daß die Landesherrn künftig gar keine peinlichen Untersuchungen mehr über das Laster der Hexerei anstellen lassen, und dieß war am Ende der Hauptgewinnst seiner Untersuchungen*). Was aber diese Untersuchungen selber anbelangt, so hingen sie freilich wieder mit metaphysischen und theologischen Fragen zusammen, die von den Gelehrten der damaligen Zeit sehr verschieden beantwortet wurden und auf die wir bei einer spätern Betrachtung zurückkommen werden. Ich begnüge mich hier nur noch zu bemerken, daß Thomasius eben so sehr die Ketzerprozesse wie die Hexenprozesse verabscheute und daß er auch die Tortur aus den Gerichten der Christen als ein unchristliches Institut verbannt wissen wollte. Daß nun ein Charakter wie der seinige und Ansichten wie die seinigen zu seiner Zeit viel Widerspruch erleiden mußten, läßt sich erwarten. Schon bei seinem ersten Auftreten in Leipzig hatten die dortigen Professoren Alberti und Pfeifer nebst dem uns schon bekannten Theologen Carpzov gegen ihn sich erhoben. Pfeifer, gleichfalls ein Theologe, hielt Vorlesungen wider die Gotteslängner, zu denen er den Thomasius nicht undeutlich mitrechnete und Carpzov polterte weidlich wider ihn auf der Kanzel, wie er es auch gegen Spener und die Pietisten that. Als dann ferner Thomasius (was hier auch noch mit bemerkt werden muß) das göttliche Recht der Fürsten angriff, an das man

*) Schon früher hatte übrigens die Königin Christine einem Gericht in ihren deutschen Provinzen befohlen: alle fernere Inquisition und Prozesse in dem Hexenwesen einzustellen, weil am Tage sei, daß man sich in dergleichen Sachen je länger je mehr vertiefe und in ein nicht zu entwickelndes Labyrinth gerathe. Grauert S. 515. Ueber den großen schwedischen Hexenprozeß zu Mora vom Jahr 1670 vergl. Horst Zauberbibl. I. S. 282.

ſen, und Erfurt beſuchte. Nachdem er in dieſen verſchiednen Stadtſchulen den Grund zu ſeiner Bildung gelegt, kam er an den Hof Herzog Ernſt des Frommen zu Gotha, eines Fürſten, der dieſen Beinamen durch ſeine treue Fürſorge für die proteſtantiſche Kirche mit Recht erlangt hatte und der auch dem edeln Jünglinge die Richtung zu geben verſtand, die ihn durchs weitere Leben verfolgen ſollte. Der junge Veit Ludwig beſuchte das Coburger und Gothaiſche Gymnaſium mit großem Erfolg. Um eben dieſe Zeit verlor er ſeinen Vater. Auf den Rath ſeiner Vormünder, namentlich des ſchwediſchen Feldherrn Mortaigne, bezog er nun im Jahr 1642, ein 15—16jähriger Jüngling, die Univerſität Straßburg, um ſich dem Studium der Rechte zu weihen; doch verband er damit auch das Studium der Philoſophie und der Theologie. Nach einem dreijährigen Aufenthalt kam er an den Heſſen-Darmſtädtiſchen und von da wieder an den Fürſtlichen Hof zu Gotha, wo er unter dem Titel eines Raths und Hofjunkers ſich noch ferner in den Wiſſenſchaften üben und die ſchöne Bibliothek nebſt dem Archive des Fürſten nach Belieben benützen konnte. Noch iſt uns über ſeine dortige Lebensweiſe die Tagesordnung aufbehalten, aus der hervorgeht, daß ſeine Zeit zwiſchen den Uebungen der Frömmigkeit, den Studien und den Waffen- und Leibesübungen ſorgfältig getheilt war. Nach mehrern Beförderungen trat er in die Dienſte des Herzogs Moritz zu Sachſen-Zeiz, worauf er auch noch von Churfürſt Johann Georg II. von Sachſen den Titel eines churfürſtlichen geheimen Raths u. ſ. w. erhielt; dann ward er herzoglich-eiſenachiſcher und 1691 churbrandenburgiſcher Geheimrath und Kanzler der Univerſität Halle, nachdem er ſich zuvor eine Reihe von Jahren in die Stille zurückgezogen und auf ſeinem Gute Meuſelwitz ausſchließlich den Studien gelebt hatte. In dieſer ſeiner letzten Stellung als Kanzler erwarb ſich Seckendorf beſonders viele Verdienſte durch die Mäßigung und Beſonnenheit, die er in den damaligen pietiſtiſchen Streitigkeiten bewies; doch dauerte ſeine Wirkſamkeit daſelbſt nur allzukurz. Er ſtarb ſchon das Jahr drauf den 18. Dec. 1692 in einem Alter von 66 Jahren. Er war zweimal verehlicht geweſen und hinterließ einen einzigen Sohn aus zweiter Ehe, der ihn jedoch nur drei Jahre überlebte. Seckendorf war Staatsmann und Theologe zugleich und das gemeinſame Band dieſer Wiſſenſchaften war ihm

Wir begnügten uns vielmehr auch hier wieder, an lebendige Persönlichkeiten anzuknüpfen und indem ich Sie mit dem Leben und den Meinungen ausgezeichneter Staatsmänner und Rechtsgelehrten jener Zeit bekannt zu machen suchte, glaubte ich am einfachsten zu meinem Ziel zu gelangen.

In dem Leben des Freiherrn Veit Ludwig von Seckendorf schauten wir noch das Bild der ältern Zeit, in welcher Politik und Religion aufs Innigste verbunden waren und in welcher der Gedanke an eine auf christlich-protestantische Principien gegründete Staatsweisheit keineswegs unter die leeren Träume gehörte, sondern auch in einzelnen kräftigen Erscheinungen ihre Verwirklichung fand. — Anders war es bei Thomasius, der das Staatsleben schon mehr auf eigne Füße zu stellen suchte, unabhängig von den confessionellen Einflüssen, der, wie Hobbes und Pufendorf vor ihm, aus allgemeinen Vernunftprincipien heraus die Rechte des Fürsten zu construiren und auch seine Stellung zur Kirche darnach festzustellen suchte. Ob eine solche Trennung der Politik und der Religion (wie sie in Frankreich factisch sich machte und in Deutschland theoretisch bereitet wurde) gut und wünschenswerth sei? ist eine Frage, die sehr verschieden beantwortet werden kann. Auf den ersten Augenblick hat es etwas überaus Wohlthuendes, Kirche und Staat in der innigsten Verbindung zu denken, so daß der Staat auf der Kirche ruht, durch sie getragen wird und als ihr Pfleger,

Digitized by Google

mittheilen, aus denen die christliche Staatsweisheit des Mannes hervorleuchtet*). Daß es verschiedne Stände giebt, ist nach den aristokratischen Principien Seckendorfs der göttlichen Ordnung gemäß. In einem jeden Stand kann man aber fromm, in einem jeden glücklich sein, ja man ist das letztere nur durch das erstere. So viele Kriege und Revolutionen würden wegfallen, wenn Fürsten und Unterthanen ächte Christen wären. Der Regent muß auf keine andere Weise selig werden wollen als der Unterthan. „Es ist nur eine und zwar die enge Pforte, dadurch man zum Leben eingehen und darnach ringen muß. Auf der Straße der Wollust und Ungerechtigkeit kommt keiner dazu. Wie der ärmste Bauer, also muß auch der größte König selig werden. Alles was sich hohe Leute dießfalls für eine Befreiung, Exemtion und Privilegium einbilden, ist lauter Betrug und diejenigen, so sie dessen bereden und dazu helfen, sind die Wegweiser und Gefährten zu ihrem Untergang. Solche Schmeichler sind gleichsam die Trompeter und Trommelschläger, unter deren Getön das Würgen und Tödten in den Schlachten und Treffen verübt wird und die dabei ihres Lebens selbst nicht sicher sind **)." — Noch größere Verantwortung ziehen gottlose Fürsten durch das Aergerniß nach sich, das sie dem Volk geben. An den Lastern der römischen Kaiser ärgerten sich die ersten Christen nicht, weil sie wußten, daß es Heiden waren; aber ganz anders ist es mit christlichen Obrigkeiten, und besonders mit denen der evangelischen Religion, denen die Sorge für die Kirche übertragen ist. — In diesem Verhältniß der evangelischen Fürsten zur Kirche sieht Seckendorf von seinem Standpunkt aus etwas Gutes und Heilsames, doch sucht er dieses sogenannte bischöfliche Recht der Fürsten in die gehörigen Schranken zu weisen. „Sie sollen ihre Macht mit Mäßigung gebrauchen (S. 270), sie sollen sich nicht zu Herrn über den Glauben aufwerfen, den Lehrern der Kirchen und den Gemeinden keine Glaubensartikel aufdringen und überhaupt in Glaubenssachen keine Gewalt gebrauchen." Uebrigens ist das beste Verwahrungsmittel gegen diesen Mißbrauch der Gewalt die wahre

*) Christenstaat, worin von dem Christenthum an sich selbst und dessen Behauptung wider die Atheisten und dergleichen Leute, wie auch von der Verbesserung sowohl des welt- als geistlichen Standes nach dem Zweck des Christenthums gehandelt wird. Leipzig, 706. 8.

**) Ebend. p. 247.

lich werden sollte; obwohl die Möglichkeit dazu gegeben war und auch in der Wirklichkeit es sich bisweilen so zeigte. Allein diese Möglichkeit war auch vorhanden bei dem alten Verhältnisse und es war nur um so schlimmer, wenn bei allem geistlichen Anstrich dennoch die Verweltlichung in das Geistliche eindrang und es verunreinigte, es vielleicht gar zu seinen Zwecken mißbrauchte, als wenn die Gebiete sich geschieden hielten und die von beiden Seiten begangenen Sünden somit auch auf eines jeden eigne Rechnung getragen werden konnten. War doch das Aufhören der blutigen Religionsverfolgungen, das Aufhören der Ketzer- und Hexenprozesse und Aehnliches gewiß eine wohlthätige Folge jener Trennung der Begriffe, und wenn auch wieder Nachtheile, z. B. eine größere Lauheit von Seiten der Weltlichen in kirchlichen Dingen, hie und da auch Beeinträchtigungen der Kirche durch die weltliche Macht, der Kirche empfindlich wurden, so lagen doch in ihr selbst noch genug Kräfte, die, wenn sie sie recht gebrauchte, das Gleichgewicht herstellen konnten; und eben dieser Kräfte sich bewußt zu werden, unabhängig von weltlicher Hülfe und weltlicher Gewalt, war für den Protestantismus eine würdige Aufgabe, in deren Lösung freilich noch unsre Zeit begriffen ist.

Ein ähnliches Verhältniß nun, wie wir es auf dem politischen Gebiete gefunden haben, finden wir auch auf dem Gebiete der Philosophie und der Wissenschaft. Früherhin war die Kirche die einzige Pflegerin der Wissenschaften gewesen und die alte scholastische Philosophie stand ganz im Dienste der Kirche, ja sie wurde sogar als die Magd der Theologie bezeichnet. Schon im Zeitalter der Reformation, oder genauer einige Jahrzehnte vorher, hatte sich aber die Wissenschaft aus der Vormundschaft der Kirche befreit und durch ihre freien Forschungen wohl auch manches von dem erschüttert, was die Kirche bisher als unumstößliche Lehre festgehalten hatte. Was die Philosophie, d. h. die Wissenschaft betrifft, die nicht sowohl die einzelnen Gebiete des Wissens nach ihrer Ausdehnung, als vielmehr das Wissen des menschlichen Geistes um sich selbst, zu ihrem Gegenstande hat, so hatten die Reformatoren für ihre Person einen geringern Werth auf sie gelegt, als auf die Theologie, die ihnen am nächsten und als himmlische Weisheit die Weltweisheit entbehrlich

zu machen ſchien. Feſt gegründet in der Lehre des Heils, wie ſie in der heiligen Schrift gegeben iſt, glaubten ſie jener menſchlichen Schulweisheit um ſo eher ſich entrathen zu können, als ſie eben damals in eine unerquickliche, ſpitzfindige Sophiſtik ausgeartet war. Man muß aber eben darum die ungünſtigen Aeußerungen, welche z. B. Luther über die Philoſophie that, aus den damaligen Verhältniſſen ſich erklären und darf ſich daher nicht wundern, wenn nach dem erſten Sturm der Glaubenskämpfe auch die menſchliche Philoſophie wieder zu ihrem Rechte zu gelangen ſuchte, ja wenn ſie ſogar, wie dort die Politik, nach einer von der Kirche und der Theologie unabhängigen, ſelbſtſtändigen Stellung trachtete.

Es kann hier unſers Ortes nicht ſein, die Geſchichte der neuern Philoſophie, die mit eben der Periode beginnt, in der wir uns nun befinden, in ihrer Ausdehnung geben zu wollen. Es würde uns dieß weit über die Grenzen unſrer Aufgabe hinausführen und manche wiſſenſchaftliche Erörterungen nothwendig machen, die hier nicht dürfen erwartet werden. Ich begnüge mich daher auch hier an große Perſönlichkeiten anzuknüpfen, indem ich Sie mit den vier Säulen, auf denen das Gebäude der neuern Philoſophie ruht, und die ſämmtlich noch auf dem Boden des 17. Jahrhunderts ſtehn, bekannt zu machen ſuche. Dieſe ſind unſtreitig des Cartes, Spinoza, Locke und Leibnitz. Dabei iſt für unſern ſpeciellen Zweck auch das noch intereſſant, daß jeder dieſer Männer einer andern Confeſſion angehörte, was zwar an und für ſich eine Zufälligkeit iſt, aber uns doch das ſich Losringen der Philoſophie von dem Dienſt der Kirchenlehre gleichſam verſinnbildet. Carteſius war Katholik, wirkte aber beſonders auf die reformirte Kirche, Spinoza war Jude, Locke ein Mitglied der biſchöflichen Kirche von England, Leibnitz ein Lutheraner. Betrachten wir nun jeden derſelben im Einzelnen. Renatus Carteſius (René des Cartes), geb. 1596 zu la Haye in der Touraine, ſtammte aus einem adligen Geſchlechte. Seine Erziehung bis ins 17. Jahr erhielt er in dem Jeſuitencollegium zu la Flèche, wo er ſich bereits durch Talent, Wißbegierde und Fleiß auszeichnete. Er widmete ſich eine Zeitlang dem Kriegsdienſte, focht erſt als Freiwilliger bei der Belagerung

von Larochelle, und trat dann unter die Holländiſchen, ſpäter unter die Bairiſchen Truppen. Während ſeiner militäriſchen Laufbahn beſchäftigte er ſich beſonders mit Mathematik*), und nachdem er ſich dann von dem Dienſte der Waffen losgeſagt, widmete er ſeine freie Zeit mehrern Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz, Italien und Frankreich. Nach einem längern Aufenthalt in Paris begab er ſich im Jahr 1629 wieder nach den Niederlanden, wo er ſich gegen 20 Jahre aufhielt und ſich ganz den philoſophiſchen Forſchungen und der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit hingab. Im Jahr 1649 endlich folgte er einem Rufe der Königin Chriſtine von Schweden nach Stockholm, wo er indeſſen ſchon in dem darauf folgenden Jahre ſtarb. Die Bedeutung, welche Carteſius für die Geſchichte der Philoſophie oder für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes hat, iſt die, daß er die Philoſophie nicht nur gegenüber der poſitiven Theologie auf freie Füße ſtellte, ſondern daß er ſie auch unabhängig machte von dem bisherigen vererbten Anſehn des Ariſtoteles.

Die Philoſophie ſollte nach ihm von vorn angefangen werden. Der menſchliche Geiſt ſollte nichts als wahr und feſt vorausſetzen, ſondern um zu einem klaren und ſichern Erkennen zu gelangen, behauptete er, müſſe man durchaus vom Zweifel ausgehn und dieſen Zweifel müſſe man ſo weit treiben, bis man damit an die letzte Grenze des eignen Daſeins gelange. Hier erſt hört der Zweifel auf, denn daß wir ſind, wiſſen wir daraus, daß wir denken. Ich denke, folglich bin ich, das iſt der oberſte Grundſatz der Carteſianiſchen Philoſophie, und aus dieſem oberſten Grundſatze leitete er auch ſeinen Beweis für das Daſein Gottes her, an dem zu zweifeln er ſogar für nothwendig hielt, damit die Wahrheit um ſo ſiegreicher aus dem Zweifel hervorgehe. So wie wir nämlich von unſrer eignen Exiſtenz uns überzeugen dadurch, daß wir denken, ſo überzeugen wir uns auch von dem Daſein Gottes dadurch, daß unſerm unvollkommnen Geiſte die Idee von einem höchſten Weſen inwohnt und angeboren iſt. Dieſe Idee von einem abſolut vollkommnen Weſen iſt eine

*) Eine in den Straßen von Breda angeſchlagene Preisfrage veranlaßte ihn zur Löſung derſelben, die dem jungen Officier zu Verwunderung der Gelehrten glückte, welche die Frage geſtellt hatten.

ſo unermeßliche, daß ſie von uns den endlichen und unvollkommnen Weſen nicht erfunden ſein kann, ſondern uns von einem Weſen mitgetheilt ſein muß, das eben dieſer Idee entſpricht, folglich von Gott. Weil wir alſo Gott zu denken vermögen, darum iſt er. Carteſius traute überhaupt der Macht des Gedankens oder der Idee weit mehr als den Sinnen, weil dieſe uns nur allzu oft täuſchen. Statt alſo von den Sinneswahrnehmungen zu den höhern Gedanken aufzuſteigen, verfolgte Carteſius den umgekehrten Weg. Er knüpfte den Faden des Denkens in den abſtracten Regionen an und ließ ſich an ihm gleichſam zu den Dingen herab. Man nennt ein ſolches Syſtem ein idealiſtiſches. Es iſt anſprechend für den Geiſt und ſchmeichelt demſelben, aber es kann auch leicht zur Selbſttäuſchung führen, zur Ueberſchätzung des bloßen Gedankens und zur Geringſchätzung der Außenwelt, die für uns vorhanden iſt. So war es gewiß — um nur ein frappantes Beiſpiel anzuführen — ein großer Verſtoß gegen die einfachſte Naturbeobachtung, wenn Carteſius die Thiere für belebte Maſchinen hielt, und wie er hier den ſogenannten geſunden Menſchenverſtand vor den Kopf ſtieß, ſo beleidigte er auf der andern Seite wieder durch ſeine kühnen Behauptungen den herkömmlichen Glauben und das religiöſe Gefühl. So ſehr er auch den ehrlichen Willen haben mochte, die Offenbarung als etwas Ausgemachtes und für ſich Beſtehendes unangetaſtet zu laſſen, ſo gerieth er doch mit ſeiner Lehre von der Unendlichkeit der Welt und ähnlichen in Conflict mit den geläufigen Vorſtellungen von der Schöpfung u. ſ. w. und es kann uns daher nicht wundern, wenn ſich manche Stimmen, ſowohl in der katholiſchen als in der proteſtantiſchen Kirche, gegen das carteſianiſche Syſtem erhoben. Die Jeſuiten ſchrien es als ein religionsgefährliches Syſtem aus, und auch der praktiſchfromme, lebenskräftige Sinn der Janſeniſten ſtieß ſich an ſeiner abſtracten Trokkenheit*), und nachdem einige reformirte Theologen in Holland

*) Der Janſeniſt de Sacy urtheilt unter anderm ſo: „Statt die unſichtbaren Dinge zu erkennen in den ſichtbaren, wie in der Sonne, welche doch der Gott der Natur iſt, und ſtatt in allem, was er (Gott) in den Pflanzen hervorbringt, das Bild der Gnade zu ſehn, behauptet er (Carteſius) im Gegentheil von allem Rechenſchaft zu geben vermittelſt gewiſſer Häkchen, welche ſie (die Carteſianer) ſich ausgedacht haben. Ich kann ſie nur mit Ignoranten vergleichen, welche ein bewunderns-

ſich für daſſelbe erklärt hatten, erhob ſich dawider eine bedeutende Partei der dortigen Geiſtlichkeit. Ein Decret der Univerſitätscuratel in Leyden vom Jahr 1647 verbot das Lehren nach carteſianiſchen Grundſätzen, und eine Synode zu Delft vom Jahr 1657 unterſagte den Theologen förmlich, ſich an daſſelbe anzuſchließen. Sie erinnern ſich auch, wie einige der ehmaligen Carteſianer (unter ihnen namentlich Poiret) ſich nachher der Myſtik und den Lehren der Bourignon zuwandten, gleich als ob ſie ſich für die erlittene Einbuße von Seiten des Gefühls nun hätten in deſto reicherm Maaße entſchädigen wollen, indem ſie der Speculation entſagten und der frommen Contemplation ſich in die Arme warfen.

Aber auch auf dem rein ſpeculativen Wege ſelbſt ſehen wir die tiefern Bedürfniſſe der Myſtik ſich mit dem durch Carteſius angeregten philoſophiſchen Intereſſe verbinden in der Philoſophie des Spinoza. Wenn Carteſius in ſcharfer Verſtändigkeit die Geiſter- und Körperwelt ſtreng geſchieden, zugleich aber dem Geiſt den entſchiedenſten Vorrang vor der Materie geſichert hatte, ſo ſuchte dagegen ſein Schüler Benedict (Baruch) Spinoza (geb. 1632 zu Amſterdam) den Gegenſatz dadurch zu vermitteln, daß er ſich über denſelben hinausſtellte, daß er Gott und Welt, Geiſt und Materie, Sein und Werden, Bewegung und Ruhe nur für die verſchiednen Formen und Ausdrücke, für die wechſelnden Modificationen jenes All und Einen erklärte, das allen Erſcheinungen und allem Wechſel zum Grunde liegt. Was wir dort unter der Form des bloßen Gefühls und in phantaſtiſcher Bilderſprache bei einigen Myſtikern, was wir am ſtärkſten noch in unſrer letzten Betrachtung bei einem Angelus Sileſius gefunden haben, das tritt uns jetzt bei Spinoza in der Form des ſcharfen Gedankens

würdiges Gemälde zu ſehn bekommen, die aber, ſtatt ein ſo ſchönes Werk zu bewundern, bei jeder Farbe für ſich ſtehen bleiben und ſagen: was iſt das für ein Roth da? aus was iſt es zuſammengeſetzt? dieß hier iſt aus dieſem Stoff, dieß da aus einem andern, ſtatt die ganze Anlage des Gemäldes zu betrachten, deſſen Schönheit die Weiſen bei der Betrachtung entzückt," ſ. Reuchlin, Geſch. von Port Royal. S. 574 ff. — Es fehlte jedoch auch wieder nicht an religiöſen Männern, welche grade das carteſianiſche Syſtem benützten, die Wahrheiten des Glaubens damit zu ſtützen. Zu dieſen gehörte vorzüglich Malebranche, ein Mitglied der Geſellſchaft des Oratoriums, der ein weiteres Glied in der Geſchichte der neuern Philoſophie bildet. Sein Grundſatz, daß wir alle Dinge in Gott ſehen, war natürlich verſchiedner Deutung fähig.

und gleichſam mit der Geſetzesmacht philoſophiſcher Nothwendigkeit entgegen. Es kann hier nicht unſers Ortes ſein, den wiſſenſchaftlichen Gehalt des Syſtems zu prüfen. Popular aufgefaßt, mußte es ſich als Pantheismus darſtellen. Gott und Welt waren ja nach der Lehre des Spinoza Eins, ſie waren nur die verſchiednen Ausdrücke des Einen und Allen, das über allen Gegenſatz hinausliegt; die Seele war nur der vergeiſtigte Körper und der Körper die verdichtete Seele, die Freiheit nur eine zum Bewußtſein des Menſchen gekommene Nothwendigkeit und das ſcheindar Unfreie und Nothwendige in der Natur nur ein uns verhülltes Gottleben und ſomit gleichwohl ein freies, in den Dingen ſich bewußtes. Genug, was wir Perſönlichkeit Gottes, perſönliche Freiheit, perſönliche Unſterblichkeit nennen, die großen Ideen, um welche alle Sittlichkeit und alle Religion ſich bewegt, die gingen wenigſtens für ſolche unter, die, ohne den ſchützenden Genius des religiöſen Gefühls in ihrer Bruſt zu tragen, auf gutes Glück ſich in die Tiefen dieſer Speculationen wagten. Eben dieſer Genius einer tiefern Religioſität, die urſprünglicher und mächtiger iſt als alle Speculation, war es, welcher einem Spinoza rettend zur Seite ſtand und ihn vom Abgrund zurückzog, in den Andere zu ihrem Verderben ſich ſtürzten. Wir würden ihm in der That unrecht thun, wenn wir meinten, es ſeien irreligiöſe oder wohl gar unſittliche Motive geweſen, durch die er zu ſeiner kühnen Lehre verleitet worden ſei. Im Gegentheil, Spinoza war eine religiöſe Natur. Die Grundſtimmung ſeiner Seele war die, daß er in allen Adern der Welt das Leben der Gottheit pulſiren fühlte, und wenn er den Gegenſatz von Gott und Welt vernichtete, ſo verſchwand ihm nicht Gott vor der Welt, ſondern die Welt ging ihm unter in Gott. Dazu war ſein perſönlicher Charakter edel, menſchenfreundlich und in jeder Beziehung achtungswerth. Spinoza ſuchte nichts für ſich, alles für die Wahrheit; ja, er wurde ein Märtyrer ſeiner Ueberzeugung und bewies, wenn auch kein Proteſtant von Confeſſion, eben darin eine proteſtantiſche Geſinnung. Aus Amſterdam, ſeiner Vaterſtadt, vertrieben, ausgeſtoßen von den Schriftgelehrten und Aelteſten ſeines Volkes, von vielen Chriſten gemieden, ſtand er bei der Achtung, die er der frommen Ueberzeugung Anderer bewies, ohne Synagoge und ohne Kirche

rein auf sich selbst und verschmähte jedes Brot, das er nicht im Dienst der von ihm erkannten Wahrheit, das er nicht mit voller Ueberzeugung essen konnte. So schlug er eine ihm unter der Bedingung, daß er Christ würde, angebotene Professur in Heidelberg aus und zog vor, sich seinen Unterhalt mit dem Schleifen optischer Gläser zu verdienen; zufrieden, wenn er sich so viel erwarb, um ehrlich leben und einst anständig begraben werden zu können *). Spinoza's Lehre fand begreiflich bei den damaligen Theologen von Beruf keinen Beifall, schon darum nicht, weil sie von einem Nichtchristen herrührte (abgesehn von ihrem pantheistischen Gehalt); aber auch die Gegner des Christenthums machten von ihr nur hie und da Gebrauch **). Die mystische Tiefe derselben hielt leichtfertige Geister ab, sich vorschnell mit ihr zu befreunden und erst einer spätern Zeit schien es vorbehalten, Grundsätze, die Spinoza aus dem tiefsten Ernste seiner pantheistisch-religiösen Stimmung heraus geredet hatte, für die praktische Lebensphilosophie zu bearbeiten und dahin zu verkehren, daß die Materie auf den Thron Gottes gehoben und so unter einem geistreichen Aushängschilde die Wiedereinsetzung der Sinnlichkeit in ihre altheidnischen Rechte ungescheut als ein Tribut an den allmächtigen Zeitgeist gefordert wurde.

Näher lag damals der popularen Auffassung die Philosophie des sogenannten gesunden Menschenverstandes, die gestützt auf die sinnliche Wahrnehmung und auf die Erfahrung einen sicherern Weg einzuschlagen versprach, als der Idealismus des Cartesius und der Pantheismus des Spinoza.

Wenn schon früher der weise Baco von Verulam, die Spitzfindigkeiten der Scholastiker verschmähend, wieder auf die Erfahrung hingewiesen und die Naturbeobachtung mit der Speculation des Gedankens verbunden, ja die Methode des Denkens selbst genauern

*) Den edeln Charakter Spinoza's und den tiefern religiösen Geist seines Systems hat Herder gewürdigt in der Schrift: Gott, einige Gespräche über Spinoza's System, in den Werken zur Philos. und Gesch. Bd. VIII. Man wird auf Ideen treffen von reiner Liebe zu Gott, die ganz mit den Fénélon'schen übereinstimmen. — Neuerlich ist sein System wissenschaftlich gewürdigt worden von Sigwart, der Spinozismus. Tübingen, 1839. 8.

**) Bayle sprach sich sogar mißbilligend über Spinoza aus, vergl. seinen Art. im Wörterbuch und Herder a. a. O.

„Wenn mich jemand fragen wollte, sagt er*), was ich denn glaubte, ob der Mensch durch den Glauben oder durch die Liebe selig werde? würde ich ihn bitten, er soll mich mit dieser Frage verschonen. Wenn ich weiß, daß mich die Sonne erwärmt, ist es eine unnöthige Frage zu forschen, ob es das Licht oder die Bewegung thue; obgleich eine Meinung von beiden vielleicht der Wahrheit näher kommen kann. Nicht alles, was Wahrheit ist, ist auch nützlich. Und wie? wenn ich mit Salomo antwortete, daß die Weisheit selig mache? Weisheit, Glaube und Liebe müssen beisammen sein. Paulus, Jakobus und Salomo widersprechen einander hierin nicht. Anstatt daß man gestritten hätte, ob der Glaube oder die Liebe selig machte, hätte man einander beiderseits auf das Innerste, auf das Reich Gottes in uns führen sollen, so würde es besser stehn. Wie wenn nun heute Einer aufstünde und sagte: die Hoffnung mache selig? Was würde da für ein neuer Lärm werden? Meine Sittenlehre sagt mir, Glaube, Liebe, Hoffnung machen selig, auch die Hoffnung. Wo eines mangelt, da ist das andere auch nicht." — In der Sache hatte Thomasius hier gewiß recht; aber man konnte ihm vorwerfen, daß er doch die tiefere Bedeutung des Glaubens, aus welchem die Liebe und die Hoffnung erst hervorgehn, verkannte, daß er die Resultate vorschob, wo es sich um die Principien handelte und auf die Früchte des Baumes sich berief, wo es galt, die Wurzel zu bestimmen. — Uebrigens setzt er die Vollkommenheit des Christen mit Recht dahinein, daß durch den in uns wirkenden Geist Christi der Funke vernünftiger Liebe die Oberhand über die drei lasterhaften Gemüthsbewegungen erhalte, die er als die Hauptlaster der Menschen ansah, Müssiggang, Zorn und Neid, und welche zu überwinden die natürlichen Kräfte nicht hinreichen. Eben so schön als treffend sagt er an einem andern Orte: „die Liebe ist das rechte Maaß aller Tugenden und ohne dieselbe ist die Tugend todt. Ja, wo Liebe ist, bekümmere ich mich um keine Mittelmaaß. In der Liebe kommen alle Tugenden weit besser zusammen, als nach der gemeinen Rede in der Gerechtigkeit. Allzugerecht ist schon unvernünftig, aber man kann des Guten so wenig als der vernünftigen

*) Bei Schröckh a. a. O.

wundert und wenn er auch einige Ideen äußerte, die in Beziehung auf die Religion bedenklich scheinen konnten, wie z. B. die, daß es Gott möglich wäre auch der Materie ein Denkvermögen zu verleihen, so stammten diese Ideen bei ihm so wenig als bei Spinoza aus einer materialistischen oder irreligiösen Gesinnung. Vielmehr bewährte er sich in andern mehr praktischen Schriften, wie in der über die Erziehung *), als einen Mann, dem die heiligsten Interessen der Menschheit tief am Herzen lagen. Gleichwohl aber ist sein auf die sinnliche Wahrnehmung gegründetes Princip von Manchen zur Läugnung der immateriellen Güter mißbraucht worden.

Wenn nun so Franzosen, Niederländer und Engländer das Leben einer selbstständigen philosophischen Wissenschaft, wenn auch auf verschiedne Weise, angebahnt hatten, so blieb nun auch die deutsche Nation nicht länger zurück. Aus ihr ging der große Leibnitz hervor.

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz **) wurde am 23. Jun. (3. Jul.) 1646 zu Leipzig geboren. Seinen Vater, Professor der Philosophie daselbst, verlor er schon in seinem 6. Jahr, allein seine Mutter, eine Frau von ungewöhnlichem Geiste, übernahm die Erziehung des Knaben und führte sie mit männlicher Weisheit. Leipzig besaß damals treffliche Lehrer; die Lebhaftigkeit des wißbegierigen Knaben eilte indessen der langsamen Methode auch dieser Lehrer zuvor und riß ihn schon frühe zu poetischen Versuchen hin, die auf den künftigen Dichter hinzudeuten schienen, obwohl sie nur die ersten Blüthen des tiefern philosophirenden Geistes waren, der in ihm arbeitete. Schon in seinem 15. Jahre besuchte Leibnitz die akademischen Hörsäle und beutete die reiche Hinterlassenschaft des Vaters, die in philosophischen, juristischen und theologischen Büchern bestand, zu seinem Vortheil aus. Mit Vorliebe warf er sich auf Mathematik und Philosophie. In der letztern unterrichtete ihn Jacob Thomasius, der Vater des berühmten Rechtsgelehrten, dessen Geschichte wir in der vorigen Stunde betrachtet haben. Dabei studirte auch Leibnitz die Rechtswissenschaft, die er eine Zeitlang in Jena fortsetzte, worauf er dann in seine

*) Thoughts on education. Lond. 1693.

**) Vergl. Eberhard, Charakteristik des Freiherrn von Leibnitz (a. d. Pantheon der Deutschen).

gen fühlbare und wirksame Erkenntniß des Christenthums zu ihrem Eigenthum machen." — Wir würden überhaupt Thomasius sehr unrecht thun, wenn wir ihm eine ausschließlich negative, zerstörende Tendenz zuschreiben oder wenn wir ihn mit Carpzov beschuldigen wollten, er habe sich der Pietisten blos angenommen, „um in der Kirche das Unterste zu oberst zu kehren." Vielmehr geht aus allem hervor, daß Thomasius ein Mann von trefflichen Gemüthsanlagen war, zugleich aber auch von einem heftigen Temperament und von einem schwer zu bezähmenden Ehrgeiz, dessen er sich selbst offen und ehrlich genug anklagt, („der Point d' honneur habe ihn von Jugend auf ziemlich verführet und sei der Leitstern seines meisten Thuns und Lassens gewesen"). Daß er in Spener nicht nur den Gegner der damaligen Orthodoxen, sondern wirklich den frommen Mann Gottes ehrte, geht aus der schönen Aeußerung hervor, „daß ihm das Gebet, welches dieser würdige Mann für ihn thue, lieber sei, als große Ehre und Geschenke eines mächtigen Fürsten*)". Ja, er nannte diese wahre Herzensfrömmigkeit, wie er sie an Spener und seinen ächten Anhängern bewunderte, „eine übernatürliche, göttliche Wissenschaft, in welcher er sich selbst billig für einen der geringsten Schüler erachte**)". Was ihn aber in der Folge immer mehr von den Pietisten entfernte, war außer der von ihm weiter getriebenen Freisinnigkeit der Ansichten, vor allem seine satirische Ader, die sich nun einmal, wie wir früher gesehn haben, mit dem Pietismus schwerlich verträgt. Thomasius fühlte selbst bisweilen den Stachel dieser Satire als einen solchen, der leicht das bessere Ich in ihm verwunde und vergifte und kämpfte gegen den zu starken Hang derselben; aber der Hang dazu schien mächtiger als er. „Seine Neigung," gestand er offen, „sei für den Demokrit, sein Sinn aber für den Heraklit; denn es sei menschlich die Thorheit der Welt zu belachen, aber christlich sie zu beweinen***)." So hatte er denn auch in seinen „Ostergedanken," die er herausgab, den ernsten Entschluß gefaßt, der satirischen Schreibart zu entsagen, aber bald brach die alte Natur wieder hervor, so daß man von ihm sagte, seine Ostergedanken

*) Schröckh S. 340.
**) Luden S. 205.
***) Luden S. 160.

Vorsteher. Der deutsche Kaiser erhob ihn in den Freiherrnstand und verlieh ihm die Würde eines Reichshofraths mit einem ansehnlichen Gehalte, und Peter I. von Rußland ehrte ihn durch eine Pension. Er starb den 14. Nov. 1716 zu Hannover in einem Alter von 70 Jahren. Bis auf seinen letzten Hauch hatte er seine Geisteskräfte ungeschwächt erhalten. Noch wenige Minuten vor seinem letzten Augenblick ließ er sich Feder und Papier geben, schrieb etwas, hielt es gegen das Licht, und da er es nicht mehr lesen konnte, legte er sein Haupt auf die Seite und verschied. Wahrlich, ein philosophischer Tod!

Wenn Cartesius der Gründer der neuern Philosophie überhaupt genannt werden kann, so war Leibnitz der Stifter der deutschen Philosophie, und wenn man die vorherrschende Neigung der Deutschen zur idealistischen Speculation in neuern Zeiten im Gegensatz gegen den mehr dem praktischen Leben zugekehrten Sinn der Franzosen und Engländer, als etwas ihrer Nation Eigenthümliches bezeichnet hat, so hat schon Leibnitz diesen Weg eingeschlagen, indem er sich von der Erfahrungsweisheit (Empirie) eines Locke wieder zu dem sogenannten Idealismus, d. h. zu der Philosophie wandte, die dem Geiste, unabhängig von den Sinneseindrücken, eine sein eignes Wesen ursprünglich erfassende Erkenntnißweise zutraut und ihm ein eignes selbstständiges Reich sichert. So kehrte er denn wieder zu der schon verlassenen Lehre von den angebornen Ideen des Cartesius zurück, erörterte aber die Natur und den Charakter derselben genauer als jener und modificirte überhaupt die Philosophie seines französischen Vorgängers auf mannigfache Weise. Wenn Cartesius mehr von einer unmittelbaren Anschauung der Ideen ausgegangen war, so suchte dagegen Leibnitz, der nächst seinem Zeitgenossen Newton einer der größten Mathematiker seines Jahrhunderts war, alles auf eine streng beweisende mathematische Methode zurückzuführen, und auch die übersinnlichen Gegenstände der Theologie, wie die Lehre von der Dreieinigkeit, der Erbsünde u. s. w., unterwarf er dieser streng demonstrativen Methode. Aber eben die Versuche, das beweisen zu wollen, was man als Gegenstand des Glaubens, als ein über allen Beweis hinausliegendes Geheimniß verehrte, konnte ihn leicht bei Ungebildeten in den Verdacht des Unglaubens oder wenigstens einer fürwitzigen Zweifelsucht brin-

fertigung Gottes in Beziehung auf die Uebel in der Welt, in
(zunächst gegen Bayle) zu beweisen suchte, daß die Uebel, üb
wir uns beschweren, weiter nichts seien als die im Weltganzen
wendigen Beschränkungen in der physischen wie in der mora
Welt. Denn die Welt, die Gott geschaffen hat, ist die beste
weil sie eben von Gott geschaffen ist. Diese Ansicht nannte
Optimismus.

Einfachen christlichen Gemüthern, welche sich mit der Leh
Evangeliums begnügten, daß eben ein allweiser und allg
Gott die Welt geschaffen habe, ohne dessen Willen kein Spe
vom Dache und kein Haar von unserm Haupte fällt, und daß
denen, die diesen Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen mü
konnte es freilich wunderlich zu Muthe werden, wenn die P
sophen auf weiten Umwegen das zu beweisen suchten, was sie
lebendiger im Gemüthe mit sich herumtrugen und täglich im L
erfuhren, und die Besorgniß, daß ein mißlungener Beweis
der Wahrheit schaden als nützen könne, konnte sich leicht bei de
einstellen, die mehr nach dem unmittelbaren praktischen Nu
solcher Untersuchungen, als nach dem Gewinn fragten, den
Wissenschaft als Wissenschaft daraus ziehe. — Allein ich ha

ingsgezänke, wie es in der ersten Hälfte des 17. Jahr-
veit über die zweite hinaus getrieben wurde, hat doch
en etwas Edles und Großartiges, das mit den gleichzei-
gen am gestirnten Himmel Schritt zu halten suchte,
fort und fort in dem schon verglimmenden Tocht ihrer
lich und widrig herumstöberten.

so höre ich nun doch fragen, war es nicht gleichwohl
losophie, die sich erst nur in schüchternen Anfängen,
ner bestimmter und kühner mit dem positiven Chri-
Zwiespalt setzte? und wurden nicht am Ende doch
id Antichristenthum gleichbedeutende Namen? Allein
lung wie diese brauche ich doch wohl nicht erst daran
daß der Mißbrauch einer Sache den Gebrauch, der
ines Systems nicht die Wahrheit und die tiefere Be-
den aufhebt. So wenig als das Christenthum um
rei willen, die sich dran hängte, aufhört ein Segen
hheit zu sein, so wenig der Protestantismus um der
, die sich aus ihm erzeugten, ein Vater der Secten
n darf, so wenig dürfen wir die Philosophie um der
illen, die sich mit ihr brüsteten, die Mutter des Un-
en, wenn wir uns nicht auf dieselbe Linie mit den
Bauern stellen wollen, welche den Leibnitz den Glö-
n. Es giebt Durchgangsprozesse in der Wissen-
aus dem ganzen Zusammenhange ihrer Geschichte

denker, Freigeister, Deisten und Naturali[illegible]ten ang
werden. Indessen müssen wir uns auch hier hüten, solche
und Bezeichnungen ins Unbestimmte hinein zu gebrauchen:
mit Recht klagt Herder *) über das bunte Gemisch, in welche
deutschen Kirchengeschichtler gemeiniglich die verschiedensten M
unter dem Namen von Freidenkern aufführen, der, wie ma
nimmt, ein Lob oder ein Tadel sein kann. Herder sucht
dem Namen seine gute Bedeutung zu sichern, was jedoch nac
einmal angenommenen Sprachgebrauch schwer halten dürfte. „
Mann von Ehre, von Verstand und edlerem Gefühl, sagt er, s
den Namen Freidenker in dem bedeutungslosen, oft verläumde
Pöbelsinne aus, in welchem er oft den würdigsten Menschen Ve
und Unheil zuzog; vielmehr gebe man ihm seine edle Bedeu
wieder. Ein freier Geist ist der größte Vorzug des Mens
freies Denken, worüber es sei, kann und soll uns weder
schaft noch Priesterthum rauben. Dieß sind die Grundsätze
etwa der Whigs allein, sondern die Forderungen der Menschheit
„Freidenker sollen wir Alle sein, d. i. wir sollen dem Recht un
Wahrheit frei nachstreben, ihnen nacheifern, frei von allen Fe
des Ansehns und Vorurtheils mit ungetheilter Seele. Wenn

*) Adrastea. (Werke z. Phil. und Gesch. IX. S. 174. in der
**) Ebend. S. 175.

ein wilder Geist sich einen Freidenker nennt und einen andern bescheidnen Mann zum Deckmantel seiner Frechheit mißbraucht, wenn dann ein Dritter, ein ohnmächtiger Sclave des Vorurtheils, jenem diesen Ehrennamen als Ekelnamen nachwirft, sind sie in gleichem Falle?"*)

Zu den edlern Männern, die mit dem Namen Freidenker bezeichnet worden sind, rechnet Herder auch den Mann, mit dem man gewöhnlich die Reihe der sogenannten Freidenker eröffnet, und der übrigens noch vor den Zeitpunkt der cartesianischen Philosophie fällt, den Lord Herbert von Cherbury, dem selbst ein streng orthodoxer Kirchenhistoriker der neuern Zeit**) das Zeugniß giebt, daß er einer der achtbarsten unter ihnen gewesen sei, nicht ohne Gedankentiefe und einen gewissen sittlichen Ernst. Gleichwohl können wir nicht umhin (wenn wir auch den Namen Freidenker auf sich beruhen lassen), diesen Mann in der That als den Chorführer einer von da an immer zahlreicher wachsenden Partei zu betrachten, die, wenn auch aus Unkenntniß des ächten und geistig begriffenen Christenthums, doch mit vollem Bewußtsein eine feindselige oder wenigstens eine gegnerische Stellung gegen dasselbe einnahmen und an die Stelle einer positiven, historisch geoffenbarten und durch die Thatsachen der Geschichte beglaubigten Religion eine bloße sogenannte Vernunft- oder Naturreligion zu setzen sich bemühten, weßhalb man sie auch Naturalisten nannte oder Deisten; Deisten, weil sie den Glauben an Gott, d. h. an irgend ein höchstes Wesen zum einzigen Glaubensartikel machten. Eduard Herbert (später Lord von Cherbury) wurde im Jahr 1581 auf dem Schloße Montgomery im Fürstenthume Wales geboren. Er studirte in Oxford und bekleidete unter Jacob I. und Karl I. von England mehrere Staatsämter. Er starb das Jahr vor dem Tode seines unglücklichen Königs im Jahr 1648. Mit dem Forschen nach Wahrheit, mitten in einer politisch und kirchlich aufgeregten Zeit scheint es diesem Manne vollkommen Ernst gewesen zu sein, und wenn die Mystiker zur Beglaubigung ihrer Lehren auf außerordentliche Offenbarungen und Visionen sich beriefen, an die sie selbst

*) Adraſtea S. 173.

**) Guerike Kirchengesch. Bd. II. S. 1137. Note (nach der zweiten Auflage).

im Jahr 1694 wenig daran, daß eine Frau in den däniſch-deutſchen Ländern mit der Tortur wäre belegt worden, weil ein achtjähriges Mädchen ſie beſchuldigt hatte, daß ſie von ihr gelernt habe — Mäuſe zu machen. Bei der Unterſuchung ergab ſich, daß das ganze Geheimniß darin beſtand, daß das Kind aus einem Sacktuch eine Maus drehen konnte, wie es alle Schulkinder bis auf den heutigen Tag ohne Hexerei praktiziren. Damit wurde freilich dieſer Prozeß niedergeſchlagen*). In der Schweiz fanden um dieſelbe Zeit, ja bis in die erſten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts hinein Hexenverfolgungen ſtatt**), ſo daß man nicht genug das Verdienſt derer würdigen kann, die ſolchem Greuel ein Ende machten. Thomaſius war übrigens nicht der Erſte, der dem grauſamen Verfahren ſich widerſetzte. Schon früher hatte Keppler ſich dagegen erklärt, und zur Steuer der Wahrheit ſei es geſagt, es war ein Mann aus der katholiſchen Kirche, ein Jeſuit war es, Friedrich von Spee, der nach dem Vorgange eines frühern Katholiken, Ulrich Molitor, ſchon zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſich in einer anonymen Schrift zwar nicht unbedingt gegen die Hexenprozeſſe überhaupt erklärte, aber doch ſchon die kühne Aeußerung that, daß von 50 verbrannten Hexen kaum fünf oder zwei des Todes ſchuldig wären und den Richtern deßhalb Behutſamkeit empfahl. Ja, kurz vor Thomaſius war auch der holländiſche Prediger Balthaſar Becker gegen die Hexenprozeſſe aufgetreten, auf deſſen Schrift wir ſpäter zurückkommen werden. Merkwürdig iſt indeſſen die Art, wie Thomaſius ſelbſt zum Widerſpruch gegen die Hexenprozeſſe hingeführt wurde. Beim Antritt ſeines Lehramtes in Halle (wohin er bei ſeiner Vertreibung aus Leipzig berufen worden war) hegte er noch den gewöhnlichen Hexenglauben der Zeit. Als daher im Jahr 1694 gewiſſe Hexenakten an ſeine Facultät geſchickt wurden (die erſten, die ihm Zeitlebens zu Geſichte gekommen waren) und er darüber amtlich zu referiren hatte, trug er nach den Vorſchriften des orthodoxen Juriſten Benedict Carpzov drauf an, daß die als Hexe beklagte Weibsperſon mit einer mäßigen Pein oder Tortur zu belegen ſei. Dagegen aber proteſtirten ſeine Collegen und unter ihnen auch ſein ehmaliger Lehrer (Stryck),

*) Luden S. 272. und Schröckh 352.
**) Hanhart, Schweizergeſch. IV. S. 352.

der heiterste Himmel, den ich jemals gesehen habe und kein Wölkchen an demselben"*).

Wenn uns diese Geschichte ein Beleg davon ist, daß Herbert ernstlich die Wahrheit suchte, so ist sie uns nicht minder ein Beleg davon, wie nahe oft Unglaube und Aberglaube an einander grenzen. Der Mann, der theoretisch alle positive Religion und ihre Wunder verwarf, sieht sich hier selbst nach einem Zeichen um, das er als Wunder deutet und auf das er sich beruft, und zwar nimmt er ein äußerliches Getöse zu Hülfe, über das ein Spötter sich leicht lustig machen könnte. Ein Beweis aber auch zugleich, wie tief das Bedürfniß nach Offenbarung in dem menschlichen Herzen liegt, so daß wenn der Mensch sie nicht an dem rechten Orte findet, er sie an einem unrechten sucht. Herbert erschien übrigens Vielen schon darum als ein Gegner der Offenbarung, weil er die Behauptung aufstellte, eine Religion, die sich auf eine Offenbarung stütze, sei darum noch nicht gut; denn jede Religion berufe sich auf eine solche. Zu dieser Behauptung hatte er aber volles Recht; denn alle besonnenen Verehrer der Offenbarung werden zugeben müssen, daß bei den verschiednen Religionen, die sich auf Offenbarungen stützen, ein Merkmal des Wahren in uns selber sein müsse, das außerhalb der positiven Offenbarung liegt und das die ächte Offenbarung Gottes von der unächten zu unterscheiden vermag, und will man dieses Vermögen die gesunde Vernunft oder mit Herbert den Gemeinsinn (notitiae communes, commun sens) nennen, so sehe ich auch noch in diesem Rationalismus nichts Gefährliches; denn wahr ist was der Dichter sagt: „wär nicht das Auge sonnenhaft, wie könnts der Sonne Glanz ertragen?" Aber darum, weil das Auge Sonnenhaftes in sich hat, ist es noch nicht die Sonne und ersetzt uns dieselbe nicht; vielmehr wäre das Auge blind ohne sie. So mag auch die Vernunft wohl den Gehalt einer Offenbarung

*) Was der Lord hier vom Himmel begehrte, fährt Herder, der diese Stelle aus Herberts Leben uns mitgetheilt hat, fort, erfährt das Gemüth jedes ehrliebenden Mannes. Wer die Wahrheit sucht, worüber es sei, wer sich der Absicht, zum Besten der Menschheit wirken zu wollen, redlich bewußt ist, warum sollte er auf ein Zeichen vom Himmel warten? Was für diesen nicht ist, ist für jenen; was heute nicht nützt, nützt morgen! Siehe Werke zur Phil. und Gesch. B. X. S. 126.

bisher unbedingt geglaubt hatte, bewirkte der dänische Theologe und Hofprediger Masius, daß die Schriften seines Gegners Thomasius zu Copenhagen durch den Scharfrichter verbrannt wurden, was im Jahr 1691 in aller Form Rechtens geschah. Unter der Zeit war Thomasius, wie wir schon wissen, durch die pietistischen Händel aus Leipzig vertrieben worden und hatte auf der Ritterakademie in Halle seinen Sitz aufgeschlagen, wo er gleichzeitig mit den Pietisten für die Errichtung der dortigen Universität thätig war. Der Churfürst von Brandenburg nahm sich seiner an, beschwerte sich bei Dänemark über den ihm angethanen Schimpf und verwendete sich für ihn auch bei Sachsen, wo man seine Habseligkeiten mit Beschlag belegt hatte. Thomasius brachte nun den Rest seiner Tage in Halle zu, wo er den 23. September des Jahres 1728 im 74. Jahre seines Alters als Director der Universität starb. Sein Leben war im Uebrigen sittlich*) und tadellos. Man rühmte seine Redlichkeit und Aufrichtigkeit, ein leutseliges Betragen, angenehmen Umgang, Mäßigkeit und Arbeitsamkeit. Seine fast 50jährige Ehe war eine glückliche und die gute Erziehung seiner Kinder gereichte ihm zur Ehre. Als er die Annäherung seines Todes verspürte, legte er mit Gelassenheit sein Amt in die Hände seines Nachfolgers nieder und widmete sich von da an ausschließlich andächtigen Betrachtungen und Uebungen. Er endigte sein Leben mit dem ausdrücklichen Bekenntniß, daß der Glaube der evangelischen Kirche auch der seinige sei.

*) Doch klagt er sich selbst (neben der Eitelkeit) auch des Hanges zur Wollust an.

der Name der Tugend ein leerer Schall werden. Und so begnügte er sich auch wirklich in Beziehung auf die religiöse Erkenntniß anzunehmen, daß es irgend eine letzte Ursache der Dinge geben müsse, von der wir aber in der That nichts wüßten. Die Religion galt ihm für Aberglauben, für ein Product der Furcht, das aber der Staat zu seinen Zwecken trefflich benützen könne, obwohl auch zu Zeiten wieder der Staat den Unglauben gebieten dürfe. Der Staat war überhaupt sein Götze, der Leviathan*), der alles verschlang. Nur die politischen Tugenden hatten in den Augen dieses Philosophen einigen Werth, während das Privatleben jedes Einzelnen sich nach Sitte und Convenienz zu richten habe. Aber eben damit stellte Hobbes die christliche Sittenlehre auf den Kopf, deren Eigenthümliches grade darin besteht, die Moral des Individuums zur Grundlage aller öffentlichen Tugend erhoben zu haben, während das Heidenthum den umgekehrten Weg eingeschlagen hatte. Gleichwohl kann man auch dem finstern Hobbes nicht nachreden, daß er den falschen Grundsatz zum Deckmantel eigner Unsittlichkeit mißbraucht habe. Er nahm den Ruhm eines sittlichen Mannes mit sich ins Grab. Er starb 1679.

Weniger gilt dieß von einem Andern, den man gewöhnlich mit in der gleichen Gesellschaft zusammen nennt, von dem Melancholiker Karl Blount, der es recht eigentlich auf eine plumpe Verdächtigung des Christenthums absah, indem er es nach der Weise der alten heidnischen Gegner wagte, den Stifter desselben in eine Linie zu stellen mit dem heidnischen Wunderthäter Apollonius von Thyana aus dem ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, und sich überhaupt in bittern Sarkasmen über die Person des Erlösers ergoß. Der Unglückliche (geb. im Jahr 1654) endete damit, daß er sich im Jahr 1693 aus verzweifelter Liebe zur Wittwe seines Bruders durch eine Kugel den Tod gab. Dieses traurige Ende mochte mehr, als alle Gegenschriften, redliche Gemüther abschrecken, einer solchen Philosophie ihr Ohr zu leihen. Gleichwohl fand der Deismus noch weitere Vertheidiger in England. Als einer der kühnsten ist Anton Ashley Cooper Graf

*) Titel seines merkwürdigsten Buches.

von Shaftesbury, der Enkel von Lockes edelm Freunde, zu nennen, gleichfalls ein feiner Staatsmann und bewunderter Schriftsteller, der sich indessen in seinen Urtheilen über das Christenthum nicht überall gleich blieb, indem er an einigen Stellen seiner Schriften sich als Bekenner desselben, in andern aber wieder als Gegner aussprach. Ja, Shaftesbury ging sogar in einigen Stücken weiter als Herbert. Wenn dieser die Annahme einer Vergeltung nach dem Tode zu den Artikeln der Vernunftreligion rechnete, so suchte Shaftesbury aus einem strengen Morallsmus heraus zu zeigen, wie der Werth der Tugend durch die Aussicht auf Belohnung herabgesetzt werde. Er streifte mit dieser Behauptung an die Wahrheit der evangelischen Lehre, die ja auch nicht will, daß wir das Gute um der Belohnung willen thun sollen; ja, etwas Aehnliches hatte auch Fénélon gewollt mit seiner Lehre von der reinen Liebe. Allein indem Shaftesbury nicht blos das unreine Motiv verwarf, sondern zugleich die Vergeltung selbst läugnete, und sogar behauptete, daß die Aussicht auf die Ewigkeit die Christen untauglich mache für dieses Leben, so sieht man wohl, daß seine Grundansichten der Dinge ganz andere waren, als die evangelischen, und daß er auf dem guten Wege war, mit der geoffenbarten Religion auch noch die Stützen der Sittlichkeit zu verwerfen, welche die sogenannte natürliche Religion anderer Deisten noch hatte stehen lassen*). Wenn er nun aber vollends das Lächerliche als den Probsteln der Wahrheit bezeichnete und somit den Witz als höchsten Richter in der Religion aufstellte, so war damit der flachsten und verwegensten Religionsspötterei Thür und Thor geöffnet, an der er es für seine Person selbst nicht fehlen ließ. Aber diese Religion des Witzes

*) Die heutigen Declamationen gegen das Jenseits dürften mitunter aus derselben Quelle kommen. So gehaltlos die bloße Vertröstung auf ein Jenseits ist bei dem Mangel einer tüchtigen diesseitigen Gesinnung, und so wahr es ist, daß wir das ewige Leben schon hier in uns tragen müssen, wenn die Hoffnung auf ein künftiges einen Sinn für uns haben soll, so verdächtig muß uns die Beschränkung auf das Diesseits und die trockene Verweisung auf die Baarzahlungen des Schicksals in dieser Welt vorkommen. Wer seine Aktien auf das Jenseits um so leichten Preis losschlägt, bei dem mögen auch die diesseitigen Fonds eben nicht besonders hochstehen; es müßte denn diese Resignation eine ganz andre Sprache führen, als die man zu hören gewohnt ist. Bei Spinoza war es auch hier anders.

ſollte zugleich ein Vorrecht der witzigen Köpfe und der hohen Geſellſchaft bleiben. Für das Volk, ſo meinte Shaftesbury mit Hobbes, bedürfe es allerdings einer höchſten Autorität in Religionsſachen, welche der Staat feſtzuſetzen habe, und damit würdigte er die Gottesfurcht zu einem Kappzaum für den Pöbel herab, und ſtempelte das Evangelium zu einer Erfindung des Prieſterbetrugs.

Außer Shaftesbury, der im Jahr 1713 ſtarb, fallen von den engliſchen Deiſten zum Theil noch in unſern Zeitraum: Johann Toland (geſt. 1722), eigentlich ein katholiſcher Irländer, einer von den Wenigen, der in ſeiner Philoſophie ſich an den ſpinoziſtiſchen Pantheismus anſchloß, wobei er aber zugleich darauf ausging, die chriſtliche Religion ihrer Geheimniſſe zu entkleiden, wie auch den Glauben an die Aechtheit der bibliſchen Urkunden wankend zu machen; Anton Collins, ein Rechtsgelehrter von unbeſcholtnem Wandel, der durch die widerſprechenden Meinungen der Theologen ſich zu dem Fehlſchluß berechtigt glaubte, daß ſomit an der ganzen Sache des Chriſtenthums nicht viel Wahres und Haltbares ſein müſſe und der zuerſt den Namen Freidenker (Freethinker) in Umlauf brachte; Thomas Woolſton, der die Wunder Jeſu läugnete und als allegoriſche Mythen faßte (ein Beweis, daß nichts Neues unter der Sonne geſchieht:) und der für dieſe Meinung im Kerker ſtarb; der Lichterzieher Thom Chubb und ſo noch andere mehr. Doch liegt der Boden, auf welchem dieſe Meinungen ſich entfalteten und fortwucherten, eigentlich ſchon außerhalb unſrer Zeitgrenze und breitet ſich über die erſten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts aus.

Wir brechen daher hier den Faden ab und ſehen uns nach ähnlichen Erſcheinungen auf dem Continent um.

In Deutſchland fand der Deismus in dieſer Zeit noch keinen Eingang. Die Oppoſition, welche der Pietismus und der Myſticismus gegen das orthodoxe Kirchenthum bildete, brachte eine Bewegung andrer Art hervor, die ſich jedoch immer beſtimmt auf dem poſitiv kirchlichen Boden hielt und ſomit das Aufkommen einer rein negativen Richtung hinderte. Eine vorübergehende Erſcheinung war das Auftreten eines entlaufenen holſteiniſchen Candidaten, Matthias Knutſen, der in Jena als Prediger nicht nur

des Deismus, sondern des eigentlichen Atheismus und einer durchaus verwerflichen Moral auftrat ums Jahr 1674. Er rühmte sich zwar in ausgestreuten Flugschriften, daß er bereits 700 Anhänger in Jena und Altorf gefunden habe, die er die Gemeinde der Gewissener nannte, weil er das Gewissen an die Stelle der göttlichen Offenbarung und des persönlichen Gottes setzen wollte. Allein die ängstlichen Nachforschungen, welche die Universität deßhalb anstellte, zeigten, daß alles leere Prahlerei gewesen, die Gemeinde der Gewissener war so wenig in der Wirklichkeit zu finden als die Kirche des Herbert von Cherbury, und Knutsen machte sich noch zur rechten Zeit aus dem Staube, ehe er der nachspürenden Policei in die Hände fiel*). Aber auch im katholischen Frankreich, das späterhin die große Propaganda des Unglaubens wurde, waren die Religionskämpfe des Jansenismus und der verwandten Richtungen noch zu ernst und gewaltig, als daß mitten unter den Augen Bossuets, Pascals und Fénélons ein System des Unglaubens sein Haupt offen hätte erheben dürfen, obwohl das Gespenst desselben unter der Maske der Heuchelei und des Fanatismus grausenhaft genug einherschlich am Hofe Ludwigs XIV.**). Hingegen sehen wir bereits den ursprünglichen Glaubensernst der Hugenotten in eine nahe an die Frivolität streifende Skepsis umschlagen bei einem Manne, der in der Geschichte der französischen Litteratur eine hohe Stelle einnimmt. — Peter Bayle, der Sohn eines reformirten Predigers, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix im Languedoc 1647, wurde erst von seinem Vater in den streng reformirten Grundsätzen erzogen und verrieth bald eine große Leichtigkeit der Auffassung, eine unbegrenzte Wißbegierde, ein bewundernswürdiges Gedächtniß und eine seltne Lebhaftigkeit des Geistes. Nachdem er auf der reformirten Schule zu Puy-Laurens seine Vorstudien gemacht hatte, begab er sich nach Toulouse, wo er bei den Jesuiten

*) Ein Weiteres über diesen Schwärmer seiner Art findet man in Adelungs Gesch. der menschlichen Narrheit Thl. VI.

**) Davon nur ein Beispiel aus dem Leben des Königs selbst. Als er einst einem Manne ein Amt verweigerte, weil er ihn für einen Jansenisten hielt, sagte ihm der Herzog von Orleans, der Bewerber sei kein Jansenist, er glaube an keinen Gott. „Wenn das ist," antwortete der König, „so hat es nichts zu sagen" (il n'y a point de mal). Raumer VII. 183. nach St. Simon.

Philoſophie hörte. Dieſen gelang es, den feurigen Jüngling für die katholiſche Religion zu gewinnen. Bayle ſchwor den Glauben ſeiner Väter ab und ward Katholik. Die darüber betrübte Familie wandte jedoch alles an, den Jeſuiten ihre Beute wieder zu entreißen und es gelang ihnen nach einem Kampf von 17 Monaten. — Bayle, um der Strafe der Rückfälligen zu entgehn, floh nach Genf und von da nach Copet, wo der Graf von Dohna ihm die Erziehung ſeiner Söhne anvertraute. Nun warf ſich Bayle auf das Studium der Carteſianiſchen Philoſophie. Er kehrte dann nach Rouen und endlich nach Paris zurück, bis er endlich in Sédan eine Profeſſur der Philoſophie erhielt, wo er bis zur Aufhebung dieſer Akademie (1681) lehrte. Von da an ſchlug er ſeinen Sitz in Holland auf und lehrte zu Rotterdam. Er vertheidigte in mehrern Schriften die Sache des Proteſtantismus*); dennoch ward er von perſönlichen Feinden einer geheimen Anhänglichkeit an die Politik des franzöſiſchen Hofes beſchuldigt und ſogar 1693 ſeines Amtes entſetzt. In dieſer Zeit verfaßte er ſein berühmtes hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch, welches in alphabetiſcher Ordnung ohne Abſicht auf Vollſtändigkeit und erſchöpfende Gründlichkeit eine Menge Artikel aus der Welt-, Kirchen- und Litterargeſchichte beſpricht und mehr auf eine geiſtreiche und witzige Weiſe als mit ſtreng wiſſenſchaftlichem Ernſte beurtheilt. Dieſes Buch, namentlich die Art, wie er darin die Gegenſtände der heil. Geſchichte behandelte, brachte ihn nicht nur bei den Katholiken, ſondern beſonders auch bei den ernſtgeſinnten Reformirten in den Ruf eines Deiſten und Religionsſpötters. Sich ſelbſt bezeichnet er als einen Skeptiker, indem er ſagt, ſein Talent beſtehe eben darin, Zweifel zu erregen, aber dieſe Zweifel ſeien ſelber nur Zweifel. Und dieſen Charakter trägt das Bayleſche Wörterbuch in der That; denn, wie Voltaire richtig ſagt, „ſeine größten Feinde mußten zugeben, daß in ſeinen Werken ſich nicht eine Zeile finde, die eine offenbare Läſterung wider das Chriſtenthum wäre; aber auch ſeine größten Vertheidiger mußten geſtehn, daß in ſeinen Controverſartikeln keine Zeile ſei, die

*) So gegen den Jeſuiten Maimbourg, den jedoch Seckendorf gründlicher widerlegte, ſ. oben. In ſeinem Commentaire philosophique sur ces paroles de I. C. contrains les d'entrer rügte er beſonders den Mißbrauch, den die katholiſche Kirche von dieſen Worten machte.

nicht den Leser zum Zweifel und zum Unglauben führe." Er wußte seine Urtheile so in der Schwebe zu halten, daß man ihnen nichts anhaben konnte und daß doch niemand merkte, wie es gemeint war und hinter einer scheinbar naiven und unschuldigen Aeußerung guckte nicht undeutlich der Schalk hervor. Dennoch war Bayle kein bösartiger Mensch. „Bei seiner Streitsucht von außen war er ein menschenfreundlicher ruhiger Charakter*)." Er suchte nichts für sich. Die Streitigkeiten, die er mit den Leuten verschiednen Glaubens zu bestehen hatte, zogen ihm endlich die Schwindsucht zu. Und auch hier noch zeigte er sich als Skeptiker, indem er sich keinem Arzte anvertrauen wollte. Er starb im Jahr 1706 in einem Alter von 59 Jahren. Richtig hat ihn und seine Philosophie Herder beurtheilt, wenn er sagt**):

„Jeder sieht, daß der problematische oft paradoxe Geist Bayle's nur ein Uebergang sei, vielleicht auch nur sein wollte. Wo das Beste neben dem Schlechtern, das Scharfsinnigste neben dem Seichten steht, muß der Leser unterscheiden können, oder er genießt mit Gutem Schlechtes. Wenn also Bayle gewiß auch Schaden gestiftet, wenn er, zumal unter den Großen, eine Gleichgültigkeit gegen das Wahre und Falsche, jene Halbphilosophie, die an festen Grundsätzen verzweifelt, weil sie solche nicht gesucht hat, endlich gar jene taumelnde Zweifelsucht genährt hat, die bei wirkenden Personen sehr schädlich werden kann, so liegt die Schuld immer doch nur halb an ihm. Schon Pilatus frug: „was ist Wahrheit?" indeß er sich wegwandte, ohne die Antwort zu erwarten, und Pilatus lebte lange vor Bayle. Die harten Vorwürfe, die Baylen gemacht wurden und die er größtentheils nicht verdiente, er sei ein Sittenverderber, ein Atheist, ein Spötter alles Guten und Edeln, so gar, daß eine Secte, die an allem zweifelt, nach ihm benannt ward, was lehrt uns dieß? „Treibe niemand mit der Wahrheit Scherz und wolle mit ihr auf halbem Wege spielen. Sie will ganz gesucht sein, innig geliebt sein, oder — sie rächt sich."

*) Herder in der Adrastea a. a. O. S. 106.
**) Ebend. S. 102.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Ueber Denkfreiheit. Die Apologetik des Christenthums. Boyleſches Institut. Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und ihr Verhältniß zur Religion und Theologie. Iſaak de la Peyrere und die Präadamiten. Deiſtiſche und pantheiſtiſche Naturanſicht. Dämoniſche Wirkungen. Bekkers bezauberte Welt. Fortſchritte in der Philologie und Geſchichte. Rückwirkung auf die Schriftforſchung. Bibliſche Philologie, Kritik und Exegeſe. Richard Simon. Coccejus und ſeine Schule. Wiſſenſchaftlichkeit im Allgemeinen. Akademien und Journale. Geſchichte der deutſchen Sprache. Der verdorbene Geſchmack im Predigen. Schuppius. Tillotſon. Verfall der kirchlichen Kunſt im Allgemeinen.

Die Verhandlungen der letzten Stunde über die Entwicklung der Philoſophie im 17. Jahrhundert und über die feindliche Stellung, welche ſie in der Perſon der Freidenker und Deiſten dem poſitiven Chriſtenthum gegenüber einnahm, haben vielleicht in Ihnen ſelbſt mancherlei Gedanken erweckt und können uns auch jetzt noch zu allerlei Betrachtungen veranlaſſen. Faſſen wir vor allem wieder das Verhältniß dieſer Erſcheinungen zum Proteſtantismus ins Auge, ſo iſt unverkennbar, daß allerdings der Gang, welchen der menſchliche Geiſt ſeit der Reformation des 16. Jahrhunderts genommen hatte, ſeinen Einfluß auf die Geſtaltung der Philoſophie übte, daß die einmal angeregte Denkfreiheit vom kirchlichen Boden auch auf den allgemein menſchlichen überging und die freie Schriftforſchung auch zur freien Forſchung der Vernunft hinführte. Waren es auch nicht lauter Proteſtanten, der äußern Confeſſion nach, welche die Anregung zum philoſophiſchen Denken gaben (denn Carteſius war, wie bereits geſagt, ein Katholik, Spinoza ein Jude), ſo waren es doch vorzüglich die Proteſtanten, welche ſich dieſe Ideen aneigneten, und wenn auch die Theologen nur noch Ausnahmsweiſe einen unmittelbaren Gebrauch von ihnen machten, ſo drang doch dieſer Geiſt des ſelbſtſtändigen Philoſophirens und Denkens allmählig durch alle Fugen des proteſtantiſchen Kirchengebäudes ein und wirkte wieder auf die Geſtaltung des Proteſtantismus zurück, wie dieſer

und gleichſam mit der Geſetzesmacht philoſophiſcher Nothwendigkeit entgegen. Es kann hier nicht unſers Ortes ſein, den wiſſenſchaftlichen Gehalt des Syſtems zu prüfen. Populär aufgefaßt, mußte es ſich als Pantheismus darſtellen. Gott und Welt waren ja nach der Lehre des Spinoza Eins, ſie waren nur die verſchiednen Ausdrücke des Einen und Allen, das über allen Gegenſatz hinausliegt; die Seele war nur der vergeiſtigte Körper und der Körper die verdichtete Seele, die Freiheit nur eine zum Bewußtſein des Menſchen gekommene Nothwendigkeit und das ſcheinbar Unfreie und Nothwendige in der Natur nur ein uns verhülltes Gottleben und ſomit gleichwohl ein freies, in den Dingen ſich bewußtes. Genug, was wir Perſönlichkeit Gottes, perſönliche Freiheit, perſönliche Unſterblichkeit nennen, die großen Ideen, um welche alle Sittlichkeit und alle Religion ſich bewegt, die gingen wenigſtens für ſolche unter, die, ohne den ſchützenden Genius des religiöſen Gefühls in ihrer Bruſt zu tragen, auf gutes Glück ſich in die Tiefen dieſer Speculationen wagten. Eben dieſer Genius einer tiefern Religioſität, die urſprünglicher und mächtiger iſt als alle Speculation, war es, welcher einem Spinoza rettend zur Seite ſtand und ihn vom Abgrund zurückzog, in den Andere zu ihrem Verderben ſich ſtürzten. Wir würden ihm in der That unrecht thun, wenn wir meinten, es ſeien irreligiöſe oder wohl gar unſittliche Motive geweſen, durch die er zu ſeiner kühnen Lehre verleitet worden ſei. Im Gegentheil, Spinoza war eine religiöſe Natur. Die Grundſtimmung ſeiner Seele war die, daß er in allen Adern der Welt das Leben der Gottheit pulſiren fühlte, und wenn er den Gegenſatz von Gott und Welt vernichtete, ſo verſchwand ihm nicht Gott vor der Welt, ſondern die Welt ging ihm unter in Gott. Dazu war ſein perſönlicher Charakter edel, menſchenfreundlich und in jeder Beziehung achtungswerth. Spinoza ſuchte nichts für ſich, alles für die Wahrheit; ja, er wurde ein Märtyrer ſeiner Ueberzeugung und bewies, wenn auch kein Proteſtant von Confeſſion, eben darin eine proteſtantiſche Geſinnung. Aus Amſterdam, ſeiner Vaterſtadt, vertrieben, ausgeſtoßen von den Schriftgelehrten und Aelteſten ſeines Volkes, von vielen Chriſten gemieden, ſtand er bei der Achtung, die er der frommen Ueberzeugung Anderer bewies, ohne Synagoge und ohne Kirche

rein auf ſich ſelbſt und verſchmähte jedes Brot, das er nicht im Dienſt der von ihm erkannten Wahrheit, das er nicht mit voller Ueberzeugung eſſen konnte. So ſchlug er eine ihm unter der Bedingung, daß er Chriſt würde, angebotene Profeſſur in Heidelberg aus und zog vor, ſich ſeinen Unterhalt mit dem Schleifen optiſcher Gläſer zu verdienen; zufrieden, wenn er ſich ſo viel erwarb, um ehrlich leben und einſt anſtändig begraben werden zu können *). Spinoza's Lehre fand begreiflich bei den damaligen Theologen von Beruf keinen Beifall, ſchon darum nicht, weil ſie von einem Nichtchriſten herrührte (abgeſehn von ihrem pantheiſtiſchen Gehalt); aber auch die Gegner des Chriſtenthums machten von ihr nur hie und da Gebrauch **). Die myſtiſche Tiefe derſelben hielt leichtfertige Geiſter ab, ſich vorſchnell mit ihr zu befreunden und erſt einer ſpätern Zeit ſchien es vorbehalten, Grundſätze, die Spinoza aus dem tiefſten Ernſte ſeiner pantheiſtiſch-religiöſen Stimmung heraus geredet hatte, für die praktiſche Lebensphiloſophie zu bearbeiten und dahin zu verkehren, daß die Materie auf den Thron Gottes gehoben und ſo unter einem geiſtreichen Aushängſchilde die Wiedereinſetzung der Sinnlichkeit in ihre altheidniſchen Rechte ungeſcheut als ein Tribut an den allmächtigen Zeitgeiſt gefordert wurde.

Näher lag damals der populären Auffaſſung die Philoſophie des ſogenannten geſunden Menſchenverſtandes, die geſtützt auf die ſinnliche Wahrnehmung und auf die Erfahrung einen ſicherern Weg einzuſchlagen verſprach, als der Idealismus des Carteſius und der Pantheismus des Spinoza.

Wenn ſchon früher der weiſe Baco von Verulam, die Spitzfindigkeiten der Scholaſtiker verſchmähend, wieder auf die Erfahrung hingewieſen und die Naturbeobachtung mit der Speculation des Gedankens verbunden, ja die Methode des Denkens ſelbſt genauern

*) Den edeln Charakter Spinoza's und den tiefern religiöſen Geiſt ſeines Syſtems hat Herder gewürdigt in der Schrift: Gott, einige Geſpräche über Spinoza's Syſtem, in den Werken zur Philoſ. und Geſch. Bd. VIII. Man wird auf Ideen treffen von reiner Liebe zu Gott, die ganz mit den Fénélon'ſchen übereinſtimmen. — Neuerlich iſt ſein Syſtem wiſſenſchaftlich gewürdigt worden von Sigwart, der Spinozismus. Tübingen, 1839. 8.

**) Bayle ſprach ſich ſogar mißbilligend über Spinoza aus, vergl. ſeinen Art. im Wörterbuch und Herder a. a. O.

Tod. Freilich war die Art das Chriſtenthum zu vertheidigen nicht überall dieſelbe und wie in jedem Kriege die Erfahrung lehrt, daß nicht alle Kugeln treffen, ſo wurden auch hier von beiden Seiten manche Fehlſchüſſe gethan, manche Luftſtreiche geführt, und auch von den wohlmeinendſten Freunden der Wahrheit Verſtöße gegen die Taktik begangen, hier ein Poſten hartnäckig vertheidigt, den man wohl hätte preisgeben dürfen und dagegen ein andrer aufgegeben, den man hätte auf Tod und Leben behaupten ſollen; mit allem dem aber wurde doch immer der Geiſt wach erhalten, die Kraft geübt und auch manches vor dem Verderben gerettet. Viele von den apologetiſchen Werken, die ich Ihnen hier zu nennen hätte*), ſind freilich nicht nur Ihnen fremd, ſondern wohl auch manchen Gelehrten nur dem Namen nach bekannt und prangen in den Bibliotheken wie die alten Waffen in den Zeughäuſern, dieſe mit Roſt, jene mit Staub bedeckt, und es iſt auch gar nicht meine Abſicht, Sie zum Leſen aller dieſer Werke aufzufordern. Jede Zeit hat ihre eignen Bedürfniſſe, ihre eignen Kämpfe und was damals als Beweis galt, gilt es vielleicht heute nicht mehr, ſo fern man nur auf die äußere logiſche Form ſieht. Der Hauptbeweis für die Wahrheit des Chriſtenthums iſt und bleibt, wie ſchon der Apoſtel geſagt hat, der Beweis des Geiſtes und der Kraft, der unter veränderten Formen zu allen Zeiten derſelbe iſt, und jemehr eben dieſer in den Werken heraustritt, deſto mehr ſind ſie vor Vergeſſenheit geſichert; wie denn z. B. die Penſées von Pascal dieſen Stempel an ſich tragen und daher noch jedem Denkenden zu denken geben. Und dieſen Beweis hat die Kirche von jeher auch ſtillſchweigend, ohne Worte geführt und damit noch mehr gewirkt, als durch Wort und Schrift. Spener und Fénélon, Pascal und Francke, Paul Gerhard und der ganze gewaltige Chor jener heiligen Liederdichter; Frauen, die wie die barmherzigen Schweſtern in der katholiſchen, oder wie Dorothea Sibylle**) und Louiſe Henriette von Brandenburg in der proteſtantiſchen Kirche ihr ganzes Leben dem Dienſte auf-

*) Eine populare Verarbeitung derſelben findet man in Thlucks vermiſchten Schriften I. Thl. Hamb. 839. Außer Pascal und Leibnitz, die wir genannt haben, gehören noch zu den beſſern Apologeten vorzüglich Abbadie, Sherlock, Lardner und mehrere des 18. Jahrhunderts.

**) S. Vorl. Bd. III. S. 541 ff.

opfernder Liebe weihten, sie alle sind durch ihr Leben selbst die beredtesten Apologeten des Christenthums, und wenn Menschen schwiegen, würden Steine reden, wie die Steine, welche die Glaubenskraft eines A. H. Francke zu dem Wunderbau des Halleschen Waisenhauses vereinigte. So lange eine des positiven, historischen Bodens ermangelnde Naturreligion uns nichts Aehnliches aufzuweisen hat, so lange werden wir allen Angriffen ruhig zusehen können. Die Kirche Christi ist auf einen Fels gebaut.

Es war gewiß eine herzlich gute Meinung, wenn der fromme adelige Irländer Dr. Robert Boyle in seinem letzten Willen vom Jahr 1691 verordnete, daß derjenige Prediger, welcher in einer Kirche von London jährlich acht Predigten wider den Unglauben der Deisten und Atheisten halte, einen Jahrgehalt von 40 Pfund Sterling beziehn sollte: aber es will uns dieß doch vorkommen wie eine Prämie auf Feuerspritzen, während der lebendige Quell sich von selbst in Strömen ergießt, die das dürre Land befruchten. Das Boylesche Institut hat sich lange überlebt; der Baum der Kirche aber schlägt immer wieder von neuem aus und wartet nicht, bis eine großmüthige Stiftung einen Preis setze auf die erste Blüthe des Treibhauses. Indessen dürfen wir nicht verkennen, daß eben die Philosophie, welche von den Deisten zur Decke des Unglaubens mißbraucht wurde, auch wieder die Gemüther zu einem besonnenen und geläuterten Glauben zurückführte, die nun einmal mehr an den Umweg der Reflexion, als an den einfachern Weg des unmittelbaren Glaubens und der Herzenserfahrung gewiesen waren. Der selbstständige Gang, den die Philosophie unabhängig von der Autorität der Offenbarung versuchte, hatte wenigstens den Schein der Unparteilichkeit und Unbestochenheit, der sogenannten „Voraussetzungslosigkeit" für sich und es bewährte sich wohl hie und da der Ausspruch Baco's, daß wer nur den Schaum der Philosophie obenabschöpfe, zur Läugnung Gottes, wer aber tiefer trinke, zu Gott selbst hingeführt werde. Daß sich mithin die Philosophie wie die Politik auf ihre eignen Füße stellte, war dem Entwicklungsgange der menschlichen Bildung gemäß. Wie der Säugling nicht immer auf dem Schooße der Mutter bleibt, so riß sich auch der philosophirende Geist los von dem Gängelbande, an dem ihn die Kirche bisher geführt hatte. Der Knabe machte in seiner neuen Freiheit

auch manche tolle Seitensprünge und gebärdete sich hie und da unartig gegen die Mutter und überaus vorwitzig. Aber der Knabe mußte denn doch zum Manne reifen und die Mutter verlor ihn nie aus den Augen, und siehe, der Mann ward die Stütze der Mutter, er schützte sie vor den Angriffen wilder Buben und nahm ihren Segen dafür hin.

Das wenigstens glaube ich sei im Allgemeinen die Lebensgeschichte der neuern Philosophie in den drei letzten Jahrhunderten. Und das war auch mehr oder weniger der Gang der Wissenschaften überhaupt, den wir jetzt noch weiter zu verfolgen haben.

Wenn die Reformation zunächst die Wissenschaften gefördert hatte, welche dazu dienten, die heil. Schrift in der Ursprache zu erforschen, also zunächst das Studium der alten Sprachen und der Geschichte, so zeigt sich uns besonders seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine größere Regsamkeit auf dem Gesammtgebiet der Naturwissenschaften. Wir wissen, wie diese zur Zeit der Reformation und auch noch später so viel als in ihrer Kindheit lagen. Nur einzelne Männer thaten lichtere und freiere Blicke in die Gesetze der Natur, welche sich der großen Menge hinter abentheuerliche Dichtungen verhüllten. Auch jetzt noch übten Astrologie und Alchymie ihre große Gewalt selbst über manche große Geister und an Adepten, Goldköchen, Krystallensehern, Liniendeutern und Wahrsagern fehlte es keinem Jahrhundert weniger, als dem, das wir zu betrachten haben. Gleichwohl fing die Astrologie an der Astronomie und die Alchymie, wenn auch noch nicht der organischen Chemie, so doch einer besonnenern physikalischen Wissenschaft zu weichen. In die Fußtapfen eines Copernicus, Galilei, Tycho Brahe und Keppler trat jetzt der große Isaak Newton, der nicht nur am gestirnten Himmel die Gesetze der Schwere und der Anziehung verfolgte, und durch sein Spiegel-Teleskop neue Welten entdeckte, sondern auch auf den übrigen Gebieten der Mathematik und Physik als Reformator eingriff. Edmund Haley sagte die Wiederkehr des Cometen von 1682 auf das Jahr 1759 voraus und machte mit dieser einzigen ächten Weissagung die willkürliche Sterndeuterei und Wahrsagerei der Astrologen zu Schanden. Die großen Philosophen Carteſius, Leibnitz und Pascal waren zugleich auch große Mathematiker und eben diese Wissenschaft

war es, die auch dem Geſchlechte der Bernoulli in unſrer Vaterſtadt ſo manche Bereicherung verdankte. Wie manche wichtige, große Entdeckungen gehören überhaupt dieſer Zeit an! Ich brauche nur an den Magdeburger Bürgermeiſter Otto von Guericke, den Erfinder der Luftpumpe, an Galilei's Schüler, Evangeliſta Torricelli, den Erfinder des Barometers, an Gaſſendi, Borelli, Huyghens, Wallis, Wrens und andre große Namen zu erinnern. Auch der menſchliche Körper ward jetzt gründlicher als früher ſtudirt, nachdem ſchon im 16. Jahrhundert das Studium der Anatomie durch Andreas Veſalius und im 17. Jahrhundert durch Caſpar Bauhin zu Baſel u. a. war gefördert worden. Der Engländer Harvey beobachtete den Blutumlauf und ſtellte zuerſt darüber eine gründliche Theorie ans Licht. Der Holländer Johann Swammerdamm (der nachherige Anhänger der Bourignon) machte gleichfalls wichtige Entdeckungen in der Phyſik und Anatomie und erhob die bisher verachtete Inſectenwelt in den Bereich einer Wiſſenſchaft, während die Bauhine ebenſo die Pflanzenwelt mit ſyſtematiſchem Geiſte beherrſchten. So ſchwanden denn auch vor dem weiter dringenden Auge des Forſchers allmählig die Alraune und Kobolde, die Greifen und Wehrwölfe, die Drachen und Baſilisken, die Zauber- und Hexenkräuter, womit die abentheuerliche Phantaſie das Reich der Natur bevölkert hatte, und der Glaube an die theophraſtiſch-paracelſiſchen Wunderkuren und an die Magie fing doch wenigſtens an einer beſonnenern Heilkunde zu weichen; obgleich der Charakter des 17. Jahrhunderts im Ganzen ſich in dieſer Beziehung noch ziemlich gleich blieb *).

Wozu alles dieſes? fragen Sie mich vielleicht. Was hat die Luftpumpe mit der Theologie, was haben die Barometer mit den kirchlichen Confeſſionen gemein? Unmittelbar freilich ſcheint kein Zuſammenhang zwiſchen den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaft und den Entwicklungen des religiös-kirchlichen Geiſtes ſtattzufinden; aber verfolgen wir die Geſchichte beider in ihren Reſultaten, ſo finden wir doch, daß die Wirkung von dem einen Gebiet auf das andere

*) Das frappanteſte Beiſpiel von dem Zuſtand der Arzneikunde im 17. Jahrhundert dürfte wohl Chriſtiani Franciſci Paullini heylſame D.... Apothek ſein, Frankfurt, 1687, worüber Horſt in ſeiner Zauberbibliothek III. S. 366.

gen. Zudem führte ihn dann auch, wie den Carteſius, ſeine Speculation auf Lehren, zu denen die orthodoxen Theologen den Kopf ſchütteln mußten. Eine ſolche Lehre, der Eckſtein ſeines ganzen metaphyſiſchen Gebäudes, war die ſogenannte Monadenlehre und die damit zuſammenhängende Lehre von der präſtabilirten Harmonie, die mit wenigen Worten geſagt darin beſtand, daß es gewiſſe einfache Lebensprincipien, Urelemente giebt, welche den zuſammengeſetzten Dingen zum Grunde liegen und die von Gott bei der Schöpfung in ein ſolches Verhältniß zu einander geſetzt ſind, daß ſie alle übereinſtimmend zu dem großen Weltganzen hinwirken. Jede Monade iſt gleichſam ein Spiegel der Welt, in der ſich wieder das Ganze abſpiegelt und allen dieſen Monaden oder Einheiten liegt die Ureinheit Gottes zum Grunde. Alle Veränderungen in der Geiſterwelt ſtehen in genauer Beziehung zu den Veränderungen in der Körperwelt, denn Seele und Leib verhalten ſich zu einander wie zwei gleichgeſtellte Uhren. — Auf dieſe Weltanſicht gründete dann Leibnitz ferner ſeine ſogenannte Theodicee oder die Rechtfertigung Gottes in Beziehung auf die Uebel in der Welt, indem er (zunächſt gegen Bayle) zu beweiſen ſuchte, daß die Uebel, über die wir uns beſchweren, weiter nichts ſeien als die im Weltganzen nothwendigen Beſchränkungen in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt. Denn die Welt, die Gott geſchaffen hat, iſt die beſte Welt, weil ſie eben von Gott geſchaffen iſt. Dieſe Anſicht nannte man Optimismus.

Einfachen chriſtlichen Gemüthern, welche ſich mit der Lehre des Evangeliums begnügten, daß eben ein allweiſer und allgütiger Gott die Welt geſchaffen habe, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unſerm Haupte fällt, und daß ſomit denen, die dieſen Gott lieben, alle Dinge zum beſten dienen müſſen, konnte es freilich wunderlich zu Muthe werden, wenn die Philoſophen auf weiten Umwegen das zu beweiſen ſuchten, was ſie weit lebendiger im Gemüthe mit ſich herumtrugen und täglich im Leben erfuhren, und die Beſorgniß, daß ein mißlungener Beweis eher der Wahrheit ſchaden als nützen könne, konnte ſich leicht bei denen einſtellen, die mehr nach dem unmittelbaren praktiſchen Nutzen ſolcher Unterſuchungen, als nach dem Gewinn fragten, den die Wiſſenſchaft als Wiſſenſchaft daraus ziehe. — Allein ich hoffe,

ter zu geben, sondern daß er ruhig die besonnenen Beobachtungen abwarte, die schon oft die Willkür der Hypothesen in ihre Schranken zurückgewiesen und den Sinn der alten Urkunde wieder gerechtfertigt haben; aber auch die, daß er nicht allzuängstlich an den Buchstaben dieser Urkunde, die ja nicht für Physiker geschrieben wurde, sich anklammre, daß er nicht statt des edeln Vertrauens in den Sieg der Wahrheit ein kindisches Mißtrauen in sich nähre, das bei jedem wirklichen Resultate der Wissenschaft erschrickt und den Glauben schon gefährdet sieht wo nur das Wissen vom Glauben ein andres wird. Der Gott, der Himmel und Erde gegründet und der uns sein Wort gegeben, ist ja derselbe Gott, der uns auch den Verstand gab, seine Werke zu erforschen und der uns wieder den Glauben giebt, das Ewige und Himmlische uns anzueignen, jedes an seinem Orte und in seinem rechten Zusammenhange. Vermischen wir nur nicht was dem Glauben gehört und dem Wissen (oder der Vorstellung), und wo uns auch scheinbar ein Zwiespalt sich hervorzuheben scheint zwischen beiden, so trauen wir nur der Kraft der Wahrheit, die, wenn sie mit Ernst und ohne Falsch gesucht wird, auch immer obsiegt. Es hat sich auch schon bei der Naturforschung gezeigt und wird sich auch ferner zeigen, wie bei der Philosophie, daß aus der scheinbaren Gegnerin am Ende noch eine Freundin werden kann, wenn nicht Selbstsucht und Eigensinn von der einen wie von der andern Seite den Bund aufhalten, und absichtlich Mißverständnisse genährt werden, die zu beseitigen in der Aufgabe jeder ächten Wissenschaft liegt.

Doch nicht nur mit der positiven Theologie, nicht nur mit den historischen Ueberlieferungen der Bibel schien die Naturforschung bei den Riesenschritten, die sie im 17. Jahrhundert anschlug und in den folgenden verdoppelte, in Zerwürfniß zu gerathen, sondern auch mit der religiösen Weltansicht überhaupt. Ein erfreuliches Resultat war zunächst freilich das, daß durch sie der Aberglaube einen empfindlichen Stoß erlitt. Wer es weiß, wie z. B. die Erscheinung einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß *) oder eines

*) Den 2. Aug. 1654, meldet eine Chronik von Nürnberg, war eine große Sonnenfinsterniß, weßwegen auch große Furcht unter den Leuten entstanden und haben vorher in den Kirchen zu Nürnberg 22085 Personen aus Furcht des Sterbens communicirt u. s. w. s. Horsts Zauberbibl. Bd. IV. S. 350.

begriffen ſein wollen und die, losgeriſſen von demſelben und unmittelbar in den Zuſammenhang des alltäglichen Lebens hineingeſtellt, weit gefährlicher werden und gefährlicher wirken als dort; wie der Spiritus des Chemikers ein arges Feuer anrichtet, falls die Retorte plötzlich zerſpringt, noch ehe das Präparat, das ſich im ſtillen Schooße der Natur bereiten ſoll, vollendet iſt. Eine verkehrte und unberufene Populariſirung der Philoſophie hat ihr allerdings geſchadet, und Sätze, die bei einem Carteſius und Leibnitz nur die Geltung gelehrter Hypotheſen hatten, konnten, wenn man ſie unmittelbar an die Lebenswurzel des Chriſtenthums brachte, von der jene Denker ſie in ehrerbietiger Entfernung hielten, allerdings Gefahr bringen. — Und ſo müſſen wir denn auch unmittelbar, nachdem wir der Philoſophen im ſtrengen Sinne des Wortes gedacht haben, jener Männer gedenken, welche zwar auch unter dieſem Namen von Philoſophen, noch öfter aber unter dem üblichen Namen der Freidenker, Freigeiſter, Deiſten und Naturaliſten angeführt werden. Indeſſen müſſen wir uns auch hier hüten, ſolche Worte und Bezeichnungen ins Unbeſtimmte hinein zu gebrauchen: denn mit Recht klagt Herder*) über das bunte Gemiſch, in welchem die deutſchen Kirchengeſchichtler gemeiniglich die verſchiedenſten Männer unter dem Namen von Freidenkern aufführen, der, wie man ihn nimmt, ein Lob oder ein Tadel ſein kann. Herder ſucht ſogar dem Namen ſeine gute Bedeutung zu ſichern, was jedoch nach dem einmal angenommenen Sprachgebrauch ſchwer halten dürfte. „Kein Mann von Ehre, von Verſtand und edlerem Gefühl, ſagt er, ſpreche den Namen Freidenker in dem bedeutungsloſen, oft verläumdenden Pöbelſinne aus, in welchem er oft den würdigſten Menſchen Verdruß und Unheil zuzog; vielmehr gebe man ihm ſeine edle Bedeutung wieder. Ein freier Geiſt iſt der größte Vorzug des Menſchen; freies Denken, worüber es ſei, kann und ſoll uns weder Lordſchaft noch Prieſterthum rauben. Dieß ſind die Grundſätze nicht etwa der Whigs allein, ſondern die Forderungen der Menſchheit**)". „Freidenker ſollen wir Alle ſein, d. i. wir ſollen dem Recht und der Wahrheit frei nachſtreben, ihnen nacheifern, frei von allen Feſſeln des Anſehns und Vorurtheils mit ungetheilter Seele. Wenn aber

*) Adraſtea. (Werke z. Phil. und Geſch. IX. S. 174. in der Note.)
**) Ebend. S. 175.

Natur für die unmittelbaren Lebensäußerungen Gottes selbst nahm. Sie sehen also wohl, daß die fortgeschrittene Naturwissenschaft keine gleichgültige Erscheinung für die Theologie und den Entwicklungsgang der religiösen Ideen war und daß sie also auch auf die Gestaltung unsers Protestantismus einen wenigstens anregenden und bestimmenden Einfluß übte. Es lag eine Aufforderung darin an die Theologie, sich zur Naturwissenschaft ins rechte Vernehmen zu setzen und auch hier dem Kaiser zu geben was des Kaisers und Gott zu geben, was Gottes ist. Es handelte sich um die Grenzbestimmungen der Gebiete des Sichtbaren und des Unsichtbaren und um die sichere Einsicht in das was dem Geiste und in das was der Natur gehört, in das was dem Glauben und der Ahnung und in das was der sinnlichen Erfahrung und dem Beweis anheimfällt. Von diesen Fragen waren die Reformatoren des 16. Jahrhunderts noch nicht berührt geworden, sie hatten andere Aufgaben und andere Kämpfe. Aber aus ihrem Kampfe gingen die weitern Kämpfe hervor, und so blieb es den spätern Jahrhunderten aufbehalten, auch hier wieder die früher genannten Elemente des Protestantismus in ihrem Gleichgewicht zu erhalten.

Noch von einer andern Seite her trat endlich die Naturforschung mit dem religiösen Glauben der Zeit in Berührung, ich möchte sagen von der unheimlichen Nachtseite her; indem sie nicht den Glauben an Gott allein zu gefährden drohte, sondern noch viel unmittelbarer jenen Glauben an die dunkle Macht des Bösen erschütterte, die man damals allgemein als die Macht des Teufels und seiner Engel zu bezeichnen pflegte. Wie tief der Glaube an die fortwährende Macht des Teufels nicht nur im Sittlichen über die Gemüther der Menschen, sondern auch auf dem Gebiete der Natur über die geheimen Kräfte derselben von alten Zeiten her verbreitet war, ist bekannt. Wo sich etwas ereignete, das entweder von dem gewöhnlichen Gang der Natur abwich, oder als die Wirkung einer unbekannten Ursache erschien, da hatte, nach dem gemeinsamen Glauben auch vieler Verständigen, der Teufel die Hand im Spiel, der sogar bei verschiednen Gelegenheiten dem Einen oder Andern leibhaftig erschien. Der Hexenglaube, die Alchymie, die Schatzgräberei und Wahrsagerei standen mit diesem Glauben im Bunde, und brachten oft gräßliche und schauerliche Scenen hervor, wie sie Jeder in Horsts

Zauberdibliothek und ähnlichen Schriften des Weitern verfolgen mag. Wir haben nun bereits des Kampfes gegen das Hexenwesen in der ehevorigen Stunde gedacht bei Anlaß der Hexenprozesse. Allein die juridisch-criminalistische Frage, ob man Hexen peinlich behandeln und am Leben bestrafen dürfe, führte, nachdem man nun angefangen hatte so manches sich natürlich zu erklären, auf die fernere Frage über die Existenz solcher Wesen und ihrer geheimen magischen Kräfte und über den Antheil, den der Teufel an ihrem Wesen nehme; und war man einmal so weit in der Untersuchung gegangen, so blieb noch die letzte Frage übrig: ob es überhaupt im Reich der Dinge ein Wesen gebe, wie das, welches die gewöhnliche Vorstellung als den Teufel dezeichnete? eine Frage, die freilich weit über die Naturforschung hinausging, aber doch durch sie mit veranlaßt wurde. Hier bemerken wir nun einen interessanten Stufengang in der Kühnheit der Behauptungen. Erst beschränkte man sich blos darauf, in irgend einem vorliegenden Fall die Hexerei zu läugnen, ohne sich auf das Hexenwesen überhaupt einen Schluß zu erlauben. So hatte schon Keppler seine Mutter von der Folter gerettet *). So gab auch einst Spener ein sehr umsichtiges Bedenken in Betreff eines Mädchens, die sich selbst eines Bundes mit dem Teufel anklagte, indem er eben so richtig als human auf die seltsamen Wirkungen der Melancholie hinwies, die oft ihre Träume für Wirklichkeit halte **). Selbst Thomasius läugnete weder die Existenz, noch eine mögliche Wirksamkeit des Teufels in der Gegenwart, er läugnete nur die leibhaften Erscheinungen desselben und stritt ihm sonach die Hörner, Klauen und Krallen ab ***), womit nicht allein der Volksglaube, sondern auch die Beredsamkeit und die Dogmatik mancher der damaligen Prediger ihn ausgestattet hatte †). Andere gingen aber noch weiter und unter diese gehörte der holländische Prediger Balthasar Bekker, ein Cartesianer, der sogar noch etwas früher als Thomasius auftrat.

Bekker faßte das ganze Gebiet des Teufels und Hexenglaubens

*) Vorl. Bd. III. S. 432.

**) Theologische Bedenken Th. II. Kap. 4. S. 588 ff., auch abgedruckt in Horsts Zauberbibl. II. S. 422 ff.

***) S. Schröckhs Biographien a. a. O.

†) S. z. B. die Predigt von Wagner in Horsts Zauberbibl. Bd. III. 308 ff., wo er ihn „den kohlschwarzen Teufel" nennt.

unter dem Titel der „bezauberten Welt" zusammen und unter diesem Titel gab er im Jahr 1691 zuerst in Leuwarden und dann zu Amsterdam eine Schrift in 4 Büchern heraus *), in welcher er den Zauber, der bisher die Augen der Menschen verblendet habe, zu heben und mit Entfernung des Teufels allem weitern Aberglauben die Wurzel abzuschneiden gedachte. Schon früher hatte Bekker durch Schriften aufklärend zu wirken gesucht. So hatte auch er unter anderm gleich wie Bayle das Vorurtheil bekämpft, als ob Cometen die Vorboten von Krieg, Pestilenz und Hungersnoth seien und überdieß in einem Katechismus socinianische Grundsätze verbreitet. Aber keine Schrift machte so viel Aufsehn wie eben diese bezauberte Welt. Es erschienen eine Menge Schriften für und wider. Das Consistorium zu Amsterdam verdammte den Inhalt des Buches und zog den Verfasser zur Verantwortung. Er wurde seines Amtes entsetzt, bezog indessen von der Stadtobrigkeit seinen Ruhe-Gehalt bis zu seinem Tod, der im Jahr 1698 erfolgte.

Bekker hatte sich bei seinen Angriffen auf die bezauberte Welt nicht auf dem Gebiet der Physik allein gehalten, sondern er war von da auf das der Metaphysik und der Theologie hinüber geschweift, wozu schon sein Beruf als Prediger ihn einlud. So bestritt er nicht nur den rohen Volksglauben der Gegenwart, sondern auch das, was die Bibel von dem Teufel und den Besessenen erzählt und lehrt, legte er nach seiner Weise und zwar bisweilen willkürlich genug aus. Andere sahen darin eine Aufforderung ein gleiches zu thun, und in der That wandte sich von nun an die kritische und rationalistische Richtung der aufklärenden Popular-Philosophen und Theologen hauptsächlich auf den Teufelsglauben, gewiß nicht in der bösen Absicht, die man ihnen untergeschoben hat, mit dem Glauben an den Teufel auch den Glauben an Gott und Christus über den Haufen zu werfen, sondern sogar oft in der guten Meinung,

*) „Die bezauberte Welt oder eine gründliche Untersuchung des allgemeinen Aberglaubens, betreffend die Art und das Vermögen, Gewalt und Wirkung des Satans und der bösen Geister über den Menschen, und was diese durch derselben Kraft und Gemeinschaft thun." — 2. Ed. 1693. Es zeigen sich in diesem Buch schon die Spuren des Rationalismus; namentlich in dem was der Verfasser über das Verhältniß von Vernunft und Schrift in der Vorrede aufstellt. „Beide stehen nicht eine unter der andern, sondern neben einander. Ja, die Vernunft muß sogar vor der Schrift vorhergehn." S. des Verfassers generale Vorrede S. 11.

durch Hinwegräumen des Anstößigen und Unwesentlichen das Wesentliche zu retten, aber nicht immer geschah dieß mit der nöthigen Umsicht, Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit, die eine solche Untersuchung erfordert. Mit der Existenz des Teufels gaben Manche, wenn auch nicht den Glauben an Gott, doch den Glauben an die tiefere Realität und den mächtigen Zusammenhang des Bösen in der Welt auf, und nahmen es mit der Sünde leichter, so daß auch in dieser Hinsicht der Gewinn, dessen die beginnende Aufklärungsperiode sich rühmte, nur ein bedingter Gewinn war. Die Folgen zeigten sich jedoch erst in der Zeit, die nicht mehr in unsere Betrachtung fällt.

Wir wenden uns jetzt von dem Gebiete der Naturforschung zu den übrigen Gebieten der Wissenschaft, mit welchen der Protestantismus in Berührung gekommen ist.

Hier finden wir denn, daß auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften und der Geschichte gleichfalls wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften eine lobenswerthe Regsamkeit und Nacheiferung stattfand. Die Bedeutung, welche das politische Leben (unabhängig vom kirchlichen) gewann, wirkte auf die politische Geschichte zurück, die in den verschiednen Nationen würdige Bearbeiter fand. Fast jedes Fürstenhaus hatte seinen Historiographen und die Liebhaberei zu einzelnen Geschichtszweigen verbreitete sich mehr und mehr, wie denn auch Spener sich mit Vorliebe auf die Genealogie und Wappenkunde gelegt hatte. Die Kirchengeschichte trat hinter die weltliche nicht zurück. Die Bekenner der verschiednen Confessionen wetteiferten in der Thätigkeit, womit sie die Denkmäler des kirchlichen Alterthums herstellten und beleuchteten. Namentlich zeichneten sich neben den Vätern des Oratoriums und der Congregation des heiligen Maurus bei den Katholiken, die Mitglieder der anglicanischen Kirche aus, wie der Bischof Usher u. a., und auch der deutsche Fleiß blieb hinter diesen Bestrebungen nicht zurück. Freilich wurde der Geist der Geschichte oft noch zu sehr von der Masse erdrückt, und nur wenige Männer verstanden es wie Bossuet das Gemälde der Weltgeschichte in großartigen Zügen darzustellen oder wie Bayle geistreich über die einzelnen Personen und Begebenheiten hin und her zu reden. Das war damals allerdings ein Vorzug der Franzosen, der aber doch etwas später durch

die Engländer, namentlich durch Hume verdunkelt wurde. Allein die Quadersteine, aus denen der Bau der Geschichte sich auffügt, die wurden in dieser Zeit von den Deutschen mit eisernem Fleiße behauen, worauf es dann andern leichter wurde, die Fugen mit dem Mörtel der geistreichen Rede auszufüllen und durch den äußern Anstrich der Phantasie das Gebäude den Augen gefällig zu machen. Daß indessen auch schon in dieser Zeit der Geist der Kirchengeschichte aus den Fesseln der Partei hinausstrebte nach Unparteilichkeit der Darstellung, das hat uns das Beispiel Arnolds in der Uebertreibung, das Beispiel Seckendorfs aber in der Wirklichkeit gezeigt. Das Studium der Classiker und der Bibel in den Grundsprachen blieb auch bei den Fortschritten, welche die Naturforschung und mit ihr der Realismus machte, die Grundlage der humanistischen Bildung. Besonders zeichneten sich in dieser Zeit neben den deutschen, französischen und englischen Philologen die Holländer aus, welche zugleich vermittelst der gelehrten Buchdrucker für schöne Ausgaben der Classiker sorgten. Diese Thätigkeit auf dem philologischen Gebiete wirkte auch wieder auf die Theologie zurück, gab aber auch zu Mißverständnissen und Streitigkeiten Anlaß. Die Vergleichung der reinen griechischen Schreibart, wie wir sie in den Classikern finden, mit dem Griechischen der neutestamentlichen Schriftsteller mußte zu der Ansicht führen, daß die Sprachformen, deren diese sich bedienten, in manchem von dem rein Griechischen abwichen. Das war eigentlich keine neue Ansicht. Schon Luther hatte richtig erkannt, daß das Neue Testament „voll hebräischer Art zu reden" sei. Jetzt aber, nachdem einige Gelehrte angefangen hatten diese sogenannten Hebraismen des Neuen Testaments genauer nachzuweisen, sahen Andere darin eine Gefahr für die Bibel und suchten sich und die Christenheit zu überreden, daß das Neue Testament durchweg in gut griechischer Schreibart verfaßt sei*). Es beruhte dieß auf dem Grundirrthum, der aber lange Zeit von den übertriebnen Bibelgläubigen der protestantischen Kirche genährt wurde, als ob die heil. Schrift auch in solchen Dingen unfehlbar sein müßte, die den Glauben und die Sittlichkeit nicht im

*) So unter andern Sebastian Pfochen und Salmasius. Gegen diese wiesen Andere (Heinsius, Vitringa, Glassius, Vorstius) die Hebraismen nach.

von Shaftesbury, der Enkel von Lockes edelm Freunde, zu nennen, gleichfalls ein feiner Staatsmann und bewunderter Schriftsteller, der sich indessen in seinen Urtheilen über das Christenthum nicht überall gleich blieb, indem er an einigen Stellen seiner Schriften sich als Bekenner desselben, in andern aber wieder als Gegner aussprach. Ja, Shaftesbury ging sogar in einigen Stücken weiter als Herbert. Wenn dieser die Annahme einer Vergeltung nach dem Tode zu den Artikeln der Vernunftreligion rechnete, so suchte Shaftesbury aus einem strengen Moralismus heraus zu zeigen, wie der Werth der Tugend durch die Aussicht auf Belohnung herabgesetzt werde. Er streifte mit dieser Behauptung an die Wahrheit der evangelischen Lehre, die ja auch nicht will, daß wir das Gute um der Belohnung willen thun sollen; ja, etwas Aehnliches hatte auch Fénélon gewollt mit seiner Lehre von der reinen Liebe. Allein indem Shaftesbury nicht blos das unreine Motiv verwarf, sondern zugleich die Vergeltung selbst läugnete, und sogar behauptete, daß die Aussicht auf die Ewigkeit die Christen untauglich mache für dieses Leben, so sieht man wohl, daß seine Grundansichten der Dinge ganz andere waren, als die evangelischen, und daß er auf dem guten Wege war, mit der geoffenbarten Religion auch noch die Stützen der Sittlichkeit zu verwerfen, welche die sogenannte natürliche Religion anderer Deisten noch hatte stehen lassen*). Wenn er nun aber vollends das Lächerliche als den Probstein der Wahrheit bezeichnete und somit den Witz als höchsten Richter in der Religion aufstellte, so war damit der flachsten und verwegensten Religionsspötterei Thür und Thor geöffnet, an der er es für seine Person selbst nicht fehlen ließ. Aber diese Religion des Witzes

*) Die heutigen Declamationen gegen das Jenseits dürften mitunter aus derselben Quelle kommen. So gehaltlos die bloße Vertröstung auf ein Jenseits ist bei dem Mangel einer tüchtigen diesseitigen Gesinnung, und so wahr es ist, daß wir das ewige Leben schon hier in uns tragen müssen, wenn die Hoffnung auf ein künftiges einen Sinn für uns haben soll, so verdächtig muß uns die Beschränkung auf das Diesseits und die trockene Verweisung auf die Baarzahlungen des Schicksals in dieser Welt vorkommen. Wer seine Aktien auf das Jenseits um so leichten Preis losschlägt, bei dem mögen auch die diesseitigen Fonds eben nicht besonders hochstehen; es müßte denn diese Resignation eine ganz andre Sprache führen, als die man zu hören gewohnt ist. Bei Spinoza war es auch hier anders.

ſollte zugleich ein Vorrecht der witzigen Köpfe und der hohen Geſellſchaft bleiben. Für das Volk, ſo meinte Shaftesbury mit Hobbes, bedürfe es allerdings einer höchſten Autorität in Religionsſachen, welche der Staat feſtzuſetzen habe, und damit würdigte er die Gottesfurcht zu einem Kappzaum für den Pöbel herab, und ſtempelte das Evangelium zu einer Erfindung des Prieſterbetrugs.

Außer Shaftesbury, der im Jahr 1713 ſtarb, fallen von den engliſchen Deiſten zum Theil noch in unſern Zeitraum: Johann Toland (geſt. 1722), eigentlich ein katholiſcher Irländer, einer von den Wenigen, der in ſeiner Philoſophie ſich an den ſpinoziſtiſchen Pantheismus anſchloß, wobei er aber zugleich darauf ausging, die chriſtliche Religion ihrer Geheimniſſe zu entkleiden, wie auch den Glauben an die Aechtheit der bibliſchen Urkunden wankend zu machen; Anton Collins, ein Rechtsgelehrter von unbeſcholtnem Wandel, der durch die widerſprechenden Meinungen der Theologen ſich zu dem Fehlſchluß berechtigt glaubte, daß ſomit an der ganzen Sache des Chriſtenthums nicht viel Wahres und Haltbares ſein müſſe und der zuerſt den Namen Freidenker (Freethinker) in Umlauf brachte; Thomas Woolſton, der die Wunder Jeſu läugnete und als allegoriſche Mythen faßte (ein Beweis, daß nichts Neues unter der Sonne geſchieht:) und der für dieſe Meinung im Kerker ſtarb; der Lichterzieher Thom Chubb und ſo noch andere mehr. Doch liegt der Boden, auf welchem dieſe Meinungen ſich entfalteten und fortwucherten, eigentlich ſchon außerhalb unſrer Zeitgrenze und breitet ſich über die erſten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts aus.

Wir brechen daher hier den Faden ab und ſehen uns nach ähnlichen Erſcheinungen auf dem Continent um.

In Deutſchland fand der Deismus in dieſer Zeit noch keinen Eingang. Die Oppoſition, welche der Pietismus und der Myſticismus gegen das orthodoxe Kirchenthum bildete, brachte eine Bewegung andrer Art hervor, die ſich jedoch immer beſtimmt auf dem poſitiv kirchlichen Boden hielt und ſomit das Aufkommen einer rein negativen Richtung hinderte. Eine vorübergehende Erſcheinung war das Auftreten eines entlaufenen holſteiniſchen Candidaten, Matthias Knutſen, der in Jena als Prediger nicht nur

Beziehung anbahnte, auf welchem die Protestanten nicht ohne viele gelehrte Anstrengung fortwandelten*). Auch die Auslegung der heil. Schriften selbst mußte immer eine unbefangenere werden, je mehr man die Sprachgesetze ungezwungen dabei in Anwendung brachte und je mehr sich der Kreis der Kenntnisse in Beziehung auf die Sitten und Vorstellungen des Morgenlandes erweiterte. Hugo Grotius hatte, wie uns die frühern Vorträge gezeigt haben**), darin schon einen guten Anfang gemacht und ihm folgten bald Mehrere nach, und wenn daher auch ein anderer niederländischer Theologe, Johannes Cock (Coccejus) zu Leyden, sich und Andere überreden wollte, eine jede einzelne Stelle der Bibel habe einen unerschöpflichen Inhalt, so daß man wirklich nach seiner Theorie aus allem alles machen konnte, weil der Spielerei mit Vorbildern, die er im ganzen Alten Testament entdecken wollte, freier Lauf gegeben war, so konnte eine solche Verirrung nicht lange sich halten, sondern mußte sich an den besonnenen, nüchternen Geist der Schriftauslegung gefangen geben.

Doch es waren nicht nur die einzelnen Zweige der Wissenschaften auf dem Gebiete der Natur, der Geschichte und der alten Sprachen, welche besonders nach der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts mächtiger zu treiben anfingen dem Frühling eines neuen Jahrhunderts entgegen, sondern das wissenschaftliche Leben im Ganzen nahm eine großartige Gestalt an. Wir erstaunen, wenn wir vernehmen, wie einzelne Männer, ja sogar Frauen, den ganzen Umfang des damaligen Wissens in ihrem Kopfe zu beherbergen sich anheischig machten. Unter diesen Vielwissern und Vielwisserinnen nenne ich nur einen Claudius Salmasius, einen Huetius, einen Herrmann Conring und die uns schon bekannte Anna Maria Schurmann. Aber bald zeigte es sich, daß die Wissenschaft dem Einzelnen über den Kopf wuchs und daß ihr mit gemeinsamen Bestrebungen allein

*) Nachdem die Engländer Walton, Fell, Mill vorangegangen, waren es zu Anfang des 18. Jahrhunderts Bengel und Wetstein, welche die Wissenschaft der Kritik unter den Deutschen gründeten. Ueber den letztern, auf den wir erst in den spätern Vorträgen kommen werden, vergl. einstweilen meine Abhandlung in Illgens histor. theol. Zeitschr. 1839. 1. Heft.

**) Vorl. Bd. III. S. 445 ff.

gedient sei *). Zu dem alten Institut der Universitäten gesellten sich sonach allmählig die Akademien, Anstalten, welche nicht wie jene zur Bildung von Jünglingen, sondern zur gelehrten Fortbildung von Männern und zur würdigen Nacheiferung dienten. Solche Akademien waren schon im 16. Jahrhundert in Italien entstanden; aber erst im 17. wurden sie auch nach Frankreich und erst an der Grenze dieses und des 18. Jahrhunderts nach Deutschland verpflanzt. Richelieu hatte bereits 1635 die erste französische Akademie gestiftet. Im Zeitalter Ludwigs XIV. war es der Minister Colbert, der im Jahr 1666 die königliche Akademie der Wissenschaften gründete, welche indessen erst 1699 die königliche Bestätigung erhielt; und wie unter Leibnitz Mitwirkung die Berliner Akademie im Jahr 1700 von Friedrich I. gestiftet wurde, haben wir das letzte mal bemerkt. Wenn die gelehrten Orden der katholischen Kirche, wie die Congregation des heiligen Maurus, der Orden der Väter des Oratoriums, die Gesellschaft von Port Royal sich allerdings große Verdienste um die Wissenschaft erwarben, so blieben sie doch innerhalb der Sphäre ihrer Confession oder ihres noch speciellern Ordensgelübdes. Die Akademien dagegen galten der Wissenschaft ausschließlich und die Verschiedenheit der Confession kam bei der Aufnahme der Mitglieder nicht in Betracht. Auch dieß eine Folge der Emancipation der Wissenschaft von der Kirche. — Auch die gelehrten und wissenschaftlichen Zeitschriften, mit denen unser Jahrhundert überschwemmt ist, tauchten erst ganz sparsam und vereinzelt im 17. Jahrhundert auf und wurden damals ein wesentliches Förderungsmittel des schnellern Gedankentausches. Die erste Schrift der Art war das Journal des Savans, das zuerst 1665 erschien; aber bald fand das Unternehmen Nachahmung in andern Ländern, namentlich auch in Deutschland. Otto Mencke, Professor in Leipzig **), gründete ein solches Journal, aber in lateinischer Sprache ***); hingegen

*) Pedanterei, Stolz und Grobheit war auch nicht selten die Mitgabe dieser bei all ihrer scheinbaren Vielseitigkeit wieder höchst einseitigen Polyhistorie. Salmasius war ein Grobian, der seines gleichen suchte. Seine Ehrensäule glich, nach Miltons Ausdruck, einem Steinhaufen, von dem herunter er jeden Vorübergehenden bewarf.

**) Der Vater jenes witzigen Sohnes, der die Charlatanerie der Gelehrten in einer satirischen Schrift züchtigte.

***) Acta Eruditorum.

des Deismus, sondern des eigentlichen Atheismus und einer durchaus verwerflichen Moral auftrat ums Jahr 1674. Er rühmte sich zwar in ausgestreuten Flugschriften, daß er bereits 700 Anhänger in Jena und Altorf gefunden habe, die er die Gemeinde der Gewissener nannte, weil er das Gewissen an die Stelle der göttlichen Offenbarung und des persönlichen Gottes setzen wollte. Allein die ängstlichen Nachforschungen, welche die Universität deßhalb anstellte, zeigten, daß alles leere Prahlerei gewesen, die Gemeinde der Gewissener war so wenig in der Wirklichkeit zu finden als die Kirche des Herbert von Cherbury, und Knutsen machte sich noch zur rechten Zeit aus dem Staube, ehe er der nachspürenden Policei in die Hände fiel*). Aber auch im katholischen Frankreich, das späterhin die große Propaganda des Unglaubens wurde, waren die Religionskämpfe des Jansenismus und der verwandten Richtungen noch zu ernst und gewaltig, als daß mitten unter den Augen Bossuets, Pascals und Fénélons ein System des Unglaubens sein Haupt offen hätte erheben dürfen, obwohl das Gespenst desselben unter der Maske der Heuchelei und des Fanatismus grausenhaft genug einherschlich am Hofe Ludwigs XIV.**). Hingegen sehen wir bereits den ursprünglichen Glaubensernst der Hugenotten in eine nahe an die Frivolität streifende Skepsis umschlagen bei einem Manne, der in der Geschichte der französischen Litteratur eine hohe Stelle einnimmt. — Peter Bayle, der Sohn eines reformirten Predigers, geb. zu Carlat in der Grafschaft Foix im Languedoc 1647, wurde erst von seinem Vater in den streng reformirten Grundsätzen erzogen und verrieth bald eine große Leichtigkeit der Auffassung, eine unbegrenzte Wißbegierde, ein bewundernswürdiges Gedächtniß und eine seltne Lebhaftigkeit des Geistes. Nachdem er auf der reformirten Schule zu Puy-Laurens seine Vorstudien gemacht hatte, begab er sich nach Toulouse, wo er bei den Jesuiten

*) Ein Weiteres über diesen Schwärmer seiner Art findet man in Adelungs Gesch. der menschlichen Narrheit Thl. VI.

**) Davon nur ein Beispiel aus dem Leben des Königs selbst. Als er einst einem Manne ein Amt verweigerte, weil er ihn für einen Jansenisten hielt, sagte ihm der Herzog von Orleans, der Bewerber sei kein Jansenist, er glaube an keinen Gott. „Wenn das ist," antwortete der König, „so hat es nichts zu sagen" (il n'y a point de mal). Raumer VII. 183. nach St. Simon.

Man hört diesen Gebrauch auch noch zu unsrer Zeit häufig als einen guten Gebrauch billigen und Viele bedauern es, daß er einem andern hat weichen müssen. Die lateinische Sprache, so heißt es, erleichterte den Verkehr der wissenschaftlichen Männer der verschiedensten Nationen; das ist wohl wahr, aber sie förderte auch nur den Verkehr der Gelehrten; der Gelehrte in England und Holland stand dadurch freilich dem deutschen Gelehrten näher, als vielleicht jetzt, wo weniger lateinisch geschrieben wird; aber dafür stand der Gelehrte dem Laien, mit dem er täglich lebte und verkehrte, weit ferner als jetzt und an ein Uebertragen der erworbnen Schätze in die verschiednen Kreise des Lebens war dabei nicht zu denken; und doch soll man für das Leben und nicht für die Schule lernen. Nun stand es zwar auch den Laien frei, die Sprache der Gelehrten sich anzueignen und wir wissen, wie gelehrte Frauen, z. B. die Königin Christina von Schweden und die Schurmann, nicht nur das Lateinische, sondern auch das Griechische und Hebräische sammt den verwandten Dialekten mit Leichtigkeit sprachen und schrieben. Aber dieß waren denn doch auch damals Ausnahmen, wie jene Predigerfamilie, in der alle bis auf das kleinste Kind hinunter hebräisch sprachen *). Und zudem war es höchst unnatürlich, wenn die Gelehrten in der Handhabung ihrer eignen Muttersprache hinter den Laien zurückblieben. Wie schlecht es aber im 17. Jahrhundert um die deutsche Sprache stand (während die französische bereits ihrer Vollendung entgegenstrebte) ist nur allzubekannt. Nicht nur war die Sprache schwerfällig und schleppend, sondern das Widerlichste war das bunte Gemisch von deutschen, lateinischen und französischen Wörtern, das man für eine besondere Zierde hielt. Ich brauche keine Beispiele davon mitzutheilen, denn die früher bei Gelegenheit mitgetheilten Proben sind Ihnen wohl noch erinnerlich **). Blos die geistlichen Liederdichter und einige Erbauungsschriftsteller machten hierin eine rühmliche Ausnahme. Es fehlte auch nicht an Versuchen und Anstrengungen, dieser Unart zu begegnen. So hatte schon im Jahr 1617 Kaspar von Teutleben auf dem Schlosse

*) Im Hause des J. J. Fabricius. S. den Aufsatz über Gichtel in der evang. Kirchenz. Sept. 1831. 3. Heft S. 621. Note.

**) Man vergl. z. B. oben S. 61. die sonst in ihrer Art gelungene Schilderung Gustav Adolfs von Chemnitz.

nicht den Leſer zum Zweifel und zum Unglauben führe.“ Er wußte ſeine Urtheile ſo in der Schwebe zu halten, daß man ihnen nichts anhaben konnte und daß doch niemand merkte, wie es gemeint war und hinter einer ſcheinbar naiven und unſchuldigen Aeußerung guckte nicht undeutlich der Schalk hervor. Dennoch war Bayle kein bösartiger Menſch. „Bei ſeiner Streitſucht von außen war er ein menſchenfreundlicher ruhiger Charakter*).“ Er ſuchte nichts für ſich. Die Streitigkeiten, die er mit den Leuten verſchiednen Glaubens zu beſtehen hatte, zogen ihm endlich die Schwindſucht zu. Und auch hier noch zeigte er ſich als Skeptiker, indem er ſich keinem Arzte anvertrauen wollte. Er ſtarb im Jahr 1706 in einem Alter von 59 Jahren. Richtig hat ihn und ſeine Philoſophie Herder beurtheilt, wenn er ſagt**):

„Jeder ſieht, daß der problematiſche oft paradoxe Geiſt Bayle's nur ein Uebergang ſei, vielleicht auch nur ſein wollte. Wo das Beſte neben dem Schlechtern, das Scharfſinnigſte neben dem Seichten ſteht, muß der Leſer unterſcheiden können, oder er genießt mit Gutem Schlechtes. Wenn alſo Bayle gewiß auch Schaden geſtiftet, wenn er, zumal unter den Großen, eine Gleichgültigkeit gegen das Wahre und Falſche, jene Halbphiloſophie, die an feſten Grundſätzen verzweifelt, weil ſie ſolche nicht geſucht hat, endlich gar jene taumelnde Zweifelſucht genährt hat, die bei wirkenden Perſonen ſehr ſchädlich werden kann, ſo liegt die Schuld immer doch nur halb an ihm. Schon Pilatus frug: „was iſt Wahrheit?“ indeß er ſich wegwandte, ohne die Antwort zu erwarten, und Pilatus lebte lange vor Bayle. Die harten Vorwürfe, die Baylen gemacht wurden und die er größtentheils nicht verdiente, er ſei ein Sittenverderber, ein Atheiſt, ein Spötter alles Guten und Edeln, ſo gar, daß eine Secte, die an allem zweifelt, nach ihm benannt ward, was lehrt uns dieß? „Treibe niemand mit der Wahrheit Scherz und wolle mit ihr auf halbem Wege ſpielen. Sie will ganz geſucht ſein, innig geliebt ſein, oder — ſie rächt ſich.“

*) Herder in der Adraſtea a. a. O. S. 106.
**) Ebend. S. 102.

genug lernen, denen aber, so man im gemeinen Leben gebrauchen will und denen das Studiren wegen des Lateinischen sauer und verdrießlich wird, helfe man ohne Verdrießlichkeit mit dem was sie gelernt haben fort." Durch die Beschäftigung mit der lateinischen Sprache sei den Lehrlingen viel „unnöthiges Zeug eingeprägt worden, welches hernachmals so feste klebt, daß das Tüchtige und Gescheite nicht haften will *)." — Diese Einseitigkeit und Uebertreibung müssen wir ihm, wie manches andere zu gute halten; es sprach sich darin gewiß mehr als die Grille eines Einzelnen, es sprach sich darin der Geist der Zeit aus, der sich nun einmal aus den Beengungen des Mittelalters und des Nachmittelalters (wie wir die Zeit des 17. Jahrhunderts nennen könnten) in die moderne Welt und ihre weiter ausgedehnten Bildungskreise mit ihren freiern Formen und ihrem leichtern Verkehr hineinsehnte. Und darin liegt etwas sehr Beachtenswerthes.

Werfen wir einen Blick auf das kirchliche Leben der Zeit selbst zurück, wie wir es in Deutschland gefunden haben, so ist gewiß, daß der Mangel an gutem Geschmack, der sich in der Geringschätzung wie in der gewaltsamen Verderbniß der Muttersprache zeigt, einen gar nicht zu berechnenden Einfluß auf die religiöse Volksbelehrung und Volkserbauung übte. Mußte doch die deutsche Bibel selber den Ungeschmack der Zeit erfahren. Während Luthers Bibelübersetzung bei allen sonstigen Mängeln ein Muster der deutschen Sprache blieb, standen im 17. Jahrhundert Bibelübersetzer auf, welche in der Meinung genauer und wörtlicher nach dem Grundtexte oder auch in reinerm Deutsch zu übersetzen, steife Machwerke an die Stelle der lebendigen geistigen Production setzten. Schon die zu Anfang des 17. Jahrhunderts gefertigte Bibelübersetzung von Johann Piscator, Professor in Herborn, welche nur darum in einigen Gegenden der reformirten Schweiz (z. B. in Bern) angenommen wurde, weil sie von einem Reformirten herkam, stand weit hinter Luther zurück. Aber noch unglücklicher fielen andere Versuche aus, die ich hier übergehe. Wie der Bibeltext, so die Predigten. Auch auf sie ging der Ungeschmack der Zeit über. Noch einmal nehme ich

*) Luden S. 24. Auch Seckendorf suchte den Gebrauch des Lateinischen (namentlich in den Volksschulen) zu beschränken, Christenstaat S. 528.

einzelne bessere Prediger, wie einen Scriver, Heinrich Müller, Spener und seine bessern Anhänger aus. Aber im Allgemeinen war die Geschmacklosigkeit auf den deutschen Kanzeln jener Zeit zu Hause und bildete einen traurigen Contrast zu den classischen Mustern der gallicanischen Kirche, die wir keineswegs überschätzen wollen. Entweder machte sich ein gelehrter Pedantismus breit, der auch das Einmischen griechischer und lateinischer Brocken nicht verschmähte *), oder wo natürlicher Mutterwitz vorhanden war, da schlug dieser Witz auch auf die Gefahr hin durch, das Heiligthum, auf das er fiel, zu verletzen. Nicht allein die katholische Kirche hatte nämlich ihren Abraham a Santa Clara, auch die deutschprotestantische Kirche konnte ähnliche Muster aufweisen. Selbst die bessern und beliebtern Prediger, die es im Uebrigen vollkommen redlich meinten, bedienten sich oft einer Sprache, daß man glauben sollte, sie hätten es eher auf einen komischen, als auf einen ernsten Effect abgesehn. Valerius Herberger, ein sonst erbaulicher Prediger, der in den Zeiten des 30jährigen Krieges predigte, verglich den Sünder einem trunknen Bauer; hebt man ihn von der einen Seite in den Sattel, so purzelt er von der andern Seite wieder herunter **). Ein Andrer verglich die Sünde mit einem Loch im Strumpf, das Anfangs klein sei, hernach immer größer werde ***). Carpzov in Leipzig stellte das ganze Jahr hindurch Christum unter dem Bilde eines Handwerkers dar als den besten Tuchmacher, den besten Brunnengräber u. s. w. †). Am meisten jedoch dürfte dem Pater Abraham der hamburgische Prediger Johann Balthasar Schuppius verglichen werden, der übrigens in Beziehung auf praktische Tüchtigkeit unter die achtungswerthesten Geistlichen der Zeit gehörte, eine allgemeine Achtung bei seinen Mitbürgern genoß und selbst bei dem Streit, in den er mit seinen Collegen verwickelt wurde, sich würdig benahm. Schuppius hatte eine satirische Ader in sich, der er auch in Schriften Lauf ließ. Aber auch auf der Kanzel ließ er sie — und da gewiß am unrechten Orte, ausströmen; obwohl die Schilderungen, die er von den Sitten seiner Zeit macht, uns ein

*) Man sehe z. B. die Predigten von Luc. Gernler in Basel, die voll lateinischer Sprichwörter sind.
**) Schuler, Geschichte des Geschmacks im Predigen I. S. 165.
***) Ebend. S. 339.
†) Ebend. S. 197.

lebendiges Bild geben. Aus einer Predigt, die er im Jahr 1656 zu Hamburg hielt unter der Aufschrift: „Gedenk dran Hamburg," hebe ich folgende Stellen als Beleg heraus *). Die Predigt handelt von der Heiligung des Sabbaths, und da heißt es unter anderm: „Es sind viele Leute, nicht nur unter den gemeinen, sondern auch unter den vornehmen, welche wann sie in die Kirche kommen, denken sie nicht: Herr du Gott der Heerschaaren, hie bin ich als dein Knecht in deinem Haus nach deinem Befehl, dich zu hören;... sondern wann sie in die Kirch kommen und sich ein wenig unter den Hut versteckt und das Vater Unser daher gepispelt haben, da fragt einer den andern von neuen Zeitungen, was die Danziger-, die Amsterdamerbriefe gebracht haben? Die Frauen fragen oft wie es zu Haus gehe? ob Jungfer Margretchen bald Hochzeit halten werde? Ich kann nicht über euch klagen, daß ihr nicht fleißig zur Kirche geht. Die Kirche ist oft so voll, daß ich mich durch das Volk auf die Kanzel dringen muß, allein verzeihet mir, wo ich euch Unrecht thue. Ich halte dafür, wenn das Frauenzimmer dürfte auf die Börse gehn, wie die Männer, es würde manche Frau nicht so fleißig in die Kirche kommen; denn da ist vor und nach der Predigt, ja wohl unter der Predigt ein solch Plaudern, als wie auf der Börse zu Hamburg oder zu Amsterdam." — Dann heißt es weiter (S. 205): „Der Sabbath wird nicht geheiligt, wann das Frauenzimmer am Sonntag zusammenkommt und einen Gevatternschnak hält, und führen nicht ein solch Gespräch von den Wohlthaten Gottes wie Maria und Elisabeth, als sie zusammenkamen; sondern da muß bald Bürgermeister und Rath, bald der Prediger, bald diese oder jene Wittwe über ihre Zunge tanzen. Da muß bald dieser, bald jener herhalten, der des Morgens in der Kirche gewesen; da hat der Eine krumm gegangen, dem Einen hat dieses, dem Andern jenes am Kleid gemangelt, der Eine hat zu viel, der Andere zu wenig. Da muß bald diese Jungfer, bald jene Frau herhalten. Da redet man oftmals von solchen Dingen mit solchen Umständen, daß man schwören sollte, die Leute hättens mit Augen angesehn, wenn man aber endlich recht darnach fragt, so ist's erlogen" — u. s. w. (Gewiß, ganz nach dem Leben gezeichnet, aber

*) S. 195. des 1. Bands seiner Schriften.

doch immer nicht der Würde der Kanzel angemessen) *). — In Beziehung auf den reinern Geschmack gingen die Reformirten den Lutheranern voraus. Die französischen Refugianten brachten, wie ich schon früher bemerkte, eine edlere Kanzelberedsamkeit nach Deutschland und auch in andre Gegenden. So zeichnete sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts Jakob Saurin von Nismes als Prediger im Haag aus, und auch unser Samuel Werenfels gehörte zu den geschmackvollern Predigern der Zeit. In der bischöflichen Kirche verdrängte die Predigtweise des Johann Tillotson, Erzbischofs von Canterbury, den frühern Ungeschmack, der auch in England wie in Deutschland geherrscht hatte, und machte einer gehaltvollen, verständigen und ruhigen Betrachtung der religiösen Wahrheiten Platz, wie sie die Gebildeten suchten. Freilich fehlte es dann wieder einer Kanzelberedsamkeit, die mehr aus der reflectirenden Wissenschaft, als aus dem bewegten Leben ihre Nahrung zog, an der rechten Volksmäßigkeit, wie denn auch von Tillotson uns erzählt wird, daß als er einst vor einer Dorfgemeinde predigen sollte, er in die größte Verlegenheit kam, weil er die Predigt nicht aufgeschrieben hatte und nach zehn Minuten schon wieder höchst unbefriedigt die Kanzel verließ **). Die Predigt bildete fortwährend den Mittelpunkt des protestantischen Gottesdienstes; aber auch die liturgischen Elemente konnten unter dem Einfluß eines verderbten Geschmackes nicht gewinnen. Wenn auch, wie wir früher gesehen haben, der von uns betrachtete Zeitraum die Glanzperiode der deutschen Liederdichtung war, so nahm diese doch schon gegen Ende des Jahrhunderts ab, wo sich zugleich auch in der weltlichen Poesie durch Hofmannswaldau und Lohenstein ein falscher Bombast festgesetzt hatte, und wie Tillotson in seiner Predigtweise den Uebergang aus dem Anschaulichen in das Reflectirende und Moralisirende machte, so fand auch bald die geistliche Poesie des 18. Jahrhunderts diesen Weg, was bei Poesien störender war als bei Reden.

*) Ein Seitenstück dazu liefert der Bernische Pfarrer Samuel Eyen, (gest. 1700) der in einer Predigt, zu Bern gehalten, sich also vernehmen ließ: „Die Töchtern von Bern, die Töchtern von Bern, sie sind wie die Lilien auf dem Felde, sie spinnen nicht, sie nähen nicht, und doch glauben sie, Salomo in seiner Herrlichkeit sei nicht so schön gewesen, als derselbigen eine." S. Steinmüllers Jahrbb. für Rel. und Sitten. 827. 1. Heft S. 159. 60.

**) Tillotsons Leben von Birch. Leipzig, 1754. S. 40.

In der deutschreformirten Kirche schieppte man sich noch immer mit den lobwasserschen Psalmen fort*). Die lutherische Kirche dagegen sammelte ihren Liederschatz in Gesangbüchern für den Gebrauch des Hauses und der Kirche. Man blieb, was die Melodien betrifft, bei den alten Sangweisen des 16. Jahrhunderts und sang auf eine Weise viele Lieder. Für die kirchliche Tonkunst geschah im 17. Jahrhundert bei den Protestanten wenig; denn Bach und Händel gehören, wenn auch im 17. Jahrhundert geboren, ihrer Thätigkeit nach schon dem 18. und auch ihre Compositionen nicht sowohl dem protestantischen Kirchenlied als einer eignen Kunst-Gattung an, die zunächst in der katholischen Kirche ihre Wurzel hat, dem sogenannten Oratorium. In dieser Kirche steht Gregorio Allegri mit seinem berühmten Miserere, das jährlich in der heil. Woche in der Sixtinischen Capelle gesungen wird, unübertrefflich da, so daß wir von dieser Seite dem Katholicismus den Vorrang einräumen müssen. Ueberhaupt ging der Begriff und die Bedeutung der christlichen Kunst für den Protestantismus fast ganz verloren. Man hatte dafür keinen Sinn und fürchtete sich zu sehr vor dem Rückfall in das Katholische oder gar in das Heidnische. Weder die alte Orthodoxie, noch der Pietismus, noch die blos auf das Innere gewandte Mystik, noch endlich die philosophisch-rationalistische Richtung eines Thomasius waren zur Auffassung christlich-ästhetischer Ideen geeignet. Die alten Dome waren für den damaligen Zeitgeist wie auch noch lange für den folgenden ein verhülltes Symbol, man sah in den Kirchen bloße Hörsäle und richtete sie auch auf Kosten des Schönheitsgefühls zu solchen ein und die Verzierungen, die man allenfalls an den Wänden anbrachte, verriethen keineswegs einen guten und edeln Geschmack**), sowie auch das Anbringen biblischer Sprüche an den

*) Wie schlecht es im Canton Basel mit dem Gesang stand, beweist die Aussage des Pfarrers von Denniken bei einer Kirchenvisitation vom Jahr 1661 „es seien nicht über acht oder neun Personen, die singen können und von Weibspersonen seien nur von des alten Schulmeisters Zeiten her, ihrer drei vorhanden!!“ —

**) So erlitt namentlich das Baslermünster im Innern mancherlei Verunstaltungen. Uebrigens wurden wieder in andern protestantischen deutschen Städten die alten Dome in ihrer alten ehrwürdigen Einfachheit gelassen und repräsentirten so auf großartige Weise den Charakter des Protestantismus im Gegensatz gegen die geschmacklosen Ueberladungen

kahlen Kirchenwänden nur wieder die Aufmerksamkeit einseitig auf das Wort hinlenkte. Während die Bilder der Heiligen von den Zeiten der Reformation her aus den Kirchen verbannt blieben und man selbst die Christusbilder aus den reformirten Kirchen fern hielt, kam dagegen an einigen Orten die Sitte auf die Bildnisse verdienter Prediger in der Kirche aufzuhängen, oder ihre und anderer Leute Grabstätten mit breiten Epitaphien zu zieren, was mehr auf eine ehrenwerthe Pietät, als auf kirchlichen Kunstsinn hindeutete. Biblische Geschichten wurden zwar gemalt, aber nicht in den Kirchen aufgestellt, sondern in Kupfer gestochen und den Bibelausgaben beigelegt, wie denn namentlich unser berühmter Landsmann Matthäus Merian in Frankfurt durch seine naive Bilderbibel, in welcher er die Patriarchen so ziemlich im Costüme des 17. Jahrhunderts erscheinen ließ, Alt und Jung eine große Freude machte. Wie die Vorrede selbst sagt, war die Absicht des Künstlers, „durch sothane Augenweide die Jugend und Laien zu Lesung der Schrift anzulocken und mit so lebhaften Vorstellungen die Sache selbst tiefer in Herz und Gedächtniß zu prägen." Aber auch in der katholischen Kirche war die bessere Zeit der bildenden Kunst vorüber und die Malerakademie, die Ludwig XIV., sowie die der Baukunst, die er auf Colberts Antrieb 1671 stiftete, verfolgten andere als kirchliche Zwecke und gingen von andern Gesichtspunkten aus*); denn auch die Kunst hatte, wie die Politik und die Wissenschaft, sich von der Kirche losgelöst, eine Erscheinung, die mit der veränderten Lebensrichtung überhaupt zusammenhängt, die wir noch in der nächsten Stunde werden zu betrachten haben.

---

der Jesuitenkirchen. Dieses Conservative war wenigstens ein negatives Verdienst des protestantischen Kunstsinns. Vergl. Grüneisen, de Protestantismo artibus haud infesto. Stuttg. 839. 4. p. 6.

*) „Man verschmähte (sagt Raumer VII. S. 162.) die heil. Baukunst des Mittelalters und blieb hinter der des Alterthums und des neuern Italiens zurück," und Reuchlin vergleicht die Kunst zur Zeit Ludwigs „einer saftigen Frucht, welche man auspreßt, ihres Duftes sich freuend, und die sofort vertrocknet." Gesch. von Port Royal I. S. 446.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Das christliche Leben der Zeit überhaupt. Unterschied der frühern und spätern Zeit. Schuppius über Sabbathfeier der Alten. Traurige Zeiten nach dem 30jährigen Kriege. Ruchlosigkeiten. Der Luxus. Perrücken und Taback. Wucher. Wohlthätigkeit. Volkserziehung. Schuppius über das Schulwesen. Amos Comenius. Das Missionswesen. Katholische Propaganda. Jesuiten und Dominikaner in China. Protestantische Missionen. Peter Heyling in Abyssinien. Johann Eliot in Amerika. Englische Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern. Schlußbetrachtung.

Es bleibt uns in dieser letzten Stunde, die uns hier versammelt, noch übrig, einen Blick auf das bewegte Leben der Zeit selbst zu werfen, die wir in einer Reihe von Betrachtungen durchlaufen haben und den Einfluß nachzuweisen, den die religiösen Ueberzeugungen darauf geübt haben und den namentlich der Protestantismus darauf geübt hat. Wenn wir indessen zur Lösung dieser allerdings schwierigen Aufgabe uns anschicken, so müssen wir auch hier die Bemerkung vorausgehen lassen, die wir schon bei der politischen wie bei der wissenschaftlichen Betrachtung machen konnten, daß die confessionellen Verschiedenheiten, wie wir sie zur Zeit des 16. Jahrhunderts in ihrer scharfen Abgrenzung erblickten, sich weniger mehr in dieser Schärfe zeigen. Wie die Politik, die Wissenschaft und die Kunst sich allmählig wenigstens formell von der Kirche loslösten, so blieben sich auch die protestantischen Sitten den katholischen gegenüber nicht mehr ganz getreu und auch hier bildete der 30jährige Krieg und das bald drauf folgende Zeitalter Ludwigs XIV. eine merkwürdige Uebergangsepoche. Noch während des 30jährigen Kriegs finden wir bei allen Rohheiten und Ausartungen, an denen die Geschichte dieses Krieges so überreich ist, gewisse strenge Formen der Frömmigkeit festgehalten, die freilich den Mangel an wahrer Religiosität nicht zu ersetzen vermochten, gleichwohl aber eine Abwehr und ein Damm gegen jene Rohheit und Wildheit waren, die ohne diese gewiß noch ärger würde gewesen sein. Diese Formen fingen aber bereits nach dem westphälischen Frieden an, etwas loser und

nicht ausblieb. Was zunächst den positiven Bibelglauben betrifft, so wissen wir schon aus frühern Vorträgen, wie das Galileische und Copernicanische System von der Bewegung der Erde um die Sonne manche Theologen beunruhigt hatte, weil sie dabei das Wunder in der Geschichte Josua's gefährdet glaubten, obwohl Keppler ihnen richtig zeigte, wie die Bibel andre Zwecke habe, als uns in der Astronomie zu unterrichten *). Gleichwohl verdammten auch noch später eifrige Theologen das copernicanische System als ein der heiligen Schrift zuwiderlaufendes. Und so zeigte es sich auch in andern Dingen. Die Naturforschung führte unter anderm auch auf das Alter des menschlichen Geschlechtes und rief Hypothesen hervor wie die des Franzosen Isaak de la Peyrère (Peyrerius), eines Hugenotten, der später zur katholischen Kirche überging und im Jahr 1676 unter den gelehrten Vätern des Oratoriums stand. Dieser schrieb im Jahr 1655 ein Buch, worin er behauptete, daß das Menschengeschlecht älter als Adam und daß dieser nur der Stammvater der jüdischen Nation, nicht aber der ganzen menschlichen Gattung sei. Man nannte seine Anhänger Präadamiten, das Buch wurde vielfach bestritten und endlich durch den Henker verbrannt. — Die Behauptung des Peyrerius griff nun allerdings noch tiefer in die biblischen Vorstellungen ein als das copernicanische System, weil er nicht nur ein einzelnes Wunder, sondern die bisherige Lehre von der Schöpfung, der Abstammung von einem Menschenpaar und der Erbsünde wankend zu machen schien. Die Hypothese von den Präadamiten verschwand zwar wieder wie tausend andere, aber die einmal angeregten Forschungen über die sogenannte Urwelt, über die Formation der Erde und der Gebirge, über die stattgefundenen Fluthen **) (zusammengehalten mit der noahischen Sündfluth), wie sie bis auf die neuesten Zeiten herab fortgesetzt, veranlaßten auch noch späterhin einen Conflict zwischen der Naturwissenschaft und der Theologie bis auf den heutigen Tag, und es fragt sich, welches ist die würdige Stellung, welche der Protestantismus dabei einzunehmen hat? Offenbar die, daß er nicht voreilig einer Hypothese zu lieb die Wahrheit der historischen Ueberlieferung aufgebe, um sich etwa damit das Ansehn der Aufklärung in den Augen Halbgebilde-

*) S. Vorl. Bd. III. S. 428.

**) Schon Peyrerius hielt die noahische Fluth nur für eine partielle.

in der Mitte unſrer Periode drin ſtand. Derſelbe Schuppius, mit deſſen Predigtweiſe ich Sie in der vorigen Stunde bekannt gemacht habe, klagt in der nämlichen Predigt über die Sabbathsfeier, daß es nicht mehr ſei wie vor Zeiten und macht uns von der frühern Zeit eine Schilderung, die wir zugleich als ein treues Lebensbild derſelben betrachten dürfen. — „Wann vor Zeiten," ſagt er*), „der Sonntag kam und die Vesper geläutet wurde, ſo wurden alle Kramladen, alle Werkſtätten zugeſchloſſen. Die Eltern ſagten zu ihren Kindern: liebe Kinder, räumet auf, nicht allein im Hauſe, ſondern auch im Herzen. Der Sonntag bricht an; Gott helfe, daß wir ihn mit heiligen Werken, Zungen, Gedanken begehn. Darauf fingen ſie an zu beten, zu leſen und zu ſingen und wann ſie ſich zu Bett legten, ſagten ſie: hilf, lieber Gott! daß wir wohl ruhen und morgen luſtig ſein, dein Wort zu hören. Wann die Morgenröthe anbrach, hörte man in allen Häuſern die Jungen und Alten mit lauter Stimme beten und allerhand geiſtliche Lieder ſingen. Wann die Mütter ihre Kinder flechteten und ſchmückten, mußte das Kind ein geiſtlich Lied ſingen oder die Mutter ſagte den Kindern etwas für aus Gottes Wort. Wann die Mütter ihren Töchtern den Kranz auffetzten, ſagten ſie, Jeſus Chriſtus ſetze dir auch im Himmel die Kron' des ewigen Lebens auf. Es machten's damals die Chriſten nicht, wie die gemeinen Leute heutiges Tages, welche des Sonntags erſt nach dem Branntwein ſchicken, ehe ſie in die Kirch gehn und ehe ihren Leib mit Speis und Trank erquicken, als ihre Seele mit Gottes Wort, welche eine trunkene Seele zum Hauſe Gottes bringen u. ſ. f." — „Wann vor Alters, heißt es weiter, unſre Vorfahren in die Kirche kamen, ſo hatten ſie keinen ſolchen Allarm wie die alten Weiber in dieſer Kirch, welche wann ſie in die Kirch kommen, zanken ſie ſich bald um die Stühl**), bald um etwas anders, und iſt ein ſolch Geſchwärm, als wann man in die Jüdenſchul zu Frankfurt a. M. käme. Sondern wann unſre Vorfahren in die Kirche kamen, fielen ſie auf ihre Knie, beteten mit Thränen, ſingen

*) Gedenk dran Hamburg. Schriften Bd. I. S. 211.

**) Dieſes Zanken der Weiber um die Kirchenſtühle finden wir um dieſelbe Zeit auch in unſrer Baslerkirche, worüber die Kirchenprotokolle des 17. Jahrhunderts nachzuſehn.

darauf an, die Kirchenlieder mit Andacht zu singen und wann der Prediger auf die Kanzel trat, so hörten sie zu wie Falken und gingen nicht wieder heraus bis daß der Segen gesprochen war, und dieses priesterlichen oder vielmehr göttlichen Segens trösteten sie sich die ganze Woche über ... Nach gehaltner Predigt begehrten sie von ihren Kindern und Gesind zu wissen, was sie in der Kirchen gehört und behalten haben. Sie ließen nicht allein ihre Knechte und Mägde, sondern auch das Vieh und also auch ihre Pferde an diesem Tage ruhen u. s. w."

Fragen wir nun, wann war dieses Damals, so weist uns der Redner selbst auf das Zeugniß des Valerius Herberger, zu dessen Zeiten es also gewesen sei und dieser Prediger lebte zu den Zeiten des 30jährigen Kriegs. Schuppius aber hielt seine Predigt im Jahr 1656. Es mochten also 20 — 30 Jahre sein, innerhalb welcher diese Veränderung des Damals und des Jetzt vor sich gegangen war, wenn nicht, wie schon angedeutet, auch einiges mit auf Rechnung der rhetorischen Gegensätze zu schreiben ist, die hier offenbar etwas grell heraustreten.

Uebrigens hatten allerdings die Zeiten des 30jährigen Krieges einen mächtigern Einfluß auf die Gestaltung des kirchlichen und sittlichen Lebens geübt, als sonst ein halbes Menschenalter in ruhigen Zeiten hervorzubringen vermag. Während der Kriegsstürme selbst kam der Gottesdienst in Zerrüttung. Viele Prediger wurden durch die Schrecken des Kriegs von Haus und Hof vertrieben, manche von Hunger und Pest hingerafft*). Die Noth drang dazu oft unwürdige Subjecte anzustellen, nur damit die Pfarrei besetzt sei oder mit noch jungen und ungeübten Candidaten vorlieb zu nehmen. So ließ unter anderm der Herzog von Würtemberg an den Commandanten von Hohentwiel den Befehl ergehen, mit dem neugewählten Prediger Geduld zu tragen, ihn bisweilen etwas aus der Postille vortragen zu lassen und ihm dazu seines Vorfahren Bücher einzuhändigen**). Im Jahr 1636 starben zu Stendal zwei Prediger an der Pest, die viele Jahre hindurch Bierbrauer

*) Nach Sattler, Geschichte des Herzogthums Würtemberg Thl. VII. S. 150. wurden im Jahr 1636 allein 326 evangelische Lehrer in wenigen Monaten hingerafft. Vergl. Schuler, Geschichte des Geschmacks im Predigen I. S. 177.

**) Schuler ebend.

gewesen waren*). Man kann sich also denken, wie es überhaupt um das Kirchenwesen, besonders gegen das Ende des Krieges stand. Aus dem Jahr 1641 wird aus der Mark Brandenburg gemeldet, daß oft nach geendigter Predigt in der Kirche Comödianten, Fechtmeister, Springer, Linienflieher (?), Tanzmeister, Bären- und Affenführer aufgetreten seien, die dem Volk zur Kurzweil ihre Possen sehen ließen, und welchen „die weisen Herrn und die Geistlichkeit mit sonderbarer Ergötzlichkeit beigewohnt" hätten**). Das paßt nun freilich nicht mehr zu dem Bilde des Schuppius von den schönern und besseren Olimszeiten! Ueberhaupt dürfen wir uns nur wieder an die Geschichte des 30jährigen Kriegs selbst zurückerinnern, um von dem Glauben abzukommen, als ob damals mit den frommen Formen auch das fromme Leben durchweg vorhanden gewesen sei. Die Strenge des militärischen Gottesdienstes, wie sie in Gustav Adolfs und Bernhards Feldlager und auch noch zu den Zeiten des großen Churfürsten von Brandenburg war, wonach kein Soldat bei Vermeidung des Halseisens den Gottesdienst versäumen durfte, und jede Zeltmannschaft das Neue Testament und die Psalmen als Bestand mit sich führte***), konnte doch nicht verhindern, daß die größte Ruchlosigkeit und der praktische Atheismus, der dem theoretischen überall vorauseilt, auch unter der damaligen Soldateska überhand nahm. Wir glauben uns in einen Jakobinerklubb versetzt, wenn uns von den Soldaten aus jenen gottseligen Zeiten des 30jährigen Krieges erzählt wird, die sich damit rühmten, „sie sagten alle Tage das A B C her und daraus könne sich der liebe Gott das Gebet selber zusammensetzen†)." Obs Katholiken oder Protestanten gewesen? wird uns freilich nicht gesagt; aber ein Beweis bleibt es immer, wie die religiöse Form allein nicht schützt wo das Herz in seinem Trotze verbleibt. Eine gleiche Ruchlosigkeit finden wir in der Schweitz. Als der Landamman Michel in den Bündner Unruhen hingerichtet wurde, betete er noch ein Vaterunser, und als er zu der Bitte kam: dein

*) Ohlert, Gesch. Friedrich Wilhelms des großen Churfürsten S. 261.
**) Nach einer Schilderung des Kanzlers von Borno: über den gegenwärtigen betrübten und kümmerlichen Zustand der Mark Brandenburg, in Ohlert a. a. O. S. 9. Anmerk.
***) Ohlert a. a. O. S. 218. und 224.
†) Raumer V. S. 608.

Zauberbibliothek und ähnlichen Schriften des Weitern verfolgen mag. Wir haben nun bereits des Kampfes gegen das Hexenweſen in der ehevorigen Stunde gedacht bei Anlaß der Hexenprozeſſe. Allein die juridiſch-criminaliſtiſche Frage, ob man Hexen peinlich behandeln und am Leben beſtrafen dürfe, führte, nachdem man nun angefangen hatte ſo manches ſich natürlich zu erklären, auf die fernere Frage über die Exiſtenz ſolcher Weſen und ihrer geheimen magiſchen Kräfte und über den Antheil, den der Teufel an ihrem Weſen nehme; und war man einmal ſo weit in der Unterſuchung gegangen, ſo blieb noch die letzte Frage übrig: ob es überhaupt im Reich der Dinge ein Weſen gebe, wie das, welches die gewöhnliche Vorſtellung als den Teufel bezeichnete? eine Frage, die freilich weit über die Naturforſchung hinausging, aber doch durch ſie mit veranlaßt wurde. Hier bemerken wir nun einen intereſſanten Stufengang in der Kühnheit der Behauptungen. Erſt beſchränkte man ſich blos darauf, in irgend einem vorliegenden Fall die Hexerei zu läugnen, ohne ſich auf das Hexenweſen überhaupt einen Schluß zu erlauben. So hatte ſchon Keppler ſeine Mutter von der Folter gerettet *). So gab auch einſt Spener ein ſehr umſichtiges Bedenken in Betreff eines Mädchens, die ſich ſelbſt eines Bundes mit dem Teufel anklagte, indem er eben ſo richtig als human auf die ſeltſamen Wirkungen der Melancholie hinwies, die oft ihre Träume für Wirklichkeit halte **). Selbſt Thomaſius läugnete weder die Exiſtenz, noch eine mögliche Wirkſamkeit des Teufels in der Gegenwart, er läugnete nur die leibhaften Erſcheinungen deſſelben und ſtritt ihm ſonach die Hörner, Klauen und Krallen ab ***), womit nicht allein der Volksglaube, ſondern auch die Beredſamkeit und die Dogmatik mancher der damaligen Prediger ihn ausgeſtattet hatte †). Andere gingen aber noch weiter und unter dieſe gehörte der holländiſche Prediger Balthaſar Bekker, ein Carteſianer, der ſogar noch etwas früher als Thomaſius auftrat.

Bekker faßte das ganze Gebiet des Teufels und Hexenglaubens

*) Vorl. Bd. III. S. 432.

**) Theologiſche Bedenken Th. II. Kap. 4. S. 588 ff., auch abgedruckt in Horſts Zauberbibl. II. S. 422 ff.

***) S. Schröckhs Biographien a. a. O.

†) S. z. B. die Predigt von Wagner in Horſts Zauberbibl. Bd. III. 308 ff., wo er ihn „den kohlſchwarzen Teufel" nennt.

bedenkt, wie die todte Orthodoxie der rein menſchlichen Moral eher ein Hinderniß in den Weg legte, als ſie beförderte. Das Eifern für die Ehre Gottes, wie es ſich bei manchen Wächtern der Kirche an den Tag legte, trat häufig ſo ſehr aus aller Verbindung mit dem natürlichen Sittengeſetz heraus, daß es ſich im Gefolge roher Unmenſchlichkeiten nur als Barbarei ausnehmen mußte. So iſt es z. B. eine auffallende Erſcheinung, wie über den Satzungen der erſten Tafel Moſis mit unerbittlicher Strenge gehalten wurde, gleich als ob ihnen an und für ſich ſchon eine höhere Heiligkeit zukomme, als den Geboten der Nächſtenliebe, gleich als ob bei ihrer Verletzung Gott der unmittelbar beleidigte Theil wäre, deſſen Zorn daher in doppeltem Maaß zu fürchten ſei u. ſ. w. So wird am häufigſten über Gotteslästerung, über Schwören und Fluchen und über Sabbathsentheiligungen geklagt und manches dahin gerechnet*), was beim Lichte betrachtet mehr im Leichtſinn oder in der Rohheit, als in einer ruchloſen Geſinnung wurzelte. Dieſe wurde vielmehr durch unbeſonnene Strenge erſt gepflanzt. An die poſitive Pflege chriſtlicher Tugenden wurde amtlicher Seits von der Kirche viel weniger gedacht, als an „Ausreutung der Laſter." Freilich war auch das Erſtere ſchwieriger, beſonders in den verwilderten Zeiten.

Was außer den genannten Sünden wider die erſte Tafel noch am meiſten gerügt wurde, war das Laſter der Unzucht, der Ueppigkeit, der Unmäßigkeit. Auch hier zeigte ſich indeſſen neben dem gerechten Eifer gegen die Unſittlichkeit, die mächtig im Schwange ging, ein mitunter unzeitiges Verdammen der weltlichen Vergnügungen, beſonders des Aufwandes der Reichen oder derer, die es den Reichen nachthun wollten. Auf keinem Gebiete ſind die ſittlichen Begriffe mehr den Schwankungen unterworfen, als auf dem Gebiete des ſogenannten Luxus, und auch hier bilden die Zeiten des 30jährigen Krieges eine merkwürdige Uebergangsepoche. So herrſchte zu den Zeiten Guſtav Adolfs am ſchwediſchen Hofe noch eine große Einfachheit und Eingezogenheit, was daraus hervorgeht, daß der Prinz Karl Guſtav, nachmaliger König, weitläufig mit ſeiner Mutter darüber correſpondirte, ob er ſich ein Kleid für den

*) Wenigſtens in den Kirchenprotokollen Baſels aus dieſer Zeit, die wir abſichtlich zum Behuf dieſer Unterſuchung durchgegangen haben.

durch Hinwegräumen des Anſtößigen und Unweſentlichen das Weſentliche zu retten, aber nicht immer geſchah dieß mit der nöthigen Umſicht, Gewiſſenhaftigkeit und Unparteilichkeit, die eine ſolche Unterſuchung erfordert. Mit der Exiſtenz des Teufels gaben Manche, wenn auch nicht den Glauben an Gott, doch den Glauben an die tiefere Realität und den mächtigen Zuſammenhang des Böſen in der Welt auf, und nahmen es mit der Sünde leichter, ſo daß auch in dieſer Hinſicht der Gewinn, deſſen die beginnende Aufklärungsperiode ſich rühmte, nur ein bedingter Gewinn war. Die Folgen zeigten ſich jedoch erſt in der Zeit, die nicht mehr in unſere Betrachtung fällt.

Wir wenden uns jetzt von dem Gebiete der Naturforſchung zu den übrigen Gebieten der Wiſſenſchaft, mit welchen der Proteſtantismus in Berührung gekommen iſt.

Hier finden wir denn, daß auf dem Gebiete der Sprachwiſſenſchaften und der Geſchichte gleichfalls wie auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften eine lobenswerthe Regſamkeit und Nacheiferung ſtattfand. Die Bedeutung, welche das politiſche Leben (unabhängig vom kirchlichen) gewann, wirkte auf die politiſche Geſchichte zurück, die in den verſchiednen Nationen würdige Bearbeiter fand. Faſt jedes Fürſtenhaus hatte ſeinen Hiſtoriographen und die Liebhaberei zu einzelnen Geſchichtszweigen verbreitete ſich mehr und mehr, wie denn auch Spener ſich mit Vorliebe auf die Genealogie und Wappenkunde gelegt hatte. Die Kirchengeſchichte trat hinter die weltliche nicht zurück. Die Bekenner der verſchiednen Confeſſionen wetteiferten in der Thätigkeit, womit ſie die Denkmäler des kirchlichen Alterthums herſtellten und beleuchteten. Namentlich zeichneten ſich neben den Vätern des Oratoriums und der Congregation des heiligen Maurus bei den Katholiken, die Mitglieder der anglicaniſchen Kirche aus, wie der Biſchof Uſher u. a., und auch der deutſche Fleiß blieb hinter dieſen Beſtrebungen nicht zurück. Freilich wurde der Geiſt der Geſchichte oft noch zu ſehr von der Maſſe erdrückt, und nur wenige Männer verſtanden es wie Boſſuet das Gemälde der Weltgeſchichte in großartigen Zügen darzuſtellen oder wie Bayle geiſtreich über die einzelnen Perſonen und Begebenheiten hin und her zu reden. Das war damals allerdings ein Vorzug der Franzoſen, der aber doch etwas ſpäter durch

Todtenbahren junger Personen mit Blumenkränzen als ein verderblicher Luxus verboten *). Viele Prediger, namentlich auch Schuppius in Hamburg, eiferten gewaltig gegen den Hoffarthsteufel und namentlich waren es die neuen Moden (die alamodischen Kleider) und die neuen Bedürfnisse, unter ihnen vor allem die Perrücken und der Gebrauch des Tabacks, welche in der katholischen wie in der protestantischen Kirche zu mancherlei widersprechenden Meinungen und Verordnungen hinführten. — Papst Innocenz XII. verbot den Geistlichen das Tragen der Perrücken in einer besondern Bulle **). Aber auch protestantische Prediger und Behörden eiferten anfänglich gegen den aufkommenden Haarschmuck und das Tragen fremder Haare. Mehrere niederländische Synoden schleuderten den Bann gegen alle Kirchenbeamte und Studenten der Theologie, welche lange gekräuselte Haare trugen und lutherische Prediger nannten ohne weiters die Erfindung der Perrücken eine Erfindung des Teufels. Viele dicke Streitschriften wurden gewechselt, worin man sogar bis auf David und Absalom, ja bis auf Adam im Paradiese zurückging, bis endlich im Gegensatz gegen die Pietisten, die sich diesem Schmucke beharrlich widersetzt hatten, und gegen andere Neuerer, das Tragen einer Perrücke sogar das Attribut der Orthodoxie und der geistlichen Würde wurde, so daß endlich im 18. Jahrhundert auch in der katholischen Kirche der Papst Pius VI. der Mode so weit nachgeben mußte, daß er das Tragen der Perrücken, jedoch ganz bescheidener und ungepuderter, den katholischen Geistlichen erlaubte***). Eine witzige Beschreibung dieser Controversen findet man in der Schrift Friedrich Nicolai's „über den Gebrauch der falschen Haare und Perrücken in alten und neuen Zeiten (Berlin und Stettin 1801)." — Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit dem Gebrauch des Tabacks. Der Gebrauch des Schnupftabacks war durch die Franzosen, der des Rauchtabacks besonders durch die Holländer zu den Deutschen gekommen. Bereits der Papst Urban VIII. verbot nun den

*) Ochs VII. S. 355.

**) Schröckh VI. S. 353. Man machte darüber den Witz, er habe es auf eine Reformation an Haupt und Gliedern abgesehen. Vergl. Spittlers Gesch. der Päpste (von Gurlitt und Paulus) S. 315.

***) Schröckh VI. S. 492.

Geistlichen während des Gottesdienstes in der Peterskirche zu schnupfen und das Verbot wurde von Innocenz XII. u. a. Päpsten erneuert *). Aber auch mehrere protestantische Regierungen erließen Verbote gegen den Taback, namentlich gegen das Rauchen. So Churſachsen im Jahr 1633, Appenzell im Jahr 1653, Bern im Jahr 1661, Zürich im Jahr 1691 **), und der Rath von Basel beschäftigte sich nicht weniger als siebenmal in dem von uns betrachteten Zeitraume mit diesem Gegenstande; doch scheint aus den von ihm erlassenen Verboten, daß mehr die Angst vor Feuersgefahr, als der sittliche Abscheu davor die Regierung geleitet habe ***). Die Geistlichen aber nahmen es von der sittlichen Seite und so sagte einer derselben in einer Predigt: „wenn ich Mäuler sehe, die Taback rauchen, so ist es mir, als sähe ich eben so viele Kamine der Hölle.“ Und merkwürdiger Weise ging es den Tabackspfeifen wie den Perrücken, man fand sie in der Folge fast nirgends mehr als bei den geistlichen Herrn. Ich führe diese Dinge keineswegs des bloßen Scherzes willen an, sondern um zu zeigen, wie die sittlichen Ansichten auch der Protestanten gar sehr mit der Mode wechselten und wie nothwendig es daher war, über die sogenannten Mittelding e ins Klare zu kommen. In dieser Beziehung hatte auch wieder der Pietismus, so ängstlich er auch in manchen Stücken war, doch wenigstens auf das Princip gedrungen, das keiner Mode unterliegt, und darin der Sittenlehre wieder den Weg nach innen gezeigt. Uebrigens trat auch hier das ernste Wort des Herrn ein, daß während man Mücken seigte, man Kameele verschluckte. Wenigstens wird über das Verschlingen der Güter der Wittwen und Waisen, über Hartherzigkeit gegen Arme, über Vervortheilung im Handel und Wandel, über Kipper und Wipper nicht minder geklagt, als über die Hoffarth und oft diese wieder als die Quelle von jenem bezeichnet. So sehr man auch es bequem fand, die „nichtsnutzigen“ Juden allein des Wuchers zu beschuldigen, so ehr-

*) Spittler a. a. O. und Wachsmuth, Sittengesch. V. 1. S. 191. Note.

**) Wachsmuth a. a. O. und Hanhart, Schweizergesch. IV. S. 355 ff. wo noch andere Luxusmandate, auch gegen die Perrücken.

***) Vergl. Ochs VII. S. 373. Es wurde sogar das Pflanzen des Tabacks verboten!

lich gesteht doch Schuppius*), daß oftmals ein Jud oder Portugies (!) sich ehrlicher und aufrichtiger erzeige, als mancher Christ. Er wirft seinen Hamburgern vor, daß sie in ihrer Wohlthätigkeit weit hinter den Katholiken zurückständen und wünscht, daß er ein lutherisches Fegfeuer erfinden könnte, um sie zu ähnlicher Wohlthat anzutreiben. „Christliche Liebe! christliche Liebe! ruft er aus, wo bist du noch bei den Lutheranern zu finden"**)! Vor 60 oder 80 Jahren, erzählt er, seien Bürgermeister gewesen, welche keine Kutschen und Pferde gehalten, aber sie haben ihr übriges Stück Brot dem Armen und Dürftigen mitgetheilt, sie haben Testamente gemacht und darin ihren Erben befohlen, was sie nach ihrem Tod den Armen jährlich geben sollen, jetzo wolle fast jeder Kutschen und Pferde halten bis auf Hans den Kuhlengräber hinunter***); aber während die Pferde den Hafer fräßen, lasse man die Brüder und Schwestern in Christo darben.

Uebrigens beweist uns auch diese Klage nur, wie ähnliche, daß es zu allen Zeiten in dieser Hinsicht gleich gewesen. Zu allen Zeiten gab es Geizhälse und Menschenfreunde, christliche und unchristliche Gemüther, und so sind uns denn doch auch aus denselben Zeiten manche schöne Züge eines wohlthätigen, christlichen Sinnes aufbewahrt. Spener, Fénélon, Pascal, Francke, die Churfürstin von Brandenburg haben wir noch nicht vergessen. Ich zähle ihnen noch bei den edlen Prälaten der englischen Kirche Johann Tillotson. Als ihm das Erzdisthum von Canterbury war übertragen worden, schrieb er unter anderm†): „Ich suche nichts vom König zu erhalten, als nur Wohlthaten für Arme und Elende und solche, die seines Beistandes werth sind, als die armen Protestanten aus Frankreich und Irland und solche arme Wittwen, deren Männer in seinem Dienste gestorben und für die oft niemand sprechen will." Aber nicht aus des Königs Beutel allein suchte Tillotson die Armuth zu trösten. Seine große Freigebigkeit und Milde hatten sein Vermögen dermaßen erschöpft, daß er seiner Familie nichts hinterließ, als seine Predigten, die nach seinem Tode gedruckt wurden.

*) Der geduldige Hiob. (Schriften Bd. I. S. 145.)
**) Almosenbüchse. (Schriften Bd. III. S. 22.)
***) Kuhlen- oder Kühlengräber s. v. a. Todtengräber.
†) In einem Briefe an Nelson. Tillotsons Leben von Birch S. 366.

Der König aber setzte der Wittwe ein Gnadengehalt aus*). Was hingegen die öffentlichen Anstalten betrifft, so mochte Schuppius zu seiner Zeit mit Recht auf die katholische Kirche und ihre großartigen Anstalten hinweisen, die indessen auch im Besitze größerer Mittel war, als das durch den Krieg verarmte protestantische Deutschland. Aber der Vorwurf mußte verstummen, als das Hallesche Waisenhaus aus den milden Beiträgen christlicher Wohlthäter sich erbaut hatte. Doch auch schon vor den Franckeschen Stiftungen blieb der Protestantismus in Errichtung wohlthätiger Anstalten nicht ganz zurück. Schon Gustav Adolf legte in Stockholm ein Arbeitshaus an, in welchem 100 arme Kinder mehrentheils auf Kosten der Regierung unterhalten und von fremden Meistern im Spinnen und Weben unterwiesen, auch Bettler und Verbrecher, doch abgesondert, zum Arbeiten angehalten wurden**). Auch die Geschichte unsers Baselschen Waisenhauses fällt in die Jahre 1665 und die folgenden. Der Spruch: „Arme habt ihr alle Zeit bei Euch," fand freilich vielleicht nie mehr als im 17. Jahrhundert seine Anwendung. Aber um so schwerer war bei dem Andrang der Bettler, die eine Hinterlassenschaft des 30jährigen und andrer Kriege waren, die Verhütung der Armuth. Daß es auf diese vor allem ankomme, sahen weise Staatsmänner wie ein Veit Ludwig von Seckendorf und andere gar wohl ein und vor allem wurde eine gute christliche Volkserziehung als das wesentlichste und einflußreichste Mittel betrachtet. Damit stand es aber in den Zeiten des 17. Jahrhunderts im Allgemeinen noch sehr schlecht***). „Es ist leicht zu ermessen," sagt Seckendorf in seinem Christenstaate (S. 526), „daß der erste Fehler nächst der schlimmen Hauszucht, darauf niemand siehet, in den niedrigen oder gemeinen Schulen geschehe." Er klagt darüber, daß man in den Dörfern die Kinder wie das Vieh aufwachsen lasse und sie blos zu seinem Hausnutzen gebrauche, daß man aber auch in den Schulen selbst so oft die ächte Frömmigkeit hintansetze und

*) Tillotsons Leben von Birch S. 493.
**) Grauert a. a. O. S. 103.
***) Ein Exempel davon das Gespräch zwischen dem Simplicissimus und dem Einsiedler, in der Ausgabe von Bülow S. 19 ff. Uebrigens möchte die große Nation des 19. Jahrhunderts noch ähnliche Beispiele aufzuweisen haben.

die Kinder mehr nach den Launen der Präceptoren abrichte als sie wahrhaft erziehe; daß man ihnen äußere Manieren in Kleidung und Gebärden angewöhne, wodurch sie weder sich noch Andern nützten und am Ende sich blos lächerlich machten und die sie sich wieder abgewöhnen müßten. Ein Hauptfehler war freilich auch die geringe Besoldung der Lehrer, worüber auch Schupplus sich in seiner gewohnten derben Weise beklagte: „Eselsarbeit verlange man von den Schulmeistern und gebe ihnen dafür Zeisigsfutter*).“ In seiner satirischen Schrift vom Schulwesen**) heißt es dann weiter: „Die erste Plage, damit die zarte Jugend in den Schulen gequälet wird, ist, daß man sie mit unendlich weitläufigen, dunkeln und verwirrten, auch meistens unnützen grammatischen Regeln etliche Jahr aufhält. Darnach wird sie mit vielen Vocabuln oder Wörtern der Dinge, die sie niemals gesehen haben oder verstehen können, gleichsam ausgepfropfet, wird ihnen aber nicht gezeigt, wie die Wörter zusammengefügt und also aus dieser Zusammenfügung eine Rede erwachsen könne.“ — Er klagt, daß über den Grammatikalien nicht nur die ächte Verstandes-, sondern auch die Herzensbildung und die Religion versäumt werde und daß es den Lehrern, die oft zu jung in das Amt kommen, ehe sie selbst Hausväter seien, an der rechten Liebe zu ihren Kindern fehle. Weil sie selen geprügelt und geplagt worden, so meinten sie, müßten sie die Kinder wieder prügeln und plagen. „Wann man ungefähr an einem Ort vorbeigeht***), da ein solcher scholastischer Tyrann sein Reich that, höret man daselbst ein jämmerliches Heulen und Winseln, eben als ob Phalaris daselbst Hof halte und daß es mehr eine Wohnung der Furien als der freien Künste sei.“ — „Derhalben ist meine Meinung (fährt der Verfasser fort), daß vorerst eine Schule angeordnet werde, welche ein Vorbild und gleichsam ein Abriß sei, darnach andere auch angestellt werden können,“ — also eine Musterschule, wie man sie in neuern Zeiten wirklich versucht hat. — Aber dazu müsse man eben die Mittel nicht scheuen,

*) Salomo oder Regentenspiegel. Schriften Bd. I. S. 54. und vom Schulwesen Bd. III. S. 173.

**) Schriften Bd. III. S. 116 ff. Die Worte werden dem Comenius und andern Schulmännern in den Mund gelegt, die mit Apollo und den Musen auf dem Parnaß sich unterreden.

***) Diese Worte legt Schuppius dem Apollo selber in den Mund!

war es Thomasius, der zuerst eine deutsche Monatsschrift herausgab und damit das Journalwesen auf den deutschen Boden verpflanzte. Wie alles in der Welt zwei Seiten hat, so brachte diese Veränderung auf der einen Seite Gewinn dadurch, daß die Wissenschaft verbreitet und gemeinnützig gemacht wurde, sie brachte aber auch leicht den Nachtheil, daß sie mit der Verbreitung auch in der That breitgeschlagen und verflächt wurde und das an Tiefe und Gründlichkeit verlor, was sie an Ausdehnung und an Schnelligkeit der Mittheilung gewann. Gleichwohl dürfen wir im Geiste des Protestantismus nicht wünschen, daß die Wissenschaft das ausschließliche Monopol irgend eines Standes bleibe und auch auf die Gefahr des möglichen Mißbrauchs hin, müssen wir diese beginnende Regsamkeit auf dem wissenschaftlichen Gebiete mit dem Schlusse des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts als einen Fortschritt in der Cultur und somit auch als einen Fortschritt des Protestantismus bezeichnen. Die Freiheit der Presse, der bereits Milton das Wort geredet, wurde zuerst in England gesetzlich eingeführt gegen Ende unsrer Periode (1694). Sie steht jedoch als vereinzelte Erscheinung der Zeit da. Indessen stand mit der Popularisirung der Wissenschaft, die durch das Journalwesen eingeleitet wurde, noch etwas anderes in Verbindung, das noch viel tiefer in die Entwicklungsgeschichte des Protestantismus eingreift, und dieß ist der Gebrauch der Muttersprache auch auf dem Gebiete der Wissenschaft; so wie in den Darstellungen der Kunst. Wenn in den Zeiten vor der Reformation sogar der Gottesdienst dem größten Theil nach lateinisch vor sich ging, so war schon die Einführung der Muttersprache beim Gottesdienst, die deutsche Predigt, der deutsche Gesang, vor allem aber die deutsche Bibelübersetzung Luthers ein Fortschritt im Geiste des Protestantismus gewesen. Luther selbst hatte die deutsche Sprache in ihre Rechte eingesetzt und ihr einen kräftigen Stempel aufgedrückt, der sie eine Sprache des christlichen Geistes zu sein, vielleicht vor allen andern Sprachen Europas befähigte. Aber die Zeit nach Luther wußte dieses Kleinod nicht nach Verdienst zu schätzen. Man fing wieder an der deutschen Sprache sich zu schämen und die Gelehrten schrieben nach wie vor latein *).

*) Ueber diesen Mißbrauch vergl. Vorl. Bd. III. S. 529.

schof der mährischen Brüder wurde. Mehrere seiner vertriebenen Glaubensbrüder hatten ihn auf seiner Flucht begleitet. Auf dem Grenzgebirge, das ihn nach Polen hinüber geleitete, fiel er auf seine Knie mit dem Angesicht nach dem verlassenen Lande und betete, daß doch Gott nicht gar mit seinem Werke von diesen Ländern weichen möchte. Als er sein Amt in Lissa antrat, stand er als ein 35jähriger Mann in der Kraft seiner Jahre und „hier erwachte (im Jahr 1627) seine Idee von einer gänzlichen Umgestaltung des Jugendunterrichtes zum klaren und lebhaften Bewußtsein *)." Diese Idee bestand wesentlich darin: „Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtniß allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden, und hiezu sei Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umgangs vor allem nöthig **)." In diesem Geist verfaßte er zuerst seine Janua (Thüre) zur Erlernung der Sprachen und später ging daraus sein Orbis pictus ***) hervor, Werke, die zu seiner Zeit eine unglaubliche Aufnahme fanden, in wenigen Jahren in 11 Sprachen übersetzt wurden und rasch hinter einander eine Menge Auflagen erlebten. Allein nicht nur durch seine Bücher wirkte Comenius nach allen Nationen hin; sondern auch persönlich leistete er den angesehensten Ländern und Reichen wesentliche Dienste in der Reform des Schulwesens. Ein englischer Parlamentsschluß rief ihn 1631 nach London †), aber die in Irland ausgebrochnen Unruhen vertrieben ihn bald wieder von da. Nun war es Schweden in der Person des großen Kanzlers Oxenstiern, das seine Talente in Anspruch nahm und später lud ihn der Fürst von Siebenbürgen Ragotzy ein, auch bei ihm die Schulen auf einen bessern Fuß zu setzen. Comenius ging mit dem Schluß des 30jährigen Krieges (1648) dahin, und begab sich darauf wieder nach Lissa zurück. Auch hier traf ihn

*) Schwarz a. a. O.
**) Herder a. a. O.
***) Diesen verfaßte er erst während seines Aufenthalts in Siebenbürgen.
†) In England finden wir dieselben Klagen über das Schulwesen wie in Deutschland. Ueber den Zustand desselben, sowie über Miltons und Anderer Reformationsversuche vergl. Kortüm, Gesch. der engl. Revol. S. 332 ff.

wieder das Unglück, daß bei den ausgebrochenen Religionsunruhen seine Bibliothek mit allen seinen Handschriften, sammt seinem ganzen Hause, ein Raud der Flammen wurde. Nun irrte er verlassen umher und ließ sich in mehrern Städten des nördlichen Deutschlands nieder, bis er endlich in Amsterdam eine Ruhestätte fand. Daß er in seinen alten Tagen ein Anhänger der Bourignon wurde, haben wir schon früher demerkt. Auch ließ er sich mit noch andern Schwärmern ein und gab sich auch selber mit Prophezeiungen des 1000jährigen Reiches ab, das nach seiner Meinung im Jahr 1672 anheben sollte. Aber er starb noch das Jahr zuvor, 1671, im 80. Jahr seines Lebens.

Es ist über den Mann und seine Leistungen im Erziehungsfache sehr verschieden geurtheilt worden. Bayle hat ihn als einen betrügerischen Windbeutel (escroc) und Industrieritter verdächtigt und Adelung ihm in der Geschichte der Narrheit eine Stelle angewiesen, während Herder ihm in den Briefen zur Beförderung der Humanität eine Ehrensäule errichtet hat.

Was den Orbis pictus betrifft, so ist derselbe freilich jetzt hinter die Masse von Kinderschriften, die aus ihm wie aus dem gemeinsamen Stammbaum hervorgewachsen sind, bescheiden zurückgetreten, aber lange Zeit war er für die Kenntniß der „sichtbaren Welt" das, was neben ihm die Merianſche Kupferdibel, die fast gleichzeitig erschien, für den Religionsunterricht war. Beides waren Bücher, an welchen die jugendliche Phantasie ihre ersten Schwingen übte; sie sind selber Geschöpfe einer kindlichen Phantasie, welche sich den Gegenstand ihrer Kunst kindlich denkt ohne es zu wollen, nicht aber sich künstlich erst hinein zwängt und die Kindlichkeit affectirt, wie es bei den heutigen Jugendschriften so oft geschieht. An Kunstwerth steht freilich der Orbis pictus der Merianschen Bibel bedeutend nach, und über manches wird die heutige Welt lächeln, so über die Abbildung der Seele als eines punctirten Körpers und über die des Teufels mit Schweif und Klauen, oder darüber, daß die Fledermaus unter der Zahl der Hausvögel erscheint. Aber was die Idee betrifft, die dem Buch zum Grunde liegt, durch fortschreitende Anschauung die Sinneswahrnehmung zu schärfen, den Verstand zu üben und die Sprache zu entwickeln, so ist diese Idee vortrefflich. Der Uebergang von der Kenntniß der äußern Natur und der Stoffe, die sie hervorbringt, zur Kenntniß der menschlichen Beschäftigungen

und Gewerbe und die Art, wie beides wieder von einem religiösen Ideenkreis umschlossen wird, indem das Büchlein mit der Schöpfung beginnt und dem jüngsten Gerichte endet, muß sich jedem einfachen Sinne empfehlen. Comenius bleibt aber das Verdienst, sich zuerst dieses einfachen Mittels mit Bewußtsein bedient zu haben, so daß es einem Basedow und allen, die auf diesem Wege mit mehr oder weniger Glück fortfuhren, leicht wurde, das Angebahnte weiter zu verfolgen. „Was Comenius (sagt ein erfahrener Pädagoge, der selige Kirchenrath Schwarz in seiner Geschichte der Erziehung II. S. 336) hierin zuerst, nämlich in der Form einer modernen Zeit ausgesprochen, sichert ihm seine Stelle in dem Tempel des Ruhms unter den Bildnern der Menschheit." Und einen solchen Mann zählte Adelung einzelner Verirrungen wegen unter die Narren.

Wenn es indessen wahr ist, daß die vortrefflichste Methode es nicht allein thut und daß auch diese wieder leicht in eine todte Form ausarten kann, wenn es allein der Geist ist, der lebendig macht, so war es auch hier wieder die Spener-Franckesche Schule, die, wie wir früher gesehn haben, ein neues Leben auch in das Erziehungswesen brachte, indem sie auch bei den Kindern, wie bei den Erwachsenen, den Kern der innern Herzensfrömmigkeit der bloßen äußern Erziehung und Abrichtung zur Kirchlichkeit entgegenstellte. Mit dem Pietismus wirkte auch der Mysticismus gemeinsam in diesem Sinne, obwohl es neben den guten Früchten auch hier nicht an einseitigen Richtungen und an Uebertreibungen fehlte. So meinte z. B. Peter Poiret, man müsse die Kinder vor allem lehren sich selbst hassen, damit sie Gott um so inniger lieben und ihre Freude nur an ihm finden lernten, was der fromme, aber besonnene Schwarz mit Recht als eine verkehrte Richtung bezeichnet, die sowohl mit der Natur als mit der Bestimmung des Menschen im Widerspruch stehe und die das wahre Christenthum nicht als die ächte erkenne *). Von der andern Seite wirkte aber auch die aufkeimende philosophische Richtung auf den Gang der Erziehung ein. Locke selbst hatte ein Werk über die Erziehung geschrieben **), das die allseitige menschliche Bildung zum Zweck hatte,

*) Schwarz, Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. S. 191. 192.

**) Vor ihm auch schon Milton.

und auch der reformatorische Thomasius unterließ nicht, wie wir bereits früher gesehn haben, den sogenannten Realismus gegenüber dem einseitigen Sprachunterrichte zu empfehlen. Aber eben schon er verfiel aus der einen Einseitigkeit bereits in die entgegengesetzte, welche das folgende Jahrhundert begierig aufgriff, „den jungen Leuten alles gleichsam spielend und durch einen angenehmen Zeitvertreib beizubringen *)." Und so zeigte sich denn auch auf diesem Gebiete wie auf andern ein Hindrängen aus der mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Zeit in die neue und moderne, denn auch in der katholischen Kirche ging mit Fénélon, dem praktischen Erziehungsmeister, eine neue Periode an, freilich mehr für die Erziehung der höhern Stände, als des Volkes, die in der katholischen Kirche meist in den Händen der Jesuiten war und von der protestantischen Volkserziehung in den folgenden Jahrhunderten bald überflügelt wurde.

Ich könnte hier die Reihe der dießmaligen Vorlesungen schließen, wenn wir uns mit der Entwicklung des Protestantismus innerhalb der europäischen Welt begnügen wollten, auf die er vom 16. Jahrhundert bis jetzt gewirkt hat. Allein wenn wir bemerken, wie es in seiner Natur und Bestimmung so gut lag als in der des Katholicismus, sich auch weiter hin unter den Völkern auszubreiten, denen das Licht des Christenthums noch nicht aufgegangen war, wenn wir es ganz natürlich finden müssen, daß er die ursprüngliche Instruction Christi an seine Jünger: „gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker" eben so gut auf sich bezog, als die katholische Kirche sie für sich allein in Anspruch nahm, so können wir noch nicht enden, ehe wir auch noch schließlich einen Blick auf das protestantische Missionswesen, dem katholischen gegenüber, gerichtet haben und dazu muß ich mir noch für wenige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit ausbitten. Die katholische Kirche hatte auch in dieser Beziehung wie in der der übrigen wohlthätigen Anstalten vor der protestantischen manche Hülfsmittel voraus. In ihrem Dienste standen die Bettelorden und der Orden der Jesuiten, und die Besitzungen der katholischen Mächte Spaniens und Portugals in

*) Luden, Thomasius S. 26. Ueber das Schulwesen in der Schweiz, namentlich in Basel vergl. die Schrift von Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel vom Jahr 1589—1733, Basel 839.

Oſt- und Weſtindien öffneten ſich ihnen als willkommne Stapelplätze. Bereits im Jahr 1622 hatte Papſt Gregor XV. eine eigne Geſellſchaft oder Congregation von Cardinälen und andern päpſtlichen Beamten geſtiftet, deren Zweck ſowohl die Verbreitung des katholiſchen Chriſtenthums unter den Ungläubigen als unter den Ketzern war, woher ſie den Namen der Propaganda führt. Fünf Jahre drauf verband Urban VIII. damit ein eignes Seminar, in welchem die für dieſen Zweck beſtimmten Miſſionarien gebildet und aus den reichen Einkünften dieſer Inſtitute auf ihren Reiſen unterſtützt wurden.

Wir haben nun ſchon in unſern frühern Vorträgen *) geſehn, wie die Jünger Loyola's in Oſtindien, in Japan, in China unter vielen Entbehrungen und mit einer nicht zu verkennenden chriſtlichen Begeiſterung das Panier des Kreuzes aufpflanzten und, ſo große Schwierigkeiten ſich ihnen auch darſtellten, dieſelben mehr durch kluge Nachgiebigkeit, als durch Gewalt zu beſeitigen ſuchten, indem ſie an die herrſchende Volksregierung geſchmeidig ſich anſchloſſen und unter dem Titel der weltlichen Wiſſenſchaft den chriſtkatholiſchen Glauben in das Volksleben zu verpflanzen ſich bemühten. In dieſer Weiſe hatten namentlich Matthäus Ricci und ſein Nachfolger Adam Schall aus Cölln in dem weiten chineſiſchen Reiche gewirkt. Allein innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt erhob ſich ein gewaltiger Widerſpruch gegen dieſe geſchmeidige Bekehrungsmethode. Der alte inquiſitoriſche Glaubensernſt und die Glaubensſtrenge der Dominikaner erhoben zürnend ihr Haupt und ſo entſtand, als im Jahr 1631 auch die Bettelmönche den Weg nach China gefunden, eine Spaltung zwiſchen ihnen und den Jeſuiten, die für den Fortgang des Miſſionsweſens keineswegs förderlich war. Ob nun gleich Papſt Alexander VII. das jeſuitiſche Verfahren in Schutz nahm und auch Ludwig XIV. von Frankreich im Jahr 1663 in Paris ein Miſſionscollegium für China errichtete, von wo aus chriſtliche Sendboten unter dem Namen königlicher Mathematiker in das Reich eindrangen, ſo erhob ſich doch die Stimme des Tadels und der Anklage fortwährend von Seiten der Dominikaner und ſetzte ſich zum allgemeinen Scandale ins 18. Jahrhundert hinein

*) Vorl. Bd. III. 486 ff.

unter vielen Intriguen von beiden Seiten fort. Ausschließlicher war dagegen die Wirksamkeit des Jesuitenordens in Amerika, namentlich in dem eignen Jesuitenstaate Paraguay, von dessen Einrichtung jedoch da am besten zu reden sein wird, wo die Herrlichkeit ein Ende nahm, in der Periode des 18. Jahrhunderts.

Wir sehen uns für jetzt blos nach den Bestrebungen der Protestanten um, die in dieser Zeit, den kühnen Anstrengungen der römischen Kirche gegenüber, nur bescheiden und in schwachen Anfängen auftreten.

Schon im 16. Jahrhundert hatte König Gustav Wasa von Schweden den Gedanken gefaßt, eine Mission unter den heidnischen Lappländern *) zu gründen und diesen Gedanken nahm der große Gustav Adolf wieder auf, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, seinen Plan ins Werk zu setzen. Eben so blieb die Niederlassung einiger Calvinisten aus Frankreich in Brasilien, welche der Admiral Coligny im Jahr 1556 betrieben hatte, ohne weitere Frucht. Dagegen finden wir bereits zu den Zeiten des 30jährigen Krieges einen einzelnen für den Christusglauben begeisterten Mann, den Sohn eines Lübecker Goldschmiedes, Peter Heyling **), als Missionar für Abyssinien sich aufmachen. Heyling, der besonders an den Schriften eines Johann Arndt, Thomas Kempis und Tauler seinen christlichen Sinn genährt hatte, war während der Unruhen des Krieges veranlaßt worden, mit einigen seiner Landsleute das deutsche Vaterland zu verlassen und hatte sich im Jahr 1628 nach Paris begeben, wo er unter anderm die Bekanntschaft des berühmten Hugo Grotius machte ***). Aufgemuntert von ihm, trat er mit einigen Freunden in eine Verbindung, deren Zweck es war, sich dem Dienst des Evan-

*) Ueber diese frühern Bestrebungen siehe Rudelbach in der Christoterpe für 1833. Erst mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts fand sich ein Mann, der zum Apostel der Lappländer ausersehn schien, Thomas Westen, von dem hier noch nicht geredet werden kann.

**) Vergl. über ihn Ludolf, histor. Aethiop. lib. III. c. 12. und Commentar. p. 551. — Johann Heinrich Michaelis, sonderbarer Lebenslauf Herrn Peter Heylings aus Lübeck aus des Geh. Rath Ludolfs edirten Schriften. Halle, 1724. 8. und Müntzendecher in den christlichen Mittheilungen von Straßburg V. 1. S. 1 ff.

***) Als ein besonderer Beweis von der Gunst, die er bei Grotius genossen, wird gerühmt „in massen er mit des Herrn Grotii Wagen mit 2 Pferden bespannet, und von 2 Laquaien begleitet, den Herrn Marquard aus Lübeck in Paris besuchet." Michaelis S. 5.

geliums in den außereuropäiſchen Ländern zu widmen *). Ihr Hauptaugenmerk ging zunächſt auf den Orient. Einer derſelben, Hieronymus von Dorne, ging über die Türkei und Kleinaſien nach Syrien und Paläſtina und beſuchte auch Arabien und Aegypten. Von ſeiner Thätigkeit in dieſen Ländern iſt aber nicht viel auf uns gekommen **). Nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland trat er in churbrandenburgiſche Dienſte und ſtarb endlich als Stadthauptmann zu Mölln.

Ein anderer, Andreas Blumenhagen, hatte ſich beſonders die Türkei auserſehen und ſchiffte ſich über Malta nach Conſtantinopel, wo er eines gewaltſamen Todes geſtorben zu ſein ſcheint. Ueber das Schickſal der andern jungen Männer, die ähnliche Reiſen unternahmen, iſt uns gar keine Kunde geworden. Heyling aber drang wirklich bis Abyſſinien vor. Er hatte indeſſen mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen und namentlich ſtellten ſich ihm bereits während ſeines Aufenthaltes in Aegypten die jeſuitiſchen und römiſch-katholiſchen Miſſionarien, die auch dorthin ſchon den Weg gefunden hatten, entgegen, nachdem ſie ihn vergebens zum Uebertritt in ihre Kirche zu bewegen verſucht hatten. Aus Abyſſinien ***) ſelbſt waren die Jeſuiten durch den dortigen König Baſilides vertrieben worden und es fragte ſich, ob es einem proteſtantiſchen Sendboten beſſer gelingen würde, die Eingebornen für den chriſtlichen Glauben zu gewinnen? Heyling wagte wenigſtens den Verſuch und langte im Jahr 1635 in Habeſch an. Er gewann das Herz des Königs.

*) Daß ſie gerade ihrer zwölf geweſen und ſich (wie eine alte Sage auch von den zwölf Apoſteln berichtet) durchs Loos in die Länder vertheilt haben, welche ſie bereiſen wollten, beruht auf unſicherm Zeugniß. Vergl. Michaelis S. 99.

**) Einen Brief aus Aleppo theilt Michaelis mit S. 103.

***) Ueber die Mittel, deren ſie ſich in Abyſſinien bedienten, den römiſchen Glauben (auch mit Unterdrückung des alten Monophyſitismus) einzuführen ſ. Michaelis a. a. O. Unter anderm wurde auch das Spielen von geiſtlichen Komödien verſucht. „Als ſie aber auch einige Teufel auf dem Theatro präſentireten, hatte alle Freude und Kurzweil bei den Zuſchauern ein Ende; denn die guten einfältigen Leute geriethen darüber in eine ſolche Furcht und Schrecken, daß ſie davon liefen und ſchrien: Wailana, wailana, sait anata amtz'eu, o wehe, o wehe, ſie haben auch die Teufel hergebracht.“ S. 30. Aber es blieb nicht bei bloßen Komödien; es fehlte nicht an Gewaltthaten, bis endlich das Jeſuitenreich ein tragiſches Ende nahm. Eine von der Propaganda geſchickte Miſſion der Capuziner fand gleichfalls Widerſtand. Drei ihrer Prediger wurden enthauptet.

Dieser machte ihn sogar zu seinem Rath und Minister und verheirathete ihn mit einer Prinzessin des königlichen Hauses *). Heyling übersetzte die Schriften des Neuen Testaments in die dem Volke allein bekannte Amharasprache und diese Uebersetzung ward vom Volke mit Freuden aufgenommen. Aber später scheint sich die Aussicht auf eine erfolgreiche Wirksamkeit wieder getrübt zu haben. Nach einigen Nachrichten soll er unter einem spätern König (Adjam-Saged) gezwungen worden sein, das Land zu verlassen und auf der Reise gestorben oder wohl gar gewaltsam ermordet worden sein.

Gleichzeitig mit Peter Heyling lebte und wirkte der Engländer Johann Eliot**), dessen näherer Geburtsort und dessen frühere Geschichte unbekannt geblieben sind und von dem wir nur so viel wissen, daß er ums Jahr 1603 in einer, wie es scheint wohlhabenden Familie geboren wurde und daß er später in Cambridge theologische Studien machte. Die nähere Verbindung mit einem puritanischen Geistlichen, Thomas Hooker, stimmte ihn für jene ernstere Richtung des Christenthums, welche diese Partei vertrat. Er schiffte sich, um ungestört nach den Grundsätzen der kirchlichen Unabhängigkeit leben zu können, nach Nordamerika ein und landete 1631 in Boston. Bald wurde er Prediger einer puritanischen Gemeinde zu Roxbury, wo er zugleich durch die Verheirathung mit einer Ausgewanderten seinen Hausstand zu gründen anfing, in dem er sich vollkommen heimisch und glücklich fühlte; denn er lebte in seiner neuen Gemeinde wie ein Vater unter seinen Kindern und seine Gattin unterstützte ihn treulich in den vielfachen Werken der christlichen Liebe, die er übte. Von seiner wohlthätigen Gesinnung gegen die Armen der Gemeinde nur ein Beispiel. Als er einst seinen Gehalt, den ihm der Schatzmeister der Gemeinde ausbezahlt hatte, in seinem Schnupftuch nach Hause trug, begegnete ihm eine arme Familie. Eliot will ihr eine Unterstützung reichen, aber

*) Mit „einer Princesse du sang" nach Michaelis. Wie lange er aber mit ihr verehlicht gewesen und ob er Kinder erhalten? weiß man nicht. — Was man in Europa von ihm erfuhr, beruhte fast einzig auf den Aussagen des abyssinischen Abbas Gregorius, der 1652 von dem Geheimrath Ludolf, dessen Bekanntschaft er in Rom gemacht hatte, an den Hof Herzogs Ernst von Gotha gebracht wurde, wo er ein halbes Jahr verweilte.

**) S. Brauer, Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung, Altona 1835. I.

die Knoten des Tuches waren so fest geschlungen, daß er mit der Hand nicht hineinlangen konnte. Da wirft er der armen Hausfrau das ganze Bündel hin mit den Worten: „Gott hat es euch gewiß alles zugedacht!" — So lieb indessen dem liebenden Prediger seine Gemeinde war, so zog es ihn doch mit einem geheimen Zug der Seele nach den Urwäldern der Indianer hin, um auch in diesen das Wort des Evangeliums erschallen zu lassen. Dazu mußte er aber vor allem die sehr schwierige Sprache sich aneignen*), was er jeden Morgen mit Sonnenaufgang vor die Hand nahm und womit er erst nach vollen 15 Jahren fertig wurde. Nun machte er sich den 28. October 1646 im Begleite von drei Freunden auf den Weg und trat mitten in der nächstgelegenen Indianerhorde auf, der er seine Ankunft zuvor hatte melden lassen. Die Wilden wußten nicht, was der weiße Mann ihnen Wichtiges zu sagen habe, fanden sich aber ein und hörten seiner feurigen Rede zu, die über eine Stunde dauerte und, wie es schien, schon jetzt einige Herzen gewaltig ergriff. Er setzte seine Arbeit fort und hatte die Freude, nach mehrern Vorträgen, die er gehalten, eine christliche Indianergemeinde um sich herum aufblühn zu sehn. Eliot wandte sich nun an den Vorstand der englischen Niederlassung und erhielt einen Strich Landes, auf welchem er mit Hülfe der Neubekehrten eine Stadt anlegen konnte, die Stadt Nonanetum (Wonne). Wenn nun die Jesuiten erst die Civilisation und dann in ihrem Gefolge das Christenthum zu bringen suchten, so ging Eliot den umgekehrten Weg, erst das Christenthum zu gründen und dann auf diesem Grunde die Civilisation erstehen zu lassen und dieß ist der Weg der protestantischen Missionen bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Männer, früher nur an Krieg und Jagd gewöhnt, lernten die Pflugschaar und die Sichel führen, oder ein einfaches Handwerk treiben; die Weiber gewöhnten sich an den Spinnrocken und brachten Waaren und Feldfrüchte auf die Märkte der Stadt und der Umgegend und die Häuser, die sie bewohnten, waren reinlicher und bequemer als die verlassenen Waldhütten. Bald wirkte das

*) Besonders schwierig durch die Zusammensetzungen. „Unsre Lüfte" heißt Nummatscheckodtantamuhngannunonasch; — „unsre Liebe": Nuhrromantammuhnkanunonasch u. s. f. Brauer S. 11.

Beispiel und die fortdauernde Predigt Eliots so weit, daß die Anzahl der Gläubigen sich mehrte und neben der ersten Gemeinde noch mit Ende des Jahres 1647 eine zweite dastand, und diese führte den Namen Concord. Das alles gelang freilich nicht ohne große Arbeit und manchen Kampf. Nicht nur die Hindernisse der äußern Natur versperrten ihm die Wege, sondern auch die Wildheit der einen und andern der Häuptlinge setzte seine Geduld auf eine schwere Probe; doch diese Geduld bewährte sich unter vielfachen Kämpfen und ward durch die Erbauung einer dritten Stadt, Naticke, belohnt, bis endlich im Jahr 1674 unter seiner Obhut 14 kleinere und größere Städte sich befanden, nachdem schon im Jahr 1670 die Zahl der Neubekehrten auf etwa 5000 sich belaufen hatte. Die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache war nun ein Hauptmittel zur weitern Beförderung des Christenthums in diesen Gegenden und bereits im Jahr 1661 konnte das Neue Testament in virginischer Sprache zu Cambridge gedruckt werden. Drei Jahre später folgte das Alte Testament. Eliot wirkte unermüdlich und unter mancherlei Hemmungen bis in sein hohes Alter. Er starb zu Anfang des Jahres 1690 im 87. Jahr seines Lebens. „Der Tod soll mir sein, wie der Schlaf eines Müden" sagte er. „Der Herr, dem ich 80 Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O komm in deiner Herrlichkeit! lange habe ich auf dich gewartet, laß nur das Werk unter den Indianern fortleben, wann ich sterbe. Willkommen Herr! willkommen!" Hinter diesem Eifer Eliots für die Bekehrung der Indianer sollte nun auch die Mutterkirche Englands nicht länger zurückbleiben, und wenn wir bisher nur einzelne Männer aus eignem Antrieb ihres Herzens für die Verbreitung des Evangeliums in fremden Ländern wirksam gesehn haben, so gab England schon im 17. Jahrhundert das erste Beispiel von einer protestantischen Missionsgesellschaft gegenüber der katholischen Propaganda. Nur wenige Monate nachdem Eliot seine Reise zu den Indianerstämmen angetreten hatte, gründete das englische Parlament im Jahr 1647 die Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums in fremden Ländern. Karl II. gab ihr 1661 die königliche Bestätigung und Robert Boyle, den wir bereits aus seiner Stiftung gegen die Deisten kennen, ward ihr Präsident. Viele reiche Vermächtnisse mehrten die Mittel derselben und bereits im Jahr 1679 konnte zu Boston eine Kirche für den

bischöflichen Gottesdienst erbaut werden, was auch einige Zeit nachher auf den englischen Inseln in Westindien geschah *).

So weit die Geschichte des Missionswesens im 17. Jahrhundert und so weit die Geschichte des Protestantismus in dieser Zeit überhaupt.

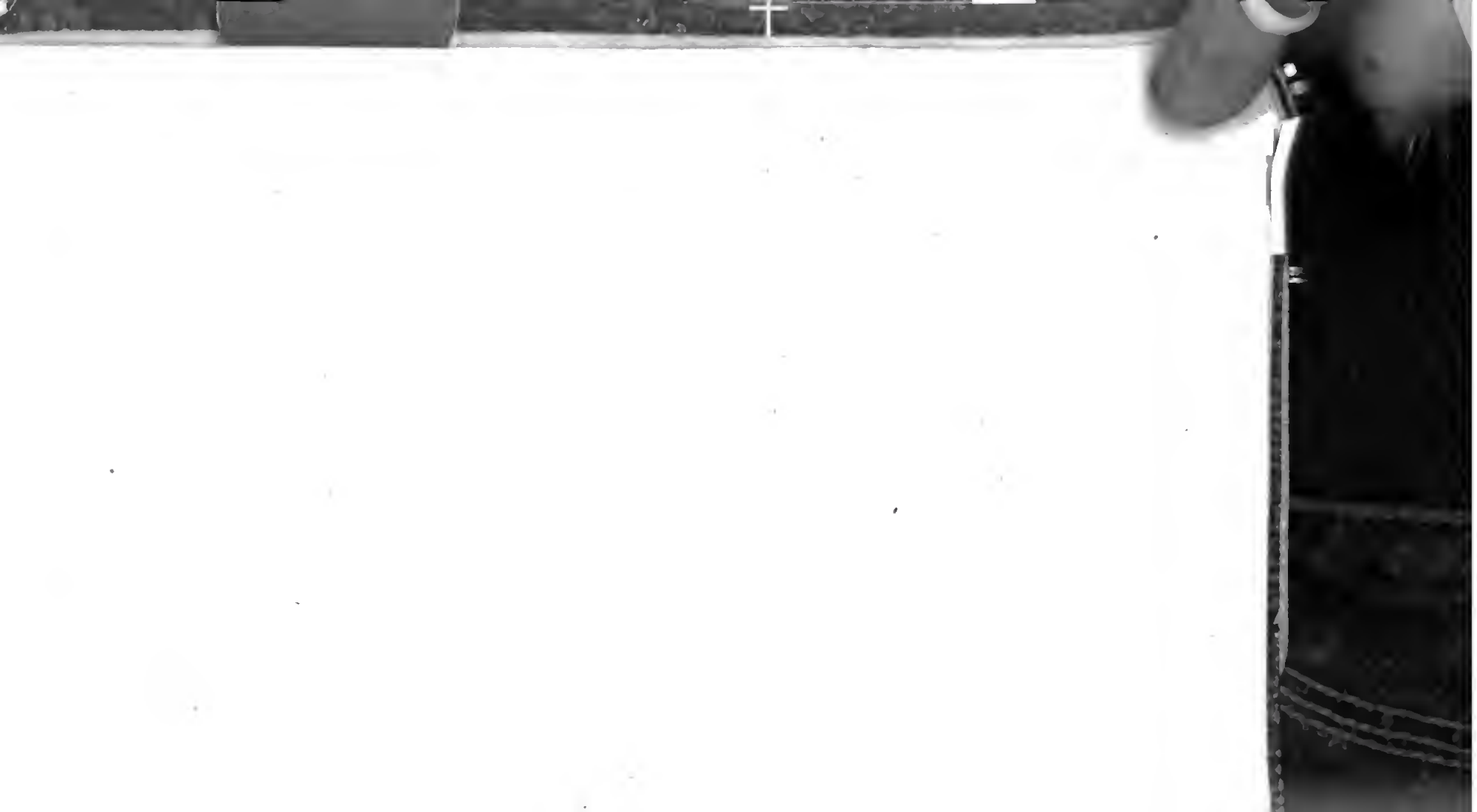
Blicken wir noch einmal auf die in 22 Vorlesungen durchlaufene Bahn zurück von den Ufern des Merrimack und den Urwäldern der Indianer, wohin sich unsre Darstellung hineinverirrt hat, nach den Gefilden Böhmens und Deutschlands, von wo wir die Flamme des 30jährigen Krieges haben ausbrechen sehen, so haben wir, wenn auch nur einen kleinen Zeitraum von etwa 80 Jahren, also von einem Menschenalter wie das unsers Eliots war, doch einen bedeutenden geographischen Flächenraum durchwandert und einen nicht minder bedeutenden Schauplatz von innern und äußern Begebenheiten durchmessen. Schauerliches und Erfreuliches, Erhebendes und Niederbeugendes, manches Ernste und Gewaltige und manches Kleinliche und Lächerliche, manche Wahrheiten und manche Halbwahrheiten und Verirrungen, Tugenden und Laster sind an uns vorübergegangen. Neue Elemente des Protestantismus, die wir in den frühern Zeiten nach der Reformation noch nicht gefunden hatten, haben wir kennen gelernt; hier den Pietismus, mit seinen heilsamen Früchten wie mit seinen eignen und den Ausartungen des Mysticismus, der wieder seine eigne Geschichte hatte, dort die neuere Philosophie mit ihrem guten, wie mit ihrem schädlichen Einfluß, und darin verwoben so manche Persönlichkeit, in der bald die eine, bald die andere Seite des Protestantismus zur Erscheinung kam, Weise und Schwärmer, Glaubenshelden und Freidenker, ächte und zweideutige Reformatoren auf den verschiednen Gebieten des Lebens, auf dem der Religion, der Politik, der Wissenschaft, der Kunst und der Erziehung; und wenn wir dabei fortwährend unsre protestantische Kirche und ihre Entwicklung vorzüglich berücksichtigt haben, so hat sich uns doch auch dasselbe Bild der Zeit mehr oder weniger im Katholicismus wieder gespiegelt, und auch an Versuchen der Annäherung und der Vereinigung zwischen den verschiednen Confessionen hat es nicht gefehlt.

*) Schröckh VIII. S. 435

ben indessen auch die Kirchen und die confessionellen Systeme gesondert und mußten es bleiben, so haben wir doch auch wieder die Grüße eines der Zeit schon vorangeschrittenen Geistes aus der einen Kirche in die andere hinüber vernommen. Wir haben die Häupter eines Spener und eines Fénélon sich hinneigen sehen nach dem einen Mittler und Hirten hin, der für beide Kirchen derselbe ist und der die Seinen kennt, welcher äußern Gemeinde sie auch angehören; ja der alles in eine Heerde sammeln wird, wenn die Zeit wird erfüllet sein.

Ich habe so viel als möglich die Personen und die Begebenheiten selbst reden lassen, dabei aber denn doch mir erlaubt, mitunter mit meinen eignen Gedanken dazwischen zu treten. Ich that es, nicht um mich mit meiner persönlichen Ansicht hervorzudrängen, sondern weil ich wußte, daß Viele von Ihnen eine solche mehr reflectirende Behandlung der Geschichte wünschten und erwarteten. Dabei konnte es aber freilich nicht fehlen, daß nicht hie und da meine Ansicht eine andre sein konnte, als die, welche Sie sich selbst unabhängig von der meinigen werden gebildet haben. Manchem war vielleicht meine Ansicht nicht schroff und entscheidend genug, nach der einen oder andern Seite hin. Allein je mehr ich in die Geschichte der Kirche Christi mich hineinstudire, desto behutsamer wird mein Urtheil im Einzelnen, ob es gleich an Sicherheit im Ganzen zu gewinnen hofft. Die Grundprincipien des Christenthums wie des Protestantismus, die ich während des ganzen Vortrags nie verhehlt, vielmehr öfter wiederholt habe, stellen sich mir wenigstens immer bestimmter und fester heraus; so daß mir immer klarer wird, wo das Licht und wo der Schatten ist. Aber die Vertheilung von Licht und Schatten beim Entwurf des einzelnen Bildes ist immer die schwierigste Aufgabe und da mag ich oft das richtige Maaß an dem einen wie an dem andern Orte verfehlt, hier das Eine nicht genug ins Licht gehoben, dort das Andere nicht kräftig genug schattirt haben; was auch daher kommen mochte, daß ich von dem Lichte der einen Erscheinung mich vielleicht zu sehr blenden, von dem Dunkel der andern mich zu sehr abschrecken ließ. Grelle Verstöße gegen die Billigkeit des Urtheils glaube ich indessen nicht begangen zu haben, wenigstens nicht mit Wissen, und so darf ich denn auch wohl bei dem Abschiede von Ihnen das Bewußtsein

mit mir nehmen, daß wenn ich auch nicht alle Meinungsweiſen in gleichem Maaße befriedigt, ich doch wohl kein Gemüth verletzt habe.

Der Gott des Friedens erhalte auch in unſrer Kirche das Band der Liebe und der Einigkeit und laſſe uns dem vorgeſteckten Ziele unſrer himmliſchen Berufung immer freudiger und wirkſamer entgegenſtreben. Er ſei mit Ihnen und mit Allen, welche die Wahrheit ſuchen in Liebe.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.